This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

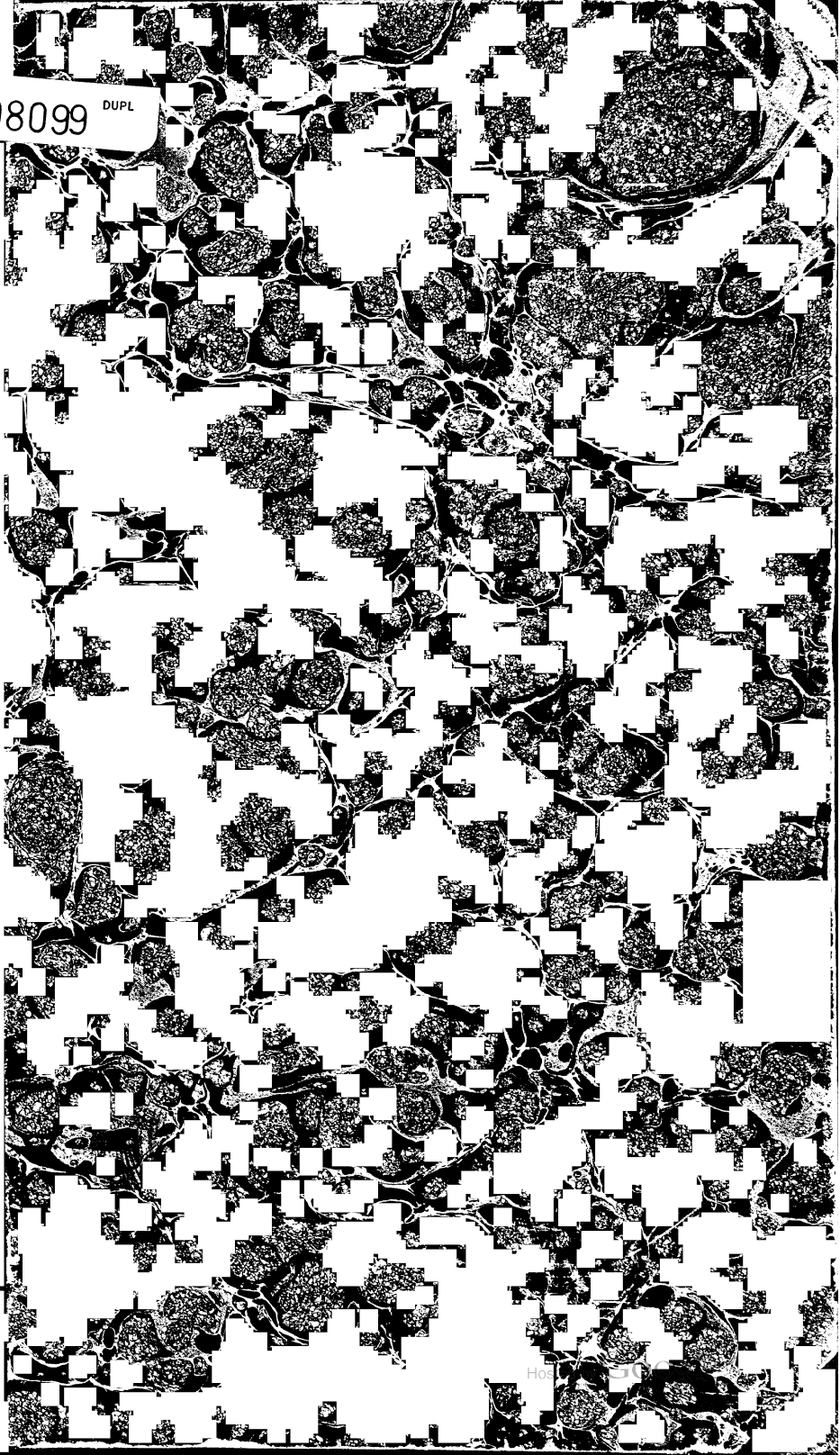
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

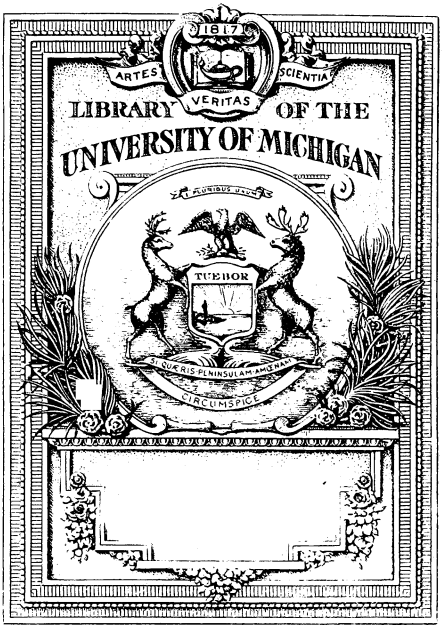
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 598099 DUPL





Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Fünfundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1898

Hosted by Google

Hosted by Google

1 342-51

Recent Hist
Harvard.
4-23-31
23211

Inhalt.

Adventisten 491
Alischan, Ghewond 482
Alkoholfrage, die, s. a. Getränke 185.
Allerseelen 370
Anklagebank, auf der 273
Ausweisungen s. Notizbuch 564.
Bankmanöver, west-oestliche . . . 182
Bismarck und die Deutschen . . 321
Braunschweig 233
Bücher, lesenswerthe s. Notizbuch 526.
Buddhistische s. Lieder.
Byzantinismus s. Notizbuch 131.
Croy, Gustav 588
Dezembersorgen 485
Diplomaten, wir 83
Diva Evina 166
Don Quixote s. Kienzl.
Elisabeth s. Kaiserin.
Ende, das, der Sozialwissenschaft 59
Faschoda 336
Ferri, Enrico 352
Finanzsorgen 227
Fontane 1
Frankreich s. Italien.
Franz Josef 407
Frau, die, in der Gegenwart . . 210
Frau, meine 511
Freiheit, die, politischer Aeußerung und die Universitäten 576
Freundin, die, der Entgleisten . 476
Friedenskonferenz, die 424
Gedichte 583
Geheimniß, das, der Materie . . 590
Geldknappheit 403
Gelehrten-Sozialismus s. Vernichtung.
Generationen 393
Getränke, giftige s. a. Alkoholfrage 421.
Halkatisten, die 544
Harcourt, William s. Notizbuch 564.
Häufigkeitwörterbuch der deutschen Sprache s. Riesenthorheit.
Hebbels Nachlaß, aus 326
s. a. Notizbuch 563.
Heilige Stätten s. Stätten.
Herbsttage, Krakauer 173
Hexe, die, von Siebenbürgen . . 333
Hoftheater, Berliner s. Notizbuch 566.
Hohenlohe, der Fall 49
s. a. Notizbuch 565.
Humor s. Psychophysik.
Ideologie, unsere 245
Industrien, chemische 603
Industrieblüthe 92
Irrende-Ritter-Musik 508
Italien und Frankreich 444
Jüdische Wirthschaftgeschichte s. Wirthschaftgeschichte.
Kaiserin Elisabeth 113
Kant und der Zar 106
Kapital und Börse 523
Kienzl, Don 438
Klingers Werkstatt, aus 67
König Otto s. Notizbuch 48.
Kräfte, die bewegenden, der Volkswirthschaft 143
Krakauer s. Herbsttage.
Kreta und Griechenland 160
Kreuzfahrer, die 361
Krise, die, in Ungarn 466
Legenden, zwei 230

Hosted by Google

Liebe, physische 218
Liebesleben, das, in der Natur s. Liebe.
Lieder, Buddhistische 116
Loewe-Schuckert 358
Lucceni 371
Luccheni's Verbrechen 366
Meraner Volksschauspiele 31
Meyer, Conrad Ferdinand, als Lyriker 459
Mickiewicz, Adam 608
Musik s. Irrende Ritter.
Nachtigal, die 205
Nietzsche und die Frauen 534
Notizbuch 46, 131, 526, 562
Oktoberstimmung 127
Palaestina-Postkarten 95
Pilger, die beiden 263
Politik, südeuropäische s. Notizbuch 565.
Psychophysik des Humors . . . 374
Regirungweisheit s. Notizbuch 528
Reichstag s. Notizbuch 562.
Recepte, meine 488
Riesenthorheit, eine 306
Rops, Félicien 430
Rose, eine 38
Rothschilds Geige 398
Rottenparade 97
Samoa, aus 222
Satan und Prometheus 286
Schäfer Thomas 567
Schlaf, Johannes 163
Schriftstellerleiden 299
Schulbureaukratie 260
Schweninger s. Rezepte.
Selbstanzeigen 88, 124, 178, 265, 395, 479, 556, 599
Sheherzad 137
Sklaverei in Griechenland . . . 17
Sozialwissenschaft s. Ende.
Spaniens Zukunft 559
Stätten, Heilige 529
Stovepipe Ben 309
Strike, der, der Geister 77
Toteninsel, die 127
Transaktionen, neue 318
Triebkräfte, die moralischen, im Leben der Gegenwart 412
Ungarn s. Krise.
Verbrecher in der Literatur . . . 342
Vermächtniß, das 133
Vernichtung, die, des Gelehrten-Sozialismus 7
Verse 65
Vogeljagd 434
Volksschaupiele s. Meraner.
Volkswirthschaft s. Kräfte.
Warnung, eine 270
Weihnachtbaum, der 551
Wirthschaftgeschichte, jüdische 447, 496
Zar s. Kant.
Zuchthausbrüder, die 606
Zuckerskandal, ein 43

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Oktober 1898.

Fontane.

Vor zehn Jahren, im Spätherbst, entstand dem alten Meister Theodor Fontane ein kleines Gedicht. Er dachte des Tages, da sie ihm den Sohn zur letzten Ruhstatt hinausgetragen hatten. Ein sonniger Septembertag wars gewesen. Röthlich schimmerten durch das dunkle Grün schon die vor dem Tode noch prunkenden Blätter, scharf und klar war im teltower Kreis die Luft und über dem bunten Herbstkleid der Felder tändelten girrende Tauben. Rothe Spätrosen und weiße Malven fielen sacht auf den Sarg, ein paar Schollen polterten plump hinterdrein und schlugen mit dumpfem Schall auf das Tannenholz, drei Salven dröhnten nach, — dann war Alles still. Alles aus. Der Wind strich über das frische Grab. Vielleicht drängten die Leidtragenden, wie die Sitte es will, heran und schüttelten den Eltern die Hände. Der Vater stand aufrecht und lauschte dem Schweigen des Alls. Ihm war es beredt, sprach vom Werden und Vergehen alles Irdischen, summte das alte heraklitische Wiegenlied, den Abendtrost der nach Schlummer lechzenden Menschheit. Ob Der, dessen letztes Lager nun die braune Erddecke wärmte, nicht am Leben gelitten hatte? Ihm war ein guter Tod beschieden; und dem ihm nachsinnenden Vater schwand der Trennungschmerz. Ohne Bitterkeit, in fast wohliger Wehmuth, dachte er nach einem Jahr schon der Stunde und mit der Erinnerung an die drei Salven zogen drei kleine Strophen durch den wachen Poetensinn. Der Abschiedsgruß an den Jungen. Ein herbstlich gefärbtes, die laute Bethulichkeit der Friedhöflinge scheuendes Gefühl, das in den Wunsch ausklang: „Und kommt die Stund' uns, Dir uns anzureihn, so laß die Stunde, Gott, wie diese sein!" Der Gott, den die Dichter denken, hat gnädig die fromme

Hosted by Google

Bitte erhört. Meister Theodor aus Neu-Ruppin, der Stadt Zietens und Schinkels, ist schmerzlos an einem dunklen Septemberabend entschlafen. Es war kein Sonnentag gewesen, aber auch keiner von den kalten, die uns in diesem Herbst plötzlich mit Wintersahnung schreckten. Man konnte mittags am offenen Fenster sitzen und freute sich abends der wärmenden Lampe. Der alte Fontane aß und trank tüchtig; dann ein Schlag: das Herz stand still. Keine Krankheit, kein mähliches Stocken der Lebensfunktionen, kein Sorgenlager, das die Liebe angstvoll umseufzt. Im Schlafzimmer saß er auf dem Bett, den Kopf in die Kissen gebeugt. Alles will seine Ordnung haben. Und ein ordentlicher Mensch schlüpft schnell noch ins Schlafzimmer, wenn es ans Sterben geht.

Der Bewunderer des Alten Fritzen war sein Leben lang ein ordentlicher Mensch; „ein Bischen verdreht, wie alle Apotheker", aber stets für „festes Gesetz und festen Befehl"; unter dem weißen Haar noch hitzig, aber stets märkisch stramm und der Obrigkeit in Treue gehorsam. Es ist noch nicht lange her, da sah ich ihn in der Dämmerung auf dem Potsdamer Platz, den man, dank der löblichen Leistung des kopflosen Magistrates, seit Wochen nur mit Lebensgefahr überschreiten kann. Der alte Herr hatte den Rockkragen bis über die Ohren gezogen, den grünkarrirten Shawl um den Hals geschlungen, hielt das Taschentuch vor den Mund und harrte, aufrecht und geduldig. Ringsum ein undurchdringlich scheinendes Gewirr von Droschken und Pferdebahnwagen, jede Lücke durch dichte Fußgängerschaaren verstopft. Fontane stand ruhig und machte keinen Versuch, sich vom Strom an die Josthecke tragen zu lassen, wo Rettung winkte. Innerlich mochte er Denen wohl grollen, die alte Leute zwangen, in Wind und Wetter zu warten. Wozu aber wider den Stachel löken? Ordnung muß nun einmal sein; und der Schutzmann würde schon das Zeichen geben, wenn es für ordentliche Menschen Zeit war, sich über den Damm zu wagen. „Dulde, gedulde Dich fein." Du versäumst ja nichts. Ob Du früher oder später, mit oder ohne Schnupfen nach Hause kommst: „es kribbelt und wibbelt weiter". Kein Fältchen des Unmuthes war in dem straffen Bureaukratengesicht bemerkbar; und das große blaue Auge, das echte Fritzenauge, das über dem borstigen Schnurrbart wie ein Band Goethe in einer Wachtstube wirkte, sah in gewohnter Milde auf die Wirrniß. Manches, was felsenfest schien, hat sich in Fontanes Weltanschauung gewandelt, manche Eiskruste ist von den Sinnen des 1819 Geborenen abgethaut, er hat die Vorurtheile, die einst heiligen Ueberzeugungen lächelnd bestattet und ist

Hosted by Google

in den Jahren, die sonst zur Erstarrung, zum bewußten Verharren auf einer bestimmten Anschauungstufe führen, ganz himmlisch, ganz höllisch radikal geworden. Mit gewissen Dingen aber ließ er nicht „Schindluder treiben"; und den Sinn für die Ordnung hat der in Preußens Sandbüchse verpflanzte Sproß hugenottischer Gascogner sich immer bewahrt.

Wie es kam, daß aus dem Redakteur der Kreuzzeitung allgemach der Schöpfer der kleinen Effi Briest wurde, der Ersinner der im Kern revolutionärsten, den heikelsten Punkt der bourgeoisen Ordnung mit nie erschauter Keckheit antastenden Dichtung, und der verhätschelte Liebling der Allerjüngsten? Gute Augen lesen die Geschichte dieser lustig bergan führenden Wanderung in den Lebenserinnerungen des preußischen Lyrikers, zwischen den Zeilen noch besser als im sorglos niedergeschriebenen Text. Fontane gehörte selbst zu den Kindern der Zeit, die er so sehr liebte, „jener reizvollen, aus prosaischen und poetischen Elementen wunderlich gemischten Zeit, die ihr Kleid in den Schlössern der Ludwige, ihren Gehalt aber in den Schlössern der Friedriche empfing." Er konnte von sich sagen: „Ich bin Märker, aber noch mehr Gascogner;" in seinem Wesen einten sich steife Märkergradheit und an Rabelais und Voltaire gemahnender esprit gaulois; und es war seltsam zu sehen, wie die beiden Seelen mit einander kämpften, Waffenstillstände schlossen und es schließlich schien, als habe an der Geburtstätte dieses Einzigen, der wie ein Franzos lachen und wie ein Deutscher träumen konnte, die Dordogne den Lauf der Oder gekreuzt. „Das Haus, die Heimath, die Beschränkung" hatten ihm das Beste gegeben: den festen Wurzelboden und den Sinn für die kargen Reize einer nicht verschwenderisch geschmückten Landschaft. Auf die Reise nahm er die Liebe zum damals noch kleinen Vaterländchen mit; und als er in Schottland, wo er sinnend seine schönsten Balladen gefunden hatte, am Leven-See vor einem alten Douglas-Schloß stand, kam ihm der Gedanke: „Je nun, so viel hat Mark Brandenburg auch. Geh' hin und zeig' es." Er ging hin und gab uns die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", gab uns das preußische Feuilleton, dessen Finder, auch wenn er sonst nichts geleistet hätte, im Bezirk zwischen Elbe und Oder unsterblich sein sollte. Er sah nicht nur die grauen Burgen, die Dörfer an buschig bekränzten Seen, die Fichten und Krüppelkiefern, Tausendschönchen und gelbe Ranunkel, Zittergräser, rothen Ampfer und Kirschenblüthe: er sah, mit gütigem und doch scharfem Blick, auch die dort hausenden Menschen, Bauern, Lehrer, Pastoren und „Herrschaften". Dem Junker namentlich sah er

Hosted by Google

bis ins gemächlich pochende, von feudalen Vorurtheilen umpanzerte Herz und erzählte dann, er habe in später Zechstunde von preußischen Edelleuten „Radikalismen gehört, Urtheile von einer Fortgeschrittenheit, als flösse nicht die Niplitz oder die Notte, sondern mindestens der Hudson oder Potomac an ihrem alten Feldsteinthurm vorüber". Wer auch nur einen märkischen Junker von der rechten Art gekannt hat, wird freudig zustimmen, wenn er bei Fontane liest: „Er ist von einem scharfen und eindringenden, ja, so weit lediglich praktische Dinge mitsprechen, von einem umfassenden Blick und führt seinen Existenzkampf nicht deshalb so hart und erbittert, weil er des Gegners Recht verkennt, sondern gerade deshalb, weil er es erkennt. Er vermag nur nicht den einen, letzten Schritt zu thun, den vom Erkennen zum Anerkennen." Der gut konservative Dichter, der den großen Fritzen nebst seinen Grenadieren, den alten Dessauer, den alten Zieten und den alten Wilhelm besang und als „Balladenbarde und Schlachtenbummler mit ekligen Gefahren im Gefolge" mit dem deutschen Heer gen Frankreich zog, hat den schweren Schritt gethan. Er bürstete den Staub vergangener Tage von seinem Rock, entsagte der bequemen Preußenteleologie und tastete sich in eine moderne Weltanschauung hinein. Das konnte er, weil er ein Dichter war, weil sein feines Poetenohr der Vogelsprache, dem Brausen der Zeit und dem Wehen des Sturmes offen stand und weil die Skepsis des Galliers sein Märkerblut vor träger Stockung behütete. Nicht wie ein junger Thor hüpfte er über den Abgrund, sondern suchte den schon beschrittenen Saumpfad der ordentlichen Leute. Empörung, sittliche Entrüstung und Weltverbessererpläne waren nichts für ihn; der Sechsundsiebenzigjährige schrieb mir einmal: „Vom Weltreformator bin ich weit ab, habe sogar eine Abneigung gegen die ganze Gruppe, wie z. B. auch gegen die Missionare, die Weltreformatoren kleinen Stils sind. Wenn mal wieder Zehne gemordet werden, so thun mir die armen Kerle furchtbar leid, denn ich bin nicht für Mord und nicht für Gemordetwerden, aber von Prinzips wegen kann ich sie nicht bedauern. Ich finde es blos anmaßlich, wenn ein Schustersohn aus Herrnhut vierhundert Millionen Chinesen bekehren will". Solche gefährliche Sachen sagte er nicht laut; er war ein Schlaukopf, hatte für Jeden, selbst für den ärmsten Stümper, ein freundliches Wort und wollte sich in keinem Lager Feinde machen. In Privatbriefen aber kamen manchmal arge Ketzereien zum Vorschein. Da finde ich in dem Stoß einen, in dem es heißt: „Die ganze Welt — Das ist die Macht des Ueberkommenen — steckt in dem Vorurtheil, daß der Glaube etwas Hohes und der

Hosted by Google

Unglaube etwas Niederes sei. Wer sich zu Gott und zur Unsterblichkeit seiner eigenen werthen Seele bekennt, ist ein Edelster oder Dergleichen; wer da nicht mitmacht, ist ein Lump und reif für die lex Heinze. Mit diesem furchtbaren Unsinn muß gebrochen werden. Ich persönlich kenne keinen Menschen, habe auch nie einen gekannt, der den Eindruck eines Vollgläubigen auf mich gemacht hätte. Neunundneunzig stehen eben so; der Hundertste möchte es bestreiten, kommt aber nicht weit damit. Und dabei Forderungen an unser Gemüth, als lebten wir noch zur Zeit der Kreuzzüge ... Wer mir zumuthet, daß ich die Zeugungsgeschichte Christi glauben soll, wer von mir verlangt, daß ich mir den Himmel in Uebereinstimmung mit den praeraphaelitischen Malern ausgestalten soll: Gott in der Mitte, links Maria, rechts Christus, der Heilige Geist im Hintergrund als Strahlensonne, zu Füßen ein Apostelkranz, dann ein Kranz von Propheten und eine Guirlande von Heiligen, — wer mir Das zumuthet, zwingt mich zu den Atheisten hinüber oder läßt mich wenigstens sagen: Wies in den Wald hineinschallt, so schallts auch wieder heraus". Das klang schon beinahe voltairisch oder, wenn mans lieber hört, fritzisch und war für einen treuen preußischen Mann, der im Schlachtenlärm die Stimme des lieben Herrgottes vernehmen sollte, eine erstaunliche Leistung; man mag an Renan denken, in dem die Mischung germanischen und gallischen Blutes ähnliche Stimmungen wirkte. Doch Fontane war nicht, wie der Weltchrist aus Tréguier, auf den Kletterpfaden der Spekulation zu solchen Gedanken vorgedrungen. Das Abstrakte war überhaupt seine Sache nicht. Er lernte nur vom Leben, sah sich die Menschen von allen Seiten an, horchte auf ihre Bedürfnisse, ihr innerstes Sehnen, — und machte sich dann seinen Vers darauf ... Als er, fast siebenzigjährig, seine Freunde mit dem wundervollen berliner Roman „Irrungen, Wirrungen" überraschte, der in die resignirende Weisheit ausklingt: „Ehe ist Ordnung", da schrieb ich: „Ganz leise scheint mir schon in diesem Buch die Frage anzuklingen: Ist auch wirklich Alles gut in unserer Gesellschaftwelt? Fontane ist konservativ und antwortet, mit einem kleinen Seufzer: Es muß wohl so sein. Aber ich bin nicht sicher, daß er nicht eines Tages, vielleicht mit achtzig Jahren, laut und deutlich sagen wird: Nein." Noch war er nicht achtzig, da sagte ers, nicht gerade laut und deutlich zwar, aber Denen, die hören können, verständlich genug. Als Symbol alles Dessen, was dem alten Preußen so lange heilig und unantastbar gewesen war, klebt in Innstettens pommerschem Hause, wo der armen Effi der Athem vergeht, das Pappbild des Chinesen.

Hosted by Google

„Es giebt ein raimundisches Stück, wo der Held in rührender Weise von der Jugend Abschied nimmt, die er im Hintergrunde als ein reizendes Balg in rosafarbenem Tüll verschwinden sieht. So nehme ich Abschied von Effi; es kommt nicht wieder. Das letzte Aufflackern eines Alten." Das schrieb mir Fontane, als ich meiner Bewunderung für dieses einzige Buch Ausdruck zu geben versucht hatte. Er sprach wahr: „es kommt nicht wieder;" auch dem Stärksten konnte solches Werk nur einmal, in der hellsten Lebensstunde, gelingen. Mit gütigem, ein Bischen verschmitztem Lächeln hatte der Alternde Lene, Stine, Frau Jenny Treibel gesehen; als er Effi Briest sah, schwand die Schlauheit des Skeptikers und mitleidige Milde blickte auf das verflatterte arme Seelchen, das in der korrekten Alltäglichkeit, um nicht zu erfrieren, nach einer heißen Leidenschaft hascht und sich vom Ueberkommenen doch nicht völlig lösen kann. Der tiefste Nerv des Lyrikers war berührt, der Mutterboden einer Lyrik befruchtet, die, wie eine saftreiche Kiefer neben künstlichen Spalierpflänzchen, neben der Durchschnittspoeterei unserer amusischen Tage himmelan ragt. Nur im heimischen Erdreich, unter der Sonne, die dem Knaben einst ins frohe Auge schien, konnte solche Kunst gedeihen, in dem Lande, wo seine Lieben lagen: zwischen verfallenen Hügeln, am ruppiner Wall, den der Rhin bespült, dicht bei Haferfeldern, Eichen und Buchen die treue Mutter, an der Oder, die in trägem Lauf gelbe Mummeln dem Meer entgegenträgt, neben Berglehnen und schwankem Schilfrohr der Vater. Rom im Siebenhügelkranz war dem Ruppiner nicht so viel wie Cremmen, Schwante, Vehlefanz, das Haidekraut duftete ihm süßer als Parma-Veilchen und Genzano-Sträußchen und er rief, so oft er aus der Ferne heimkehrte, nach einem langen, wohligen Athemzuge: „Lockt auch Fremde, Schönheit, Pracht, — glücklicher hat mich die Heimath gemacht."

...Ich wollte nicht noch einmal „über ihn schreiben", nur einen Gruß ihm ins Grab nachsenden. Er ruht in der Heimath, die dem Bescheidenen so schlecht gelohnt hat. Ihm ging nie eine Gnadensonne auf, die Bücher des stärksten Dichters, der seit Hebbels Tagen dem deutschen Norden erstanden ist, sind nur einer kleinen Gemeinde bekannt und an seinem Grabe gabs kein Gedränge der Offiziellen. Was thut es ihm? Er war glücklich. Er ging lächelnd stets, mit der tapferen Herzensheiterkeit des aufrechten Mannes, seinen Weg, ließ das neue Kribbeln und Wibbeln an sich kommen und ruht nun in seinem geliebten Preußenland, an das er glaubte, trotzdem er es kannte.

Hosted by Google

Die Vernichtung des Gelehrten-Sozialismus.*)

Der Verfasser der in der Fußnote genannten Schrift ist kürzlich von der hohen preußischen Staatsregirung aus einem nassauischen Amtsgericht zu einer großen deutschen Geistesmission hervorgeholt und so zu einer öffentlichen Persönlichkeit gestempelt worden. Dem Minister für das Unterrichtswesen waren in Presse und Parlament, vielleicht auch sonstwo, Winke mit dem Zaunpfahl gegen den sogenannten Kathedersozialismus gegeben worden. Da erfolgte die Berufung des Tafelredners von Wiesbaden in eine Professur für politische Oekonomie an der ersten Universität Deutschlands. Das hat weithin die Vermuthung erweckt, Reinhold habe die Bestimmung, dem „gelehrten" oder, wie andere Angehörige der berufenen Richtung der Kathederpessimisten das Ding nennen, dem „illusionären" Sozialismus den Garaus zu machen und dem künftigen Beamtenstand Preußens gegen den verseuchenden Katheder-sozialismus die erste Impfung zu geben. Man hat jedoch bisher dieser epochalen Berufung noch nicht ganz klar auf den Grund zu sehen vermocht. Jetzt erst darf man annehmen, daß es mit diesem angeblichen Berufungzweck seine Richtigkeit gehabt hat. Reinholds Buch giebt dafür eine sichere Bestätigung.

Reinhold behandelt den revolutionären oder, wie er lieber sagt, „politischen" Sozialismus, d. h. die Sozialdemokratie, auffallend glimpflich und tadelt wiederholt jede kleinliche Maßregelung und Verfolgung der Genossen. So bemerkt er (S. 106): „Das unverständige und sachlich unberechtigte Verbot von Vereinen, von Umzügen, von Versammlungen und Reden, von Emblemen, Fahnen und rothen Shlipsen, namentlich aber auch das unhaltbare und nur gegen Ausschreitungen des Fanatismus zulässige Verbot von Prozessionen bringt nichts zuwege als eine steigende Erbitterung und ein begründetes Gefühl der Verkürzung natürlicher und dabei durchweg sehr harmloser Freiheitrechte." Das ist offenbar ganz richtig. Reinhold stellt sogar mit in die erste Linie der Aufgaben deutscher Politik in der Gegenwart „den Kampf gegen eine verfehlte Unterdrückungpolitik wider die Sozialdemokratie" (S. 443). Dagegen wird auf den Feind, den Reinhold den „Gelehrten-Sozialismus" nennt, mit dem lebhaftesten Eifer losgegangen. Die fünf Säulen dieses Sozialismus sind für Reinhold: John Stuart Mill, F. A. Lange, der Unterzeichnete, Adolph Wagner und Marlo; alle fünf werden mit Simsontemperament in einem Ruck gestürzt. Und zwar in grimmster Absicht. Reinhold nennt uns (S. 519) eine „unheilvolle Richtung", unsere Sozialpolitik eine „säftevergiftende Therapie". Unsere Giftbude zu schließen, ist Reinholds heißes Bemühen. Er erklärt es geradezu für „die wichtigste Aufgabe des öffentlichen

*) Reinhold, Karl Theodor. Die bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1898.

Hosted by Google

Lebens in Deutschlands Gegenwart, den Sozialismus der Gelehrten theoretisch und praktisch los zu werden" (S. 443). Ecrasez l'infâme, meint unser sozialökonomischer Voltaire.

Die theoretische Befreiung Deutschlands von uns Unheilsträgern mißlingt nun zwar unserem Gegner vollständig, wie ich darthun werde; theoretisch wäre Reinhold nicht ernst zu nehmen und dürfte, wenn seine Schrift der Wissenschaft gälte, ruhig ignorirt werden. Allein das praktische Loswerden: Das ist des feurigen Pudels Kern. Reinholds Buch hat eine durchaus politische Tendenz. Da versteht man es denn auch sofort, daß Reinhold nicht den illusionären Kommunismus der bisherigen Sozialdemokratie, sondern uns so besonders scharf aufs Korn nimmt. Reinhold eignet sich zwar alle zugkräftigen Argumente gegen den wirklich illusionären Sozialismus aus der Kritik der gelehrten Sozialisten an. Er scheint zu meinen, daß der Sozialismus der Arbeiterpartei durch uns bereits vernichtet sei. Viel zu schmeichelhaft sagt er in dieser Hinsicht von mir, ich habe mit einem Kernwort „den ganzen lärmenden Schwindel des Sozialismus (der Sozialdemokratie) für immer abgefertigt", „am Tiefsten in das Herz der Sache und tötlich für die Theorie des Sozialismus (Sozialdemokratie) treffe das Schwert des Geistes in dem Vorwurf Schaeffles gegen den Optimismus der Sozialisten" (Sozialdemokraten); ich soll, heißt es, „die ganze Wahrheit mit Feuerzungen geredet und damit der Menschheit in ihrer Mehrheit das Wort von den Lippen genommen" haben. Wenn Das wahr wäre, so wäre die Arbeit gegen die Sozialdemokratie theoretisch freilich schon gethan und Reinhold brauchte sie dann allerdings nicht ein zweites Mal zu verrichten. Leider finde ich bei der Arbeiterpartei „den lärmenden Schwindel" des utopistischen Sozialismus noch nicht so ganz abgethan und selbst die Leute, die von der Sozialdemokratie zur Zeit noch ins Bockshorn gejagt sind, werden sich die Augen reiben, wenn sie vernehmen, daß die Sozialdemokratie durch mich schon seit länger als einem Jahrzehnt und „für immer abgefertigt" sei. Ich bezweifle aber stark, daß ich diesen ungeheuren Erfolg erzielt habe; der illusionäre Kommunismus der sozialdemokratischen Programme ist, so viel ich sehe, auch theoretisch nicht schon abgethan, wenigstens steht er in den kommunistischen Programmen noch in Geltung; die „verfehlte Unterdrückungpolitik wider die Sozialdemokratie" sorgt ja auch dafür, daß die Arbeiterpartei, wenn sie selbst Lust haben wollte, aus dem illusionären Kommunismus zu einer radikalsten Reformpartei sich zu mausern, immer wieder zu den alten Programmsätzen zurückgetrieben wird. Darauf kommt es aber überhaupt nicht an. Es wäre eben nach dem Herzen der Sozialreaktionäre — ich gebrauche diesen Ausdruck, um jede persönliche Anspielung zu vermeiden — gar nicht praktisch, wenn der illusionär revolutionäre Sozialismus in der gedachten Art sich mauserte. Die mächtigen Leute, deren Köpfe

Hosted by Google

hinter den Simsonschultern Reinholds hervorschauen, wollen nicht nur keine noch radikalere Sozialreform, die kommen würde, wenn die Sozialdemokratie theoretisch überwunden wäre, sie wollen selbst mit der bisherigen Sozialreform gründlich und schleunig aufräumen. Die bisherige Sozialreform soll so viel wie möglich zurückgebildet werden, und da diese Sozialreform vom „Gelehrten-Sozialismus" mächtig angeregt, wissenschaftlich begründet und unterstützt ist, ist es unumgänglich, den gelehrten Sozialismus theoretisch zu vernichten und der sozialreaktionären Praxis im Geist der Nation die Bahn frei zu machen. So ist es sehr wohl zu verstehen, daß Reinhold seine Keule gegen uns schwingt und die Giftbude unserer „säftevergiftenden Therapie" auf seine Weise schließt. So betrachtet, hat seine Ansicht einen ganz praktischen Sinn, es sei die wichtigste Aufgabe des öffentlichen Lebens der deutschen Gegenwart, den Sozialismus der Gelehrten theoretisch und dann praktisch los zu werden. Ginge es auf die Bekämpfung der Sozialdemokratie los, dann dürfte man, wenn wir wirklich den von Reinhold überschwänglich gepriesenen Dienst gegen die Sozialdemokratie theoretisch gethan haben, uns nicht abtakeln. Wir haben in Reinhold den berufenen Schildträger einer kleinen, aber sehr mächtigen Partei der Reaktion gegen praktische Sozialreform überhaupt vor uns; sonst wäre Reinholds Auftreten gegen den „Gelehrten-Sozialismus" überhaupt unbegreiflich.

Auf den ersten Blick scheint Reinhold seine Sache, wenn ich das Wort des Dichters anwenden darf, verflucht gescheit, jedenfalls höchst einfach anzugreifen. Der Grundton seines sozialkonservativen, mit zwei metaphysischen Balken arbeitenden Orgelspieles ist ungefähr dieser: Die gelehrten Sozialisten sind eigentlich gar keine Sozialisten, weil sie nicht für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Sinne des illusionären Sozialismus sind, — mir namentlich wird Dieses durch Reinhold ausdrücklich bezeugt und im Eingang des mir gewidmeten Abschnittes sogar der Empfehlungbrief ausgestellt, meine „wirthschaftlich-sozialen Anschauungen zeigen eine solche Tiefe und Eigenart, dabei neben mancher Verkehrtheit einen so entschiedenen Zug von Gesundheit und praktischer Lebensauffassung, daß das Vorurtheil gegen die Ideologie der Theoretiker und gegen die ‚Professorenweisheit' hier bald verschwindet." Wir haben nach Reinhold praktisch jedoch gar nichts Ordentliches geleistet, die ganze von uns vertretene Sozialreform ist — wörtlich nach Reinhold — cant auf englisch, „geräuschvoller Schwindel" zu Deutsch, praktisch bedeutungloser Pappenstiel. Wir hatten und haben aber doch auch Ideen, werden daher durch Reinholds Handumdrehen Ideologen, also auch illusionäre Sozialisten, maßlose Optimisten, Staatsromantiker, mit denen wir dann auch an der maßgebenden Stelle in den selben Topf geworfen werden. Und weil wir, obwohl wir eigentlich Sozialisten nicht sind, es aber doch wieder über den grünen Klee hinaus sind, ist es auch mit unserer Sozialreform nichts. Reinhold hängt

Hosted by Google

diese auch vollständig an den Nagel. Programmatisch bemerkt er in der Vorrede: Die von der sozialistischen Phantasie „beherrschte gesellschaftliche Bewegung, die das deutsche Volk heute beunruhigt, muß unfruchtbar bleiben und großen Schaden anrichten, wenn sie nicht strenge Begrenzung und deutliche Ziele sucht". Man sollte nun meinen, Reinhold suche, scharf die Linien dieser Begrenzung zu ziehen und deutliche Ziele aufzustecken. Er „begrenzt" aber im ganzen Buch mit keinem Wort und „sucht" gar kein Ziel, geschweige ein „deutliches." Er erweist sich als klugen Diplomaten und schweigt sich z. B. vollkommen darüber aus, ob der Arbeiterschutz Kaiser Wilhelms des Zweiten auch zum katheder-sozialistischen cant gehört und aufrecht zu erhalten ist oder nicht. Selbst die Arbeiterversicherung Kaiser Wilhelms des Ersten, um die Reinhold wie die Katze um den heißen Brei herumgeht, wird nicht zum Erhalten begrenzt, ihre Rückbildung wird, wie ich besonders zeigen werde, unter Umständen im tiefsten Herzensgrunde vorbehalten. Nur um in der Stimmung der maßgebenden politischen Kreise tabula rasa für eine unbeschränkte Beseitigung aller praktischen Sozialreform zu machen, erschlägt der grimmige Hagen uns gelehrte Sozialisten. Sonst hätte Alles, was Reinhold in seinem Buch zusammenredet, gar keinen Sinn. Wenn Reinhold die Wirkung erzielen sollte, die er eifrig erstrebt, so arbeitet er für das Abschwenken von der reformatorischen Sozialpolitik auf der ganzen Linie.

Haben wir zu befürchten, daß Reinhold seinen Zweck erreichen wird? Davon hängt es ab, ob der „gelehrte Sozialismus" sich veranlaßt sehen kann, die Streiche zu pariren und diese Streiche als Das noch besonders zu erweisen, was sie wirklich sind, als Streiche auf die Windmühlen ungeheurer Andichtung, die Reinholds Phantasie sich gegen uns gestattet.

Auf den ersten Blick möchte es nun scheinen, als ob Reinhold nicht einmal für die Sozialreaktionäre der Mann nach ihrem Herzen sein und bleiben könnte. Er sagt unnöthig Dinge, die dort nicht sogleich gefallen können. Wie schon bemerkt, ereifert er sich wiederholt gegen Das, was er „die verfehlte Unterdrückungpolitik wider die Sozialdemokratie" nennt. Reinhold erhitzt sich ferner, und zwar im Namen des „Weltdespoten", des Willens, für die „Freiheit" und sogar die „atomistische" Freiheit, — ganz konsequent, da Reinholds „Weltdespot", der absolute Wille, in die Leiber aller Individuen verstreut ist und daher Jeder thun dürfen muß, was er will, so daß nach Reinholds oberstem Satz auch jegliche Gattung von Anarchismus, nicht nur die der ultraliberalen Konkurrenzanarchie, sondern auch die der Dynamitarden, für Jeden berechtigt ist, der sein Kapital und seinen Kopf an seinen Willen setzen mag. Reinhold ist weiter ein unheimlicher Parteikamerad für kirchliche Sozialreaktionäre; denn er hält gelegentlich nicht viel auf die Religion, da es in dieser schlechtesten aller möglichen Welten auch ohne Religion nicht mehr

Hosted by Google

viel schlimmer werden könnte, und durch die Aufwärmung der alten Theologengeschichte von der Universität Halle, wo ein „Sündenmüller" und ein „Gnadenmüller" zugleich lehrten und schrieben, mögen konsistoriale Leser schon auf der ersten Seite Reinholds stutzig gemacht werden. Noch fataler für seine Leute wird Reinhold dadurch, daß er an einer Stelle den gewinnsüchtigen Kapitalisten geradezu eine Bestie nennt, was an die berüchtigte Eigenthumsbestie im Munde extremer Sozialdemokraten gar sehr erinnert. Weiter scheint es unvorsichtig von Reinhold gehandelt, daß er die Konkurrenz- und Freihandelsharmoniker à la Bastiat-Schultze mit lassallischer Verve und mit den Gründen des Kathedersozialismus abfertigt. Das will mich nicht nur nicht ganz tapfer dünken, weil einem toten Löwen der Tritt versetzt wird, sondern auch nicht klug, da es in der Kapitalistenwelt beachtenswerthe Leute giebt, die es abstößt, wenn ihr nützlicher Glaube von früher herabgesetzt wird; und sie zu fangen, hätte Reinhold eigentlich trachten und daher entweder schweigen oder beweisen müssen, daß die Freiheit der Konkurrenz pessimistisch ganz leicht aus dem Willen als Weltdespoten heraus zu rechtfertigen gewesen wäre, da dieser Wille, in alle Nationen und Individuen zerstreut, wie er ist, den Freihandel und die freie Inlandkonkurrenz unweigerlich fordert. Auch politisch scheint Reinhold den gewissen Regionen nicht sogleich behagen zu können, denn er vertritt die parlamentarische Mehrheitregirung und vermißt sie für Deutschland. Endlich — um noch Eins anzuführen — lehnt Reinhold für seinen schon im Vorwort „bewunderten und geliebten preußischen Staat" das soziale Königthum entschieden ab. Bei Alledem könnte wirklich die vielen ernsten, braven und ehrlichen Leute, die es gewiß auch in den sozialreaktionären Lagern giebt, ein Gefühl anwandeln, wie es Gretchen gegen Faust geschah: „Reinhold, mir graut vor Dir!" Doch will ich hiermit Reinhold nach dieser Seite hin nicht denunzirt haben. Im Gegentheil! Ich finde in allen diesen Einstreuungen eine für die Sozialreaktion gar nicht ungeschickte Mache. Mit solchem Speck können — und sollen wohl auch — Mäuse gefangen werden, die sonst der Sozialreaktion gar nicht in die Falle gehen würden.

Schon mit der Verdammung der „verfehlten Unterdrückungpolitik wider die Sozialdemokratie" ist es Reinhold nicht gar so ernst. An einer Stelle seines praktischen Programmes bemerkt er wörtlich und in gesperrter Schrift: „Jede Energie und Rücksichtlosigkeit ist gegen den verhüllt oder unverhüllt andringenden Egoismus der Massen gerechtfertigt. Die lärmend im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit heranstürmenden sozialistischen Massen sind nicht Brüder, sondern Feinde, und nur auf Raub bedacht. Sie sind nicht besser als die schlechtesten Angegriffenen selbst. Dies ist der klare Standpunkt. Unmittelbar damit ist der ruhige Standpunkt gegeben." Da ist es freilich „verfehlt", die Sozialdemokraten nur an ihren „rothen Shlipsen",

Hosted by Google

nicht am Kragen selbst zu packen, Umsturzgesetze mit viel schärferem Tabak sind danach am Platz, und zwar schon gegen den blos „verhüllt andringenden Egoismus der Massen" gerechtfertigt. Es braucht also schon in diesem Stück keinem Sozialreaktionär vor Reinhold zu grauen. Und eben so auch nicht, was die „Eigenthums-Bestien" betrifft. Erstens sind eigentlich mehr die englischen als die deutschen Unternehmer bei Reinhold Bestien; dann aber sind die sozialdemokratischen Arbeiter mindestens eben so sehr Bestien, „die nur auf Raub bedacht" sind. Endlich legitimirt Reinhold ausdrücklich den Willen der Besitzenden, „zu leben und weiter zu wüsten", und mehr können diese Herren von Reinhold doch nicht verlangen. Der Tritt ferner, den die wissenschaftlich jetzt so verwaisten, vor dreißig Jahren in der öffentlichen Meinung fast allmächtigen Sozialharmoniker und Nichtsalsfreihändler von Reinhold erhalten, ist gar nicht übel applizirt. Die besonderen Gönner der Sozialreaktion von heute sind nicht mehr Schwärmer für Konkurrenz, sondern für Monopol- und Ringbildung; sie werden Reinhold auch in diesem Stück nicht scheel ansehen, sondern geschickt finden. Die Tage, da wir vor dreißig Jahren von der Presse der liberalen Bourgeoisie durch die Gosse geschleift wurden, weil wir an dem allein selig machenden Dogma des liberalen Konkurrenzharmonismus rüttelten, sind längst vorüber: mit dem Glauben an dieses Dogma erhält man jetzt von jedem Esel Tritte. Die Zeit steht im Zeichen der Hochschutzpolitik und Reinhold hat gut daran gethan, daß er den hegelschen Idealismus in den Dienst des Industrie- und Agrarprotektionismus stellt.

Auch mit der Religion erweist sich schließlich Reinhold nicht als gar zu schlimmer Heinrich. Er fängt sein Vorwort mit dem Dogma der Wiedergeburt an und endigt das Buch mit der Wiedergeburt und mit dem Wort des Hebräerbriefes: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir." Auch billigt Reinhold sonstige warm empfundene Aeußerungen über den Trost der Religion. Den englischen Evolutionismus, vulgo Darwinismus, der allen Orthodoxen immer noch so schwer im Magen liegt, verspricht Reinhold, wie der Leser alsbald finden wird, unmittelbar an unserer Seite ebenfalls zu erschlagen. Alle Pastoren Deutschlands haben unter ihrer Heerde schwärzere Lämmer, als Reinhold eins ist. Das Schwärmen für die atomistische Freiheit und für die parlamentarische Mehrheitregirung scheint mir Reinhold vollends nicht zu einem für Sozialreaktionäre gefährlichen Menschen zu stempeln. Er weiß es sehr einleuchtend zu machen, daß der freie Wille der Schwachen dem des Starken Ordre zu pariren hat, und es ist wohl nur ein vorläufiges Versehen Reinholds, daß er aus dem weltdespotischen Willen, in dem er schwelgt, die parlamentarische Mehrheitdemokratie und nicht vielmehr den Absolutismus des mächtigsten Einzelwillens, nicht vielmehr den Absolutismus der durch Besitz mächtigen Minorität, d. h.

Hosted by Google

nicht die Despotie und nicht die Plutokratie, noch beide im Bunde mit einander abgeleitet hat: eigentlich wäre Das nach der Art, wie Reinhold den weiter wüstenden Willen der Reichen für die Apologie des Privateigenthumes nationalökonomisch verwerthet, auch staatswissenschaftlich konsequenter. Reinhold hat von seinem obersten Satze aus alles Recht, sich darin jeden Augenblick zu bessern. Das letzte Bedenken gegen Reinhold verschwindet bei der Sozialreaktion ganz von selbst. Reinhold will keinen roi des gueux für Preußen mehr haben; nach all dem Unheil, das die Sozialreform der letzten Zeit angestiftet hat, kann Ablehnung für die hier in Frage stehenden Kreise nur höchst erwünscht sein. Nein: Reinhold ist ganz der Mann für die Sozialreaktionäre jeder Farbe und Richtung und er kann es immer mehr werden. Daß er auch für den Fang radikaler, liberaler und religiöser Gimpel Leimruthen in Bereitschaft hält, kann seinen Werth gewiß nur erhöhen.

Es ist hiernach, wenn „gelehrte Sozialisten" sich zu entscheiden haben, ob sie mit Reinhold öffentlich sich auseinander setzen sollen, nur die Frage, ob er der Mann ist, für das Abschwenken von allen weiteren und bisherigen Sozialreformen einige politische Propaganda zu machen. Das will ich wenigstens für den Fall, daß von unserer Seite die bodenlose Nichtigkeit der reinholdschen Dialektik nicht dargelegt werden würde, nicht unbedingt verneinen.

Nach dem auch sozial giltigen Gesetz des Kontrastes ist zur Zeit eine gewisse „Sozialreform-Müdigkeit" eingetreten und gerade auf diese spekulirt Reinhold. Diese Müdigkeit hat auch außerhalb des psychologischen Kontrastgesetzes ihren Grund in der wenig schmackhaften Art gewisser Weltverbesserer, die sich den Sozialpolitikern an die Rockschöße gehängt haben; ich vermag da Reinhold Manches nachzuempfinden. Bei der reformmüden und doch geängstigten Zeitstimmung ist es nun nicht ungeschickt, wenn Reinhold bei aller Bescheidenheit des Geständnisses, ein „Verdienst neuer Gedanken" nicht zu besitzen, aber drapirt mit dem Tugendmantel Carlyles und „an das Gewissen des Volkes" appellirend, emphatisch seine Aufgabe so formulirt: .. „Unsere Untersuchung erhebt keinen Anspruch auf das Verdienst neuer Gedanken. Sie rechtfertigt sich lediglich durch Berufung auf den Satz Carlyles: das Verdienst der Originalität ist nicht Neuigkeit, sondern Aufrichtigkeit! Auch wir wenden uns, wie einst der strenge Schotte, an das Gewissen unseres Volkes. Aber unser Zorn und unser Angriff gilt nicht dem Unglauben, sondern dem Glauben. Nämlich dem Wahnglauben. Wir bekämpfen die sozialpolitischen Illusionen der Gegenwart, die zur Lüge werdenden Uebertreibungen der Gemeinschaftidee, die deutschen Phantasien vom ‚Organismus', die französische Phrase des ‚Altruismus', die moderne Zukunftmusik vom ‚ethischen Menschen' und die vertrauensselige Trassirung mit der langen Sicht der ‚Entwickelung' der neuenglischen ‚Evolution'. Wir laden Banquos Geist, ‚vor dem der

Hosted by Google

Teufel selbst erbleicht', an die Tafel des üppigen Selbstgefühles und citiren das Skelett des Menschen, dieses ‚grauenhaften Wesens', aus Rousseaus Konfessionen, aus Max Stirners und Friedrich Nietzsches Anatomie der ‚Eigenheit'." Damit ist das ganze neunzehnte Jahrhundert im Namen des sicherlich sozialkonservativen zwanzigsten Jahrhunderts in die Schranken gefordert und im Brustton des sozialkonservativen Erlösers gesprochen. Wer glauben will, kann glauben, er höre schon die Posaunen des Weltgerichtes, womit die gelehrten Sozialisten vorgefordert sind, und könnte sie schon von ihrer Schuld erdrückt sehen. Und welche Wonne muß erst die Verheißung bei allen frommen Gemüthern erwecken, daß auch die neuenglische Evolution mit Allem, was daran hängt, endlich aus der Welt geschafft werden wird, — obwohl Das freilich im vorliegenden Bande dann mit keiner Zeile geschieht! Dabei ist die Ausdrucksweise Reinholds meist derb, keck, herausfordernd; er mag schwachen und gedankenlosen Köpfen ungeheuer überlegen erscheinen. Reinhold weiß auch nicht ohne Geschick so zu „lärmen", daß man glauben kann, die Schläge zu hören, womit der Kathedersozialismus eben mausetot gemacht wird, obwohl es nur Lufthiebe sind. Der künstlich erzeugte Schein der Ueberlegenheit wird noch stärker dadurch, daß Reinhold, während er die gelehrten Sozialisten abschlachtet, auch noch liebenswürdig und großmüthig sich geberdet; mir sagt er am Eingang der zehn Druckseiten, mit denen er mich vernichtet, ich sei „ein reicher und einsichtiger Kopf" und das später von ihm vernichtete Werk „Bau und Leben des sozialen Körpers" werde ein „Zeugniß deutscher Geisteshoheit bleiben". Als welcher reiche und einsichtige Kopf und wie strotzend siegeskräftig muß erst ein Mann erscheinen, der damit anfängt, den Gegner, den er vernichten will, über den Schellenkönig hinaus zu loben! Und Reinhold ist nicht nur überlegener Oekonomist von ganz neuer metaphysischer Ueberzeugungskraft, er ist auch Jurist geblieben und giebt uns mit der Einrede der Inkompetenz die Juristenmaulschelle, daß es klatscht. Reinhold bringt es fertig, was noch Niemand bisher vermocht hat, mit höllischem Pessimismus und mit himmlischem Idealismus, mit Schopenhauer und mit Hegel-Schelling zugleich zu arbeiten. Die „grauenhaften Wesen", die Menschen nämlich, sind nach dem aus Schelling entnommenen Motto des Titelblattes „alle geborene Idealisten". Trotzdem Reinhold den höllischen Weltdespoten, den absoluten, „immer weiter wüstenden" Willen mit der Lichtgestalt der hegelschen Idee zusammenspannt, um uns unter den Rädern eines höllisch-himmlischen Feuerwagens zugleich zu verbrennen und zu zermalmen, weiß er sich dennoch immerfort von Widersprüchen frei; es ist seine oberste Liebhaberei, uns durch Andichtungen im Netz unserer Widersprüche zu fangen, und so mag es ihm ja gelingen, daß mancher Leser selbst daran nicht zweifeln mag, daß bei Reinhold sogar Christus und Belial nicht im Widerspruch mit einander stehen. Dann ist

Hosted by Google

Reinhold im Vergleich mit uns die biedere Ehrlichkeit selbst; mit Schopenhauers Wort: „Wo ist da die Redlichkeit?“ herrscht er Wagner und mich an, so daß, wer uns nicht kennt, uns schon zittern sieht wie arme Sünder. Und last not least: Reinhold ist (Vorw. S. VI) auch noch der volksfreundlichste Gemüthsmensch; er steht, wie er versichert, „durch gemüthliches Bedürfniß auf der Seite des Volkes, das, wo man ihm auch näher tritt, Mitgefühl und Erbarmung verdient.“ Also auch noch aus Erbarmen gegen das Volk vernichtet er die Leute, die dem Volk wenigstens die Brosamen der Sozialreform geben wollen; danach kann auch der Demokrat leicht unseren „geräuschvollen Schwindel“ fahren lassen. Da wir so geknetet und zugerichtet sind, könnte die öffentliche Meinung am Ende doch an den „gelehrten Sozialisten“, die mit ihrem cant zwei Kaiser und Bismarck dazu genasführt haben, recht stutzig werden. Die gelehrten Sozialisten werden also nicht einfach schweigen dürfen. Als Chorführer Derjenigen, zu deren Streitherold Reinhold geworden ist, kann er für unser nationales Leben doch politisches Unheil stiften, obgleich sein Flederwisch wissenschaftlich uns nicht die Oberhaut zu ritzen vermag. Reinhold ist also praktisch in der That nicht so harmlos zu nehmen wie vor zwanzig Jahren die Schrift des schwäbischen Pastors Schuster, die vor dem ersten Sozialistengesetz preußischen Staatsmännern die Ideen gab. Mir scheint der „gelehrte Sozialismus“ einigermaßen verpflichtet, es zu verhüten, daß Reinhold auf dem Kutschbock seines „bewunderten und geliebten preußischen Staates“ bedenkliche Sachen anrichte.

Nur ungern übernehme ich die Aufgabe, selbst gegen Reinhold die Sache des Gelehrten-Sozialismus, d. h. die Sozialreform, zu vertreten. Ich maße mir nicht das Wort im Namen meiner vier anderen Leidensgenossen an. Mill, F. A. Lange und Marlo sind den „gelehrten Sozialisten“, die den „geräuschvollen Schwindel“ der Sozialreform aufgebracht haben sollen, kaum beizuzählen. Sie sind tot und ich kann für sie kurz nur das Eine sagen, daß die Bilder, die Reinhold von ihnen vorführt, nicht minder Zerrbilder sind als diejenigen, welche Reinhold für seine Gönner von Adolph Wagner und von mir entwirft; überwunden hat auch sie Reinhold in keiner Weise. Wagner ist der Mann, in akademisch unmittelbarer Nähe seine Sache gegen Reinhold selbst zu führen; ob er Das thun soll, wird er am Besten selbst beurtheilen. Ich dagegen kann für unsere Sache nur publizistisch eintreten und glaube, dazu auch verpflichtet zu sein. Ich habe das Absolutorium, das mir Reinhold wegen meines Verdienstes um die Bekämpfung des utopischen, revolutionären Sozialismus in der geschilderten Weise ausstellt, nicht verdient und darf es daher nicht annehmen, ich habe auch nicht das geringste Bedürfniß nach einer Rehabilitation. Allerdings könnte ich mich auch ohne Reinholds Begnadigung einfach aus der Schlinge ziehen und sagen: Wenn ich ein so ungefährlicher und nützlicher

Hosted by Google

Mensch schon lange geworden bin, wenn überhaupt alle „gelehrten-Sozialisten" nur cant zu Stande gebracht und in den praktischen Forderungen hinter ihrem Idealismus um Siriusfernen zurückgeblieben sind, — wie kann es da „die wichtigste Aufgabe" der politischen Gegenwart Deutschlands sein, dafür zu sorgen, daß man den „Gelehrten-Sozialismus" theoretisch und praktisch los wird? Ich drücke mich aber überhaupt nicht. Ich bin zwar niemals illusionärer Sozialist, aber ich bin stets ein Sozialreformer gewesen, der keine anderen als die geschichtlich im Ausreifen begriffenen Ideale ins Auge gefaßt hat. Damit bin ich bis heute geblieben, was ich schon vor dreißig Jahren gewesen bin. Was ich in der „Aussichtlosigkeit der Sozialdemokratie" und in der „Quintessenz" gegen den illusionären Sozialismus gesagt habe, war, explicite und implicite, schon in der ersten Ausgabe von „Bau und Leben des sozialen Körpers" enthalten und Alles, was Reinhold an dieser ersten Ausgabe illusionär, was er sehr oft, jedesmal ohne Beweis, optimistisch und „phantastisch" findet, ist in der 1896, lange nach der „Aussichtlosigkeit" erschienenen zweiten Auflage vollkommen aufrecht erhalten worden. Das hätte Reinhold finden können, wenn er schon die Gepflogenheit des Akademikers sich angeeignet hätte, auch die neuen Auflagen anzusehen. Ich darf deshalb Reinholds Anerkennung meines Verdienstes um die Gesellschaftrettung in seinem Sinne gar nicht annehmen; ich habe wirklich keine „rückläufige Bewegung" gemacht. Es ist auch leicht, zu erkennen, daß heute noch kein Buch dem sozialreaktionären Fahnenträger unbehaglicher ist als mein „Bau und Leben des sozialen Körpers". Eine Seite über die Stelle hinaus, wo Reinhold mich gegen den Vorwurf der Ideologie sichergestellt hat, wurzelt (S. 478) mein „gefährlicher Grundirrthum" darin, daß ich „den Idealismus meiner Stammesanlage und meiner großen Landsleute Schiller, Schelling, Hegel in die materielle Wissenschaft der Nationalökonomie hineingebracht" habe. Reinhold hat auch ganz Recht mit seinem Widerwillen gegen mein Werk. Kein anderes hat jenen praktisch reformatorischen „Sozialismus", dem der Kapitalismus selbst in unseren Tagen geschichtlich entgegentreibt, so prinzipiell und so vollständig vertreten wie das meinige. Reinhold mußte, wenn er einmal den „Gelehrten-Sozialismus" vernichten wollte, vor Allem mich vernichten. Ich hätte gewünscht, daß er dazu mehr als zehn Seiten gebraucht hätte; denn ich habe meine Abtakelung für schwieriger gehalten. Möge nun Reinhold mir gestatten, daß ich mit dem scheinwissenschaftlichen Gewebe der „bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft", das Reinhold für die Sozialreaktionäre spinnt, etwas gründlicher mich befasse. Ich hoffe, seinem Versuch, den Gelehrten-Sozialismus zu vernichten, erfolgreich die Stirn bieten zu können.

Stuttgart. Albert Schaeffle.

Hosted by Google

Sklaverei in Griechenland.*)

Dasjenige goldene Alter, in welchem es laut den späteren Komikern noch durchaus keine Sklaven gab, müßte in eine sehr frühe Zeit verlegt werden, denn so weit die Ueberlieferung, auch die poetische, reicht, haben immer Sklaven existirt in den Ländern des Archipels, wo Menschenraub und Menschenhandel so leicht und Phönizier als Lehrer und Vorgänger thätig waren. In zwei unvergänglichen Gestalten hat Homer das Sklaventhum mit einer ganz eigenen Größe bekleidet: Eumäos, das persönlich gewordene Eigenthum, das sich gegen die Räuber und Frevler wehrt, und die herrliche Eurykleia. Allein Homer beweist nur für Königshöfe und große Anführer; und in Hesiods „Werken und Tagen" bleibt es zweifelhaft, wie weit die Bauernknechte wirklich als Sklaven zu denken sind, unzweifelhaft aber, daß der Dichter die ehrliche Landarbeit noch nicht als Banausie, sondern als das einzige Heil betrachtet. Abgesehen von den unterdrückten Bevölkerungen, könnte im neunten Jahrhundert noch fast der ganze Landbau von Freien betrieben worden sein.

Aber der freie Bauernknecht (θής) muß sich schon damals für unglücklich gehalten haben. Der Schatten Achills, der dem Königthum über die Toten selbst die traurigste Lage auf Erden vorziehen würde, nennt als solche das θητεύειν, das Dienen um Lohn auf dem Lande. Man braucht dabei nicht einmal an Tagelohn zu denken; das Verhältniß könnte ein festeres und günstigeres gewesen sein und wäre doch nur mit wachsendem Unwillen ertragen worden. Denn am anderen Pol, bei den vornehmen Besitzenden, wuchs eben so die Verachtung der Arbeit und der Arbeiter, jene antibanausische Gesinnung, die als allein würdigen Zweck des Lebens die edlen Wettkämpfe anerkannte. Es ist die selbe Aristokratie, die zugleich den besten (ja wohl hie und da den ganzen) Grundbesitz in der Feldmark der Polis irgendwie für sich gewonnen hatte und ihn seitdem durch diese besitzlosen Freien anbauen ließ; in Diesen aber mochte noch eine Erinnerung lebendig sein, daß es einst ihre Väter besser gehabt hätten, als man noch „dorfweise" lebte, vor der Gründung der erbarmungslosen Polis. Als vollends die große Bewegung nach den Kolonien hin in Fluß kam, werden Viele mitgezogen sein, um nicht mehr Bauernknechte (θῆτες) bleiben zu müssen, die Lücken aber wird man um so leichter mit Gekauften ausgefüllt haben, als gerade die Kolonien bereitwillig die nöthige Menschenwaare schafften; lagen sie doch zum nicht geringen Theil an Küsten, wo Menschen aus dem Binnenlande verhandelt wurden. Kriegsgefangene

*) Im Verlag von W. Spemann erscheint vor Weihnachten das von Jakob Burckhardt hinterlassene Werk „Griechische Kulturgeschichte", das von der großen Gemeinde der Burckhardt-Verehrer froh begrüßt werden wird. Ein Abschnitt des werthvollen Werkes wird schon jetzt hier zum ersten Male veröffentlicht.

Hosted by Google

kamen neben den Angekauften kaum in Betracht. Ein Fang wie der des Gelon nach dem Siege über die Karthager am Himera, da es schien, als wäre „ganz Lybien kriegsgefangen", war eine nicht nur seltene, sondern einzige Ausnahme,*) und Dies waren Barbaren. Ohnehin hatte man im Krieg nicht immer Zeit und Gelegenheit, gefangene Barbaren oder Halbbarbaren als nutzbare Sklaven nach Hause zu senden; als die Athener auf dem sizilischen Zuge das sikanische Hykkara überrumpelten und die ganze Einwohnerschaft raubten, zogen sie es vor, sie (wahrscheinlich in Katane) um 120 Talente käuflich loszuschlagen;**) andere Male rechnete man auf Loskauf durch Verwandte, wie z. B. Kimon bei seinem Fang von Lydern und Phrygern im Kriege von Sestos; wer so wohlhabende Verwandte besaß, hätte vermuthlich doch nur einen schlechten Sklaven abgegeben. Im Kriege von Hellenen gegen Hellenen aber töteten die Sieger die erwachsenen Männer und verkauften die Weiber und Kinder, und zwar, wie es scheint, ins Ausland. Wo man die Männer am Leben ließ, geschah es nicht, um sie daheim zu Haussklaven zu machen, sondern, um sie in die Bergwerke zu stecken, oder ebenfalls, um hohes Lösegeld von ihnen zu gewinnen. Seit manche Gegenden völlig auf Sklavenarbeit eingerichtet waren, hätte der Krieg überhaupt eine viel zu ungleiche und unsichere Quelle für den Erwerb von Sklaven dargeboten; nur der Handel verbürgte die Regelmäßigkeit. Den erwachsenen kriegsgefangenen Griechen als Sklaven im Hause zu haben, war und blieb gewiß schwer und gefährlich; auch erfährt man bei allen Anlässen, wenigstens der Haus- und Ackersklave sei selbstverständlich barbarischer Abkunft.

In einzelnen Landschaften, wo man noch vorherrschend „dorfweise" lebte, hielt sich die freie Arbeit noch lange; bei Lokrern und Phokiern dienten die Jüngeren dem Aelteren oder Erstgeborenen;***) erst kurz vor dem Heiligen Krieg des vierten Jahrhunderts wurden Sklaven angenommen und noch die Gattin des phokischen Häuptlings Philomelos hatte nur zwei Sklavinnen. Als Mnason, ein Freund des Aristoteles, tausend Sklaven einstellte, nahmen Dies die Phokier sehr übel, weil er eben so vielen „Bürgern" damit die Nahrung entziehe. Wo dagegen die Polis alle ihre Konsequenzen hatte entwickeln können, herrschte überall die Sklavenarbeit. Wer hier als Freier um

*) Sie wurde ausgenützt; in den Städten ließ man die größten Pracht- und Nutzbauten durch die Gefangenen ausführen und in den Landmarken von Agrigent Alles mit Bäumen und Reben bepflanzen. Einzelne Agrigentier übernahmen von diesen Sklaven bis 500. Diodor XI, 25.

**) Thukyd. VI, 62, vergl. VII, 13. Wenn der einzelne Kopf zwei Minen galt, so wären es etwa 3600 Individuen gewesen.

***) Hier mögen die γένη im vollen Sinn des Wortes noch lange sich als Einheiten behauptet haben.

Hosted by Google

Lohn arbeiten mußte, beim Landbau oder in der Stadt, hätte die so hoch gesteigerte Idee des Bürgerthumes doch nicht mehr verwirklichen können; Sklaven und Metöken füllten das Bedürfniß aus. Der arme Freie war hinwiederum als Diener nicht mehr zu brauchen; ein solcher zog einen zufälligen, täglich wechselnden Verdienst jeder gesicherten Verpflichtung vor, denn diese war schon Knechtschaft (δουλεία) und man fühlte sich dabei als einen Abhängigen (ὑπαίτιος).

Eins der frühesten Geschäfte, womit die Sklaverei im Volke Umfang gewann, möchte aller Wahrscheinlichkeit nach die Handmühle gewesen sein. Bisher mahlten die Bauernweiber selbst morgens früh das Korn, so daß das ganze Dorf von Handmühlen tönte, während an den Fürstenhöfen die Mühlensklavinnen schon längst im Gebrauch waren. Auch eine bestimmte Gegend, die Insel Chios, wird als diejenige genannt, wo zuerst um Geld gekaufte barbarische Sklaven durchgehend gebraucht worden seien, und Chios spielt auch später in der Geschichte des Sklaventhumes eine auffallende Rolle. Allein es giebt keine Antwort auf die entscheidenden Fragen: wann und in welchen Staaten hat zuerst der gewöhnliche Bauer für seine Landarbeit, der Stadtbürger für die Bedienung im Hause, der Handwerker für sein Gewerbe regelmäßig Sklaven eingestellt? Wann und wo sind die Ruderer zuerst aus Sklaven genommen worden? Großer Unternehmungen mit Sklavenmassen, wie z. B. der Bergwerke, nicht zu gedenken, wo vermuthlich immer nur mit Sklaven begonnen worden war.

Die Herkunft war eine bunte; Skythen, Geten, Lyder, Phryger, Paphlagonier, Karer, Syrer*) füllten Haus oder Landgut der Griechen an und vorsichtige Käufer mischten ihre Sklavenschaft gern aus lauter verschiedenen Nationen, was bei einer Zahl von Dreien oder Vieren leicht zu erreichen war. Ob die Barbaren, von denen man kaufte, mehr ihre eigenen Leute oder mehr Kriegsgefangene oder die Beute von Menschenjagden auf die Märkte brachten, ist ungewiß. Aber auch der hochgebildete Grieche der Blüthezeit konnte Sklave eines anderen Griechen werden: es genügte, mächtigen Feinden oder Seeräubern in die Gewalt zu fallen, — war man dann einmal in zweiter Hand, so half keine freie Geburt und kein Bürgerrecht. Phädon und Platon, die Beide dieses Schicksal hatten, Jener in seiner Jugend, Dieser als bereits ruhmvoller Philosoph, wurden losgekauft und auf den Loskauf mochte hie und da der zweite Besitzer spekuliren; Diogenes aber blieb bei seinem Käufer Xeniades zu Korinth, später offenbar freiwillig.

*) Der Neger kam in Griechenland nur vereinzelt, als Luxus von Vornehmthuern, vor; ein Solcher (Theophrast, Charakt. 21) nimmt seine Neger auch auf eine Wallfahrt nach Delphi mit. In Sizilien und Großgriechenland mochte es sich etwas anders verhalten und den dortigen Tonbildern ist der Negerkopf ein vertrauter Typus.

Hosted by Google

Der Durchschnittspreis des gewöhnlichen Sklaven, im fünften Jahrhundert zwei Minen*) (die Mine gleich 100 Drachmen), im vierten Jahrhundert dritthalb Minen, muß als ein wohlfeiler und die Zufuhr als reichlich und sicher gegolten haben, da sonst die Züchtung neben den Ankauf getreten wäre. Auf diese aber wird gar kein ökonomischer Werth gelegt;**) die Ehe des Sklaven — kaum mehr als ein vom Herrn geduldetes Konkubinat — kam höchstens insofern in Betracht, als man die besseren unter ihnen durch ihre Kinder enger an das Haus und dessen Wohlergehen geknüpft glaubte. Die schlimmeren freilich, sagt Xenophon, werden, wenn sie eine Genossin bekommen, nur fähiger zum Frevel. Von Sklavenkindern aber hielt man nicht viel Gutes. Der jährliche Abgang wird auf zehn Prozent berechnet; und den Sklaven, den man hatte, wünschte man zu erhalten wie ein nützliches Thier. „Freunde läßt man kaltblütig Noth leiden und untergehen, dem kranken Sklaven aber führt man den Arzt zu, pflegt ihn sorgsam; stirbt er, so klagt man und hält es für einen Schaden.“***) Es ist erlaubt, zu fragen, was geschah, wenn eine Gegend so weit verarmt war, daß man keine Sklaven mehr kaufen konnte, und wenn etwa auch die Freien abnahmen und arbeitscheuer waren als je? Vielleicht trat dann rasche Verödung ein. Beim gewöhnlichen Haus- und Ackersklaven verstand sich der Gebrauch von selbst,†) im Brotbacken galten später Kappadokier, Phryger und Lyder als besonders geübt. Bei etwas größerer Landwirthschaft ergab sich dann das Verhältniß eines Obersklaven zu den gewöhnlichen, unter den Sklavinnen aber trat hervor die Schaffnerin, die sorgfältig unterwiesen, auch diskret und gemüthlich behandelt werden sollte. Auch männliche Sklaven, denen man höhere Stufen der Arbeit (τὰ ἐλεύθερα τῶν ἔργων) übertrug, sollten,

*) Das ist dann auch im Peloponnes der übliche Preis beim Loskauf von Kriegsgefangenen, Herodot VI, 79. Dazu die direkte Aussage Xenoph. Mem. II, 5, 2. Für das vierte Jahrhundert Demosth. in Nicostr., zu Anfang. Von besonders werthvollen Sklaven wird hier abgesehen. Sparta brauchte so gut wie keine gekauften Sklaven und vermied damit eine große Ausgabe.

**) Später, wahrscheinlich in Folge der zunehmenden Verarmung Griechenlands, scheint Das anders geworden zu sein und man wird Sklaven gezüchtet haben, weil man sie weniger im Stande war, zu kaufen. Im letzten achäischen Krieg gegen die Römer (146 v. Chr., vergl. Polyb. XL, 2) konnte der ruchlose Diäos den von seinem Anhange beherrschten Städten gebieten, von den im Hause geborenen und erzogenen Sklaven 12000 völlig erwachsene freizulassen und ihm nach Korinth zu senden; wo sich solche nicht in Genüge vorfinden würden, sollte die den einzelnen Städten auferlegte Zahl aus den übrigen Sklaven ergänzt werden.

***) Xenoph. Memor. II, 4, 3.

†) Daß man Sklaven, die man gerade nicht brauchte, wenigstens in Athen, momentan vermiethen konnte, vergl. Aristoph. Ran. 196.

Hosted by Google

meint Aristoteles, freier behandelt und geehrt werden, während die zur gewöhnlichen Arbeit bestimmten mit reichlicher Nahrung hinlänglich gut gehalten seien. Größere Oekonomien bedürften auch eines Thürhüters zur Aufsicht über Alles, was hinaus- und hineingetragen wird, wozu etwa ein Sklave dienen möge, der zu anderer Arbeit nicht mehr brauchbar wäre.

Ueber die Handwerkssklaven verbreitet ein Gespräch in Xenophons Memorabilien helles Licht; es werden genannt die Besitzer einer Müllerei, einer Bäckerei und verschiedener Werkstätten, wo bestimmte Kleidungstücke (Chlamyden, Chlaniden und Exomiden) fabrizirt werden: „sie kaufen Barbaren und zwingen sie zur richtigen Arbeit." Es wäre interessant, zu wissen, wie manches edle Werk der atheniſchen Kunstindustrie auch nur von solchen dressirten Barbaren verfertigt wurde. Der Eigenthümer allerdings mußte das betreffende Fach verstehen, — und Das ist schwer denkbar, wenn er nicht einige Zeit aus der Höhe des antibanausischen Hochmuthes herniedergestiegen war und selbst Hand angelegt hatte; doch wird Dies bei Vätern berühmter Männer nach Kräften verschwiegen. Der Vater des Sophokles „hatte nur Sklaven, die Erzarbeiter und Bauleute waren," der des Isokrates nur solche, „die Flötenmacher waren." Manche solcher Werkstätten konnten je nach Zeit und Geschäften wohl Hunderte von Sklaven halten, vollends aber standen in den Bergwerken die Sklaven offenbar zu vielen Tausenden, sei es als Eigenthum des betreffenden Staates, sei es der Unternehmer. Das todesunglückliche Dasein dieser Massen gab den Bürgern hauptsächlich dann zu denken, wenn sie gefährlich zu werden drohten. In einer Schrift, von der nur zu wünschen wäre, daß sie dem greisen Xenophon abgesprochen werden dürfte, wird jedoch den Athenern in verlockender Weise ausgemalt, mit welchem Nutzen sie die Zahl der Sklaven in den Silberbergwerken noch steigern könnten; schon bei 10000 würde der Ertrag auf 100 Talente steigen und bei weiterer Vermehrung könnte wohl das ganze freie Athen schon davon leben. Als wäre es noch nicht genug an der bereits so großen Quote von Haus- und Ackersklaven in Attika, meint Xenophon, der Staat müßte mindestens so viele Bergwerkssklaven anschaffen, daß auf jeden Bürger deren drei kämen, also damals reichlich 60000; dann würde Athen „noch geordneter und kriegstüchtiger" sich entwickeln können als sonst. Diese Vorschläge sind genau eben so thöricht wie die vorhergehenden zu höchster Begünstigung der fremden Einsassen oder Metöken, deren erst recht viele noch herbeigelockt werden sollten; den bisher geleisteten Kriegsdienst müsse man ihnen erlassen und sich nur aus der Metökensteuer ebenfalls eine möglichst ergiebige Einnahme schaffen. Wie theuer konnte es Athen zu stehen kommen, wenn es auf diese Art hätte von den Renten leben wollen! Eine einzige unglückliche Schlacht, in der viele Bürger gefallen wären, hätte genügt, um die schon ohnehin reich ge-

Hosted by Google

wordenen Metöken zu Herren des (im buchstäblichen Sinn unterwühlten) Staates zu machen. Diese aber waren der Abkunft nach, wie kurz vorher gesagt wird, Lyder, Phryger, Syrer, wie so viele Sklaven, ja vielleicht zum Theil Abkömmlinge von freigelassenen Sklaven dieser Herkunft. Dazu dann noch die vermuthliche Befreiung der Bergwerkssklaven und Hausklaven! Schließlich ist der Verfasser*) der Meinung, man möge in Betreff der vorgeschlagenen Maßregeln noch in Dodona und Delphi anfragen, ob sie erfolgen sollten und unter dem Schutze welcher Götter.**)

Es fällt uns einigermaßen schwer, ein Griechenland zu denken, das neben vier bis fünf Millionen Freier zwölf Millionen Sklaven, fast sämmtlich ungriechischer Herkunft, beherbergt hätte (Hellwald), ein Attika mit viermal so viel Sklaven wie Freien (Curtius), einzelner Industriestädte wie Korinth nicht zu gedenken, wo die Freien etwa nur ein Zehntel betrugen, denn das Gebiet von Korinth soll ja 460000 Sklaven gehabt haben und Aegina vollends 470000. Hier dürfte vielleicht, obwohl die Aussage bei Athenäus aus den Politien des Aristoteles stammt, doch eine unmaßgebliche Emendation zu wagen sein: ist etwa diese enorme Zahl von Sklaven (die einander auf der kleinen Insel hätten auf den Köpfen gehen müssen, die Freien ungerechnet) entstanden aus der Multiplikation einer vermeintlich einst gleichzeitig, in der That aber nur successiv vorhandenen Zahl von Trieren und Pentekonteren mit den betreffenden Zahlen der Ruderer? Sogar für Korinth ließe sich ein Bedenken ableiten aus dem Wort Herodots (II, 167), wonach die freie Handarbeit dort noch am Wenigsten gescholten wurde.

Ueber die großen Gefahren, die das Sklaventhum mit sich brachte, ist man niemals verblendet gewesen. Allerdings waren die Schaaren, die sich thatsächlich zeitweise zu Herren von ganzen Städten machten, nicht, wie man auf den Wortlaut (δοῦλοι) hin annahm, Sklaven, sondern unterdrückte alte Landbevölkerungen; so die syrakusischen Kallikyrier, die Periöken von Argos, welche die Frauen der bürgerarm gewordenen Stadt sich zugesellten, und eben so die vermeintlichen Sklaven des etruskischen Vulsinii; die großen sizilischen Sklavenkriege aber fallen erst unter die römische Herrschaft, als das Latifundienwesen eine nochmalige Steigerung der Sklavenzahl bis ins Ungeheure verursacht hatte. Gleichzeitig mit dem zweiten dieser sizilischen

*) Kann es wirklich der selbe Xenophon sein, der über die Landsklaven wie ein wohlwollender Erzieher spricht?

**) Ich übergehe die Tempelsklaven und lasse auch die bekannte Aussage Strabos VIII, 6, 20, p. 378) über die Hierodulen beim Aphroditetempel zu Korinth auf sich beruhen. Es können nur gekaufte Sklavinnen gewesen sein, die durch reiche Leute hierher geschickt zu werden pflegten. Gab es aber je ihrer tausend zugleich?

Hosted by Google

Aufstände (um 100 v. Chr.) erfolgte auch in Attika ein Aufruhr der bis zu „vielen Myriaden" gediehenen Bergwerksskaven, die ihre Wächter ermordeten, die Akropolis von Sunion besetzten und lange Zeit das Land verwüsteten. Die Zahl, die einst Xenophon gewünscht hatte, mochte jetzt unter den Römern erreicht, ja überboten worden sein und ihre Früchte getragen haben. Aber schon in der Zeit des freien Griechenlands genügte irgend eine Erschütterung des allgemeinen Zustandes, um die Sklaven in die größte Unruhe zu versetzen.*) Je größer in einem Staat die Sklavenquote war, desto schärfer die Züchtigung und desto dringender der Wunsch des Entrinnens und der Rache.**) Bei jedem Kriege war daher das Ausreißen großer Sklavenmassen zu befürchten und die plötzliche Gelindigkeit der Behandlung, die man den Sklaven in solchen Zeiten angedeihen ließ, wird wohl keinen sonderlichen Eindruck gemacht haben. Den bedrängten Athenern wenigstens, als ihr Heer in Sizilien unterlag und König Agis mit den Spartanern in Dekeleia stand (413 v. Ch.), entliefen über 20 000 Sklaven, und zwar meist im Handwerk geübte (χειροτέχναι), also die werthvolleren.***) Es ist möglich, daß diese mit Geduld und Aufwand dressirten Skythen und Kleinasiaten von ihrer sicheren Kost ins volle Elend oder ins Räuberleben kamen, allein sie wollten unter allen Umständen von ihren Herren fort, auch wenn sie die Heimath kaum mehr zu erreichen hoffen durften. Ganz Hellas und jede Stadt in ihrem Inneren hätte einig und ruhig sein müssen, um die Sklaven mit völliger Sicherheit auszubeuten; statt Dessen ist eine gewöhnliche Klage beim Anfang von Händeln, daß eine Stadt die ausgewichenen Sklaven einer anderen bei sich aufnehme, wobei man nicht immer überlegt haben wird, wie Das auf die eigenen Sklaven wirken mußte. Im offenen Kriege war es dann ein Kampfmittel, die Sklaven des Feindes zum Abfall aufzurufen, daher, wer es irgend vermochte, bei drohenden Feindesüberfällen außer der übrigen Familie auch die Sklaven über die Grenze in Sicherheit brachte. Auf überwältigten Flotten machte der Sieger etwa die Sklaven (d. h. die Ruderer) frei und fesselte dafür die Freien. Vollends in den oft so gräuelvollen inneren Wirren der Städte wendet sich eine Partei, die eilig viele Helfer braucht, an die Sklaven und verspricht ihnen die Freiheit; in Kerkyra (427 v. Chr.) thaten Das die Aristokraten und der Demos um die Wette, dieser mit entscheidendem Erfolge. Da die jeweilig handelnde Partei ihre eigenen Sklaven wohl unmöglich von der Freilassung ausnehmen konnte, so

*) Vergl. bei Polyän. I, 43, 1 die syrakusischen Sklaven beim atheniſchen Angriff und ihre Beschwichtigung durch die List des Hermokrates.

**) Dieser Zusammenhang erhellt deutlich aus Thukyd. VIII, 40.

***) Thukyd. VII, 27. Noch als Demetrios Poliorketos Megara einnahm und sein Heer die Stadt plünderte, entwichen fast alle Sklaven. Plut. Demetr. 9.

Hosted by Google

ging auf einmal ein gewaltiges Kapital verloren, aber die Parteiwuth fügte sich auch in die eigene Verarmung. Schaaren von ausgewichenen oder auf die erwähnte Weise frei gewordenen Sklaven mögen dann beisammen geblieben sein, schon um sich mit Gewalt zu nähren, als Anfang von Räuberbanden. Entwichene Sklaven scheinen z. B. in Großgriechenland die gefürchteten Peridinen gewesen zu sein, von denen Plato bei Anlaß derjenigen Gefahren redet, die bei allzu großer Anzahl gleichsprachiger Sklaven über eine Stadt kommen können.

Allein auch in ruhigen Zeiten mußte die Nation die Folgen davon tragen, daß ihre Freien in allen höher entwickelten Städten und Landschaften die Arbeit nach Kräften verschmähten. Wohl gab es, wie sich zeigen wird, einzelne bessere, gemüthliche Verhältnisse, in Attika aber wußte man, daß die Sklaven durchgängig gegen die Herren sehr übel gesinnt seien. Die mittlere Denkweise wenigstens der Stadtsklaven verräth sich ungefähr im Gespräch des Xanthias und Aeakos in den Fröschen des Aristophanes (V. 738 ff.): man mischt sich in Allerlei, horcht auf Das, was die Herrschaft spricht, und bringt es weit herum; nach erhaltenen Schlägen wird draußen gebrummt; die höchste Wonne ist, dem Herrn heimlich zu fluchen. Im Grunde sicherte den einzelnen Herrn nur die Nähe der Uebrigen, die ebenfalls Sklaven hielten: „Die Bürger dienen sich gegenseitig als freiwillige Leibwache gegen die Sklaven.“*) „Die Reichen in den Städten,“ sagt Plato, „die viele Sklaven haben, leben furchtlos, da die ganze Stadt jedem Einzelnen zur Hilfe bereit ist. Wenn aber ein Gott etwa einen Besitzer von fünfzig Sklaven aus der Stadt hinweg in eine Einöde versetzte sammt Familie und Habe, an einen Ort, wohin ihm kein Fremder zu Hilfe kommen würde: in welcher Furcht würde er leben, durch die Sklaven aus der Welt geschafft zu werden! Er wäre genöthigt, einigen von ihnen schön zu thun und Versprechungen zu machen, auch Freilassungen ohne Grund vorzunehmen; er würde Schmeichler seiner Knechte oder ihr Opfer.“ Selbst im gewöhnlichen Leben wird Ermordung durch Sklaven als ein häufiges Mißgeschick bei späteren Komikern in der Reihe anderer Uebel aufgezählt. Ein Eigenthümer, dessen Sklaven Mitwisser einer unrechtlichen Handlung waren, durfte sich als den „unglücklichsten aller Menschen“ betrachten; sie waren zeitlebens Herren über ihn und — was immer sie auch begingen — der Strafloſigkeit sicher, ja unter Umständen der Freilassung, wenn sie ihn anzeigten. Schon der sehr intelligente Sklave galt als unbequem und gefährlich, zumal, wenn er die Denkweise der Freien sich angeeignet hatte; besser noch, wenn die Sklavenschaft an nichts Anderes dachte als an ihr Essen. Auch auf dem Lande, wo die Verhältnisse noch am

*) Xenoph. Hieron. IV, 3.

Hosted by Google

Günstigsten waren, mußte nach Aristoteles der Herr früher aufstehen und später schlafen gehen als die Sklaven; das Haus durfte so wenig unbewacht bleiben wie eine Stadt.

Die thatsächliche Behandlung der Sklaven wird von vorn herein dadurch bestimmt, daß sie fast ausschließlich Barbaren oder Halbbarbaren sind. Schon ihre niedrige theoretische Taxirung, wie sie uns bei Plato und Aristoteles entgegentritt, geht offenbar von diesem Gesichtspunkt aus, obwohl Das nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, und wenn Aristoteles in der Praxis mild und menschenfreundlich war, wie sein Testament beweist, so gereicht es ihm zu um so größerer Ehre. Die bekannte Frage, ob und welche Trefflichkeit (ἀρετή) der Sklave besitzen könne, die Ansicht, daß er von Hause aus von geringerer Qualität sei und so tief unter dem Freien stehe wie der Leib unter der Seele, das Thier unter dem Menschen, daß ihm der auf Reflexion beruhende Entschluß (τὸ βουλευτικόν) fehle: dies Alles mag hier übergangen werden; es ist, als ob das Wort des Eumäos,*) daß Zeus mit dem Tage der Knechtschaft einem Mann die Hälfte seines Werthes nehme, in späterer Zeit noch als viel zu mild gegolten hätte. Nichts, sagt Plato, ist gesund an einer Sklavenseele. Man verhärtete sich völlig dagegen, von einer gewaltigen Menschenmasse umgeben und bedient zu sein, deren Leben schlimmer sei als der Tod.**) Rechtlich war der Sklave gegen willkürliche Tötung und gegen Nothzucht gesichert (wahrscheinlich nicht um seinetwillen, sondern, um der Verwilderung der Besitzer zu steuern), sonst aber jeder Züchtigung und Mißhandlung preisgegeben.***) Es war schon ein Unglück für alle Sklaven, daß in Gestalt der Bergwerksarbeiter eine allerunglücklichste Klasse vorhanden war, an der Jahrhunderte hindurch dargethan wurde, was man sich überhaupt gegen menschliche Wesen erlauben dürfe; ihnen wurde gewiß nur gegönnt, was nöthig war, um sie am Leben und einigermaßen bei Kräften zu erhalten, und die Fesselung wird außer der Arbeitzeit eine permanente gewesen sein. Auch bei den gewöhnlichen Sklaven kam sie sehr häufig vor, und zwar nicht als Strafe, sondern, um nach Kräften die Flucht zu verhindern; der eine Herr, sagt Xenophon, fesselt sie sozusagen Alle, — und doch laufen sie ihm häufig davon; der andere hält sie ungefesselt, — und doch

*) Odyss. XVII, 322.

**) Plato Gorg. p. 483, b. Der euripideische Jon (V. 1381) will seine Mutter nicht kennen lernen, wenn er von einer Sklavin geboren sein sollte.

***) Auch daß der Sklave gesetzlich verlangen konnte, verkauft zu werden (πρᾶσιν αἰτεῖσθαι), um zu einem besseren Herrn zu kommen, wird in der Praxis wenig gebessert haben und kaum vorgekommen sein. Wer Sklaven kaufen wollte, fand sie anderswo und gab schwerlich Dem den Vorzug, der einem anderen athenischen Herrn entrinnen wollte.

Hosted by Google

arbeiten sie und bleiben. Xenophon, der hier nur von Landsklaven spricht, vertritt überhaupt die menschenfreundlichste Seite der griechischen Denkweise, welche die besseren Sklaven nicht nur durch bessere Kleidung belohnt, sondern auch durch gerechte Behandlung zum Gerechtigkeitsinn, durch Lob zur Ehrliebe angeleitet wissen will und ihnen als letztes Ziel die Freilassung in Sicht hält.*) Daß der Sklave überhaupt lieber auf dem Lande als im städtischen Hause diente, hing wohl mit seiner meist ländlichen Herkunft zusammen und unter einem vernünftigen Herrn konnte sein Loos hier mindestens so leidlich sein wie dasjenige, welches ihn bei der Rückkehr nach der Heimath erwartete. Der Hirtensklave vollends wurde wahrscheinlich so gut gehalten wie ein heutiger Knecht, weil bei der Behandlung der Thiere so Vieles von seinem guten Willen abhing; die sizilischen und unteritalischen Hirten des Theokrit, ohne Zweifel Sklaven,**) haben eigenen Besitz (der auch bei den Landsklaven Xenophons vorkommt) und können über Lämmer und Ziegen verfügen und zierliche Geschenke machen. Und wenn bei Schmäusen aller Art die Sklaven überhaupt reichlich mitbekamen, so ließ man gewiß besonders bei Festen und Opfern auf dem Lande die Sklaven am Wohlleben des Tages theilnehmen; Aristoteles ist sogar der Meinung, man solle Dergleichen mehr um der Sklaven als um der Freien willen begehen. In Arkadien vollends gab es große Bewirthungen, zu denen man die Herren sammt ihren Sklaven einlud, ihnen die selben Gerichte vorsetzte und ihnen den Wein in dem selben Krater mischte. Auch beging man hie und da Feste, wo die Herren die Sklaven bedienten und mit ihnen Würfel spielten, ja, als die Griechen die römischen Saturnalien (wo Solches ebenfalls vorkam) kennen lernten, fanden sie, Dies sei ein überaus hellenisches Fest. Die angetrunkene Sklavin ist eine bekannte Genrefigur der Poesie sowohl als der bildenden Kunst.

Im Ganzen jedoch wird es auf dem Land wie in der Stadt bei jenem völligen Mißtrauen und jener Verachtung geblieben sein, die Plato als die richtigen Gefühle gegenüber den Sklaven bezeichnet; nach seiner Ansicht sollte der Herr ihnen ja nicht Unrecht thun, wohl aber, wo sie im Unrecht seien, sogleich Züchtigung eintreten lassen, indem gütliches Zureden sie nur übermüthig mache; nie und nimmer dürfe man mit ihnen scherzen, weil man damit nur sich das Gebieten und ihnen das Gehorchen erschwere; jedes Wort an sie müsse ein Befehl sein; der Besitz von Menschen habe eben überhaupt

*) Xenoph. Oekon. III, 15. XIII, 9 ff. XIV. 4 f. Die Freilassung als Ziel und Lohn auch bei Aristoteles Oekon. I, 5. Aus der späteren Zeit ist die milde Denkweise des Plutarch zu erwähnen, da er den Cato tadelt, weil er alt gewordene Sklaven verkaufte. Cato major 4. 5.

**) Das wird Idyll V, 5 ff. von dem Einen der Redenden ausdrücklich gesagt und auch der Andere wird wohl nur ironisch als Freier betitelt.

Hosted by Google

seine schwierigen Seiten. Und das durchschnittliche Verhalten schildert Xenophon kurz dahin: die Herren bändigen die Ueppigkeit der Sklaven durch Hunger, das Stehlen durch Verschluß alles Verschließbaren, das Davonlaufen durch Fesseln, die Trägheit durch Schläge; solchen Mißhandlungen sind aber auch Sklavinnen ausgesetzt. Vor Züchtigung der Sklaven im Zorn wird gewarnt, allein nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Sorge vor ihrer Rache. Altreiche Herrschaften galten für milder, unverhofft reich gewordene dagegen als grausam, und zwar über das Maß.*)

In Athen, seit der Zeit des peloponnesischen Krieges, benahmen sich die Sklaven, obenhin besehen, sehr frei und keck. Ihr Kittel war eine Tracht, wie sie der ärmere Bürger und Metöke auch trug, so daß man sie von diesen, die ohnehin nicht besser aussahen, kaum mehr unterscheiden konnte; in Folge ihres Peculiums, das — wenigstens nach der neueren Komoedie zu schließen — oft sehr beträchtlich gewesen sein muß, müssen sie sogar oft besser gestellt gewesen sein. Oefter nahm man sie in den Krieg mit, wenn auch nur als Waffenträger, und diejenigen, welche fielen, erhielten ihr besonderes ehrenvolles Begräbniß von Staats wegen.**) Die Ueberlebenden aber scheinen wenigstens in gewissen Fällen frei geworden zu sein, sei es durch ihre Herren oder durch den Staat, und in Athen war nach dem Schlage von Chäramia der Demos im Begriff, die Sklaven zu Freien, die Fremden (Metöken) zu Bürgern, die ehrlos Gewordenen wieder für ehrlich zu erklären. „Viele sind heute Sklaven", heißt es bei einem Komiker jener Zeit, „die morgen Bürger von Sunion sind und übermorgen an der Agora (d. h. am vollen Bürgerrecht von Athen) Theil haben." Die Sprache scheint kein Hinderniß des Verkehres gewesen zu sein, da die Sklaven rasch griechisch gelernt haben mögen, wenn auch die Skythen damit eher einige Mühe haben konnten als die Asiaten.***) Von da an war es ganz unmöglich, daß in einer Stadt wie

*) Aeschyl. Agam. 1403. Vielleicht ist es zuerst, in der Römerzeit, Plutarch, der (de cohibenda ira c. 11) betont, daß Härte gegen die Sklaven den Herrn selbst schlecht mache: „Erst spät sah ich ein, daß es besser sei, wenn die Sklaven durch Duldung schlimmer werden, als wenn man sich, um Andere zu züchtigen, durch Bitterkeit und Zorn selber korrumpirt (διαστρέφειν).

**) Pausan. I, 29, 6. 32, 3. Man vergesse aber nicht, daß zuweilen auch werthvolle Thiere prächtig bestattet und durch Grabschriften geehrt wurden. Vergl. die schon vorhin citirte Stelle Plut. Cato maj. 4, 5.

***) Vergl. das Griechische, das der Skythe in den Thesmophoriazusen des Aristophanes radebrecht. Das Erste, was die Sklaven etwa den Kindern im Hause vorwelschen konnten, mögen Thierfabeln und Thiermärchen gewesen sein, wobei sich auch der erwachsene Grieche an der Naivetät des Ausdrucks ergötzt haben mag. Mit der Zunahme des Sklavenwesens tritt daher die bedeutsame Gestalt des Aesop auf.

Hosted by Google

Athen, wo so wenige Leute ihrer Rede Schranken auferlegten, nicht auch die Sklaven sehr keck zu sein begonnen hätten; zur Zeit des Demosthenes führten sie das Wort lauter als in manchen Städten die Bürger, ja, sie scheinen auch das Theater besucht und hie und da an den attischen Mysterien Theil genommen zu haben, bis man in Augenblicken heftigsten Faktionwesens sie sogar in die Volksversammlung eindringen sah. Wie werden sie sich im Theater gefreut haben, wenn z. B. im Jon des Euripides der Pädagog — ein Sklave — seine Tirade losließ: nur Eins bringe dem Sklaven Schmach, nämlich der Name, sonst stehe keiner den Freien nach, sobald er ein Edler sei.*)

Allein der Sklave konnte in diesem hochgebildeten Athen jeden Augenblick an seinen wahren Stand aufs Bitterste erinnert werden. „Einige", sagt Plato, „trauen ihren Sklaven gar nicht und traktiren sie mit Stacheln und Geißeln oft und viel, wodurch sie deren Seelen erst recht knechten." Außerdem aber gab es eine gerichtliche Folterung der Sklaven, von der man nur nicht glauben darf, sie sei nicht häufig vorgekommen. In Prozessen, sogar in privatrechtlichen, durfte der Herr seine Sklaven dazu anbieten oder die des Gegners dazu verlangen, Jenes zur eigenen Entlastung, Dieses zu des Gegners Belastung. Was der aristophanische Xanthias von Gattungen der Qualen aufzählt: das Aufspannen an einer Leiter, das Aufhängen (an den Armen), das Knebeln, das Eingießen von Essig in die Nase, das Auflegen von Ziegelsteinen, ist lange nicht Alles; schon sein Mitredner Aeakos stellt die schwere Körperverletzung (πηροῦν) in Aussicht; und das Hauptmittel zur Erkundung der Wahrheit war in der That das Rad (τροχός), auf dem der Körper ausgerenkt wurde. Daß man die eigenen Sklaven dazu anbot, die doch im Ganzen den Herrn haßten und gegen ihn auszusagen versucht waren, galt als höchster Beweis eines guten Gewissens, und wenn der Gegner sie zurückwies, mußte er sich bedeuten lassen, er habe ein schlechtes, sonst hätte er sie eher begehren als der Andere sie anbieten müssen. Der Redner Lykurgos, dessen rohes Pathos so Manches aus der Praxis des späteren vierten Jahrhunderts ausschwatzt, nennt die Sklavenfolter weit das gerechteste und dem Demos gemäßeste Mittel zur Erforschung eines streitigen Thatbestandes, indem er die Sklaven seines Opfers Leokrates zur Folterung verlangt; Dieser verweigert sie und soll damit wiederum sein „böses Gewissen" verrathen haben, ganz als hätte Menschlichkeit und Anhänglichkeit an die Sklaven unmöglich ein Wort mitreden können. Um den wahrsten Grund dieser durchgehenden Handlungweise zu durchschauen, muß man wieder um ein Menschenalter zurückgehen, zu Isäos, der es vor versammeltem Ge-

*) Bei Euripides, auch in den Fragmenten, finden sich die damals üblichen Raisonnements sowohl für als wider die Sklaven.

Hosted by Google

richt trocken und verständlich herausſagt: „Wo Ihr Richter irgend die Wahl habt zwiſchen dem Zeugniß von Freien und dem von gefolterten Sklaven, zieht Ihr zur Ermittelung der Wahrheit billiglich (εἰκότως) das Zweite vor, in der Ueberzeugung, daß ſchon manche Freie unwahres Zeugniß abgelegt zu haben ſcheinen, was bei Gefolterten noch niemals namhaft gemacht werden konnte.“ Nämlich Meineid und falſches Zeugniß liefen damals in Athen auf allen Gaſſen herum. Freilich, wenn man ſich einmal auf das Folter-geſtändniß zurückgewieſen glaubte, konnte es mit der Zeit nicht ausbleiben, daß es auch von Freien erpreßt wurde.*) Es liegt nun nah, zu fragen, wie die großen Intelligenzen jener Zeit über dieſe Dinge gedacht haben möchten? Ariſtoteles kommt in ſeiner Rhetorik rein als Praktiker vom Geſichtspunkt des gerichtlichen Redners aus darauf zu ſprechen, verräth aber doch bei dieſem Anlaß ſeine eigene Meinung: „Wenn es im Intereſſe (unſerer Partei) iſt, daß gefoltert werde, muß man (der Redner) die Folterung preiſen, indem Folterzeugniſſe unter allen Zeugniſſen die allein wahren ſeien; iſt aber die Folterung uns unerwünſcht und im Intereſſe des Gegners, dann kann Einer ſie zunichte machen, indem er die Wahrheit zur Geltung bringt gegen alle Folterung überhaupt; denn auf der Folter wird eben ſo viel Falſches aus-geſagt wie Wahres; es geſchieht, daß die Gefolterten aushalten, ohne die Wahrheit zu bekennen, und dann wieder ſagen ſie ganz leicht Falſches aus, nur um von der Folter loszukommen.“ Alſo doch wenigſtens ſo viel! Aber auf dieſes Kapitel im Ganzen hin können uns manche politiſche und recht-liche Einrichtungen der Griechen, womit ſich die Gelehrſamkeit große Mühe macht, einigermaßen indifferent werden.

Der Sklave bleibt eben eine Sache; und auch dieſe oder jene Gunſt, die er erfährt, iſt eine nur ſcheinbare, ſo z. B. die Aufſicht über die Kinder bis tief ins Jünglingsalter, die durchweg dem Sklaven als Pädagogen über-tragen wurde. Hierbei iſt vor Allem zu erwägen, daß er weſentlich die negative Seite der Erziehung, die Hütung und Abwehr, vertrat, während der Unterricht bei freien Lehrern empfangen wurde, beſonders aber, daß man Freie für das Amt des Pädagogen vielleicht wohl für den Augenblick zu finden, aber dann nur ſchwer richtig zu lenken vermocht hätte, weil kein Freier, namentlich kein Mitbürger der ſelben Stadt, auf die Länge dazu taugte, ab-hängig (ὑπαίτιος) zu leben. Dann glaubt man, am Eheſten beim Sklaven

*) Vergl. Schäfer, Demoſthenes II, S. 346. Im Allg. C. F. Hermanns Staatsalterth. § 141, wo ſich Anm. 16 auch aus Rhetor. ad. Alex. XVI, 1 beſtätigt findet, daß die Gefolterten ein Intereſſe hätten, das Wahre zu bekennen, die freien Zeugen aber eher, zu lügen. Folterung von Freien kam ausnahme-weiſe ſchon beim Hermokopidenprozeß vor.

Hosted by Google

vor Liebesverhältnissen zu den Kindern sicher zu sein;*) war er doch ein Barbar, in der Regel bejahrt und sogar manchmal deshalb mit seinem Amt betraut, weil er für andere Arbeit invalid geworden war. Unter mehreren oder gar unter zahlreichen Sklaven den zu ermitteln,**) der sich am Besten dazu eignete, konnte im Lauf der Jahre so schwierig nicht sein, auch werden Beispiele der Treue und Anhänglichkeit nicht gefehlt haben, wie einige Grabschriften auf treffliche Pflegesklaven beweisen, ähnlich wie sie getreuen Ammen, ebenfalls Sklavinnen, gesetzt wurden.

Von den Freigelassenen hatte man im Ganzen keine gute Meinung. Zunächst verstand sich von selbst, daß böse und undankbare Sklaven, wenn sie frei geworden waren, ihren Herrn „am Meisten von allen Menschen haßten," weil er sie schon in der Knechtschaft gekannt hatte. In der neueren attischen Komoedie trat aber der Freigelassene überhaupt leicht als Ankläger (ohne Zweifel seines Herrn) auf, „als bestände der Genuß der freien Rede in der Anklage," und was die Poesie als Typus zu brauchen wagt, Das muß im Leben häufig vorgekommen sein. Eher könnte man annehmen, daß in der neueren Komoedie der noch seinem Herrn gehörende Sklave etwas zu gut weggekommen sei, da der Dichter dieser seiner Hauptperson, dem Träger der Intrigue, dem kecken Erfinder aller Auswege, eine gewisse Gunst habe erweisen müssen; doch fehlte es auch hier an schlimmeren Sklaven nicht. Den ganz fatalen Freigelassenen in Lucians Timon wird man wohl der römischen Kaiserzeit völlig zu überlassen haben, so gut wie den petronischen Trimalchio.

Uebrigens gab es Fälle im Leben, da ein spezifisches Talent alle Schranken zu beseitigen wußte, wenn nämlich ein bestimmtes Geschäft Fähigkeiten verlangte, die in der freien griechischen Familie nur vereinzelt vorhanden und nicht erblich waren. Aus den demosthenischen Gerichtsreden für Apollodor lernt man ein solches Geschäft kennen, das von Sklaven auf Sklaven überging, wie die Herrschaft der Mameluken in Egypten. Im Dienst eines athenischen Wechslers Archestratos zeichnete sich der Sklave Pasion durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit so sehr aus, daß Jener ihm die Freiheit schenkte und, als er sich aus dem Geschäft zog, ihm dessen Fortsetzung auf eigene Rechnung überließ. Wohl nahm er dabei offenbar sein Hauptvermögen mit sich heraus, unterstützte aber den Pasion weiter mit seinem Kredit. Dieser erwarb nun große Reichthümer und wurde der erste Bankier von Athen; er erfüllte seine Pflichten gegen den Staat so redlich und freigebig,

*) Themistokles hielt für seine Kinder Eunuchen als Pädagogen; Polyän. I, 30, 3, 4.

**) In der späteren Zeit die Klage Plutarchs, de liberis educ. 7, daß manche Väter die tüchtigen Sklaven für die Geschäfte brauchten, dem unnützesten aber, der nur noch zum Essen und Trinken tauge, ihre Kinder anvertrauten.

Hosted by Google

daß das Volk ihm für sich und seine Nachkommen das Bürgerrecht schenkte. In seinem Alter übertrug Pasion sein Geschäft sammt einer großen Schildfabrik (wenn auch nur durch eine Art von Pacht) an Phormion, der erst sein Sklave, dann als Freigelassener sein Buchhalter und Kassirer gewesen war, und als er mit Hinterlassung einer Wittwe und zweier Söhne starb, verfügte sein Testament, Phormion solle die Wittwe heirathen und Vormund des einen Sohnes werden. Es wäre sehr interessant, zu erfahren, aus welchem Land und Volk Pasion und Phormion stammten.

Endlich versteht sich von selbst, daß für jede spezielle und regelmäßige, also unfreie Thätigkeit, die der Staat, und ganz besonders der so ausgebildete athenische, nicht entbehren konnte, Sklaven gebraucht wurden. Ihnen fielen regelmäßig die unteren Beamtungen, das Schreiberwesen, die Polizei u. s. w., zu. Der freie Streber begehrte nicht ein Aemtchen, sondern er wurde entweder Demagoge oder hungerte. Nur solche Aemter, wobei etwas Tüchtiges zu profitiren war (ἀργάς), nahm Demos mit Begier an.

Jakob Burckhardt.

Meraner Volksschauspiele.

Wenn gesagt werden müßte, was ich in einem schönen Land lieber sehe, Fabrikschlote oder Kirchthürme: bitte schon um Verzeihung, ich entschiede mich für die Thürme.

Auch Das gehört zu den Vorzügen unserer Alpenländer, daß kein Rauch- und Rußmeer die Luft verpestet, die Gegend verschleiert. Wie man auch der Kirche nachsagen mag, daß sie verdunkelnd wirke: ihre Thürme schimmern im klaren Glanz der Sonne. Und der himmelanragende Fabrikschlot meint nicht das Selbe wie der himmelanragende Kirchthurm.

Da ich im Dunst der Fabriken rußig geworden war, verlangte es mich wieder einmal nach einem Alpenwasser- und Luftbad. Also gings im Frühjahr 1898 dem Tirolerlande zu. Von Graz in strömendem Märzregen abreisend, begleiteten mich Bedenken gegen drohendes Hochwasser, das in den Alpen die Brücken zerreißt, die Dämme unterschwemmt, die Eisenbahn mit Lawinen verschüttet. Dieses Bedenken wurde bald zu Wasser, denn das Wasser wurde zu Schnee. Im Pusterthal keuchte der Schneepflug vor dem Eisenbahnzuge her, daß es zum Jauchzen war. Der erste wirkliche Winter, den ich in diesem Jahr gesehen. Falb hatte einen prachtvollen kritischen Tag zu Wege gebracht. Zwei Stunden später, auf den mailichen Geländen von Brixen, sah ich blühende Aprikosenbäume; und das Haus des Tirolerhelden Peter Mayer, das „Wirthshaus an der Mahr" (ein paar Minuten hinter Brixen rechts von der Bahn aus zu sehen) war mit Immergrün und treibenden Reben umsponnen.

In Meran ließ ich mich nieder zu einer sehr beweglichen Rast. Unter

Hosted by Google

der Hut eines fürsorglichen, unterrichtenden Freundes sah ich Alles, was dieser wunderbare Ort an Schönem und Interessantem in und um sich birgt. Der gesellschaftliche Glanz vieler Lande ist hier wie in einem Brennpunkte konzentrirt. Weitaus am Liebsten ist mir das Ureigene des Ortes, seine Natur, seine angestammte Bevölkerung. Im Morgensonnenschein stand ich an der Höhe von Obermais mit ihrer sich weithin dehnenden Villenstadt. Zu meinen Füßen, tief in finsterer Schlucht, rauschte die Passer, herniederwirbelnd in weitem, wüstem Bachbett aus dem Heimaththale Andreas Hofers. Gegenüber der mit Cedern, Lorber und allerlei tropischen Gesträuchen bewachsenen Schlucht die alte Zenoburg und der massige Pulverthurm. In der Nacht hatte es geschneit und jetzt tropfte das weiße Wunder des Südens in funkelnden Perlen von Dach und Baum zu Boden. Dort breit hingelagert das Etschthal mit der scharf abstürzenden Zinne der Mendel. Und an den Vorsprüngen der Berghänge Burg an Burg, alter Zeiten Herrlichkeit noch kündend. Nach der Bintschgauseite lag auf der Bergzinne eine lange, breite Wolkenbank und über ihr, gleichsam hinter allem Gebirge hoch über den Wolken schwebend, die schneeweiße, von der Sonne beleuchtete Pyramide der Kirchbachspitze oder der Hohen Texel. Mir rieselte es kalt über die Stirn hinauf und über den Rücken hinab, als dieses fast grauenhaft gewaltige Landschaftbild so vor mir stand.

Bei dem Pulverthurm flatterte eine weißrothe Fahne. „Es wird gespielt!“ rufen Vorübergehende einander zu. Trotz der zweifelhaften Witterung giebt es am Nachmittag meraner Volksschauspiele. Die Mitwirkenden aus der Stadt und den Thälern sollen zur Probe kommen! Das bedeutete die Fahne, die sie ruft.

In meinem Heimgarten hat der meraner Schriftsteller Karl Wolf einmal erzählt, wie die Volksschauspiele zu Stande kamen. Der Entschlossenheit und Ausdauer dieses Mannes ist in den Volksschauspielen ein für Tirol hochbedeutendes Werk zu verdanken, das von den Einheimischen tief empfunden und auch von den Fremden bewundert wird. Allerdings hatte das Werk anfangs im Lande seine Gegner, und zwar gerade in jenen Mächten, die prinzipiell jede neue That bekämpfen und auch das Gute für schlecht erachten, oft aus keinem anderen Grunde, als weil es nicht von ihnen ausgeht. Heute genießen die meraner Volksschauspiele bereits einen Weltruf, wie die Spiele von Oberamergau und Bayreuth, und sie haben vor diesen Etwas voraus. Es ist der geschichtliche Boden, auf dem die geschichtlichen Dramen spielen, und es ist das selbe geschichtliche Volk, von dem sie gespielt werden. Karl Wolf, nun Direktor der Volksschauspiele, hat eine Truppe von nicht weniger als dreihundert Mitgliedern, Gewerbsleute und Bauern der Umgegend, um sich und sein Werk zu versammeln gewußt. Und zur Frühjahrs- und Herbstzeit, an den Sonntagsmorgen, wenn beim Pulverthurm die Fahne weht, kommen sie zusammen zur Probe, um am Nachmittage die Bilder ihrer Befreiungskriege vor aller Welt darzustellen. Nicht in jedem unserer Länder getraute ich mir, Leute aufzufinden wie diese Darsteller. Mir ward die Freude, mit dem Darsteller des Helden Peter Mayer persönlich zu verkehren. Das ist ein Kernmensch, so gesund und stramm wie sein Körper auch sein Herz, voll glühender Liebe zum Heimathland, voll Begeisterung für die großen Kämpfe der Vorfahren. „Ich spiels nit, ich lebs mit,“ sagte er mir. „Und wann ichs einmal nit mehr da drinnen find', nachher thu ich nit mehr mit.“ Und Das ist das Geheimniß.

Hosted by Google

Sie leben es uns vor: Das ist ihre ganze Kunst; sie haben und brauchen keine andere. Und sie können es uns vorleben, weils in ihrem Blut liegt, weil sie die Enkel und Urenkel sind der Helden von 1809, weil sie von Kindheit auf die Tradition in sich eingesogen und ihr ganzes Heimath- und Freiheitbewußtsein darauf gebaut haben. Und sie spielen sich, ihre Natur, ihre Geschichte, ihre Alltäglichkeit, ohne auch nur einen Augenblick banal zu wirken, weil lebendige Natur ja nie abgebraucht ist.

Doch giebt es eine Grenze, wo durch die unzählige Wiederholung derselben Sache das Herz matt wird. Dann sind sie auch am Ende ihrer Kunst. Bei einigen Mitspielern soll es schon vorgekommen sein, daß sie ins Bizarre umschlugen, mit Uebertreibungen und Späßen die abhanden gekommene Gemüthskraft ersetzen wollten, — da hieß es sofort: ausspannen. Einem solchen Entarteten wird die Rolle genommen oder es muß, wenn die Erscheinung sich verallgemeinert, das Stück aufgegeben und durch ein neues ersetzt werden. Das Stück ist dann abgespielt. Nicht aber in dem Sinn, daß es nicht mehr zieht, als vielmehr, weil es von den Darstellern nicht mehr unmittelbar empfunden wird, weil es nicht mehr Leben ist, sondern Komoedie. Demnach hütet jeder Darsteller in sich die Innigkeit und Pietät, so gut es möglich ist. Jeder setzt eine Ehre darein, mitzuthun, abgesehen davon, daß ein Mitglied der Volksschauspiele mancherlei Vortheile hat. Darf ichs verrathen, ohne den Nimbus zu zerstören, daß die Mitglieder der Volksschauspiele schon gestrikt haben? Als es sich bereits vor Jahren herausgestellt, daß diese Schauspiele sich für die geschäftlich betheiligten Faktoren sehr rentirten, erinnerten sich die Mitwirkenden daran, daß sie bei den zahlreichen Proben und Spielen viel Zeit aufbrauchten und sonstige Opfer zu bringen hatten; sie thaten sich zusammen gegen die Unternehmung, wie sich ihre Vorfahren einst gegen die Franzosen zusammengethan hatten, und forderten Spielhonorar. „Umsonst isch der Toad!" sagten sie. Heute bekommen die Hauptsprechenden je fünf Gulden und die übrigen Mitwirker je einen Gulden für die Aufführung. Jener Leutpriester wird sie darob das erste und das letzte Mal getadelt haben, als er einem Mitwirkenden sagte: „Seit Du Geld nimmst, Mensch, seither glaub ich nit, daß Du so mitlebst, wie Du sagst! Auf die fünf Gulden denkst!" Und der Andere gab Antwort: „Hab ich Dich gefragt, Pfarrer, an was Du denkst, wenn Du Deine Fünfzig-Kreuzer-Meß' liest?"... Daß sich ein Mitwirkender der Volksschauspiele des ihm von aller Welt reichlich gespendeten Lobes wegen nicht einen Augenblick überhebt und nicht etwa seinen gewöhnlichen Beruf verleugnet, beweist der Besuch des Schauspielers Sonnenthal bei dem Darsteller Andreas Hofers.

„Na, guten Tag, Herr Kollege!" grüßte ihn Sonnenthal.

„Ach so, so," gab der Angesprochene zur Antwort, „Sie san ah a Schuaschter?" Wären diese Tiroler schon moderne Schwächlinge, so würden sie sich längst auch ihres schlichten Gewerbes schämen und als „Künstler" unter den Herrschaften des Kurortes herumstolziren wollen.

Mir sind die tiroler Heimath- und Freiheitkämpfe, wie sie sich zu Beginn unseres Jahrhunderts zugetragen, persönlich ein wahrer Lebensinshalt geworden. Hatte aber bisher die Volksschauspiele noch nicht gesehen. Nicht gering war daher meine Spannung an diesem Tage. Erwartungvoll strich ich durch den belebten Ort, der in der Hochsaison ein großstädtisches Gepräge hatte. Hohe und

Hosted by Google

höchste Herrschaften waren da, von der in unzähligen Exemplaren vertretenen Excellenz bis hinauf zum Erzherzog Ludwig Viktor und zum Thronfolger Franz Ferdinand. Mancher Spazirgänger richtete sein Auge gegen den Himmel, an dem Gewölk und Sonnenschein hartnäckig um den Preis des Tages kämpften.

Zur Aufführung stand bevor Karl Wolfs Volksspiel: „Tiroler Helden. Bilder aus den Befreiungskämpfen 1809 im Eisackthal". Hauptheld dieses Stückes ist Peter Mayer, der Wirth an der Mahr, für mich von ganz besonderem Interesse, weil diese Gestalt auch der Gegenstand einer meiner größeren Arbeiten geworden ist. Ein geistlicher Streithansel, der wohl sein Lebtag keine tiroler Geschichte, keinen tiroler Dichter gelesen und daher vom Mahrwirth nie Etwas gehört hatte, ließ zwar drucken, daß der ganze Wahrheitapostel Peter Mayer von mir zusammengelogen worden sei. Der Mann soll seitdem in den „Tiroler Helden" gesessen sein und drei Stunden lang den Kopf geschüttelt haben darüber, was die Herren jetzt für Geschichten ausbringen, von denen in keinem Kirchenlehrer und in keiner Heiligen-Legende die Rede ist. Sogar der Andreas Hofer wird heutzutage manchem Herrn unbequem, weil der Hofer-Kultus viel zu sehr um sich greift und andere Dinge verdunkelt. Nach meiner Meinung handelt es sich auch nicht ganz so sehr um den geschichtlichen Hofer als um jenen, der im Bewußtsein des Volkes lebt und wirkt. Dieses Bewußtsein seiner Helden ist das segensreichste Gut meines Volkes und für seine Gesittung und Tüchtigkeit von unermeßlicher Bedeutung. Den Andreas Hofer rührt mir nicht an!

Mit den tiroler Helden des Jahres 1809 haben sich geriebene Dramatiker vergeblich geplagt. Mit der alten Theaterschablone ist diesen Helden nicht beizukommen und außerhalb der Schablone natürlich kein „Kunstwerk"! Karl Wolf hat sich die Sache leicht gemacht, weil er sie gerade so nahm, wie sie genommen werden will, wie sie die Geschichte selbst gab: als eine Reihe von Ereignissen und losen Bildern. Einige Anstände hatte der Verfasser anfangs mit der Censur; diese wollte ihm ein paar historische Aussprüche nicht gelten lassen. So, als Hofer sagt: „Das hätt' ich mir nit denkt, daß Oesterreich, für das wir uns aufgeopfert haben, uns jetzt in unserer Noth so ganz verlassen kann!" Der Verfasser aber bestand darauf: „Wenn das Wort gestrichen wird, so bleibt das ganze Bild fort!" Da hat es die Censur doch eingesehen, daß es nicht angeht, die Weltgeschichte zu korrigiren.

Nachmittags, ein Viertel vor drei Uhr, krachte auf dem Küchelberg ein Kanonenschuß, daß ganz Meran in seinen Grundfesten zu beben schien. Dann noch einer. Und noch einer. Das erste Zeichen zum Beginn. Eine wahre Völkerwanderung entstand aus der Stadt über die Wiese hin, dem Schauspielplatze zu, der ganz draußen im Freien, am Fuß des Küchelberges liegt. Mir widerstrebt es, in diesem Fall „Theater" zu sagen. Es ist aber auch kein Schauspielhaus, weil Bühne wie Zuschauerraum unter freiem Himmel liegt. Die ganze Stätte ist so: da steht ein großes Tirolerbauernhaus, in gleicher Linie an beiden Seiten des Hauses sind die Wirthschaftgebäude und im Hintergrunde ist das Dorf; zwischen diesen Gebäuden führen um das Haus herum zwei Hofwege; sie münden in die Straße ein, die an dem Hause vorüberzieht und hauptsächlich als Schauplatz dient. Haus und Nebengebäude, im malerischen Tirolerstil gehalten, sind ausgestattet mit all den Dingen, die zu einem großen Alpenbauernhof gehören:

Hosted by Google

dem Söller, dem Glockenthürmchen auf dem Dach, dem Brunnen vor dem Hause, dem Bildstöckel an der Straße. Alles ist bis auf das Kleinste treu ausgestattet. Wir sitzen in den Bankreihen eines großen, viereckigen, mit einer Bretterwand abgegrenzten Hausgartens. Rückwärts ist eine Reihe gedeckter Kammern (Logen). Vor uns, gleichsam im Straßengraben, der den Zuschauerraum von der Bühne trennt, so vertieft, daß man nichts davon sieht, ist das Orchester. Das Ganze ist von einer ungesuchten, selbstverständlichen Einfachheit und Zweckmäßigkeit, wie sie nur Natur und Leben bietet. Nichts erinnert, daß man etwa in einem Theater sitzt. Es giebt natürlich auch keinen Vorhang, weil die meisten Auftritte sich ja eben im Freien vor dem Hause abspielen. Bei Szenen, die in geschlossenen Räumen vorkommen, in Stuben, Sälen u. s. w., oder wo Lebende Bilder gestellt werden, geht die vordere Wand des Hauses auseinander nach rechts und links und wir haben auf der freien Bühne plötzlich eine abgeschlossene, dem Theater ähnliche. Ueber den Bretterverschlag herein in unseren Sitzgarten leuchten die schneebedeckten Bergriesen. Gerade vor uns, gleichsam wie zur Bühnendekoration gehörig, oben auf grünem Berghang, ragt die uralte Burg Tirol, das geschichtliche Hauptschloß des Landes. Uns zur Rechten, ganz nah am Schauspielplatz aufsteigend, die steilen Lehnen des Küchelberges; ihre Felswände sind zu dieser Jahreszeit noch grau und kahl. An einzelnen Wänden sehen wir weiße Scheiben herableuchten. Die Merkmale zur Erinnerung an jene tiroler Kämpfer, die im Jahre 1809 im Kampf mit den Franzosen an den selben Stellen gefallen sind. Das Alles ist der natürliche Schauplatz jener Heldenkämpfe und spielt, eine unbeschreiblich hehre Stimmung erzeugend, wunderbar mit, wenn jetzt das Drama beginnt.

Die Menschenmassen im Zuschauerraum sind ruhig geworden. Auf ein gegebenes Zeichen erscheint eine junge schmucke Tirolerin und bringt in schlichten Versen das „Grüaß Gott!“ Und nun hebt es an. Französische und bayerische Soldaten, Tirolerbauersleute, Männer, Weiber, Kinder beleben die Straße und den Platz. Bauern, deren Söhne sich vor der bayerischen Militäraushebung flüchteten, werden als Geißeln eingebracht. Das Geschick ist im Gange.

Ich erzähle hier nicht den Inhalt des Stückes. Hauptsächlich handelt es vom Mahrwirth, einem der aufständigen Bauernführer, der, gefangen, vor den französischen Richtern sein Leben mit einer Lüge hätte erkaufen können und freiwillig in den Tod ging. Ein zweiter Held dieses Dramas ist der junge Peter Siegmayr. Er ist Soldatenflüchtling; als die Bayern ihn vergeblich suchen, nehmen sie seinen alten Vater gefangen und drohen, ihn zu erschießen, falls der Aufenthalt des Flüchtlings nicht angegeben wird. Der Alte wählt lieber den Tod, als daß er sich entschlösse, seinen Sohn zu verrathen. Wie der Sohn Das erfährt, stellt er sich selbst, um den Vater zu retten, und wird erschossen.

Man kann nicht oft genug wiederholen, wie groß Wolfs Verdienst ist, daß er in seiner meraner Schöpfung den Tirolern und der ganzen Welt in großartiger Weise solche Vorbilder von Menschengröße vor Augen führt. Recht, Freiheit und Vaterlandsliebe, Lebensverachtung, Hinblick auf höhere Güter, Treue und Muth, Großmuth gegen den Feind: Das sind die Grundzüge der Volksschauspiele. Neben der Kampflust werden auch Werke des Friedens vorgeführt, Bauernleben, Hirtenleben in seinen Arbeiten und Idyllen, kirchliche Aufzüge, Alles voll Naturwahrheit und mit entzückender Hingabe der Mitwirkenden dargestellt.

Hosted by Google

Der Haupteffekt des Stückes liegt in dem Bilde: Nach der Mühlbacher Klause. Die Erhebung ist im Zuge, die Leute sind fortgezogen mit den Waffen. Streiter in Bauernjoppen. Denn die heiligsten Kriege werden nicht in Uniform geführt. Von fern dumpfes Trommelwirbeln. Der Wächter unter dem Dachgiebel hat angedeutet, daß ringsum in der Gegend die Feinde stehen. Dorf und Gassen sind menschenleer. Es ist eine schwere, gedrückte Stimmung. Da fällt plötzlich hinten am Küchelberg ein Kanonenschuß. Von den umliegenden Dörfern Sturmglocken. Es erhebt sich das Kleingewehrfeuer von links und rechts, von allen Seiten, auf dem Küchelberg kracht es an allen Wänden, hinter allen Büschen. Der Schauplatz hat sich plötzlich nach außen verlegt. Aber schon laufen einzelne Franzosen über die Gasse, verfolgt von Bauern; von verschiedenen Seiten springen sie heran, Soldaten und Aufständige, vor dem Hause entspinnt sich ein heftiges Gewehrfeuer, von den Fenstern wird herausgeschossen, von den Dachluken herab. Dort und da stürzt ein Mann zusammen und wird fortgetragen. Während draußen noch immer die Kanonen krachen und auf den Berghängen das Kleingewehrfeuer knattert, daß schon die ganze meraner Gegend in Pulverdampf gehüllt ist, kommt ein Parlamentär und bittet die Bauern um eine Verhandlung. Da legt sich allmählich der Schlachtenlärm, Gefangene werden noch hin und her geführt und die Musik fällt ein.

Die Wirkung dieser Abtheilung auf Einen, der sie zum ersten Mal sieht, ist unbeschreiblich. Diese Entwickelung einer Schlacht, bei welcher plötzlich der historische Boden lebendig wird, das ganze Meranerthal mitspielt, ist etwas so eigenartig Packendes, wie es wohl in der ganzen Welt nicht wieder vorkommt. Wenn es um Menschenrecht, Freiheit, Heimath und Volk geht, da wird Kanonendonner und Gewehrgeprassel zu einer majestätischen Musik. In mir wurden zur Stunde Gefühle und Kräfte lebendig, die ich bisher kaum gekannt hatte. Alle Muskeln zuckten, alle Sinne jauchzten. Am Liebsten hätte ich selbst so ein altes Feuerschloßgewehr an mich gerissen und wäre hinausgestürmt ins Freie, gegen die Feinde der Freiheit und des Vaterlandes, wo sie auch stehen, wie sie auch heißen mögen!

Der Himmel hatte sich schon lange umzogen und die Wolken waren tief herabgesunken an den Bergen. Nun begann es, sacht zu regnen, der noch übrige Theil des Schauspieles mußte rascher abgespielt werden. Und es war gut so. Das aufgeregte Gemüth zitterte leise fort in wehmuthvoller Weise. Nur bei den Schlußbildern, wo der Peter Siegmayr kommt, um mit seinem eigenen Leben den Vater zu retten, und Peter Mayer vor Gericht das ihm für eine Unwahrheit angebotene Leben verwirft, erhebt sich das Schauspiel noch einmal zu überwältigender Höhe. Die von Johann Grißmann gestellte, überaus packende Musik vollendet die Stimmung.

Was über einzelne schauspielerische Leistungen zu sagen wäre? Nein, auf diesem Punkt stehen wir nicht und keiner der Mitwirkenden guckt ins nächste Morgenblatt, um für seine Person etwa ein Extralob zu finden. Das Ganze ist eine Einheit, die handelnde Person ist das Volk. Jener Tirolerheld vor neunzig Jahren hieß Peter Mayer. Der heutige würde unter den selben Verhältnissen vielleicht Johann Aschberger heißen, genau so scheint unser Darsteller in der Natur des Helden zu leben und zu fühlen. Und ähnlich bei allen Uebrigen. Die Hauptsache bestand darin, für die bestimmten Rollen die richtigen Menschen

Hosted by Google

ausfindig zu machen. Das ist Karl Wolfs Verdienst. Und daß er sie in diesem Lande finden konnte, ist Tirols Ehre.

Am Anfang der Vorstellung hatte ich in einer der rückwärtigen Bänke gesessen, um einen größeren Theil der Gebirgslandschaft zu überblicken. Als es aber zu regnen begann und viele Zuschauer vor mir die Plätze verließen, andere ihre Schirme öffneten, setzte ich mich weiter voran in eine halbleere Bank. Neben mir saß ein junger Mann, der, den Kragen seines dunklen Mantels über den Hals gestülpt, mit großem Interesse in die Darstellung vertieft war. Da ich meinen Schirm offen hielt, so hätte ich ihm gern ein Mitdach geboten. Ich wollte ihm das gemeinsame Dach schon anbieten, da stand er auf und ging, um nicht zu stören, ganz leise hinaus. Nun hatte ich eine lange Bank für mich allein, an der selben Stelle, wo man sich sonst für schweres Geld um Plätze riß. Denn der immer dichter niederrieselnde Regen hatte den Platz allmählich sehr gelichtet, nur die Allerandächtigsten blieben bis zum Schluß, um unter den erschütternden Musikklängen die letzten Trauerszenen und das Schlußbild „Tiroler Helden" noch zu sehen.

Und dann der Stadt zu. Der Leiter Karl Wolf, der mich dahin begleitete, schien etwas mißmuthig über die störende Witterung zu sein. Ja, „die Ventilation dieses Theaters war freilich musterhaft"; hätte es nur auch ein Dach! Gottlob, daß es keins hat, daß es uns nicht nur klassische Heldengröße zeigt, sondern auch die Einrichtung eines klassischen Theaters unter freiem Himmel darstellt. Was thut das Bischen Feuchtwerden einer germanischen Haut?

„Etwas verregnet, Herr Wolf?" wurde er angesprochen von einem Herrn, den mein Begleiter mit „Kaiserlicher Rath" flüchtig bezeichnete und der vorhin mein Bankgenosse mit dem aufgestülpten Rockkragen gewesen war. Er sprach ein Weilchen mit meinem Begleiter, während ich danebenstand und ihn gleichgiltig betrachtete. „Ein noch so junger Mann und schon Kaiserlicher Rath!" bemerkte ich zu Wolf, als der Herr dann mit verbindlichem Gruß seines Weges ging. Mein Begleiter blickte mich fragend an: „Kaiserlicher Rath, wieso?"

„Sie haben diesen Herrn doch so angesprochen!" „Bewahre! Ich habe wohl Kaiserliche Hoheit gesagt. Sie kennen doch den Erzherzog Ferdinand d'Este?"

Tableau! Hatte ich mich vorhin im Volksschauspielraum gemüthlich zum österreichischen Thronfolger gesetzt.

„Ja", sagte Wolf, „der Erzherzog besucht die Vorstellungen gern und setzt sich stets mitten unter das Volk hinein. Mit Vorliebe unter Kleinbürger und Bauersleute, mit denen er dann über die Vorstellung und Anderes behaglich plaudert. Hätten Sie ihm Ihren Schirm nur angeboten! Sie würden sich recht gut mit einander vertragen haben."

Mit diesem kleinen Nachspiel schloß der für mich denkwürdige Tag, an dem mein Lieblingskapitel aus der Weltgeschichte, der tiroler Befreiungskampf, vor meinen leiblichen Augen so herrlich lebendig geworden war.

Graz. Peter Rosegger.

Hosted by Google

Eine Rose.

„Ja, Das ist ja traurig, all Das," sagte er und drehte sich mühsam im Bett um, nach seiner Frau, die ins Zimmer gekommen war und in einer kleinen Entfernung dastand, an die alte Schatulle gelehnt. Sie war hellblond und korpulent, mit blassen, tiefliegenden Augen und dünnem Haar, das vorn in der Stirn mit einem Brenneisen zu einer Franse gekraust war. Ihr Morgenkleid aus braungelbem Stoff mit dunklem Schnurbesatz war fleckig und schmutzig und hing lose um sie her.

„Aber was fehlt Dir eigentlich?" fragte sie. Ihr Ton war halb spottend, halb vorwurfsvoll.

Er strich mit den Fingern durch sein dichtes, dunkles Haar, erhob das blasse, von einem schwarzen Bart umrahmte Gesicht und sah sie an. Sie antwortete mit einem funkelnden Blick. Einem Blick, der ihn stach.

Böse? Sind sie böse, diese Augen? dachte er und fuhr fort, sie anzusehen. Nach einer Pause sah sie vor sich in die Luft: „Ist morgen Sonntag?"

„Ich weiß nicht," antwortete er.

„Du kümmerst Dich vielleicht gar nicht um die Tage?"

Er stützte seinen schmerzenden Kopf in die rechte Hand und sah sie beständig an. Dieses Weib, das er über Alles in der Welt geliebt hatte.

Sie veränderte ihre Stellung, während sie gegen die Schatulle gelehnt blieb. Es knackte in dem alten Möbelstück. Dann kam es: „In neun Tagen ist Dein Geburtstag. Wie sollen wir ihn feiern?"

„Ich soll ja also ins Krankenhaus."

„Aber zu Deinem Geburtstag bist Du natürlich schon wieder zu Hause," sagte sie müde.

„Nein, noch nicht. Ja, Das heißt, wenn ich vorher sterbe, so kommt vielleicht meine Leiche hier nach Hause."

Sie schrie vor Freude auf. . . So kam es ihm vor; und es ging eisig über seinen Rücken. In Wirklichkeit hatte sie nur ein schallendes Gelächter aufgeschlagen: „Ha ha ha! Du sterben! Und was sollte ich dann mit Deiner Leiche anfangen?"

Er lag in der selben Stellung, den Kopf in der Hand, und fuhr fort, sie anzusehen. Dieser Gedanke, der in letzter Zeit seinen Sinn oft gestreift, aber dem er doch nie Raum in seinem Herzen gegeben hatte, — er war also richtig. Sie würde es als befreiende Freude empfinden, wenn er starb. . . Natürlich. So endete es also.

Er, der sich in so großem, jubelndem Glauben und Vertrauen an sie gebunden hatte! Diese Fabel, daß zwei Menschen eins werden können! Schnickschnack, Geschwätz!

Hosted by Google

Nein, der Eine war Herr, der Andere Diener. Oder sie waren Feinde. Ach, wenn die Welt doch nicht so voll von Märchen wäre!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie stand noch immer gegen die Schatulle gelehnt und ihre Augen fuhren unruhig umher.

„Ja, ich bin so müde," sagte sie plötzlich und griff mit ihren weißen, großen Händen an ihren dünnbehaarten Kopf.

„Du bist natürlich verwundert, daß ich Deine Krankheit nicht tragisch genug nehme. Aber ich kann nicht. Ich habe Dir Alles gegeben, was ich hatte. Ich habe nichts mehr."

„Nein," antwortete er nach einer kleinen Weile. „Das sehe ich."

Und er dachte: Es ist wahr, was sie sagt. Sie hat sich geplagt und gerackert, um es gut für uns Beide zu machen. Aber ihre Gaben, so gut sie waren, reichten nicht hin. Oder vielleicht war, was sie gab, nicht Das, was ich brauchte. Eins ist sicher: Niemand auf der Welt ist so gut gegen mich gewesen wie sie, — und Niemand so schlecht. Eine wunderlich enge, trockene Seele war sie. So nüchtern und gleichsam gesetzlich bestimmt! Ach, wie waren sie doch verschieden! .. Er ließ den Kopf sacht auf das Kissen fallen und sagte: „Wir haben also unser Leben zerstört . . . Du meinetwegen, ich Deinetwegen."

„Ja." Sie begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. „So ist es."

Er drehte den Kopf und sah ihr nach. Wie war sie klotzig und bärenschwer! Dieser gelbe Kopf, diese weißen Tatzen von Händen und dieser große Bauch! . . Eine kleine, krause Haarsträhne bewegte sich auf ihrem lichten Nacken bei jedem Schritt, den sie ging. Seine Augen blieben daran hängen; und plötzlich, wie durch einen Blitz, sah er sie, wie er sie damals gesehen hatte, als sie ihn liebte, damals, als er sie liebte. Die Erinnerung machte sein Herz warm. Nun lag er hier, vorbei und fertig, und sollte ins Krankenhaus. Ob sie ihn wohl begleiten würde? Er wollte ja am Liebsten allein hin. Aber er war so schwach. Rein physisch bedurfte er eines Mitmenschen. In einer Stunde oder zwei kam der Wagen.

„Soll ich Dir bei Etwas helfen?" fragte sie und stand still. Ihre Stimme war so dünn und grell.

„Nein, danke, ich werde schon allein fertig."

Da ging sie und schloß die Thür hinter sich zu.

„Wenn sie nun nicht in Deinem Leben wäre, nicht existirte," dachte er, während er unwillkürlich die Hände über der Brust faltete, „würdest Du zufrieden sein? Ach nein." Dann dachte er an seine halberwachsene Tochter, die draußen, im Zimmer hinter ihm, saß und Lektionen lernte. Er wollte fortgehen, ohne ihr Lebewohl zu sagen. Herrgott, wie Unrecht war es doch, Kinder in die Welt zu setzen, wenn man so felsenfest vom Elend des Daseins überzeugt war! Und diese Tochter war ihm noch dazu manchmal so wunderlich zuwider. Sie glich ihrer Mutter allzu sehr. Es war in ihrem Ton und ihrer Miene Etwas, das gegen ihn Partei nahm. Etwas beinahe Feindliches. Und wenn er sich dann entschwundener Tage erinnerte! Der Zeit, da sie ganz klein war, — all der Freude, die zwischen ihnen gewesen war. Aber Das war vorbei. Auch Das vorbei, wie alles Andere vorbei war. Seine Frau, diese dicke, sichere

Hosted by Google

Dame, die mit Allen schwatzen und klatschen konnte, die diesen Schein von weltlicher Vornehmheit und christlichem Geist hatte, — sie konnte wohl . . .

Ach, wie waren sie doch verschieden!

— —

Er stand vor dem Bett und kleidete sich an. Seine Knie zitterten, und während er seinen Nachtsack packte, trat der Schweiß in großen Tropfen auf seine Gesicht. Wie entbehrte er eine Gattin! Eine Gattin, in deren Liebe und Mitleid er Ruhe und Balsam hätte finden können, für Seele und Leib. Seine Frau war keine Gattin. Wenn er nun ins Krankenhaus kam, bekam er eine Pflegerin. Gottlob!

Als er endlich mit dem Ankleiden und Packen fertig war, ging er auf seinen wankenden Beinen ins Arbeitzimmer. Er wollte einen Brief an seine Tochter schreiben. Einen Brief, den die Tochter erst lesen sollte, wenn sie erwachsen war. Für den Fall, daß er im Krankenhaus starb. Und er war überzeugt, daß er sterben würde.

Vom Wohnzimmer her hörte er wunderliche Laute. Was war Das doch? Er lauschte; und dann wurde es ihm klar, daß es seine Frau war, die schnarchte. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb Folgendes:

„Weißt Du noch, kleine Karen, wie gut und lustig wir es mit einander hatten, damals, als Du noch ein winzig kleines Mädchen warst und ich Dein alter, fröhlicher, lieber Vater? Erinnerst Du Dich an meine Lieder, abends, wenn Mama aus war und Du im Bett lagst und ich wollte, daß Du schlafen solltest? Ich sang Dir vor; ich, der nicht singen konnte. Aber Du batest immer um mehr und Du fandest, ich könnte singen. Diesen Brief bekommst Du erst zu lesen, wenn ich tot bin. Du sollst nicht um mich trauern, meine Tochter, mich nur gut in Deinem Andenken bewahren. Der Tod hat uns ja zuletzt Alle, früher oder später. Weißt Du noch, wie ich Dich über den Rücken streichelte und Du lachtest und sagtest, ich kitzelte Dich? . . . Wenn die Sonne untergeht, wenn der Mond aufsteht, wenn ich weiß, daß die Sterne dort draußen funkeln, wenn der Wind sich durch die Bäume schlängelt, dann denke ich an Dich, Karen, und ich sehe Dich wie damals, als Du mein einziges, winzig kleines Mädchen warst.

Viel mehr hätte ich Dir gern schreiben wollen, süße Karen, mein Kind. Aber ich bin krank und müde auf den Tod und ich kann nicht mehr.

Lebe wohl, meine Tochter. Dein Vater hat Dich geliebt, und er wird an Dich denken auch in seiner letzten Stunde. Werde ein rechtschaffener und ehrlicher Mensch."

Er legte das beschriebene Papier in ein Couvert, schrieb Karens Namen darauf und verwahrte es in der Schreibtischlade. Dann trocknete er den Schweiß von seinem Gesicht, stand auf und öffnete die Thür ins Wohnzimmer. Seine Frau fuhr von der Chaiselongue auf, wo sie gelegen und geschlafen hatte.

„Was ist denn nun schon wieder?"

„Ich soll fort."

„Na—a. Dieses Gethue mit dem Krankenhaus."

„Du mußt doch sehen, wie krank ich bin", sagte er flehend. „Schon, daß ich gar nie Etwas esse."

„Ach, Du ißt wahrhaftig gar nicht so wenig." Sie warf den weißen

Hosted by Google

Nacken zurück. Ihre Worte wirkten wie ein schmerzender Schlag. Er hatte ein so inniges Bedürfniß nach Güte, jetzt, — da er fort sollte von seinem Bischen Heim, hinaus, um sich hinzulegen und zu sterben.

„Ja, ich muß also . . . die Droschke hält unten" —

Sie nahm ein Tuch um und ging mit ihm.

Bald darauf fuhren sie. Er fühlte sich so ermattet, so elend, wie er da im Wagen saß, daß er sich beinahe nicht aufrecht halten konnte. Hatte die krankhafte Sehnsucht, seinen Kopf an der Schulter dieses Weibes auszuruhen, nur, weil sie ein Mensch war wie er selbst. Aber sie saß da und schwatzte mit ihrer dünnen, grellen Stimme, dieser Stimme, die er einmal geliebt hatte, schwatzte über Alles und nichts. Er lehnte sich in die Wagenecke zurück. Die Thränen flossen still über seine Wangen.

Der Wagen hielt vor dem Thor des Krankenhauses. Sie stieg aus, aber blieb rathlos stehen und murmelte, es sei geschlossen.

„Du mußt läuten", sagte er mühsam. Herr Jesus, war Das ein Frauenzimmer!

Gleich darauf wurde das Thor geöffnet und sie ging, ihm voraus, über die Treppen durch die langen Korridore, in das Zimmer, das für ihn bestimmt war. Eine dunkelhaarige freundliche Krankenpflegerin und ein junger Bursche mit Schnüren auf dem Rock wiesen den Weg.

„Ja, Adieu", sagte sie hastig und griff lose um seine Schulter. Sie näherte ihr Gesicht dem seinen, und was einen Kuß bedeuten sollte, wirkte wie ein kalter Strahl auf seine Lippen.

— —

Die Tage und Wochen vergingen. Er lag in seinem Bett, still und todmüde. Seine Frau kam auch zu ihm. Sie brachte Briefe und Zeitungen. Zuweilen war Karen mit. Da mußte er immer weinen. Er legte die Hand über die Augen, damit das Kind es nicht sähe.

„Was fehlt ihm eigentlich?" fragte die Frau den Oberarzt.

Der Oberarzt zuckte die Achseln.

„Er ist ja nie wieder so recht zu Kräften gekommen, nach dem Anfall bei der Wagenfahrt im Frühling."

„Aber es ist doch nichts Gefährliches?"

Wieder zuckte der Oberarzt die Schultern, aber diesmal sagte er nichts. Sie las in seinen Augen, daß keine Hoffnung war, und sie hatte das Gefühl, als sänke eine Bürde von ihr hinab.

Es war so still, wo er lag, im Bett mit den weißen Krankenhausdecken. Die Gasflamme hinter seinem Kopfpolster war herabgeschraubt. Er konnte keine Ruhe finden. Jeden Augenblick mußte er sich rühren, sich besser zurechtlegen. Aber es gelang ihm nicht. Ab und zu rann eine Thräne über seine Wange. Er hätte sie gern abgetrocknet, vermochte aber nicht die Hand zu heben.

Wie trist und leer und arm sein Leben geworden war! Er, der so reich und groß gehofft und geträumt hatte. Aber so träumten und hofften wohl Alle . . .

Am Meisten dachte er an die kleine Karen. Dachte daran, wie sie als vierjähriges Mädel abends im Nachthemd zu ihm hineingekommen war, um „Gute

Hosted by Google

Nacht“ zu sagen. Sie war nicht zufrieden gewesen, bis er nicht auch ihren Füßen Gute Nacht gesagt hatte. „Das ist Inger und Das ist Trine“: so patschte sie mit ihren weißen, weichen Kinderfüßchen in sein Gesicht, zuerst mit dem einen, dann mit dem anderen.

Herr Gott, wie würde es ihr wohl in der Welt ergehen? Das sollte er nie erfahren. Denn heute Nacht starb er.

Ach ja, ach ja. Er war so müde, so müde. Aber so zu sterben, — ganz allein! Nicht eine Hand zum Abschied zu drücken . . . Er erinnerte sich an seine Eltern, die tot waren, an seine liebsten Geschwister, die auch tot waren, — und mit einem Male ward er von Jubel ergriffen, bei dem Gedanken, daß er ihnen nun vielleicht wieder begegnen sollte.

Die Gedanken schnurrten rings umher, weit umher . . . Er lag wie betäubt.

— —

„So hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn für sie dahingab.“

Ja, Das war ein herrlicher Gedanke. Ein Ausdruck Dessen, was die liebreichsten Geister der Welt zum Trost und Halt für sterbende und verzweifelnde Menschenseelen ersannen. Keine, keine sollte verloren gehen. Wer sein Leben verliert, wird es finden. Ja. Jetzt sollte er sein Leben verlieren. Er sollte sterben. Aber hatte die Natur Mittel zu so sinnloser Verschwendung, daß sie auch seine Seele sterben ließ?

Seine Seele? Was war seine Seele? Ein lautes Stöhnen entschlüpfte ihm. Die Krankenpflegerin kam herein und wollte ihm zu trinken geben. Aber er lag unbeweglich auf dem Kissen. Da ging sie wieder.

. . . Die Lilien auf dem Felde, alle Herrlichkeit der Erde ersteht aufs Neue, durchrauschte es ihn sacht.

Ach, wie müde er war! Tod, Tod, komm! Komm bald! . . . Plötzlich ging ein Zucken durch ihn. Er öffnete hastig seine halb schon gebrochenen Augen und starrte mit einem Blick, als schaute er weit hinaus in den Weltenraum.

Vor sich sah er eine riesengroße Rose, einen Ball, größer als die Erde. Ein erröthender Sonnenglanz lag darüber und vergoldete die Millionen von zarten Blättern. Es duftete und glühte ihm entgegen. Es sang und klang in vollen und doch gedämpften Tönen. Und zwischen all diesen in Purpur und Gold schimmernden Rosenblättern lagen Millionen erlöster Menschenseelen, beinahe unsichtbar, wie im Keime.

„Das ist das Haus mit den vielen Wohnstätten“, ging es durch sein erlöschendes Bewußtsein.

Er wollte seine Arme zu dem duftigen schönen Rosenball ausstrecken, aber die Arme lagen schwer da und die Finger lasteten kraftlos auf der Decke.

Vom Scheitel bis zum Fuß wurde sein Körper in einem Krampf geschüttelt. Dann war er tot . . .

Ein friedliches Lächeln verschönte sein weißes, erstarrendes Antlitz.

Kopenhagen. Amalie Skram.

Hosted by Google

Ein Zuckerskandal.

Noch sieht man nicht recht, ob die umfassenden Verkäufe in Bank- und Bergwerkspapieren wegen unserer Geldvertheuerung oder aus politischer Aengstlichkeit erfolgen. Inzwischen regt man sich an der berliner und frankfurter Börse über eine Bank auf, mit deren Aktien weder die berliner noch die frankfurter Spekulation Etwas zu thun hat. Die hamburger Kommerz- und Diskontobank, die dem hamburger Waarenverkehr, also auch dem Zuckerexport nach England und den Vereinigten Staaten, wenigstens örtlich naheſteht, ist seit dreizehn Jahren in Geschäftsverbindung mit einer großen Zuckerraffinerie in Aussig, die um des Betriebes willen Rohzucker aufspeichern muß; auf diesen und auf Kristallzucker, der noch nicht zur Verschiffung gelangt, gab die Bank Vorschüsse, im Ganzen etwa 4 600 000 Mark. Die Leiter gestehen, daß die Marge gegen den Tageskurs mitunter etwa sieben Prozent betrug; es hätten auch zehn bis zwölf Prozent sein können, da ja auch die Preise zuweilen schon rasch um 90 Pfennige gefallen sind; es scheint aber, daß man die Firma für sehr gut halten konnte. Es ist bekannt, daß noch vor wenigen Jahren die Dresdener Bank diesen fetten Kunden dem hamburgischen Institut abspenstig machen wollte; interessant wäre es dann gewesen, zu sehen, wie die Erklärung der Pfandhalterin des Zuckers stilisirt worden wäre. Die Dresdener Bank ist nämlich im Verwaltungrath der genannten Gesellschaft.

Durfte eine Bank überhaupt Zucker mit Millionen beleihen? Die Frage muß klar gestellt werden, da einige Landratten in ihrer Kritik dieser Vorgänge Zucker einen aleatorischen Werth nennen, also nicht einmal wissen, daß selbst die Reichsbank Zucker beleiht. Wird diese von Waaren- und Seehandelskenntniß gleich ferne Behauptung unerwidert gelassen, so kann ein schädlicher Druck auf manche deutsche Institute ausgeübt werden, die bisher ihre Aktionäre nicht zu fürchten brauchten, wenn sie dem legitimen Waarengeschäft mehr entgegenkamen als dem nur scheinbar liquideren Effektenverkehr. In Wirklichkeit ist für fünf Millionen Zucker heute wohl leichter zu verkaufen als etwa für fünf Millionen Reichsanleihe. Das glaubt der einseitig gewordene Börsenmensch nicht, trotzdem schon örtliche Gründe dafür sprechen. Wo kann man denn unsere Fonds, wenn es sein muß, rasch verkaufen? Nur an drei großen deutschen Plätzen. Zucker hat aber den Weltmarkt. Ein Staatspapier ist gewissermaßen Luxus, Zucker ist ein Konsumartikel. Und im schlimmsten Falle: wenn plötzlich Krieg ausbricht, kann der Beleiher von Zucker und Getreide ruhig sein; diese unentbehrlichen Waaren steigen dann sofort sehr beträchtlich und werden in den größten Mengen baar in Gold bezahlt. Wie dann aber lombardirte Papiere stürzen würden, braucht man wohl nicht erst auszumalen. Die Nachschüsse können meist nicht geleistet werden und ein Zwangsverkauf folgt dem anderen. Nehmen wir z. B. Industriewerthe, deren Beleihung doch von den selben Leuten, die den Zucker nicht mögen, kaum getadelt wird. Am Häufigsten werden da natürlich die großen Industrieaktien in Depot gegeben, die 200, 300, manche sogar noch höher stehen. Wie würde aber dieses Agio in den ersten Tagen einer Verstimmung schwinden! Ueber Pari dürften dann wohl nur noch wenige Papiere notiren. Ich will keine Namen nennen; Jeder kennt ja die Aktien, die heute in Aller Mund sind und die in solchen schlimmen Tagen im Nu um 100 Prozent fallen würden. An sich ist es also nicht unsolid, Zucker zu beleihen.

Hosted by Google

Deshalb ist es nach meiner Ansicht auch keineswegs übertrieben, wenn eine Bank mit 30 Millionen Aktienkapital ein solches Engagement zu $4^1/_2$ Millionen eingeht. Auf dieses angebliche Mißverhältniß pochen jetzt die Tadler und übersehen dabei, daß es bei einem solchen Waarenunterpfand auf das Geschäfts- oder Privatvermögen der Firma kaum ankommt. Wie sollte man von solchem Standpunkt aus erst die Engagements der anderen Banken beurtheilen? In Hamburg auf Warrants keinen Vorschuß geben, hieße doch einfach, sich der wirthschaftlichen Entwickelung entgegenstemmen. Jetzt werden natürlich die meisten Banken ängstlich werden, besonders vor der öffentlichen Kritik, die bei ihrem Zetergeschrei die nothwendigen Kreditansprüche des Waarenhandels ganz vergessen zu haben scheint.

Was der Kommerzbank mit der betrügerischen Verschleppung der ihr verpfändeten Zuckervorräthe in Aussig begegnet ist, kann auch anderen Banken passiren. An der Börse ist man empört, weil die Bank die Vorräthe im Lager bei der Fabrik selbst ließ. Die Börsianer wissen eben leider nicht, daß andere deutsche Institute nicht weniger vertrauensselig sind. Beleihen Bankleute Zucker, so bleibt er in der Fabrik unter Aufsicht eines Steuerbeamten, dem die Bank die Schlüssel aushändigt. Das geschieht sogar mit Erlaubniß der Regirung, an die es natürlich keinen Regreß geben kann, falls einer dieser untergeordneten Beamten das Vertrauen einmal mißbrauchte. In dem aussiger Fall handelt es sich um 250000 Sack Zucker, ein Quantum, für das ein vierstöckiges Lagerhaus von mindestens 1500 Quadratmetern nach meinen Erkundigungen bei Zuckerfabrikanten erforderlich wäre. Ueberhaupt denken die Börsenleute gar nicht an die räumlichen Vorbedingungen für jede Waarenbeleihung. Es sind doch keine Effektendepots, die man unterm Arm wegtragen kann! Die aussiger Raffinerien liegt dicht neben der Verladungstelle der österreichischen Nordwestschiffahrt-Gesellschaft. Eine vernünftige und streng eingehaltene Vereinbarung zwischen beiden Unternehmen ergab sich also aus den Verhältnissen. Diese Flußgesellschaft ist aber kein besitzloser Steuerbeamter, sondern hat ein Aktienkapital von 4 Millionen Gulden. In ihrem Verwaltungrath sitzen nicht nur reiche Hanseaten, sondern auch die Dresdener Bank und der Wiener Bankverein. An dem Ernst und der soliden Geschäftsführung der Dampfschiffgesellschaft brauchte also nicht gezweifelt zu werden. Die Kommerzbank hat vierzehn Briefe veröffentlicht, die von 1892 bis 1898 immer wiederholen, daß für Einlagerung und Ueberwachung gesorgt sei. Sätze wie: „Diesen Rohzucker halten wir zu Ihrer Verfügung eingelagert und werden ihn nur auf Ihre Ordre zur Auslagerung bringen. Sobald eine Partie eingelagert worden ist, werden wir Ihnen, wie bisher, mittels Einlagerungschein davon entsprechend Mittheilung machen" lassen sich doch nicht wegradiren. Diese Briefe sind theils vom Generaldirektor allein, theils von zwei anderen Beamten unterzeichnet.

Eines Tages nun erhält die Bank aus Dresden, dem eigentlichen Sitz der Gesellschaft, die telegraphische Anzeige, daß die Zuckervorräthe verschwunden seien; dann wird mitgetheilt, der Generaldirektor habe die Schlüssel zum Lager dem Verpfänder selbst überlassen. Also entweder eine österreichisch gutmüthige Schlamperei oder eine gemeinsame Durchstecherei schlimmster Art. Nachdem der Generaldirektor selbst rasch in den Hintergrund gerückt war, tauchte der Verwaltungrath auf; die Art, wie er seine Rolle durchführt, zeigt starkes Rechtsgefühl . . . oder arge Verstellungskunst. Ich schicke voraus, daß die Dresdener Bank und der Wiener Bank-

Hosted by Google

verein im Aufsichtrath durch sehr maßgebende Mitglieder vertreten sind. Für die moderne bankliche Auffassung von Treue und Glauben könnte also dieses Gebahren als sehr charakteristisch angesehen werden. Der Verwaltungrath der Nordwestschiffahrt-Gesellschaft erklärt ganz ruhig: Wir sind ein Transport- und kein Lagerhausunternehmen. Dabei wird weislich verschwiegen, daß in diesem Fall ungeheure Transporte ohne ein Lagerhaussystem von vorn herein undenkbar waren. Es habe sich nur um eine Gefälligkeit zwischen dem Generaldirektor und dem Zuckerraffineur gehandelt. Das gehe die Gesellschaft als solche um so weniger an, als auch die Unterschriften nicht immer genügend gewesen seien. Kommt es zum Prozeß, so werden alle Mitglieder des Verwaltungrathes beschwören müssen, daß sie von diesen seit Ende 1892 üblichen Einlagerungen nichts gesehen oder gelesen haben. Zunächst aber fällt der verwunderte, indifferente Ton auf, in dem hier, vielleicht zum ersten Male, ein angesehener Verwaltungrath eine Reihe von Riesengeschäften einfach als nicht zu seiner Kenntniß gelangt behandelt.

Aber es schien, als sollte noch ein Dritter eingeschoben werden, — ein Herr Prunitz, der bisher gewiß nicht ahnte, zu welcher Größe ihn das Schicksal bestimmt hat. Dieser Prunitz ist nämlich seit Oktober 1894 Stationvorsteher in Aussig; er könnte also als Vertrauensmann der Kommerzbank fungirt haben und mit seiner Gesellschaft in diesem besonderen Falle gänzlich außer Verbindung gewesen sein. Doch selbst wenn hierfür von Hamburg aus jährlich Etwas bezahlt worden wäre, so liegen doch die folgenden beiden Briefe vor: „Hamburg, 15. Oktober 1894. Oesterreichische Nordwest-Dampfschiffahrt-Gesellschaft, Dresden. Mit Gegenwärtigem bitten wir Sie um gefl. Einsendung der für Ihre Station Aussig rechtsverbindlichen Unterschriften. Hochachtend Kommerz- und Diskonto-Bank in Hamburg." „Dresden, 17. Oktober 1894. An die Kommerz- und Diskonto-Bank, Hamburg. Antwortlich Ihres Geehrten vom 15. Oktober cr. diene Ihnen, daß bis auf Weiteres an Stelle des verstorbenen Stationvorstandes Herrn Janke unser aussiger Stationbeamter Herr Abeles zeichnen wird, und ersuchen wir, von nebiger Handzeichnung gefl. Kenntniß nehmen zu wollen. Station Aussig der Oesterr. Nordwest-Dampfschiffahrt-Gesellschaft gez. i. A.: Abeles. Hochachtungvollst Oesterreichische Nordwest-Dampfschiffahrt-Gesellschaft. Die General-Direktion gez. Otto Libbertz." Der harmlose Stationvorsteher ist recht interessant.

Was wird aber, so fragte man vor der Entscheidung, nun die Kommerzbank thun? Sie mußte den ehrenwerthen Raffineur laufen lassen, damit sein Geschäft nur weiter geht und eine ruhige Abwickelung statt eines Sturzes mit unabsehbaren Folgen möglich wurde. Und sie wollte sich wohl auch der Nordwestschiffahrt-Gesellschaft gegenüber nicht auf den Standpunkt des starren Rechtes stellen, weil die Gesellschaft 4 600 000 Mark nicht bezahlen kann, also im Fall einer Verurtheilung ihr Geschäft schließen müßte. Diese Schiffahrtgesellschaft arbeitet mit Unterbilanz; nach siebenzehnjährigem Bestehen konnte vor Kurzem erst das Uebernahmesyndikat für die Aktien aufgelöst werden. Da nun die Kommerzbank in Hamburg weder eine böhmische Zuckerfabrik noch eine österreichische Rhederei selbständig betreiben kann, muß sie wünschen, daß beide Unternehmen bestehen bleiben. Vielleicht ist später eine Fusion möglich und die Bank bringt dann nach und nach die jetzigen Verluste wieder ein, die ihr der aussiger Verwaltungrath aus purem Rechtsgefühl nicht ersetzen mag.

Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

Am Abend des höchsten israelitischen Feiertages kam die vielen festlich Gestimmten froh klingende Botschaft, das Ministerium Brisson habe den Kassationhof mit der Beantwortung der Frage beauftragt, ob das gegen den früheren Hauptmann Alfred Dreyfus gefällte Urtheil annullirt oder im Wiederaufnahmeverfahren geprüft werden solle. Das Gutachten der Kommission, die für solche Fälle eingesetzt ist, hatte sich gegen die Stellung der Frage ausgesprochen und der Präsident der Republik, der weder ein Offizier noch ein Klerikaler, sondern ein nüchterner, erfahrener Kaufmann ist, hatte vor dem zur Revision führenden Wege gewarnt, wie es vor ihm die Herren Méline und Cavaignac und die Generale Billot und Zurlinden gethan hatten. Für das radikale Ministerium aber, das als „antirevisionistisch" ins Amt kam, bedeutet das Wiederaufnahmeverfahren, wie es auch enden möge, immerhin eine Spanne Lebenszeit. Deshalb hat es sich für die Revision entschieden und nicht einmal nöthig gefunden, vor diesem politisch wichtigen Entschluß die Kammer zu fragen, von der es sein Mandat erhalten hat. In Deutschland könnten wir nun ruhig warten, bis das Gericht gesprochen hat, und uns dann freuen, wenn ein Unschuldiger aus harten Banden befreit wird. Da Dreyfus der Spionage im deutschen Interesse bezichtigt worden ist, müßte es uns sehr angenehm sein, zu erfahren, daß er rehabilitirt und mit allen Ehren wieder in die Armee eingereiht wird. So weit aber sind wir noch nicht. Einstweilen wird nur gehetzt und gelogen und die für den Dienst des Dreyfus-Syndikates gemiethete Meute heult und bellt, daß die gleichmüthigsten Leute nachgerade unruhig werden. Früher wurden nur die Minister und Generale der Republik zweimal an jedem Tage in angeblich deutschen Blättern beschimpft und Schauergeschichten von einer klerikal-militärischen Verschwörung erzählt, die ihr Leben nur in den Kellerräumen der Bouvelardpresse fristet. Jetzt wird zu den „Gaunern, Meineidigen, Fälschern und Schurken", aus denen bekanntlich das militärische und civile Verwaltungpersonal Frankreichs besteht, auch Herr Felix Faure gerechnet. Er wird sich trösten und froh darüber sein, daß er mit dem Goldenen Vließ nun das Recht erworben hat, bei feierlichen Gelegenheiten ein rothes Sammetgewand nebst wallendem Mantel mit Atlaßfutter zu tragen. Aber glaubt irgend ein verständiger Mensch, daß dieses wahnwitzige Toben ohne Echo verhallen kann? Es ist Jedem erlaubt, in dem Dreyfusskandal das wichtigste Ereigniß der modernen Weltgeschichte zu sehen und inniglich überzeugt zu sein, daß außer dem edlen Herrn Alfred, dem Preußenfresser, kein Unschuldiger irgendwo in einem Kerker schmachtet. Die Leute aber, die öffentliche Meinungen machen, sollten doch nicht ganz vergessen, daß sie dem deutschen Reichsverband angehören. Und die Regirung, die in dieser Sache eine merkwürdig unklare Rolle spielt, sollte ihren Offiziösen abwinken und nicht die intimsten Spionagegeheimnisse ausplaudern lassen. Heine hat einmal erzählt, ein plötzlich toll gewordener Matrose sei mit dem Ruf über Bord gesprungen: „Ich sterbe für den General Jackson!" Wenn die von dem biederen Panamisten Clémenceau sehr geschickt, mit allen Kniffen und Pfiffen bewährter Banditen geleitete Campagne, wie es mit jedem Tage wahrscheinlicher wird, zu einem Kriege führt, in dem Frankreich gegen Deutschland nicht allein stehen würde, werden die pommerschen, sächsischen, schwäbischen und bayerischen Grenadiere vielleicht nicht geneigt sein, begeistert zu rufen: „Ich sterbe für Alfred Dreyfus!"

* * *

Hosted by Google

In China ist der Teufel los. Zuerst hieß es, der kränkliche Sohn des Himmels sei ermordet worden, dann, er lebe zwar noch, habe aber zu Gunsten seiner Frau Mama abgedankt, und endlich, der brave Li-Hung-Tschang sei wieder obenauf. Da man nicht erst seit vorgestern weiß, daß dieser ehrenwerthe Spitzbube, der während des Krieges den Japanern, also den Feinden seines Vaterlandes, zu Wucherpreisen Tributreis verkaufte, von Rußland bestochen ist, mußte man in der Thatsache, daß er sich wieder in der Gunst sonnen darf, das Symptom einer englischen Niederlage erkennen. Darob Jubel in Petersburg, Jammer in Berlin. Denn wir sind ja wieder einmal mit England befreundet. Herr von Buchka, der Kolonialdirektor, soll gesagt haben: „Was ist uns Transvaal?“ Und der Kaiser soll von der „unglücklichen Depesche an Krüger“ gesprochen haben. So melden die Blätter. Den zärtlichen Regungen für die Buren brauchten wir keine Thräne nachzuweinen; diese Liebe stand politisch auf einer Stufe mit der früheren Bulgarenschwärmerei. Es wäre gut, wenn heute an den „maßgebenden Stellen“ erkannt würde, daß die Leute des Herrn Krüger ein rückständiges Element sind, eine hartgesottene Ausbeutergesellschaft, unter deren Druck besonders auch die deutschen Kolonisten leiden. Aber ein kühles Verhältniß zu der Burenrepublik bedingt noch keine Intimität mit England. Besteht eine solche Intimität, über die Bismarck sich das letzte Haar ausgerauft hätte, jetzt wirklich wieder, dann wird sie für die Briten nur die Brücke bilden, auf der sie zu einer Verständigung mit Rußland gelangen können. Sie werden den Russen sagen: „Seht Ihr, Deutschland ist gegen Euch, sonst würde es nicht unsere Freundschaft suchen; aber wir gehen mit Euch, wenn Ihr billig seid, lieber als mit unserem Weltmarktkonkurrenten.“ Und das Geschäft wird via Kopenhagen gemacht werden. Durch die — wirkliche oder scheinbare — Schwenkung der deutschen Politik ist das Zarenreich, das sich eben sacht von der Republik lösen wollte, wieder an Frankreich gekittet worden. Die Furcht der Russen, der Deutsche Kaiser könne ihnen den Weg zu den Heiligen Stätten, einem Ziel großslavischer Träume, sperren, wird, in Verbindung mit Frankreichs Sorge um die Erhaltung des Protektorates über die orientalischen Christen, dann schon das Uebrige thun. Das Gewölk zieht sich zusammen. Vielleicht wird man später den Beginn der kritischen Epoche, in der wir angelangt sind, von dem jähen Eingriff Deutschlands in die chinesische Ruhe datiren und vielleicht merken auch die Ungläubigen, allzu Hoffnungseligen bald, daß, wenn mans eben nur recht versteht, eine düster drohende Bedeutung in dem Wort lebt, das der Kaiser in Stettin neulich sprach: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.“

* * *

An Fontanes Grabe ergriff auch der Besitzer der Vossischen Zeitung, der Geheime Justizrath Lessing, das Wort. Er vergaß, daß Fontane zehn Jahre lang Redakteur der Kreuzzeitung gewesen war, und behauptete stolz, unmittelbar vor dem Quartalsschluß, nur seiner Vossin sei es gelungen, diesen Freien in Fesseln zu schlagen. Dann pries er die „Integrität“ des Dichters, den des Lebens Noth gezwungen hatte, für die Vossische Zeitung Theaterkritiken zu schreiben. Nach manchen Erfahrungen mit anderen Redakteuren dieses Blattes schien es dem Verleger wohlschon ein Ruhmestitel, daß Fontane sich nicht bestechen ließ. Warum aber rühmt Herr Lessing nicht auch Fontanes Bedürfnißlosigkeit? Es war für einen Familienvater doch gewiß nicht leicht, mit den 2400 Mark auszukommen, die der reiche Besitzer der größten berliner Annoncenplantage ihm jährlich zahlte.

* * *

Hosted by Google

Eben hatte ich mich ein Bischen in die lustigen alten Geschichten Cyranos de Bergerac hineingelesen, auf der Reise in den Mond, der Fahrt in den Sonnenstaat und beim Besuch im Reich der Vögel die graue Wirklichkeit vergessen und wollte über Rostands reizende Heldenkomoedie, die den Berlinern nicht gefällt, ein Wort zu sagen versuchen; da kam die Nachricht, das münchener Oberlandesgericht habe in Sachen „König Otto" als letzte Instanz den Spruch des Schöffengerichtes und der Strafkammer bestätigt. Also vierzehn Tage Haft wegen Groben Unfugs. . . Die Verschickung auf eine Teufelsinsel ists ja nicht, auch kein Martyrium, mit dem man sich brüsten dürfte; für ein paar Stunden aber kann es Einen doch verstimmen; und wer über Rostands Cyrano, wie sichs gebührt, sprechen, wer die entzückende gallische Heiterkeit dieses federleichten Kunstwerkes Anderen schildern will, Der muß jeden bitteren Tropfen aus seinem Blut bannen und so vergnügt dem Leben zuschmunzeln wie ein rechter cadet de Gascogne. Und man kommt bei der intimen Berührung mit moderner Justiz, auch wenn man nicht Boisdeffre, Du Paty de Clam und Gribelin zu Gegnern hat, doch auf allerlei wunderliche, unfroh stimmende Gedanken. Da hatte ich einen Artikel geschrieben, bei dem meine arme Seele nicht an eine Kränkung des noch ärmeren Königs Otto dachte. Kein Bayer nimmt ein Aergerniß daran, Herr Dr. Sigl, der doch den Preußen und insbesondere den Verehrern Bismarcks nicht gerade hold ist, findet ihn „tief ergreifend", der Gutsherr von Friedrichsruh sagt gelegentlich, die kleine Darstellung sei historisch richtig und für den Monarchisten erfreulich, und in der bayerischen Kammer, wo der Fall zweimal ausführlich erörtert wird, erhebt sich keine Stimme gegen den angeklagten Missethäter. Nach der Schöffengerichtsverhandlung schütteln Juristen und Laien die Köpfe, sogar meine Gönner in der Presse nennen den Kasus erstaunlich und Otto Mittelstaedt erklärt, mein münchener Erlebniß habe mit Kriminalistik überhaupt nichts mehr zu thun. Aber die Richter, die unter der Suggestion der Anklage standen, haben an dem Artikel ein Aergerniß genommen und gefunden, er müsse das Publikum „beunruhigen und belästigen". Nebenbei hat die Sache auch noch eine andere Wirkung. Die berliner Staatsanwaltschaft, die mir eine Weile Ruhe gelassen hatte, wird auf den Unfügling wieder aufmerksam. Einer ihrer jüngeren Beamten sagt im Freundeskreise: „Wir kriegen den Harden auch noch!" Ich werde angeklagt, in den Artikeln „Pudel-Majestät", „An den Kaiser", „Der Wahrheit Rache" (der nicht einmal von mir geschrieben ist!) und „Großvaters Uhr" den Deutschen Kaiser, daneben noch einen Amtsgerichtsrath und den Oberstaatsanwalt Drescher beleidigt zu haben, Vernehmungen und Schriftsätze folgen und zur Verstärkung der Anklage werden ungefähr dreißig ältere Artikel aus den Jahren 1891 bis 98 herbeigezogen und fleißig exzerpirt, um meinen bösen Sinn zu beweisen, der aus den inkriminirten Artikeln wohl nicht deutlich genug erkennbar war. Es ist eine Wonne, unter den schützenden Segnungen der deutschen Preßfreiheit zu leben. Nur stimmt solches Leben nicht gerade zu cyranischer Lustigkeit. Oder doch? Laboulaye, der Louis Napoleon und den despotischen Centralismus des zweiten Kaiserreiches, ohne auch nur angeklagt zu werden, zum Gegenstand einer starken, rücksichtlos kecken Satire machte, scheint deutschen Staatsanwälten von heute schon ein bedenklicher Herr. Soll auch das Verständniß für die unter Ludwig dem Dreizehnten und Richelieu herrschenden Zustände von Staates wegen in uns geweckt und soll deutschen Bürgern gezeigt werden, weshalb die gallische Heiterkeit in Raketengeprassel ausbrach, wenn der gestrenge Herr Kardinal den Rücken wandte?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft, Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Oktober 1898.

Der Fall Hohenlohe.

Herrn Björnstjerne Björnson in München.

Verehrter Freund,

eben habe ich Ihren Offenen Brief an das deutsche Volk und den Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, annoch Kanzler des Reiches, gelesen. Das Original war mir nicht zugänglich; da wir über den Dreyfus-handel aber manchen langen Brief gewechselt haben, weiß ich, daß der Auszug, den ich las, Ihre Ansichten, Ihr Gefühl und Ihre Stimmung richtig wiedergiebt. Unser Briefwechsel brach ab — zu meiner Freude nur über die leidige affaire —, als Sie mich, im März dieses Jahres, unbekehrbar fanden und mir, grollend, aber noch immer mild und freund-schaftlich, zuriefen: „So lange ich lebe, will ich für den Schwachen gegen den Starken, für den Mißhandelten gegen die Mächtigen Partei nehmen. Wie es zugegangen ist, daß Sie, lieber Freund, diesmal auf die andere Seite gekommen sind: ich glaube, daß ich es verstehe." Jetzt haben Sie öffent-lich ausgesprochen, was Sie mir früher in der schönen leidenschaftlichen Er-regung schrieben, die an Ihnen so liebenswerth ist; jetzt will ich antworten. Nicht als Vertreter des deutschen Volkes oder gar des Herrn, der den Titel des Reichskanzlers trägt — dazu bin ich nicht legitimirt —, sondern als Einer von Denen, die Ihr Aufruf erreichen und zur That rütteln soll. Eine persönliche Meinung, nicht mehr. In deutschen Blättern werden Sie wahrscheinlich schon gelesen haben, daß Sie als Politiker nicht ernst zu nehmen seien und als Gast in Deutschlands Gauen lieber stumm bleiben sollten. Diese Ansicht theile ich nicht. Sie haben als politischer Agitator für Ihr Vaterland erfolgreich gekämpft, Deutschlands Literatur schuldet

Hosted by Google

Ihrem Dichten, Ihrer Pfadfinderthätigkeit Dank: ich wüßte nicht, weshalb Ihr Recht, über deutsche Politik zu sprechen, geringer sein sollte als das irgend eines Zeitungschreibers, den vielleicht nur der Schleier der Anonymität vor der Lächerlichkeit schützt. Mir scheint es gut, daß Sie offen gesprochen haben, denn ich liebe die Klarheit, auch die unbequeme, grausame, hasse, wie Sie, innig alles Vertuschen, Verhüllen, Verkleistern und will mich bemühen, daß auch wir Beide endlich zur Klarheit kommen.

Also zunächst: ich stehe nicht, wie Sie meinen, „auf der anderen Seite"; ich bin nicht für Boisdeffre, Du Paty de Clam, Henry und Esterhazy, aber auch nicht für Picquart, Dreyfus & Co. Alle diese Herren sind mir vollkommen gleichgiltig; ich kenne sie nicht und weiß von ihnen nur, was in parteiisch redigirten Blättern stand, für mich also unkontrolirbar und fast völlig werthlos ist. Lessings Leitsatz: Parcere miseris et debellare superbos habe ich nach bester Einsicht stets befolgt; in unserem Fall aber sieht es mir nicht so aus, als ob Sie für den Schwachen gegen die Mächtigen kämpften. Ist die Plutokratie heutzutage etwa schwach? Und kämpft sie nicht in ganz Europa mit allen Mitteln, mit Kapital und Presse, mit einer vorher nie gesehenen Zähigkeit und Erbitterung für Dreyfus und seine Leute? Hat sie nicht sogar die Sozialdemokratie in ihre Netze zu ziehen verstanden, die doch Besseres zu thun haben sollte, als den Reinach und Clémenceau Hilfstruppen zu stellen? ... Hier, lieber Freund, trennen sich schon unsere Wege: Sie sehen einen Kampf für das Recht, wo ich einen Klassenkampf zu erblicken glaube, den Kampf des demokratisch vermummten Kapitalismus gegen den feudalen Militarismus. Wir werden uns darüber nicht einigen. Aber meinen Sie wirklich, daß die französischen Monarchisten, denen die Kompromittirung der Republik doch nur erwünscht sein könnte, so hitzig gegen das Dreyfus-Syndikat kämpfen würden, wenn sie nicht wüßten, nicht fühlten, daß der letzte Rest der feudalen Einrichtungen auf dem Kampfspiel steht? Das Wort Syndikat ärgert Sie. Ich bin weit von dem albernen Glauben der Rochefort und Drumont entfernt, daß Alle, die für Dreyfus fechten, bezahlt und gemiethet sind. Den stärksten Beweis gegen diesen Wahn liefern Sie selbst: Sie sind ganz unineressirt, sind auch nicht, wie Zola, nach Leipzig gefahren, um bei der günstigen Gelegenheit für eine deutsche Gesammtausgabe Ihrer Werke einen möglichst hohen Preis herauszuschlagen, und werden von der ganzen Geschichte sicher nur Aerger und Störung Ihrer Poetenmusse haben. Aber die Sache ist fein und klug organisirt, Geldmittel, um willige Miethlinge

Hosted by Google

zu dingen, sind reichlich vorhanden und man darf um so ruhiger von einem Syndikat reden, als Syndikate ja auch für nützliche Zwecke geschaffen werden. Ein Syndikat nennt man jedes Konsortium, das eine bestimmte Operation durchführen soll oder will. Ich behaupte, daß in Paris ein solches Konsortium besteht, daß es den Zweck hat, die Ungiltigkeit der Verurtheilung des Herrn Alfred Dreyfus zu erweisen, daß es mit bewundernswerther Geschicklichkeit geleitet wird und daß die meisten fremden Berichterstatter, aus Neigung oder gegen Entgelt, ihm dienstbar sind. Ich behaupte ferner, daß für die Syndikatskasse, wenn es nöthig ist, in allen europäischen Hauptstädten Hunderttausende, vielleicht Millionen zu haben sind und daß Leute, die für politische oder soziale Kämpfe nicht einen Heller hergeben, den Dreyfusards gern den vollen Beutel öffnen. In Alledem sehe ich nichts Fürchterliches, nichts, was auch nur ernsten Tadel verdiente. Da die traurige Sitte herrscht, jedes Verbrechen eines einzelnen Juden der ganzen Judenheit ins Schuldbuch zu schreiben, ist es begreiflich und sogar löblich, daß die reichen Juden zu Opfern bereit sind, wenn es sich darum handelt, einen Semssohn von dem Makel des schimpflichsten Verbrechens zu säubern. Doch Sie rücken die Brille vom Nasenbein auf die gerunzelte Stirn, schieben die Kappe auf den Scheitel und blicken mich zürnend an; daß Dreyfus ein Jude ist, kommt, meinen Sie, gar nicht in Betracht und seine Stammesgenossen haben für ihn nicht das Geringste gethan. Auch hier trennt sich meine von Ihrer Ansicht. Wenn der Verurtheilte nicht ein Jude wäre, wenn nicht eine ganze, durch die Kraft und Festigkeit ihrer Kohäsion berühmte Rasse für seine Unschuld wie für ihr eigenes Lebensrecht kämpfte, dann, davon bin ich überzeugt, hätten wir nie erlebt, was wir jetzt erleben. Unschuldige — oder sagen wir lieber: Personen, deren Schuld nicht klar und unzweideutig erwiesen ist — werden, auch wo nicht ein politisches Ressentiment die Gerechtigkeit beugt, auf dem Erdenrund ziemlich oft verurtheilt; jeder Jurist kann Ihnen aus seiner Erfahrung solche Fälle anführen. Fast nie aber ist es seit Voltaires und Hugos Tagen, seit die Hast des Streites um Futterplätze und Profite das Interesse an Rechtsfragen hinweggefegt hat, gelungen, dem Schicksal dieser Unseligen thatkräftige Theilnahme zu wecken. Von Ziethen, von Schroeder haben Sie wahrscheinlich kaum gehört, obwohl diese Namen noch sogenannte sensationelle Fälle bezeichnen, denen unzählige öffentlich nie erwähnte an die Seite zu stellen wären, und gegen die unverhüllte Schamlosigkeit der italienischen Machthaber, die nach den mailänder Unruhen ohne die Spur eines bündigen Beweises ganze

Hosted by Google

Schaaren auf ein Jahrzehnt und länger ins Zuchthaus schickten, haben die selben Leute, die sich jetzt als Vertheidiger des Rechtes aufplustern, kein armes Wörtchen gefunden. Und doch verdienen die Regirungen, unter denen die Enkel der Römer seit Jahren seufzen, die Verachtung und Brandmarkung mehr als der französische Generalstab, selbst wenn er dem von seinen Befehdern grell hingepinselten Schreckbild gliche, — schon weil sie, als Anarchistenzüchter, eine Gefahr für Europa bedeuten. Ein anderes Beispiel: der Panama-Skandal. Was damals an Korruption, an Zerrüttung aller Verhältnisse, an Verheerung des Volkswohlstandes enthüllt wurde, war am Ende doch auch nicht wenig. Wo aber blieb die Empörung, die unerbittliche Verfolgung der Schuldigen? Aus unseren liberalen Zeitungen konnte man kaum den Betrag der unterschlagenen und vergeudeten Summen erfahren; alle Einzelheiten wurden sorgsam verschwiegen, weil „die Sache schließlich ja nur Frankreich angehe." Die Antisemiten hätten, natürlich sehr falsch und sehr ungerecht, gesagt, alle Juden seien wie Cornelius Herz und Reinach und Arton, und so schien es besser, über die schmutzige Geschichte nicht allzu ausführlich zu reden. Jetzt liegen die Dinge anders: die bewährtesten Panamisten fechten mannhaft im Vordertreffen des Dreyfusvolkes, die Möglichkeit winkt, an einem weithin sichtbaren Beispiel zu zeigen, einem Juden sei grausames Unrecht geschehen, — deshalb muß der letzte Mann und die letzte Feder aufgeboten werden, um Europa mobil zu machen, und deshalb wird über den auf die Teufelsinsel Verbannten seit einem Jahr mehr geredet und geschrieben, als in neunzehnhundert Jahren über die Verurtheilung des Nazareners geredet und geschrieben ward, dessen Prozeß doch auch zu allerlei schlimmen Glossen Gelegenheit gäbe. Wenn Sie am Tage Jom-Ha-Kippurim, wo beim Schofarschall Israels Schuldbuch zerrissen und der Sündenbock in den Abgrund gestoßen wird, die strahlenden Gesichter der Männer und Frauen gesehen hätten, die auf dem Heimweg aus der Synagoge erfuhren, das Ministerium Brisson habe den ersten Schritt zur Revision gethan, dann würden Sie nicht mehr daran zweifeln, daß es sich um eine jüdische Sache handelt. Während des Prozesses von Tisza-Eslar rief der amerikanische Rabbi Moses die Mahnung über den Ozean, die Juden möchten endlich dem unheilvollen Wahn entsagen, es sei ihre Pflicht, für die Unschuld jedes irgendwo angeklagten Glaubensgenossen, ohne den Sachverhalt erst genau zu prüfen, mit einer lärmenden Kollektivbegeisterung einzutreten, als bildeten Israels verstreute Stämme heute noch eine zu einem Gesammtwillen geeinte Nation. Der Mahnruf ist leider echolos verhallt und

Hosted by Google

ich fürchte, daß die Folgen, wie auch der Ausgang des Handels sein möge, den Antisemiten mehr Freude bereiten werden als Jahwes verblendetem Volk.

Mir scheint also: es giebt ein leitendes Syndikat, eine alljüdische Erregung und einen durch diese Erregung geschürten Klassenkampf. Schon vor hundert Jahren sah Kant den Kampf zwischen Händlern und Kriegern voraus. Nikolaus der Zweite möchte ihn seinem dunklen Lande ersparen und der rasch vorschreitenden Industrialisirung des Riesenreiches die Hindernisse wegräumen. In Deutschland, dem alten Lande der Verzögerungen, glaubt man noch nicht an die Nothwendigkeit dieses Kampfes, hat man noch nicht erkannt, daß neben Elektrizität-Centralen Kasernen und Bureaukratenburgen alten Stils nicht mehr lange bestehen können. Im gallischen Experimentirbezirk der Weltgeschichte ist zwischen Soldaten und Händlern der Krieg ausgebrochen. Für Recht und Gerechtigkeit würden die Leute, die jetzt den Mund so voll nehmen, nicht einen Finger rühren; sie kämpfen für ihre Rasse oder für ihre Klasse und schmunzeln vergnügt, da es ihnen gelungen ist, ihr betriebsames Mühen mit dem Glorienschein eines Kampfes ums Recht zu umgolden. Wie der Kampf enden wird, weiß ich nicht; wahrscheinlich hat der Mann richtig prophezeit, den ich von allen französischen Politikern am Höchsten schätze: Forain, der neulich einen feisten Bankier an seinen Geldschrank klopfen und ausrufen ließ: „Wer Das hat, behält schließlich doch immer das letzte Wort." Wie dem genialen Zeichner, so erscheint auch mir die Dreyfusgarde nicht als der schwächere, zu schützende, sondern als der ungleich stärkere Theil.

. . . Das Alles wird Ihnen gar nicht behagen. Sie lieben den schönen Schein, glauben, als Sonntagskind und geborener Optimist, an die unzerstörbare Gutartigkeit der Menschen und graben nicht gern die Wurzeln des Willens auf. Sie schätzen Hugo — nicht den prachtvoll schwärmenden Lyriker nur, nein, auch den Philosophen — höher als Schopenhauer, der in Ihren Augen nur ein „großer Verachter" ist, und haben wohl nie die in Ihrem Landsmann und Freund Ibsen so mächtig wirkende Lust verspürt, mit gekrümmtem Finger die Werthe abzuklopfen, um zu sehen, ob sie hohl oder vollwichtig sind. Der Gedanke an den ökonomischen Unterbau, den oft nur ein bekränztes Phrasengerüst dem Auge verdeckt, riecht Ihnen übel. Sie sind vielleicht der letzte ganz echte, ganz starke Romantiker. Deshalb verstehen die Opportunisten Sie nicht, deshalb wundern sich die Leute, daß Sie über allerlei Dinge reden, die nicht in Ihr Fach schlagen und nicht Ihr Interesse berühren. Sie erglühen für die herrlichen Ideale der Freiheit und Wahrheit und hoffen, durch den Weckruf Ihrer in Begeisterung schwingenden Stimme

Hosted by Google

der Menschheit den Besitz dieser kostbaren Güter sichern zu können. Das Schauspiel so festen und frohen Greisenglaubens ist wundervoll; die Jugend soll es ehrfürchtig, neidisch, nicht aber in ironischer Stimmung, bestaunen und nicht etwa bezweifeln, daß Sie, im Gegensatz zu Ibsens schwindligem Baumeister Solneß, auf die von Ihrer Schöpferhand gebauten Häuser zu klettern vermögen. Pilatische Zweifelsfragen sind Ihnen fremd. Sie glauben brünstig an eine absolute, Allen wahre Wahrheit; und wenn Sie die irgendwo wittern, dann regt sich das Menschengefühl und winkt die Brüder und Schwestern herbei, auf daß sie des köstlichen Gutes theilhaftig werden.

Ihrem Offenen Brief haben Sie die Frage vorangestellt: „Wie weit gilt die Wahrheit?" Sie fordern, im Namen der Wahrheit und Menschlichkeit, daß die Geschäftsführer des Deutschen Reiches öffentlich den Beweis für die Unschuld Alfreds Dreyfus und für die Schuld des Majors Esterhazy liefern, und Sie sehen in der Thatsache, daß diese Beweisführung vom deutschen Volk nicht stürmisch verlangt wird, das Symptom einer mindestens angefaulten Sittlichkeit. Mir scheint Ihre Frage nicht richtig gestellt; bevor man fragt, wie weit eine Wahrheit gilt, sollte man sicher sein, daß man auch wirklich die Wahrheit hat. Ich weiß: Sie glauben, sie zu haben. Aber Sie haben Herrn Dreyfus nie gesehen und nie gehört, waren bei seiner Vernehmung nicht anwesend und kennen die Akten seines Prozesses nicht. Andere, die dem Schauplatz des Kampfes näher stehen, sind von seiner Schuld eben so fest überzeugt wie Sie von seiner Unschuld, — zum Beispiel Herr Paul Déroulède, der zwar ein schwacher Dichter, aber, wie selbst seine Feinde zugeben, ein makellos ehrlicher Mann ist. Und haben nicht auch Sie sich geirrt? Nach dem Zola-Prozeß schrieben Sie mir: „Mein Eindruck ist: die Armeechefs sind Fanatiker, aber ehrliche Menschen; am Meisten der Oberst Henry", dessen Fälschung inzwischen entdeckt worden ist. So gehts mit den „Eindrücken", die man nicht durch den Augenschein kontroliren kann. So entstehen die „Wahrheiten", in deren Namen Sie sittliche Forderungen stellen. . . . Aber wir brauchen uns bei der Frage nach der Schuld oder Unschuld der Herren Dreyfus und Esterhazy zum Glück nicht lange aufzuhalten. In Deutschland kennen nur ganz Wenige die französischen Gesetze und die Bestimmungen der Strafprozeßordnung, die Beweisaufnahme, die Indizien, der Akteninhalt sind allen Deutschen völlig unbekannt und es ist deshalb lächerlich, wenn bei uns mit der Miene der Unfehlbarkeit Urtheile über die dunkle Sache gefällt werden. Ich gehe aber noch viel weiter und

Hosted by Google

bekenne Ihnen hier offen: hätte ich mit eigenen Augen die Beweise für die Unschuld Ihres Schützlings geprüft und richtig befunden, dann würde ich noch immer, genau wie jetzt, wünschen und fordern, daß sich in Deutschland für Dreyfus keine Stimme erhebe, und würde jedes amtliche Eingreifen von unserer Seite für den schwersten politischen Fehler halten. Sie sind ob solcher Verruchtheit gewiß entsetzt. Beruhigen Sie sich: auch Sie haben mir vor zwei Stunden einen tüchtigen Schreck eingejagt. Was Sie in Ihrem Offenen Brief von dem Kanzler des Deutschen Reiches erzählen, hätte ich nie geglaubt, wenn nicht Sie und unser gemeinsamer Freund Franz von Lenbach für die Wahrheit der Geschichte Bürgen wären.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe hat in Lenbachs Atelier gesagt: „Dreyfus ist unschuldig. Das wissen wir am Besten." Als Sie diese Aeußerung zum ersten Male mittheilten, wurde sie in offiziösen Blättern als falsch bezeichnet. Der Kanzler des Deutschen Reiches hat ein schlechtes Gedächtniß; sein Kammerdiener, auf dessen Zeugniß er sich im Prozeß Leckert berief, war bei dem Gespräch mit Lenbach nicht zugegen und so hat der alte Herr vergessen, was er damals sprach. Nun ist kein Zweifel mehr möglich: er hat es gesagt, hat auch den Namen des nach seiner Meinung Schuldigen genannt. Nicht etwa „streng vertraulich", nein: wie man ausspricht, was Jeder wissen darf. So handelt der höchste, der einzig verantwortliche Beamte des Reiches. In dem Augenblick, wo im Nachbarlande die Leidenschaften bis zur Siedegluth erhitzt sind, plaudert er unbefangen aus, wer in Frankreich für Deutschland spionirt hat, wer nicht, und knüpft lächelnd eine historische Glosse daran. Denn — Sie verschweigen es nur aus Artigkeit, um dem freundlichen alten Herrn nicht noch mehr Unbequemlichkeiten zu schaffen, haben es im Privatgespräch aber bestätigt — er hat auch gesagt: „Die Franzosen werden es nie zugeben; es ist die selbe Geschichte wie mit Jesus, der ja auch unschuldig verurtheilt wurde"... In der Unterhaltung mit einem Bekannten läßt selbst der Weiseste wohl einmal ein unüberlegtes Wort fallen. Aber ein Diplomat, der politische Prokurist eines großen Reiches? Der geht hin und erzählt einem heißblütigen, geistig beweglichen Künstler Geschichten, die dem Verbreiter leicht eine Anklage zuziehen könnten? Ich will gar nicht erst lange forschen, ob der Fürst zu Hohenlohe überhaupt mit Bestimmtheit versichern kann, daß Dreyfus unschuldig ist. Der Polizeipräsident von Berlin hat vor Gericht als Zeuge beschworen, daß er die Namen der geheimen Agenten, mit denen seine Kommissare „arbeiten", nicht kennt. Diese Agenten sind fast immer deklassirte Kerle, die nichts zu verlieren haben. Sollten Offiziere, die im Sold

Hosted by Google

einer fremden Macht spioniren, geringere Vorsicht walten lassen? Wird ihnen nicht das Ehrenwort darauf verpfändet, daß ihre Namen unter allen Umständen jeder Neugier verschwiegen bleiben? Auf diesen uneingeschränkt zugesagten Schutz hätte sogar ein Esterhazy noch Anspruch; auch von ihm müßte jeder deutsche Beamte, ohne zu zögern, sagen: „Wir haben mit ihm nichts zu schaffen gehabt.“ Dreyfus könnte mit einer Persönlichkeit verhandelt haben, die sich von solchen Erwägungen leiten läßt und den Verräther, was auch geschehen möge, nicht preisgiebt; dann brauchte weder Herr von Bülow noch der Fürst zu Hohenlohe jemals seinen Namen gehört zu haben und er könnte dennoch schuldig sein. Aber selbst wenn die beiden Herren im Besitz der ganzen, sicheren Wahrheit wären: sind sie dann etwa befugt, sie in ihren Plauderstündchen gemächlich zu enthüllen?

Sie, verehrter Freund, sagen laut und deutlich Ja und fügen hinzu: „Nicht nur in stillen Plauderstunden, nein, öffentlich, vor Europens lauschenden Völkern.“ Die Wirkung wird, wie mir scheint, in beiden Fällen ziemlich die selbe sein. Oder zweifeln Sie im Ernst daran, daß die eifernden französischen Patrioten die Geschichte von dem Ateliergespräch für eine zwischen dem Kanzler, Lenbach und Ihnen abgekartete Sache halten werden, die Sie, als ein unverdächtiger Ausländer, an die Oeffentlichkeit zu bringen beauftragt sind? Aber nehmen wir einmal an, der Fürst zu Hohenlohe hätte vom Bundesrathssitz aus eine seiner berühmten kleinen Reden verlesen und also zum Reichstag gesprochen: „Wir sind, wie alle anderen Staaten, gezwungen, in fremden Ländern Spione zu halten. Wir schicken Offiziere hin, die den Titel Militärattachés tragen und die Aufgabe haben, gewissenlose Leute zum Verrath am Vaterlande zu verlocken und ihnen gegen baare Bezahlung möglichst viele und möglichst wichtige militärische Geheimnisse abzulisten. Dabei geht es natürlich nicht immer sehr sauber und sänftiglich zu; der Zweck heiligt die Mittel und man darf, wenn man diese Verhältnisse gerecht beurtheilen will, weder an die Gebote christlicher Sittlichkeit noch an die Drohungen unseres Strafgesetzbuches denken. So verfahren wir auch in Frankreich. Und da ist nun leider der Falsche gefaßt und verurtheilt worden. Das läßt dem Gewissen der Verbündeten Regirungen keine Ruhe und deshalb erkläre ich hier feierlich, daß nicht Dreyfus, sondern Esterhazy der von uns bestochene Spion war. Das Beweismaterial, die geheimen Berichte des Botschafters und der Militärattachés nebst den Quittungen des Bestochenen, gestatte ich mir, auf den Tisch des Hohen Hauses zu legen.“ So ungefähr möchten Sies

Hosted by Google

doch, nicht wahr? Und wenn das Hohe Haus von der Richtigkeit der Sache überzeugt ist: sollen die Aktenstücke dann in den Zeitungen gedruckt oder der französischen Regirung vorgelegt werden, der es gewiß nicht unwillkommen wäre, einen Blick in die Schwarze Küche unserer Spionagewirthschaft zu werfen? Spione würden wir zwar nicht mehr bekommen, aber wir brauchten dann ja auch kaum noch Spione und Spionenwerber. Denn diese ganze Herrlichkeit könnte sich nur in einem Paradies zutragen, wo der Wolf friedlich neben dem Lamm graſt und die aus der Scholle Geschaffenen einander in einträchtiger Bruderliebe umarmen. Als Zola den Hernanidichter höhnte, meinte er, Hugos Weltanschauung lasse sich in den Ruf zusammenfassen: Montons dans le soleil et embrassons-nous! Mir fehlen leider die Flügel. Glückauf zur fröhlichen Luftfahrt!

Wir Anderen, die auf der kalten Erde leben, müssen uns in die Zeit schicken, auch wenn sie uns arg scheint. Ohne Schwarze Küchen geht es einstweilen noch nicht. Das Heer namentlich ist ein vorsichtig zu behandelnder Organismus, den man mit seinen Mängeln, seinen besonderen Lebensgesetzen als ein Ganzes hinnehmen oder verwerfen muß und der, im jeder anderen Erwägung vorangehenden Interesse der Disziplin, die Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen nicht verträgt. In jeder Heereseinrichtung steckt ein — wie man annimmt, für die Völker nützliches — Stück Barbarei oder, wenn der Ausdruck wackeren Soldaten verletzend klingt, ein Stück Feudalismus, das sich den geschmeidigen Sitten, dem Spürsinn und der hastig umherwitternden Neugier unserer bourgeoisen Epoche nicht anpassen will. Mit den großen, tönenden Worten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit richtet man da nichts aus, von den Menschenrechten wird in der Instruktionstunde, wie man mir sagt, niemals geredet und der herrlichste Wahrheitmuth führt manchmal in den Dunkelarrest. Das Alles weiß der Kanzler des Deutschen Reiches. Er weiß auch, daß eine schmählich kompromittirte Heeresleitung gerade in Frankreich sich vor dem Zusammenbruch nur durch das oft schon in anderen Ländern erprobte Mittel eines kriegerischen Konfliktes retten kann, und ihm sollte nicht unbekannt sein, wie nah diese auch den Tapfersten schreckende Möglichkeit gerückt ist, seit den Franzosen allgemach die Hoffnung schwindet, noch lange die Russen in einem künftigen Kampf um das geschmälerte Prestige und die verlorenen Provinzen an ihrer Seite zu sehen. Trotzdem erzählt dieser einzig verantwortliche Beamte des Reiches Geschichten von Dreyfus und Esterhazy. . . Er ist Reichskanzler; und ich habe keine Sehnsucht nach neuen Anklagen.

Hosted by Google

Dieser Seufzer mag Ihnen sagen, daß wir doch nicht gar so stolz und verächtlich auf die französischen Zustände herabsehen sollten. Um die Freiheit der Rede wenigstens können wir die Nachbarn noch immer beneiden. Es ist nicht unsere Sache, die angeblich in ekler Ruchlosigkeit verkommenden und höchstens noch durch die panamistische Dreyfusgarde aus dem Schlamm zu rettenden Franzosen bessere Sitte zu lehren; wir haben im eigenen Hause genug zu thun, genug Kehricht von der eigenen Thür wegzufegen und das Geschrei, das seit Monaten über die Grenze schallt und jedes für uns wichtigere Geräusch überdröhnt, stört nur unsere Arbeit und nährt einen undeutschen Hochmuth. Sie finden, daß man in Deutschland nicht genug, ich finde, daß man viel zu viel von Dreyfus spricht, — viel mehr, als in unserem Interesse wünschenswerth wäre. Im Feldlager gilt manche Handlung schon als Verrath, die in Friedenszeiten nicht allzu bedenklich erschiene; und zwischen Völkern, denen der nächste Tag einen blutigen Zusammenstoß bringen kann, sollte immer die strengste Vorschrift des Kriegsrechtes beachtet werden. Der Deutsche hat nicht zu entscheiden, ob Dreyfus ein Verräther oder ein Märtyrer ist; aber er hat darüber zu wachen, daß nicht in sentimentaler Wallung oder in fremdem Interesse die vortheilhafte Stellung seines Vaterlandes leichtfertig geschädigt wird. Das, verehrter Freund, ist meine Wahrheit, die allerdings nur innerhalb der deutschen Landesgrenzen gilt. Sie haben die dankbarere Rolle, denn Sie vertreten die Sache der Menschheit und Menschlichkeit und künden eine Wahrheit, die zeitlich und räumlich unbegrenzt ist und in ewig gleicher Schöne noch über den wild bewegten Wassern schwebt. Giebt es solche Wahrheit? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß die Franzosen Ihre Wahrheit belächeln und einfach sagen: Esterhazy wird in Deutschland geschmäht, Dreyfus wird dort verherrlicht, — also muß Dreyfus, nicht Esterhazy, den Deutschen werthvolle Dienste geleistet haben. Weil ich Das weiß und die Verhetzung zweier ohnehin von steter Kriegsgefahr bedrohten Völker mit Besorgniß sehe, deshalb habe ich da, wo ich stehe, den Platz gewählt und muß mir gefallen lassen, daß Ihnen der redselige Onkel Chlodwig, trotzdem Sie ihn tadeln, edler erscheint als Ihr

herzlich grüßender

M. H.

Hosted by Google

Das Ende der Sozialwissenschaft.*)

Herr Professor Reinhold hat gegen den „gelehrten Sozialismus" zwei Eisen im Feuer: das des alten Juristen und das des neu berufenen Oekonomisten und Metaphysikers. Der Jurist Reinhold fertigt uns mit der Einrede unserer Inkompetenz, der nationalökonomische Metaphysiker Reinhold führt uns mit einer Mixtur aus Schopenhauer und Schelling-Hegel ab. Ich will zunächst die Einrede unserer Inkompetenz zurückweisen.

Nach Reinhold hätten wir bei den kleinen Differenzen, die sich in unserer Zeit zwischen Besitz und Proletariat, Kapital und Arbeit ergeben haben, überhaupt nicht dreinreden sollen, weil wir vom „Kampf um die Weide" rein gar nichts spüren, weil wir die schweren Sorgen, die nach Reinhold die Besitzenden mindestens mit gleicher Schwere bedrücken wie die Besitzlosen, überhaupt nicht nachzuempfinden vermögen. Nun will ich gar nicht in Abrede stellen, daß wir „gelehrten Sozialisten" am „Kampf um die Weide" eigentlich nicht betheiligt sind; denn wir sind weder Wiederkäuer noch Nomaden, obwohl wir das Eine oder das Andere sein müßten, wenn wir den Kampf um die Weide an uns verspüren könnten; aber Reinhold ist das Eine oder das Andere auch nicht, — und so will ich mit dieser Vorstellung vom menschlichen Daseinskampf mich nicht schon hier befassen. Ich will seine Einrede unserer Inkompetenz ernster nehmen. Der Leser soll wörtlich davon Kenntniß haben, warum wir Alle vom fünfblätterigen Kleeblatt des „gelehrten Sozialismus" von den sozialen Kämpfen der Gegenwart reden wie der Blinde von der Farbe. An der maßgebenden Stelle bemerkt Reinhold: „In einem nothwendigen ‚Kampf um die Weide' ist jeder Unbetheiligte inkompetent, wenn er bestimmen will, ob und wie dieser Kampf geführt werden soll... Im wirthschaftlichen Kampfe ist die Daseinsfrage gestellt; für jeden Betheiligten steht die Entscheidung auf dem Spiel, wie er in der tötlichen Konkurrenz um das Leben sich selbst retten soll. Die Männer des gelehrten Sozialismus sind nicht im Besitz des Schlüssels zur Lösung dieses Schicksalsräthsels für den in das Kampfgetümmel Hineingestoßenen. Sie stehen abseits vom Strom und schauen von der olympischen Höhe der Betrachtung den mit den Fluthen Ringenden zu. Sie kennen weder den furchtbaren Ernst dieses Kampfes noch seine Technik. Die weit überwiegende Mehrheit der sozialistischen Gelehrten ist mit einem auskömmlichen Gehalt angestellt und der Sorge um das tägliche und weitere Brot entrückt. An festen Kalendertagen erhalten sie aus öffentlichen Kassen eine namhafte Geldsumme, die gerade den an innerlichem Leben reichen Angehörigen der Geistesrepublik

*) S. „Zukunft" vom 1. Oktober 1898.

Hosted by Google

genügt und einen beruhigenden Wirthschaftplan für die ganze Lebenszeit bis zu dem stillen Ende im Pensionzustande ermöglicht. Staat und Gemeinde, das ganze Volk erscheinen als Garanten ihres Lebens. Keine Handels- und Gewerbekrisis, keine Konkurrenz, keine Bankerotte oder böswillige Schuldner, keine Revolutionen in Technik, Oekonomie, Markt und Mode gefährden ihr Einkommen oder gar ihre Existenz, selbst ein Krieg wird sie selten außer Brot setzen. Alle die erwähnten Gefahren, die wie Nachtgespenster den kämpfenden Fabrikanten, Kaufmann und Handwerker durchs Leben begleiten, bleiben dem Gelehrten abstrakte Möglichkeiten für Andere, die seinen Gedankenkreis nicht stören. So mag er mit Behagen in dem sanften Strom seines materiell anspruchslosen, aber gesicherten Lebens dahin schwimmen. Der zum schmerzlichen Opfer Gezwungene muß gefragt werden; er soll die Wirkung der Theorie am eigenen Leibe spüren und hat als Sachverständiger jedenfalls mit zu entscheiden, ob man eine billige Selbstbeschränkung oder eine unmögliche Selbstvernichtung von ihm verlangt... Wenn die Theorie und der Sozialismus der Gelehrten in der angenehmen Lage ist, diesem schweren Kampfe nur zuzusehen, so ist es auch ihre Pflicht, nur zuzusehen und nicht ungerufen und unberufen in den Streit hineinzureden. Ihre rein menschliche Antheilnahme an der Tragik des vor ihren Augen spielenden Dramas berechtigt sie nicht ohne Weiteres, in die Handlung auf der Bühne einzugreifen." In einem Zwischensatz wird dabei weiter bemerkt, daß der Gelehrte in seiner Privatwirthschaft eben so „profitwüthig" sei wie irgend ein Fabrikant, daß er beim Erbtheilen u. s. w. den selben wirthschaftlichen Egoismus zeige wie der Mensch des Erwerbslebens.

Als ich Das las, konnte ich mich schon deshalb einiger Verwunderung nicht entschlagen, weil Reinhold bei dieser Einrede unserer Inkompetenz sich von den größten Unvorsichtigkeiten hinreißen läßt, die seiner Grundauffassung, daß die Erde eigentlich eine Hölle ist, daß der Weltdespot Wille es sich bisher von der Lichtgestalt der hegelschen Idee eigentlich doch nicht hat anthun lassen, geradezu ins Gesicht schlägt. Wie kann es denn auf Erden eine olympische Höhe geben und warum sollen gerade wir, die wir für Reinhold nicht von der Lichtgestalt der hegelschen Idee verklärt erscheinen können, auf olympischer Höhe stehen? Und dann: wie kann uns Reinhold nur zumuthen, daß wir nicht dreinreden? Wenn der absolute Wille auch in uns verstreut ist: wie können wir es hindern, daß er nicht auch durch uns dreinredet, wie durch Reinhold? Ja, wenn es wahr wäre, daß wir „in die Handlung auf der Bühne eingreifen wollten", was uns Reinhold andichtet, dann wäre es etwas Anderes, da wir für den Willen die Macht nicht haben; wir haben aber wirklich nur dreingeredet und mit keinem Wort den „zum schmerzlichen Opfer Gezwungenen" das Mitreden vor den sozialpolitischen Ent-

Hosted by Google

scheidungen verbieten wollen. Die größte Unvorsichtigkeit bei seinem Einwand unserer Inkompetenz begeht Reinhold aber allerdings dadurch, daß er sich selbst das Mundschloß anhängt und in die gleiche Verdammniß der Unzuständigkeit mit uns hineingeräth. Reinhold selbst bezieht, wie ich annehmen darf, als Richter und jetzt auch als Dozent „an festen Kalendertagen ein Gehalt aus öffentlichen Kassen", er hat wohl auch alle Aussicht auf „ein stilles Ende im Pensionstand", es sei denn, daß er so wenig profitwüthig gewesen wäre, um Gehalt, Pensionanspruch und ein von seinem ehrenwerthen Verleger angebotenes Honorar auszuschlagen. Reinhold würde hiernach auf dieser schlechtesten aller Welten auch auf olympischer Höhe sich befinden, also „den Schlüssel zur Lösung des Welträthsels", den wir zu besitzen nirgends behauptet haben, eben auch nicht in der Tasche tragen und also, gleich uns, nichts dreinzureden haben, — d. h. er hätte sein Buch nicht schreiben dürfen. Dieser Konsequenz wird er sich nicht entziehen können. Nun heißt es freilich uns armen Kathedersozialisten gegenüber: Ja, Bauer, Das ist ganz was Anderes, woran man Reinholds Wahlverwandschaft mit einer distinguirten Welt schon deutlich verspürt. Reinhold führt nämlich (S. VI der Vorrede) wörtlich an: „Der Verfasser dieser Schrift (Reinhold) hat in den Wirren der Zeit von einem Standpunkt aus, der in voller Anschauung des kämpfenden Erwerbslebens und gleichzeitig über den unmittelbaren Interessen der Betheiligten liegt, einen festen Boden zu erringen versucht und sich verpflichtet gefühlt, die lebhaft ergriffene, von ihm als zwingende Wahrheit empfundene Erkenntniß auszusprechen." Weiß denn Reinhold, daß wir nicht auch „in voller Anschauung" — was mich betrifft, in der unmittelbaren Erfahrung eines zehnjährigen Privatlohndienstes und in der praktischen Berührung mit Geschäften jeder Art — also nicht auch „in voller Anschauung des kämpfenden Erwerbslebens und gleichzeitig über den unmittelbaren Interessen der Betheiligten einen festen Boden zu erringen versucht und uns verpflichtet gefühlt haben, die lebhaft ergriffene, von uns als zwingende Wahrheit empfundene Erkenntniß auszusprechen"? Wenn Reinhold, als er „das kämpfende Erwerbsleben anschaute", wirklich „über den unbetheiligten Interessen" stand, was ich ihm ohne Untersuchung glauben will, so ist entweder auch er zum Dreinreden nicht berufen, da er nicht unmittelbar interessirt war, oder wir konnten auch richtig „schauen", da Reinhold uns bis jetzt nicht als stockblind erwiesen hat, und wir haben eben so das Recht gehabt, dreinzureden, wie jetzt der einredegewandte Jurist Reinhold.

Eigentlich wäre ich berechtigt, hiermit Reinholds Einwand als abgefertigt zu erachten. Aber Reinhold hat für uns gelehrte Sozialisten nicht Bedeutung an sich, sondern nur wegen der Geltung, die er bei mächtigen Herren besitzen mag, und wegen des Eindruckes, den er bei ihnen mit seinem

Hosted by Google

Einwand unserer Inkompetenz politisch erzielen will. Ich für meine Person vermuthe, daß dieser Einwand den Kreisen ganz außerordentlich gefallen hat. Ich kann förmlich hören, wie diese Herren Reinholds Meinung, wir hätten in die heutigen Händel zwischen Kapital und Arbeit nicht dreinreden sollen, viel derber nachreden und etwa sagen werden: „Die Kerle hätten das Maul halten können, es hat sie aber der Hafer gestochen; nun muß man ihnen den Futterkorb höher hängen, damit sie schweigen lernen.“ Da ist es denn doch wohl am Platz, nachzuweisen, daß die Männer nicht nur des gelehrten Sozialismus, sondern der Sozialwissenschaft überhaupt im weitesten Sinn — wonach auch die ganze im wissenschaftlichen Geist gehaltene Publizistik von unabhängiger Gesinnung dazu gehört — keineswegs „in dem sanften Strom eines materiell gesicherten Lebens dahin schwimmen“, in dem uns Reinhold pätschern sieht. Wenn Reinhold vorläufig das eigenthümlich Unbehagliche unserer Situation bis jetzt noch nicht gemerkt hat, weil er ein Neuling unter uns ist, so wird er doch höchst wahrscheinlich es selbst noch erfahren, wie sehr er im Irrthum ist. Es ist gar nicht so, daß der „gelehrte Sozialist“, sei er Professor oder Publizist, nach seiner eigenen Lebenserfahrung kein Verständniß für die Leiden des menschlichen Erdenwallens überhaupt oder des im weitesten Sinne verstandenen „Kampfes um die Weide“ besitzen und deshalb überhaupt sozialpolitisch gar nicht mitreden könne.

Angenommen, aber nicht zugegeben, daß uns „gelehrten Sozialisten“ von der Wiege bis zum Grabe Milch und Honig von selbst in den Mund geflossen wären, daß wir für die Existenz unserer Kinder, Enkel und späten Nachkommen „den Staat und die Gemeinde noch mehr zu Garanten“ hätten als irgend einer der „zu schmerzlichen Opfern gezwungenen“, „mit den Fluthen ringenden“ Kapitalisten- und namentlich Fideikommißbesitz-Familien Reinholds, so muß er uns doch zugeben, daß der Kampf um das Dasein nicht nur eine Balgerei um die materiellen Interessen bedeutet, sondern Kampf auch um alle möglichen ideellen Güter, für die Männer der Wissenschaft namentlich Kampf um die berufsmäßig zu erforschende und zu verwerthende Wahrheit; wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht. Was nun das Bekenntniß zur Wahrheit betrifft, so ist Niemand weniger auf Rosen gebettet als der Jünger der Sozialwissenschaft; und kein Zweig der Sozialwissenschaft ist in dieser Hinsicht so übel daran wie der der Nationalökonomie, wenn er sein Erkennen für die soziale Reform einsetzt. Der „gelehrte Sozialist“ der Gegenwart kommt mit den reizbarsten und mächtigsten materiellen Interessen in die schwersten Konflikte. Er erntet ein gerüttelt Maß Haß, Verleumdung, Spott, sogar Verfolgung und gesellschaftliche Aechtung. Reinhold liebt es immer, Goethe zu citiren. Sollte ihn nur das eine Wort des Altmeisters unwahr dünken: „Die

Hosted by Google

Wenigen, die was davon erkannt, die, thöricht gnug, ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt"? Ich meine: Das gilt besonders für die Pioniere der Sozialreform jeder Zeit; sie erhalten Streiche von allen Seiten. Ich zweifle nicht, daß unter jenen Großbesitzern, die nach Reinholds wörtlicher Anführung sechs Siebentel ihres Lebens „saure Wochen" haben und von den „Nachtgespenstern" der Besitzsorge bis zur Königstafel und bis in die dunklen Forstgründe der Hofjagd verfolgt werden, die sogar „mit den Fluthen ringen", immer noch manche aufzutreiben wären, die die „Sozialisten" hochnothpeinlich verfolgt, deren Schriften verboten und verbrannt, sie selbst von den Stellen gejagt und mit Weib und Kind ums Brot gebracht sehen möchten. Das ist nun freilich „dem Primat ihres Wollens" durch „die Wirklichkeit der Idee" in der Geschichte — ich beziehe mich schon hier auf Reinholds unwiderstehlich siegende Metaphysik — theils versagt, theils nicht ganz gestattet, aber ein „Schwimmen mit Behagen" ist denn doch schon unser wissenschaftliches Leben durchaus nicht. Wer wegen des ersten Angriffes auf den in der öffentlichen Meinung allmächtig gewesenen Optimismus der Sozialharmoniker und Nichts-als-Freihändler Jahre lang für einen Narren erklärt, wer als „gelehrter Sozialist" wegen bloßer Belehrung darüber, was der revolutionäre Sozialismus ist, sofort der intellektuellen Miturheberschaft der Attentate Hödels und Nobilings bezichtigt, auf den Index des Sozialistengesetzes gebracht, wer als „Sozialdemokrat im Ministerrock" in öffentlichen Blättern der polizeilichen Maßregelung vorzugsweise empfohlen, bei edlen und liebsten Freunden, die er unter den besitzenden Klassen stets besaß, denunzirt und angeschwärzt worden ist, hat es nicht gerade lieblich gehabt. Das aber ist mein Fall. Adolph Wagner ist es im Allgemeinen auch nicht besser gegangen. So ist es also nicht, daß keiner der „gelehrten Sozialisten" von der Tragik menschlicher Daseinskämpfe auch nur eine Vorstellung hätte. Es ist wirklich keine Verirrung, wenn Pastoren und Kapläne, die am Krankenbett und in der Armenpflege von der Tragik des Lebens doch mindestens eben so viel erfahren wie ein Amtsrichter, überzeugt auf die Seite unseres „geräuschvollen Schwindels" sich gestellt haben.

Reinholds Einwand unserer Inkompetenz fällt aber auch in Hinsicht auf materiell wirthschaftliche Sorgenfreiheit der Gelehrten haltlos vor den Thatsachen zu Boden. Der lernende, schreibende und lehrende Jünger der Sozialwissenschaft hat ebenfalls um seine und der Seinen Subsistenz zu ringen. Er lebt, ob er als Privatdozent oder als Publizist anfängt, wahrlich nicht sein Leben lang in olympischer Höhe von Nektar und Ambrosia. Es ist ihm ökonomisch meist sehr schwer, durchzudringen, wenn er einen Sack Geld weder geerbt hat noch heirathen will. Er sieht zwar nicht die Nacht-

Hosted by Google

gespenster, die nach Reinhold hinter den Besitzenden auf dem Lebensroß sitzen: atra post equitem cura. Steht er muthig zu den praktischen Ansichten, die ihm seine Wissenschaft eingiebt, so findet er nicht so leicht Anstellungen, Beförderungen, Berufungen, Zulagen. Böse Kritik versauert ihm stark genug das materielle Leben; und durch die Ringe, die nicht nur an den Börsen etablirt sind, vermag oft selbst der Beste und Bedeutendste nicht durchzudringen; er bleibt ohne Reinholds „ansehnlichen Gehalt aus öffentlichen Kassen auf feste Kalendertage". Auch die berechtigten Aengstlichkeiten der Verleger werden von ihm nicht ganz spielend überwunden. Kurz: Reinholds Olympier von der gelehrten Sozialwissenschaft bekommt aus dem Kelch der materiellen Sorgen genug zu trinken, um in eigener Erfahrung die allgemeine Tragik des Lebens begreifen und jedem Anderen nachempfinden zu lernen. Daher erklärt sich auch die „Profitwuth", von der wir Olympier des gelehrten Sozialismus wirklich oder doch in Reinholds Phantasie erfüllt sind, daher die Niedrigkeit, wonach auch wir eine Erbschaft antreten, wenn sie überhaupt vorkommt, und eine Mitgift der Gattinnen für die Kinder zu Rathe halten. Namentlich wenn ein solcher „gelehrter Sozialist" den Mächtigen und Reichen nicht zu Diensten steht, ihnen sogar widerwärtig wird, ist sicher dafür gesorgt, daß die materiellen Sorgen nicht, wie Reinhold meint, nur „abstrakte Möglichkeiten" waren, sind und bleiben. Im besten Falle nimmt der „gelehrte Sozialist" eine Mittelstellung zwischen dem Kapital und dem Privatlohndienst ein und ist deshalb besonders befähigt, die Tragik des Lebens für alle Träger irdischer Leiden zu verstehen. Ich für meinen Theil habe in unmittelbarer Nähe von Kindheit an den harten Daseinskampf der Lohnarbeit, des Schullehrers, des Handwerkers, des Kleinhändlers, des Zwergbauern, der Opfer des Wuchers, also die materielle Tragik der mit den Fluthen Ringenden erschaut und mitempfunden. Ich habe nicht minder die entsetzliche geistige Armuth, Leerheit, Oede, Nichtbefriedigung, Sitten- und Charaktergefährlichkeit des extremen Reichthumes schaudernd beobachten müssen. Nie habe ich die geringste Anwandlung blassen Neides gegen den Großbesitz auch nur empfunden, geschweige irgendwo zur Verhetzung der Massen geäußert. In jeder Hinsicht lehne ich daher den Einwand unserer Unzuständigkeit für meine Person ab. Er trifft aber, so viel ich von den persönlichen Verhältnissen der anderen „gelehrten Sozialisten" weiß, auch für sie nicht zu. Und so werden wir, wenn die neuesten Katheder-pessimisten den Mund nicht halten können, auch ferner dreinreden dürfen und nicht warten müssen, bis Kapitalisten oder Arbeiter, Sozialreaktionäre oder Sozialrevolutionäre uns „rufen", wie Reinhold wünscht.

Eins will ich schließlich gern einräumen. Wenn der Einwand Reinholds so begründet wäre, wie er es offenbar nicht ist, dann hätte Reinhold ein wirkliches Meisterstück im Nu fertig gebracht: er hätte in dem Augenblick,

Hosted by Google

da er einen Lehrstuhl der Sozialwissenschaft besteigt, den Beweis erbracht, daß der Jünger dieser Wissenschaft ganz Partei gewesen sein muß, um die Tugenden der Wissenschaftlichkeit entfalten zu können, oder daß Sozialwissenschaft überhaupt nicht getrieben werden darf. Die Besitzenden dürften zur Sozialpolitik das Wort nicht ergreifen, weil sie die Tragik des Lebens der Nichtbesitzenden nicht verspürt haben. Die Proletarier nicht, weil für sie die den Großbesitz verfolgenden Nachtgespenster nur „abstrakte Möglichkeiten" sind. Beide nicht, weil sie das Zeug zu berufsmäßiger Sozialwissenschaft nicht besitzen. Alle Sozialwissenschaftler von akademischem Beruf ebenfalls nicht, weil sie allen Parteien des Kampfes um die Weide gegenüber auf olympischer Höhe thronen. Das heißt: wer auch den Willen hätte, Sozialwissenschaft zu treiben — ein epigonischer Proudhon oder ein epigonischer Reinhold, ein neuer Lassalle oder ein neuer Marx, ein zweiter Bastiat oder ein zweiter Schultze-Delitzsch —, hätte die Bude für immer zu schließen. Und Reinhold müßte mit dem guten Beispiel vorangehen. Reinholds besondere Qualifikation zur Wissenschaftlichkeit ist eine Entdeckung, deren Originalität die „gelehrten Sozialisten" ihm gewiß nicht streitig machen werden. Die Abschaffung aller Sozialwissenschaft aber wäre den Freunden Reinholds gewiß das Liebste.

Stuttgart. Albert Schaeffle.

Verse.

Südliche Mondnacht.

Werden zu doppelter Lust nun doppelte Tage geboren?
Ehe der eine versank, steigt schon der neue herauf!
Herrlich in Salben und Glanz, gedächtnißlos wie ein Halbgott,
Deckt er mir Gärten und See zu mit erstarrendem Prunk
Und der vertrauliche Baum wird fremd, fremd funkelt der Springbrunn,
Fremde und dunkle Gewalt drängt sich von außen in mich.
Sind Dies die Büsche, darin die bunten Gedanken genistet?
Kaum mehr erkenn' ich die Bank! Die ists? Die lauernde, hier?
Aber sie ists, denn im Netz der fleißigen, winzigen Spinne
Hängt noch der schimmernde Punkt! Komm' ich mir selber zurück?
Als Dein Brief heut kam — ich riß mit zu hastigen Fingern
Ungeduldig ihn auf —, flogen die Theilchen hinweg
Von dem zerrissenen Rand: sie sprühten wie Tropfen dem Trinker,
Wenn er zum Springbrunn sich drängt, um den verdürsteten Mund!

Hosted by Google

Ja, jetzt drängt sichs heran und kommt übers Wasser geschwommen,
Hebt sich mit lieblichem Arm rings aus dem Dunkel zu mir:
Wie ein Entzauberter athme ich nun, und erst recht nun verzaubert,
Und in der starrenden Nacht halt' ich den Schlüssel des Glücks!

Dichter und Gegenwart.

„Wir sind Dein Flügel, o Zeit, und halten Dich über dem Chaos.
Aber, verworrene Zeit, tragende Kralle wir auch?"
„Tröstet Euch, Dies ist von je. Und schaudert Euch, daß Ihr erwählt seid —:
Schaudernde waren mir stets Flügel und Kralle wie Ihr."

Dichter und Stoff.

Aus der verschütteten Gruft nur wollt' ich ins Freie mich wühlen:
Aber da brach ich dem Licht Bahn und die Höhle erglüht.

Dichtkunst.

Fürchterlich ist diese Kunst! Ich spinn' aus dem Leib mir den Faden,
Und dieser Faden zugleich ist auch mein Weg durch die Luft.

Eigene Sprache.

Wuchs Dir die Sprache im Mund, so wuchs in die Hand Dir die Kette:
Zieh nun das Weltall zu Dir! Ziehe! Sonst wirst Du geschleift.

Spiegel der Welt.

„Einmal schon kroch ich den Weg", im Mund eines schlafenden Königs
Sprachs der gesprenkelte Wurm. „Wann?" — „In des Dichters Gehirn."

Erkenntniß.

Wüßt' ich genau, wie dies Blatt aus seinem Zweige herauskam,
Schwieg' ich auf ewige Zeit still: denn ich wüßte genug.

Namen.

Visp heißt ein schäumender Bach. Ein anderer Name ist Goethe.
Dort kommt der Name vom Ding, hier schuf der Träger den Klang.

Worte.

Manche Worte giebts, die treffen wie Keulen. Doch manche
Schluckst Du wie Angeln und schwimmst weiter und weißt es noch nicht.

Kunst des Erzählens.

Schildern willst Du den Mord? So zeig mir den Hund auf dem Hofe:
Zeig mir im Aug von dem Hund gleichfalls den Schatten der That.

Wien. Hugo von Hofmannsthal.

Hosted by Google

Aus Klingers Werkstatt.

Es liegt ein eigener Zauber über den Werken Klingers. Sie locken und reizen und scheinen den Beschauer zu bitten: Deute mich! Und dann verhalten sie sich wieder so spröde, fast abweisend, als ob sie in jungfräulicher Scheu ihr innerstes Wesen vor unseren Blicken verhüllen wollten. Wir ahnen, daß sich hier eine neue, noch nie geschaute Welt gestalten will. Was sich uns aber — wenn wir uns in des Künstlers Art und Schaffen liebevoll und geduldig versenken — von dieser neuen Welt nach und nach entschleiert, Das betrachten wir mit Staunen und Verwunderung, manchmal sogar mit Kopfschütteln; denn gar Vieles erscheint uns ungewohnt und seltsam. Und da wir mit unserem Urtheil gewöhnlich nur allzu rasch bei der Hand sind, so kommen Manche aus dem Kopfschütteln gar nicht mehr heraus und wenden sich geärgert ab von dem Meister, den sie lieben möchten, wenn er nur ein Bischen mehr Rücksicht auf sie und ihr Empfinden nehmen wollte.

Auch in diesem Sommer wurde Klingers Name viel genannt; denn der Künstler hat in diesem Jahr dem Publikum und den Kritikern besonders reiche Gelegenheit geboten, die Schärfe ihres Urtheils und die Haltbarkeit ihrer Theorien an seinen Werken zu prüfen. Er trat diesmal gleichzeitig als Bildhauer, Maler und Radirer vor die Oeffentlichkeit; und in jedem dieser drei Kunstzweige mit Arbeiten, die über das Maß des Gewohnten hinausgehen. Die Jubiläumsausstellung in Wien hat er mit seiner bekannten und einst wegen der realistischen Auffassung des Vorganges viel angefochtenen „Kreuzigung Christi“ und der neugeschaffenen Marmorfigur einer Badenden beschickt, im münchener Glaspalast ist das Kolossalgemälde „Christus im Olymp“ ausgestellt und außerdem sind sechs Blätter seines Radircyklus „Vom Tode II“ als erste Lieferung des in zwölf Blättern geplanten Werkes erschienen. Das ist viel auf einmal.

Die „Kreuzigung“ darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Die Marmorstatue der Badenden habe ich, kurz bevor sie ihre Reise nach Wien antrat, im Atelier des Künstlers gesehen. Die Arbeit hat Klinger, wie die Zeitungen berichteten, die Große Goldene Oesterreichische Staatsmedaille eingetragen. Es ist ein wundervoller weiblicher Akt. Die jugendlich schlanke Gestalt hat den einen Fuß hoch aufgestützt und beugt den Oberkörper mit auf dem Rücken gehaltenen Armen leicht vor, als ob sie eben aus dem Wasser gestiegen sei. Die Haltung ist ungemein lebendig und dabei doch natürlich und ungezwungen. Alle Absichtlichkeit, alles Posiren ist vermieden und doch enthüllt die Statue dem Beschauer, besonders in der Seiten- und in der Rückenansicht, eine Fülle schöner Körperlinien. Die Gestalt scheint ganz in die Betrachtung des eigenen schönen Leibes versunken. Sie nimmt auf den Be-

Hosted by Google

schauer auch nicht die mindeste Rücksicht. Und trotz der kühnen Bewegung wirkt das Ganze doch nicht unruhig. Die Figur ist nicht polychrom zusammengesetzt, wie die Salome oder die Kassandra Klingers, sondern einfarbig aus einem Stück gearbeitet. Außer ganz leichter Tönung am Haupthaar u. s. w. läßt der Künstler diesmal nur den schönen warmen Ton des Marmors wirken.

Das Riesenbildwerk „Christus im Olymp" hat schon im vorigen Jahr in der Kunsthalle der sächsisch-thüringischen Industrie- und Gewerbeausstellung in Leipzig berechtigtes Aufsehen erregt. Man hat dafür und dawider geredet und geschrieben. Mag jedoch die unsterbliche Zahl der Neunmalweisen noch so viel an dem Werk auszusetzen und zu bemäkeln finden: die grandiose Idee des Ganzen muß alle kleinlichen Bedenken aus dem Felde schlagen; und Jeder, der vor dem Bilde gestanden und sich darein versenkt hat, wird den Eindruck mit sich nach Hause genommen haben, daß ein gewaltiger Geist in einem hochbedeutsamen Werk zu ihm gesprochen habe. Nur wer mit vorgefaßter Meinung kam, Dem hat es nichts gesagt; und wer es zu keinem anderen Urtheil als zu ein paar schlechten Witzen brachte, Der hat dadurch weder dem Bilde noch seinem Schöpfer, sondern einzig und allein sich selbst geschadet; denn er hat sich um einen reichen und erhebenden Kunstgenuß betrogen. Auch in München hat sich der Kampf für und wider erhoben. Zwar verhielt sich die Kritik meist abwartend; aber man wird doch Stellung zu dem Werk nehmen müssen, das sich schließlich trotz allen Anfechtungen — künstlerischen, kritischen und pfäffischen — mit Ehren behaupten wird.

Am Wenigsten geräuschvoll tritt Klingers dritte Gabe dieses Jahres in die Welt: die sechs herrlichen Radirblätter des zweiten Cyklus vom Tode, die als Publikation der Verbindung für historische Kunst in Berlin im Handel erscheinen. Die beiden Cyklen „Vom Tode" bilden unstreitig das gewaltigste Radirwerk Klingers. Die zehn Blätter des ersten Theiles erinnern noch an die Totentänze des Spätmittelalters und der Renaissance, da sie zeigen, wie der Tod in das Menschenleben eingreift, seine Opfer bei ihrer gewohnten Beschäftigung überfällt und sie rücksichtlos und unerwartet aus ihrer Umgebung hinwegreißt. Während aber diese älteren Totentänze gleichsam als Bußpredigten wirkten und durch direkten Hinweis auf den Sündenfall der Ureltern im Paradiese — die Szene wird vielen Totentänzen vorangestellt — den Tod als eine gerechte Strafe Gottes, als eine eigentlich widernatürliche Folge der Erbsünde erklärten, wendet Klinger den Gedanken ganz anders. Als moderner Künstler weiß er nichts von Sünde und ewiger Vergeltung im alten, naiven Sinne. Der Tod ist ihm einfach eine Naturnothwendigkeit, die endliche Vollendung jeder Lebensbahn. Wohl liegt etwas Häßliches, Gewaltsames und uns Allen im Innersten Widerstrebendes im plötzlichen Auf-

Hosted by Google

hören des individuellen organischen Lebens, aber es sind mehr die äußeren Begleiterscheinungen des Todes, die den modernen Menschen abstoßen, als die Idee des Todes an und für sich. Klinger steht hier noch unter dem Einfluß des schopenhauerischen Pessimismus; und so schließt er diesen älteren Cyklus mit der Sentenz: „Wir fliehen die Form des Todes, nicht den Tod; denn unsrer höchsten Wünsche Ziel ist: Tod."

In dem zweiten, jüngeren Theile wird dieser Pessimismus überwunden und schwindet allmählich. Vom Sterben wendet der Künstler den Blick zum ewigen Werden. Der Gedanke: das Individuum stirbt, die Natur lebt; aus dem Tode erblüht ewig neues Leben, bildet das Grundmotiv des Cyklus. Schon daraus geht hervor, daß Klinger hier das Thema „Vom Tode" viel weiter und tiefer gefaßt hat als im ersten Cyklus. Vom Sterben des einzelnen Individuums erhebt er den Blick zur Vernichtung ganzer Generationen und Kulturen und neben den leiblichen Tod stellt er den geistigen. Je kolossaler sich aber in seiner Phantasie das Feld des Todes ausdehnt, um so deutlicher erblickt er das sich aus dem Tode ewig neu gebärende Leben. Dabei wird der Stoff von Blatt zu Blatt immer mehr vergeistigt, das Thema immer mehr aus der körperlichen in die Gedankenwelt hinüber geleitet, immer mehr verklärt, so daß eine wundervolle Steigerung entsteht, die in dem berühmten Blatt „An die Schönheit" ihren Gipfelpunkt erreicht. Von den zwölf geplanten Blättern enthält die erste Lieferung nur sechs — sie sind alle schon aus früheren Drucken bekannt —, von den übrigen sechs ist mir nur ein Blatt zu Gesicht gekommen, die anderen sind noch nicht ausgeführt. Dennoch gestatten schon diese fertigen Blätter einen Ueberblick über den Gedankengang des ganzen Werkes, da Ausgangspunkt und Schluß gegeben sind. In den ersten Blättern sollen die Massenernten des Todes geschildert werden, Krieg und Pestilenz. Als drittes Massenunglück erscheint dann das Elend, die soziale Noth. Die beiden ersten Blätter sind noch nicht vorhanden, das dritte aber, „Elend", ist eine der ergreifendsten Schöpfungen klingerscher Griffelkunst. Es zeigt die Menschheit ins Joch gespannt, gleich dem Vieh, ein kolossales, reich verziertes Säulenkapitäl, dem das Reliefbild eines mit Lorber geschmückten Caesarenkopfes eingemeißelt ist, hinter sich herschleppend. Ungemein wirksam hat der Künstler den Augenblick einer kurzen Rast gewählt. An ihr Joch gebunden, sitzen die Unglücklichen, Männer und Weiber jeden Alters, auf der Erde und benutzen die kleine Frist, um in aller Eile ihr karges Mahl einzunehmen. Eine junge Mutter hat den Säugling an die Brust gelegt, während der neben ihr sitzende kräftige junge Mann, ganz dem wohligen Gefühl der Muskelabspannung hingegeben, dumpf vor sich hinstiert. Ein Alter, dem der geleerte Eßtopf entfallen ist, hält das kahle Haupt müde in die Hand gestützt. Weiter hinten bittet ein schon ganz

Hosted by Google

gebrechlicher Greis um Nahrung, indem er mit zitternden Händen seinen Topf emporhält und mit flehendem Blick zu der weiblichen Gestalt aufschaut, die Speise herbeigeschafft hat und nun den letzten Rest aus ihrem Kessel an das menschliche Zugvieh vertheilt. Noch weiter hinten fahren zwei dieser ins gleiche Joch gespannten Elenden keifend auf einander los. Auf den meisten Gesichtern liegt dumpfe Verzweiflung. Der faul auf dem Wagen sitzende Aufseher unterhandelt inzwischen mit einem jüdischen Hausirer; und ganz im Vordergrunde ist die herkulische Gestalt des Treibers eben im Begriff, die Knute emporzuheben, um die menschlichen Zugthiere zu neuer Arbeit emporzupeitschen. Es giebt kaum ein ergreifenderes Bild menschlichen Elends und des geistigen Todes, den die Massen im Dienst der Gewalt erleiden. Und doch glimmt in diesem düsteren Gemälde ein schwacher Lichtstrahl. Der behauene Block, den die geknechtete Masse herbeischleppen muß, soll zum Aufbau eines Prachtgebäudes dienen, soll einen Teil eines mächtigen Kunstwerkes bilden. So befruchtet der Schweiß der Elenden die Werke der Kultur. Die Persönlichkeit des Einzelnen wird erdrückt, aufgeopfert, damit das Ganze gedeihe ... Noch mehr als die Schmerzen der misera plebs werden die Leiden einzelner bevorzugten Individuen, die zur Führerschaft der Menschheit berufen sind, der Allgemeinheit zum Heile dienen. Der Gelehrte, der Künstler, der Herrscher zehren sich auf, geben ihr Leben dahin im Dienste der Gesammtheit. Das sollen drei weitere Blätter darstellen, von denen noch keins in der vorliegenden ersten Lieferung erscheint. Den Höhepunkt dieser Selbstentäußerung bildet das freiwillige, bewußte Märtyrerthum, die Selbstaufopferung im höchsten Sinn, in der unsere christliche Weltanschauung das welterlösende Prinzip erkennt. Diesem Gedanken ist ein herrliches Blatt gewidmet: „Die Versuchung". Ein edel gestalteter Jüngling weist mit energischer Geberde die ihm von einem lüstern blickenden, üppigen Weibe angebotene Krone zurück. Es ist eine echt klingersche Umdeutung jener biblischen Szene, wo der Versucher Christus auf einen hohen Berg führt. Das Weib ist der Versucher. Es zeigt dem Jüngling auf der Bergeshöhe alle Reiche und alle Herrlichkeit der Welt. Die Krone soll ihm Macht und Reichthum verheißen, ihr eigener wollüstiger Körper lädt ihn zum Sinnengenuß ein. Doch der junge Asket — halb Johannes der Täufer, halb Christus — wendet sich stolz ab und deutet entschlossen nach der Ebene hinunter. Dort unten wohnen die Menschen. Unter ihnen will er wandeln, will lehren und kämpfen und den Märtyrertod erleiden. Aus seiner Weltüberwindung, aus seinem Leiden und seinem Sterben, aus seiner Selbstentäußerung soll Segen erblühen für die kommenden Jahrhunderte.

Und immer mehr weitet sich der Blick des Künstlers, immer größere Zeiträume umspannt er. Da sieht er, wie ganze Kulturen dahinsterben und

Hosted by Google

wie schließlich auch die größte That bedeutunglos wird und der Vergessenheit anheimfällt. Dieses Gesicht schildert er in dem Blatt „Zeit und Ruhm". Da schreitet der Genius der Zeit mit beflügeltem Fuß über die Erde hin, Alles, sogar den Genius des Ruhmes, in brutaler Rücksichtlosigkeit unter seinen Tritten zerstampfend. Das ist nicht mehr der Tod von Individuen und Völkern, es ist der Tod ganzer Kultur- und Zeitepochen, der Tod der Ideen und der „ewigen Wahrheiten". Auch sie müssen dahinsinken und den Erdboden düngen, damit Raum werde für neues Leben. Und das neue Leben erblüht; denn die Natur ist unerschöpflich. Auf dem in seiner streng stilisirten Anordnung und in seinen Kontrasten ungemein wirkungvollen Blatte „Mutter und Kind", einer Komposition von allerhöchstem malerischen Reiz, sehen wir den Säugling auf dem im Sarge ausgestreckten Leichnam der Mutter kauern und mit großen, erstaunten Augen in die Welt hinaus blicken. Das Blatt macht einen so wunderbaren Eindruck, weil hier das ganze Werden und Vergehen, das ewige Erneuerungsgesetz der Natur, auf die einfachste Formel gebracht ist. Und wie herrlich ist der Hintergrund des Bildes: das von reich verzierten Säulen getragene und doch so ernst wirkende Prachtthor, vor dem der Sarkophag aufgestellt ist, und die düsteren Bäume, zwischen deren Stämmen das ferne Meer erglänzt und in deren Mitte das junge zarte Bäumchen emporwächst!

Hier enthüllt sich recht eigentlich die Modernität des klingerschen Gedankenganges im Gegensatz zur leitenden Idee der alten Totentänze. Der Tod ist überwunden, seine Macht ist gebrochen, doch nicht durch einen übernatürlichen mystischen Erlösungakt, wie das mittelalterliche Christenthum glaubte, sondern, weil wir ihn als Naturnothwendigkeit erkannt haben und als den ewigen Schöpfer neuen Lebens. Das Häßliche an der Erscheinung des Todes bedeutet nur den Durchgang zu neuer Schönheit. Mit dieser Erkenntniß hat die Menschheit sich allmählich aus den Banden der Materie befreit, sie ist des Druckes der irdischen Vergänglichkeit ledig geworden und darf nun den Blick zum ewigen Licht erheben. In diesem Sinn verstehen wir Klingers Blatt: „Und doch!", das uns einen nackten Riesen mit nach oben gerichtetem Blick und erhobenen Armen zeigt. Seine Füße stehen in Nacht und Grauen, umkrochen von Schlangen und häßlichem Gewürm; das Haupt aber trägt er hoch im Aether, vom Glanz der aufgehenden Sonne bestrahlt, der er begeistert entgegenschreitet. Ein Symbol der Menschheit! Ob der junge Menschheitriese aber alles Himmelslicht und alle Schönheit einsauge in seine weit geöffneten Augen: mit den Füßen muß er fest an der Materie haften bleiben. Sie läßt ihn nicht los. Er bleibt den Gesetzen des Stoffes und damit dem Tode unterworfen, wenn sein Hirn auch den Gedanken der Unsterblichkeit gebiert und die Ewigkeit zu ahnen vermag ... Die Ewigkeit und Unendlichkeit

Hosted by Google

nicht nur zu ahnen, sondern gleichsam an sich selber zu erleben, vermag die menschliche Seele im Anblick der Schönheit. In der Schönheit vollzieht sich das große Mysterium des Einswerdens des Individuums mit dem All, und ein einziger Augenblick dieses Einswerdens wiegt Ewigkeiten auf. In der Schönheit fließen Materie und Geist, Tod und Leben, Zeit und Ewigkeit zusammen, sie ist die große Trösterin und Erlöserin, in ihrem Zeichen dürfen wir sprechen: „Tod, wo ist Dein Stachel! Hölle, wo ist Dein Sieg?“ Das ist der Sinn des herrlichen Schlußblattes „An die Schönheit“. Eine von der Sonne beschienene Halde. Zwischen alten, knorrigen, mit Schlingpflanzen bewachsenen Bäumen öffnet sich ein Ausblick auf das unendliche Meer. Ein jugendlicher Mensch ist in die Knie gesunken, überwältigt von der Erhabenheit des Schauspieles. Begeistert hat er das hüllende Gewand abgestreift, um sich frei in der Fülle des Lichtes zu baden und eins zu werden mit der großen Allmutter Natur, als deren Glied und Geschöpf er sich fühlt und die sich selbst in seinen Augen spiegelt. So schließt Klinger seinen gewaltigen Cyklus vom Tode, dessen Blätter uns nicht nur als herrliche zeichnerische Kompositionen ergreifen, sondern auch deshalb, weil hier Klinger sein künstlerisches Glaubensbekenntniß abgelegt und — als Dichter und Seher — die erlösende Formel gefunden hat, nach der unsere entgötterte Zeit voll Angst und Unruhe sucht. Sie enthalten also nicht nur das persönliche Glaubensbekenntniß des Künstlers, sondern sprechen zugleich das Credo des modernen Menschen aus, — und Das verleiht dem Cyklus und seinem Schlußblatt jenen geheimnißvollen, zwingenden Zauber.

Wann die noch fehlenden Blätter als zweite Lieferung des Cyklus „Vom Tode II“ erscheinen werden, ist noch unbestimmt und Klinger selbst giebt keine Auskunft darüber, kann keine geben; denn solche Werke lassen sich nicht „auf Bestellung“ schaffen, sie müssen werden, allmählich und langsam ausreifen. Und Klinger hat noch so viel Schönes und Großes vor. Das Kolossalbild „Christus im Olymp“ hat ihn sieben Jahre Arbeit gekostet. Während er diesen Riesenentwurf mit der ihn eigenen zähen Geduld und Beharrlichkeit ausführte, entstanden neue Pläne, andere, ältere Entwürfe reiften mehr und mehr aus, aber die Ausführung all dieser geplanten Arbeiten mußte so lange verschoben werden, bis das große Werk, das die physische Arbeitkraft Klingers ganz für sich in Anspruch nahm, vollendet da stand. Aber sobald die große Aufgabe bewältigt war, trat das zeitweilig Zurückgestellte wieder in seine Rechte und ohne Zögern nahm der Meister das eine und das andere Werk, früher Entworfenes und neu Ersonnenes, in Angriff. Besonders die Ausführung einiger plastischen Arbeiten — weibliche Figuren in verschiedenen, gleichsam im Fluge erhaschten oder auch in strenger stilisirten Stellungen, deren Gipsmodelle schon vorhanden sind — scheint ihn jetzt zu

Hosted by Google

beschäftigen. Die erste vollendete dieser weiblichen Figuren ist die vorhin erwähnte Marmorstatue einer Badenden. Aber auch große neue malerische Entwürfe bewegen seinen Geist; und vor Allem harrt sein größtes und merkwürdigstes plastisches Werk noch der Vollendung: sein Beethoven.

Von der regen und vielseitigen künstlerischen Thätigkeit Klingers können wir uns am Besten eine Vorstellung machen, wenn wir ihn in seiner Werkstatt aufsuchen, die er sich vor ein paar Jahren für seine Zwecke erbaut hat. Sie liegt am Eingang des leipziger Vorortes Plagwitz zwischen Villen und Gärten, mitten im Grünen und doch nur ein paar hundert Schritte von der Stadt entfernt. Die Nachbarvillen stehen alle vorn an der Straße, schön ausgerichtet wie Soldaten in Reihe und Glied. Nur bei Klingers Grundstück ist eine Lücke in der regelmäßigen Folge. Erst wenn wir durch das Gartenthor eintreten, sehen wir das freundliche, im französischen Stil gehaltene Haus, das ziemlich weit hinter der allgemeinen Häuserflucht, geborgen vor dem Lärm der Straße, traulich zwischen Bäumen liegt. Es besteht aus einem hohen Erdgeschoß und einem Mansardendach. Von den Schlußsteinen der Thür- und Fensterumrahmungen grüßen uns charakteristische, von Klinger gearbeitete Kopfmasken. Auf dem Rondell vor dem Hause liegen Marmorblöcke und steht eine Nachbildung der Badenden. Der Eingang ist an der Seite. Nach dem Vordergarten zu liegen die Wohnräume, an die sich an der von der Straße abgewandten Nordseite der Atelierbau angliedert. Hinter dem Grundstück fließt ein kleines Flüßchen vorbei, ein Arm der Elster, ich glaube, es heißt die Luppe, und über den Fluß hinaus blickt man über die Wiesen bis nach Lindenau und zu den Waldbäumen des Rosenthales hinüber, die in der Ferne den Horizont abschließen. Hier hinten, zwischen Haus und Fluß, ist noch ein wunderhübsches Gartenstück, wo man von der Großstadt nichts mehr sieht und hört. Hier sitzt es sich abends gut, wenn hinter den Wiesen die Sonne untergegangen ist und auf dem Wasser in der Dämmerung die Ruderboote vorbeihuschen.

Wer, verleitet durch Abbildungen und Beschreibungen der Arbeitstätten bekannter Künstler, wie sie unsere Familienblätter zu bringen lieben, sich unter Klingers Atelier einen Prunkraum vorstellen wollte, über und über mit Teppichen behängt, mit dunklem altdeutschen Holzwerk vertäfelt und mit riesigen Makartsträußen geziert, mit allerhand Raritäten vollgepfropft, kurz, ein mit allem Flitterkram des Theaters aufgeputztes Maleratelier, wie es sich die Phantasie des Kunstphilisters so gern ausdenkt, Der würde beim Betreten dieser Räume erstaunt und vielleicht etwas enttäuscht sein. Von sybaritischem Luxus ist hier nichts zu finden. Dafür drängt sich uns gleich von Anfang an das Gefühl auf: hier wird gearbeitet, streng und fleißig gearbeitet. Wir betreten zuerst eine Art von Vorzimmer mit einfachen, schmuck-

Hosted by Google

losen Wänden und in hellen Farben gestrichenen Thüren. Aber gleich erfaßt uns eine feierliche Stimmung; denn da hängt an der einen Wand die große „Kreuzigung Christi" des Meisters, an der anderen der eben beschriebene Cyklus „Vom Tode II" und an der dritten, neben einer „Flora" von Boecklin, sehen wir ein paar Portraitstudien des Hausherrn. Auch eine entzückende kleine Bronzearbeit ist hier zu schauen. Auf einem bunten runden Marmorpostament, dessen obere Fläche einen antiken Mosaikfußboden bildet, tanzen drei kaum spannenhohe Bronzefiguren um einen kleinen Amor herum, der in der Mitte auf einem unaussprechlichen Gefäß sitzt und die Trompete bläst. Alles ungemein leicht und lebendig bewegt. Man könnte fast glauben, daß die wunderbar graziöse kleine Gruppe der Phantasie eines antiken Bildners entsprungen und irgendwo in Pompeji ausgegraben worden sei.

Hier empfängt uns Klinger in seiner gewohnten einfachen und herzlichen Weise, denn er ist kein Freund von leeren Komplimenten, und führt uns ins Allerheiligste, in das eigentliche Atelier. Es ist ein großer, rechteckiger, ganz weiß getünchter Raum mit reichlichem Seiten- und Oberlicht. Alles ist weit, luftig, hell. Die ganze östliche Schmalwand nahm früher der „Christus im Olymp" mit seiner Umrahmung ein und hier wird das Bild wohl wieder seinen Platz finden, wenn es von der Reise zurückkommt; nun ist die Fläche leer. Da Klinger jetzt hauptsächlich seine plastischen Arbeiten fördert, so sind nur ein paar in Oel gemalte Akte im Atelier. Der ganze große Raum ist mit Werken der Plastik angefüllt. Da stehen Gipsabgüsse und farbige Modelle seiner bekannten vollendeten Werke, der Salome, der Kassandra, dann Gipsmodelle von Bildwerken, die erst in Marmor ausgeführt werden sollen, und angefangene Marmorarbeiten. Besonders zieht das farbige Modell des „Beethoven" die Blicke der Besucher auf sich. Der überlebensgroße Oberkörper der Statue selbst ist schon in den Konturen erkennbar aus dem Marmorblock ausgehauen, während im Nebenraum der Bossatore beschäftigt ist, aus einem schön geäderten purpurfarbenen Marmorblock das Gewandstück in den Umrissen fertigzustellen. Dann stehen im Atelier noch andere angefangene Marmorwerke, an die der Meister die letzte Hand legt. An dem einem Seitenfenster sehen wir eine Radirplatte, die in Arbeit zu sein scheint. Mitten unter diesen werdenden Gestalten steht ein großes Bücherregal mit einer reichhaltigen Bibliothek; denn Klinger liest gern in den Abendstunden und folgt besonders auch der modernen Dichtkunst mit Interesse. Daß im Atelier des Schöpfers der „Brahmsphantasie" auch ein Flügel nicht fehlt, ist selbstverständlich. Alle diese verschiedenartigen Gegenstände stehen in dem großen Raum bunt durcheinander, wie sie gerade gebraucht werden, ohne gesuchte und ausgeklügelte malerische Anordnung. Arbeit ist Leben; und gerade weil man hier die Arbeit, die rastlose und vielseitige Thätig-

Hosted by Google

keit des Hausherrn spürt, wirkt das Atelier in seiner ungesuchten Schlichtheit so behaglich. Die großen schönen Verhältnisse, der einfache weiße Anstrich, der den Raum zu weiten scheint, das Licht, das überall hereinströmt: das Alles läßt Einen leicht und frei aufathmen. Und wenn unser Blick über die Gestalten schweift, die des Meisters Phantasie aus dem Marmor hervorlockt und in feste Formen bannt oder in leuchtenden Farben auf die Leinwand wirft, so fühlen wir einen Theil jener hohen und reinen Fröhlichkeit auf uns übergehen, die alles Schaffen und Gestalten begleitet und die deshalb seit Urzeiten den Menschen als ein Attribut und ein Geschenk der Götter erschien.

Das ist Klingers Welt. Hier lebt er, hier vergräbt er sich zwischen seinen Arbeiten; denn er hat in Leipzig nur wenig Verkehr. Wer sich aber diesen Künstler deshalb als einen mürrischen Einsiedler oder einen vergrübelten Sonderling vorstellen wollte, würde gewaltig fehlgreifen. Die kräftige, breitschulterige Gestalt, der charakteristische Kopf mit den kurz geschnittenen röthlichblonden Haaren, vor Allem das freie, natürliche Wesen des Meisters müssen jede solche Vermuthung von vorn herein Lügen strafen. Und doch wird den klingerschen Radirungen immer wieder nachgesagt, sie seien „vergrübelt", und seine Bilder werden, halb entschuldigend, halb bedauernd, als „Gedankenmalerei" bezeichnet; fehlt nur noch die „Ideenmeißelei", dann ist das schöne Trio fertig. Wenn Einer Gedanken hat, so hat er doch auch das Recht, ihnen nachzuhängen, sie auszugestalten und seinen Mitmenschen mitzutheilen. Der Dichter, der Philosoph thut es in Worten, der bildende Künstler spricht zu uns in Formen und Gestalten: sie sind die natürlichen Träger der Gedankenwelt ihres Schöpfers. Und daß uns Klingers Werke in die Tiefe seiner Gedankenwelt blicken lassen, Das muß für jeden einsichtigen Menschen ihren künstlerischen Werth eher vergrößern als verkleinern. Denn nur der Künstler, der seiner Zeit Etwas zu sagen hat, der uns neue Ideen bringt, der neue Werthe schafft, gilt und wirkt für seine Zeit und für die kommenden Geschlechter, während die gedankenleere Form, und sei sie auch noch so schön, bald verblaßt. Der Begriff der Schönheit selbst ist wandelbar und läßt sich nicht auf Formeln ziehen; der lebendige Gedanke aber schafft sich seine Form und seine Formel ewig neu.

Es ist begreiflich, daß die bekannten Systematikerfragen: „Woran arbeiten Sie jetzt?" „Welches Werk werden Sie zunächst vollenden und der Oeffentlichkeit übergeben?" „Wie weit sind Sie mit dieser oder jener Arbeit?" „Was haben Sie sich dabei gedacht?" u. s. w. Klinger, wie jedem wirklichen Künstler, der nicht sein Pensum abarbeitet, sondern gestaltet, wie ihn der Geist treibt, in der Seele verhaßt sind und daß er es besonders ungern sieht, wenn geschäftige Reporter sich über seine erst in der Entstehung begriffenen Schöpfungen in der Presse verbreiten. Darin hat er Recht. Ein Werk,

Hosted by Google

an dem der Künstler noch arbeitet, gehört nicht in die Oeffentlichkeit. Denn darin unterscheidet sich ja eben der Künstler vom Handwerker, daß er seine Werke nicht nach einem vorhandenen Typus „anfertigt", sondern daß jedes eine Neuschöpfung darstellt, die in allen ihren Einzelheiten in der Stille ausreifen und auswachsen muß. Der Künstler arbeitet nicht nur, „es arbeitet" in ihm, — und diesen geheimnißvollen Gestaltungprozeß soll man so wenig durch frivole Neugier stören wie das Mysterium des leiblichen Zeugens und Werdens. Wer weiß, ob das Werk gelingt, ob es nicht durch einen tückischen Zufall vernichtet wird, ehe es vollendet ist, wer weiß, wie es ausfallen wird? Der Schöpfer selbst könnte darüber keine Auskunft geben; und der unbetheiligte, dem ganzen Werdeprozeß fernstehende Kritiker soll sich darüber ein Urtheil anmaßen? Er wird seinem Publikum höchstens Vorurtheile einpflanzen können, günstige oder ungünstige.

Unsere Zeit ist stets nach neuen Reizen begierig, sie hat Gelüste, wie ein hysterisches Weib, sie verlangt Erdbeeren um Weihnachten, sie ißt am Liebsten unreife Früchte, und, statt sich an den fertigen Meisterschöpfungen der Künstler zu freuen, möchte sie in Entwürfen stöbern und Unvollendetes bekritteln. Das ist ihr ein frisson. Und den frisson, den leisen, wohligen Nervenkitzel, liebt sie über Alles, weil es ihr zum wirklichen, robusten Genießen mit Geist und Sinnen an Kraft fehlt. Haltet Euch an die vollendeten Werke, wenn Ihr den Künstler kennen lernen wollt!

Man verarge es mir deshalb nicht, wenn ich über die begonnenen Arbeiten im Atelier des Meisters schweige. Ich habe nur den „Beethoven" genannt, weil die Kunde schon längst in die Welt gedrungen ist, daß Klinger an einer polychromen Beethovenstatue arbeite, die den größten Meister der Töne in der Stellung des Zeus, auf einem Throne sitzend, mit nacktem Oberkörper, einem Purpurgewand über die Knie gebreitet, den Adler zu seinen Füßen, darstellt. Auch hier will ich die Lust unterdrücken, auf Details einzugehen; doch brauche ich den Freunden klingerscher Kunst nicht zu verschweigen, daß die Ausarbeitung des Werkes in Marmor rüstig fortschreitet. Ueber den Beethoven und die Idee einer Verbindung der Gestalt des Zeus mit der des neuzeitigen Komponisten ist schon Manches geredet und geschrieben worden. Auch hier fallen zuweilen die Worte „ergrübelte Idee" oder „Gedankenballast"; zum Mindesten findet man die Sache absonderlich. Ist der Gedanke wirklich so unerklärlich, so außer allem Zusammenhang mit dem bisherigen Schaffen Klingers? Gewiß nicht. Klinger hat in seinem „Christus im Olymp" den ersten Zusammenstoß der christlichen mit der heidnisch-hellenischen Kultur geschildert, in seinem Zeus-Beethoven schildert er nun die innige Vereinigung und Verschmelzung beider Kulturen, die Sehnsucht der Renaissance, die sich in unserem Jahrhundert endlich anzubahnen schien und

Hosted by Google

sich hoffentlich im kommenden verwirklichen wird. Auch der Gedanke, gerade Beethoven mit dem Zeustypus zu verschmelzen, ist nicht wunderlich. Ist nicht die Musik die ureigenste Kunst der christlichen Kultur? Warum sollte da der Künstler nicht den größten Heros der Musik wählen, als die Gestalt, die das christliche Kulturleben in seinem sublimsten künstlerischen Ausdruck am Reinsten verkörpert? Und hat nicht Beethoven nach seiner Neunten eine Zehnte Symphonie geplant, in der die Vereinigung des menschlich Schönen der antiken Welt mit der schönen Menschlichkeit der modernen Weltanschauung, die Verschmelzung des irdischen Schönheitideals mit dem himmlischen, gefeiert werden sollte? Hat da Klinger mit seinem Zeus-Beethoven nicht einen wahrhaft genialen Griff gethan? Der Tod hat Beethoven die Feder aus der Hand genommen, als er die Zehnte Symphonie schreiben wollte. Wer weiß? Vielleicht meißelt sie uns Max Klinger.

Leipzig. Hans Merian.

Der Strike der Geister.

Wieder ein Morgen, — ach, diese endlosen Tage! ... Und wenn es dunkelte, würde er denken: wieder ein Abend, — ach, diese endlosen Nächte!

Aber gelebt muß sein, trotz den quälenden Schmerzen, trotz Fieber und Husten, um jeden Preis. Denn noch bezieht er sein schmales Gehalt: der Schulrath hat ja versprochen, die Pensionirung, so lange es irgend möglich ist, hinauszuschieben. Aber wie lange konnte ers? Auf Genesung war nicht mehr zu hoffen; und wenn nun der Tod seinen Widerstand bräche? Die klägliche Wittwenpension und die Zinsen von zehntausend Mark aus der Lebensversicherung, — sonst nichts, rein gar nichts für sie und die drei kleinen Kinder.

Da lag noch der Brief, der gestern vom Amtmann gekommen war: weil der Herr Oberlehrer doch leider, zu seinem größten Bedauern, so krank sei und sich seinen Söhnen, den Pensionären, nicht mehr mit der sonstigen, leider so nöthigen Sorgfalt zu widmen vermöge, so müsse er leider, zu seinem größten Bedauern ... Der Rest verstand sich von selbst. An Ersatz, an andere Pensionäre, war ja doch nicht zu denken.

Erst Sieben! Die Frau wird schon auf dem Markt sein, die Kinder allein unter Stephaniens Aufsicht; die ist nun acht Jahre alt, so brav und verständig. Ein Lächeln eilt über sein blasses Gesicht. Nachher, wenn die Mutter vom Markt kommt, muß Stephanie in die Schule. Erna und Hänschen brauchen noch nicht. Und er darf nicht gehen, nie wieder! Was seine Klasse wohl macht?

Hosted by Google

Die Kollegen sind karg mit ihren Besuchen, sie murren über die vielen Vertretungen, die auf ihnen lasten; sie sähen es lieber, er nähme den Abschied, vom Amt oder vom Leben. Ein Kranz und ein schwungvoller Nachruf, — dann ist er vergessen; und Einer der Vielen, die längst ungeduldig warten, erhält seine Stelle. So, mit dem Tod um die Wette, zerren die Wünsche der Lebenden ihn in die Gruft. Er aber muß ihnen trotzen: er darf noch nicht sterben.

Ist denn nirgends ein Lichtblick?

Er klingelt und Stephanie kommt. Sie rückt ihm die Kissen und Decken, sie fragt, was er wünsche. „Sind Erna und Hänschen schon auf?" „Ich hab' ihnen eben ihr Frühstück gegeben." „Sie sollen mal kommen."

Behutsam schleicht sie hinaus, auf den Zehen, und kehrt mit den Kleinen zurück. Er streichelt sie sanft; er darf sie nicht küssen. Erna ist zart und sehr blaß, sie hat etwas Müdes und setzt sich auch gleich auf den Stuhl, in schläfriger Haltung. Der Kleine bleibt neben dem Vater am Bett, mit großen, vielfragenden Augen. Wie weich seine blonden Locken sind!

„Hat Stephanie Dich gekämmt?" „Ja, Vater, und auch gewaschen, ganz plantschig." „Das hast Du wohl gern?" „Hm, tüchtig. Du, hör mal, ist heute schon wieder ein Sonntag?" „Nein, Montag." „Die Maurer sind aber nicht da! Ich will sie doch sehn!" „Auf dem Neubau da drüben?" „Ja, Vater. Jetzt wurde es gerade so fein, so hoch wie bei uns." „Drei Treppen! Und als ich mich legte, da stand noch das alte." „Sie sollen aber heute auch kommen!" „Mama sagt: sie striken," schiebt Stephanie ein, „was ist Das?" „Sie wollen nicht arbeiten, weil . . . Doch Das versteht Ihr noch nicht. Ja, Striken, — ich wollte, ich hätte es auch mal gekonnt."

Die Kleinen verstummen; und ihn greift das Sprechen sehr an. Er kann nur den Blick von dem Söhnchen nicht wenden: so war er ja selbst gewesen, genau, als er klein war, vier Jahre. Es giebt noch ein Bild aus der Zeit: seine Mutter hat alle gesammelt von Kind an, ein Dutzend vielleicht, und hat sie der Schwiegertochter vererbt.

„Hänschen, Du kennst doch das Album?" „Wo alle die Bilder drin sind?" „Kannst Du das schon tragen?" „Natürlich. Sollst mal sehn."

Er trippelt geschäftig hinaus und Erna folgt still hinterdrein. Auch Stephanie geht: sie muß im Eßzimmer aufräumen.

Stolz kehrt Hänschen mit dem Album zurück. „Komm, Junge, ich zeig' Dir die Bilder." „Ach ja!"

Er kanns nicht: der Kleine fragt ihm zu viel, er ist zu erschöpft. Der Kopf sinkt zurück in die Kissen, die Augen fallen ihm zu.

Hänschen steht traurig dabei; er weiß nicht: was thun? Das Schweigen ist gar so bedrückend und dauert so lange. Da faßt er sich endlich ein Herz und streichelt die magere Hand: „Du, Vater?" fragt er dann leise. „Mein Kind?" „Vater, — stirbst Du noch nicht bald?"

Ein Krampf durchwühlt seinen Körper, er preßt die Augen zusammen und doch dringen Thränen hindurch. Da weint auch das Kind und vergräbt seinen Kopf in die Decken. „Nein, Hänschen, nein, nein, ich darf ja nicht sterben... Sieh, wenn ich sterbe, dann bin ich ja fort, ganz fort, — und Das willst Du doch nicht." „Ganz fort? Ist Das Sterben?" Der Kleine blickt ängstlich und

Hosted by Google

starr. „Ja, Kind, Das ist Sterben.“ „Wohin denn? Wohin gehst Du fort?“ „Ich will ja noch nicht.“ „Aber dann? Mama hat zu Onkel Hermann gesagt, Du mußt sterben, ich hab' es ganz deutlich gehört.“ „So, — hat Mama Das gesagt? ... Ja, weißt Du, Das hat sie wohl anders ...“ Ein Hustenanfall unterbricht ihn, er kann nur dem Kleinen noch winken, zu gehen. Der schleicht sich hinaus und der Kranke ist einsam.

Der Anfall währt lange und nachher muß er sich ausruhen, so matt und entkräftet ist er. Erst als die Frau hereintritt, öffnet er wieder die Augen. Sie bringt ihm das Frühstück, Zwieback und Milch. Er rührt es kaum an.

„Kannst Du mir nachher was vorlesen?“ „Heute? Wir müssen ja waschen, es läßt sich nicht länger verschieben.“ „Vielleicht kann ich selbst ein Bischen...“ „Du weißt, was der Doktor ...“ „Ja, ja.“

Sie will ihm das Album vom Bett nehmen. „Bilder besehen darf ich doch?“ „Wenn Du magst.“ „Laß Dich nur nicht aufhalten.“ „Brauchst Du noch was?“ „Nein, danke. Die Kinder erzählten, daß heute auf dem Neubau gestrikt wird.“ „Ach ja, es ist schrecklich. Sie haben auf heute gekündigt, alle in der ganzen Stadt, und auch von auswärts ist gar kein Ersatz da.“ Er nickt und sagt ernst: „Die halten zusammen. Da läßt sich was machen.“

Sie legt ihm die Hand auf die Stirn: „Hast Du Fieber?“ „Heute Morgen wohl wenig. Du brauchst nicht zu messen.“ „Kann ich jetzt gehen?“ „Du kommst wohl mal wieder.“ „Natürlich.“

Er seufzt und beginnt, im Album zu blättern. Dann stellt er es offen gegen die Wand, damits ihn nicht drückt. Da sind seine Bilder, die Galerie seines Lebens. Das zierliche Kind, der muntere Knabe, mehrfach, und hier der Student. Das war im ersten Semester, in Bonn. Begeisterung, Zuversicht, Kraft, aus Allem kündet sichs an: aus den klugen, blitzenden Augen, dem wallenden Haar, der straffen, fordernden Haltung. Das war der Jüngling, der Dramen schrieb und Gedichte, der Literatur und Geschichte studirte in freudigem Eifer und sicherem Glauben, ein starkes und nützliches Glied der Gesellschaft zu werden.

Danach der Soldat. Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges hatte er zwar noch nicht ganz das pflichtige Alter, aber er setzte es durch, daß er mitkam. Das war eine stolze, erhebende Zeit: man sang auf dem Marsch seine Lieder und vor Paris erhielt er das Eiserne Kreuz. Mit dem gab es wieder ein Bild. Wie kräftig die Hand auf dem Säbelgriff lag! Er verglich die jetzige traurig damit: Das war eines Sterbenden Hand. Seine Frau hat es ja ihrem Bruder gesagt, — er wußte es ohnehin längst... Dann kam eine Lücke: aus mehreren Jahren kein Bild. Denn noch vor Paris erhielt er die Nachricht vom Tode des Vaters, der Regirungrath in Stettin gewesen war. Fünf Kinder und wenig Vermögen, so wenig, daß Alles der Mutter und den vier Jüngeren zukommen mußte: er war ja so weit, daß er sich zur Noth schon allein helfen konnte.

Soldat bleiben wollte er anfangs; es wäre auch wohl das Klügste gewesen. Doch allzu sehr zog es ihn wieder zum Studium hin. Seine Lehrer, an die er sich wandte, ermunterten ihn mit den anerkennendsten Worten, dem einmal erwählten Berufe getreu zu bleiben. Und dieses Zuspruches bedurfte es kaum: er fühlte die Kraft, dem Schicksal zu trotzen, zu zeigen, daß Fleiß und Begabung Herren sind über die Nothdurft der Welt. So kam nach dem Frieden

Hosted by Google

erst recht eine Zeit des Kampfes für ihn. Verwöhnt war er nicht, Privatstunden schafften ihm, was er brauchte, und wenn er auch bitter empfand, daß er einseitig wurde und geistig erstarrte, so hob doch ein männlicher Stolz seine Brust, als er, gleich nach der nöthigen Mindestzahl von Semestern, seine Examina glänzend bestand. Aus diesen Tagen war wieder ein Bild da: es sollte der Mutter die Sorge benehmen, daß er überanstrengt und krank sei. Aber es ließ sich nicht leugnen: die Züge verriethen schon hier, trotz dem sieghaften Blick, den Keim seines späteren Leidens.

Und noch war die Zeit des Kampfes nicht vorbei. Er hatte, im starken Vertrauen auf sein Können, sicher erwartet, schnell eine auskömmliche Stelle zu finden. Man war ihm auch bestens gewogen, versprach ihm das Mögliche, aber zunächst kam das Probejahr ohne Gehalt, auch für ihn: denn daß er schon viel unterrichtet, daß er aus den faulsten und unbegabtesten Knaben sehr fleißige, tüchtige Schüler gemacht hatte und sein pädagogisches Können also bezeugt war, ging ja die Schulbehörde nicht an. Die kannte nichts als das Schema und das ängstliche Streben, sich innerhalb ihres knappen Etats zu halten. Es gab ja genug Kandidaten; warum ihre Arbeit bezahlen, wenn man sie umsonst haben konnte? Auch Das nahm er auf sich, er mußte es wohl, und gab außer zwanzig anstrengenden Schulstunden, die viele Korrekturen und Vorbereitung erforderten, wöchentlich vierzehn private. Denn nach einem Jahr: Das hatte der Schulrath doch ziemlich sicher versprochen... Aber aus einem Jahr ward das zweite und dritte, dann endlich die Anstellung; zweitausend Mark... Durfte er klagen? Mußten doch Andere noch länger warten.

Nun wäre es wohl ganz leidlich weitergegangen, mit einiger Muße zu wissenschaftlicher Arbeit; jo, mancher poetische Plan, im Stillen gekeimt und gewachsen, hätte nun auch vielleicht Gestalt finden können. Aber... das Aber sah ihm aus dem nächsten Bilde strahlend entgegen: Verlobt!

War es denn gar so vermessen, daß er, ein siebenundzwanzigjähriger Mann, auch einmal herzliche Liebe empfand und sich nach bescheidener Häuslichkeit sehnte? War doch sein ganzes bisheriges Leben, seit dem Ausbruch des Krieges, nichts Anderes gewesen als Arbeit, Entbehrung und Opfer. Ja, wäre er damals dem Freunde gefolgt, dem kalten, verständigen, leidenschaftlosen! Der hatte ihm deutlich bewiesen: es sei ein unglaublicher Leichtsinn, nichts weiter, es werde sein Untergang sein, das Ende all seiner Talente, Philisterthum, Tretmühle, ewige Noth. Ja, ja. Doch er selbst, er hatte es Liebe und Himmel genannt. So war es auch anfangs gewesen. Obwohl es, schon ehe die Kinder und Krankheiten kamen, nie ohne Privatstunden reichte, fand er doch hier und da Muße, durch wissenschaftliche Arbeit sich über das Einerlei des Unterrichtes zu erheben; es gelang ihm sogar, ein Drama zu schreiben, das auch, pseudonym, zur Aufführung kam. Die Kritiker waren einig: viel Geist, eine mächtige Sprache, aber gar keine Technik, durchaus keine Kenntniß der praktischen Bühne, also nur „ein der Beachtung nicht ganz unwürdiger Anfang.“ Er, — ein Anfänger!.. Gewiß, die Kenner hatten ganz Recht, ihm fehlte ja wirklich, was sie vermißten, die Uebung, die Mache, Routine. Wie aber diese erwerben?

Die nächsten Versuche, zu denen die Zeit und die Stimmung nur mühsam erkämpft ward, mißlangen vollständig, nach seinem eigenen Urtheil, so daß

Hosted by Google

er kein anderes anrief, — und eines Tages mußte er hören, hören von ihr, die er einst als seine begeisternde Muse besungen: er solle doch lieber die Schreiberei ganz unterlassen und endlich Etwas thun, wovon seine Kinder was hätten. Die Worte hatten so häßlich geklungen, daß er sie seiner Frau niemals verzieh.

Er gab ihr im Sachlichen Recht: er konnte nicht hoffen, mit dem winzigen Bruchtheil von Zeit und Kraft, das ihm blieb, als Schriftsteller Beträchtliches zu leisten. Er fühlte ja selbst am Besten den schleichenden Tod aller Phantasie, aller Spannkraft des Geistes, und wie sich nun Alles erfüllte, was damals der Freund prophezeit hatte. Denn auch seine Lehrthätigkeit, so pflichtgetreu er sie übte, lastete immer schwerer auf ihm, die amtliche wie die private, und seine Gabe, die Schüler zu fesseln, sie mit sich zu reißen, ließ nach. Dazu kam die Noth, daß, je älter er wurde, die Zahl der jüngeren Lehrer sich mehrte, die einander und ihn im Preis des Privatunterrichtes unterboten: das Wachsen seines Gehaltes glich diesen Abgang nicht aus, dagegen ward Alles theurer und seiner Familie Bedürfnisse stiegen beträchtlich. Bei Pensionären kam auch nur wenig heraus, seine Frau vermochte die häusliche Arbeit kaum zu bewältigen, mit der einzigen Magd gabs ewigen Aerger und Wechsel, und was auch geschah, er fühlte: die Frau gab ihm Schuld, sie grollte beständig im Stillen und oft genug laut, daß er ihr und den Kindern kein besseres Schicksal bereite. That er denn nicht, was in seiner Kraft stand? Vielmehr, was über sie hinaus ging?

Dann kam seine Krankheit zum Ausbruch; dem seelischen Siechthum folgte das leibliche schnell. Jahre lang hielt er sich durch eisernen Willen aufrecht, doch nun lag er da, dem Tode verfallen und mit dem Bewußtsein, nicht sterben zu dürfen.

Er hatte das Album geschlossen, schon längst. Aus dem letzten Jahrzehnt waren keine Bilder mehr da. Er hätte auch keiner bedurft, um sich zu erinnern, wie Alles gekommen. Das war sein Leben. Das war es gewesen. Und nicht einmal etwas Besonderes. Ein typischer Fall, weiter nichts. Denn Viele litten wie er und sanken dahin, verkümmert im schamvollen Kampf mit der leiblichen Noth.

... Dabei fiel ihm ein, was kurz vor seinem Zusammenbruch ein Schüler der obersten Klasse in einem Aufsatz geschrieben hatte. Das Thema war: „Solamen miseris socios habuisse malorum.“ Während die Anderen sich in schwülstigen Phrasen ergingen, hatte der Eine, der Sohn eines Fabrikinspektors, dem abgegriffenen Wort eine neue Wendung gegeben. Er hatte geschrieben: die meiste Noth in der Welt sei nicht von Denen verschuldet, die unter ihr litten, sondern die Ursache liege fast immer in den Bedingungen, unter denen sie lebten; diese zu ändern, vermöge der Einzelne nicht; und darum sei es ein Trost, Gefährten im Leiden zu haben; denn im Verein mit einander vermöchten auch die Schwachen Großes zu leisten und jene Bedingungen zu ihren Gunsten zu ändern. Das zeige die Arbeiterschaft. Der Aufsatz hatte ihn mächtig ergriffen; und heute, wo er sein Leben so klar überblickte, als sei es ein fremdes, ihm selbst nicht mehr eigenes, empfand er es bitterer und schärfer als je, daß er dieses Trostes nie theilhaft geworden und daß hier der Grund liegt, warum die geistigen Arbeiter in einer schlimmeren und hoffnungloseren Lage als Die sind, für die man gewöhnlich allein den Namen „Arbeiter“ gebraucht. Denn was sich bei ihnen von selbst versteht, was Staat und Gesetz immer mehr anerkennen und was auch die Meinung der Welt allmählich doch würdigen lernt: daß sie in starkem, treuem

Hosted by Google

Verband nach Einfluß auf die Bedingungen streben, unter denen sie ihre Arbeit verkaufen, ihr einziges Gut, Das gilt von den geistigen Arbeitern nicht, auch dann nicht, wenn sie, wie Jene, nichts weiter besitzen als ihre Arbeitkraft. Denn unter ihnen sind Viele, die mehr als nur diese besitzen, und sie unterstützen das Vorurtheil, daß die Ehre der idealen Berufe sich nicht mit dem Kampf um das materielle Interesse vertrage. Und wenn sie es einmal schüchtern versuchen, mit einzutreten fürs Ganze, dann lassen sie sich durch Titel, durch Rangerhöhungen oder Versprechungen wieder zum Abfall bringen. So bleibt es dabei, daß Staat und Gesellschaft den Lohn der geistigen Arbeit einseitig bestimmen. Unerschöpflich scheint ihnen der Reichthum an geistigem Arbeitvermögen und grausam treiben sie Raubbau damit: mags auch die Kraft vieler tüchtigen Männer nur halb genutzt brechen, mag auch so manches Talent im Keim ersticken, — es ist ja Ersatz da, übergenug! Was wollen die Leute? Sie haben bescheiden zu dienen, es ziemt sich durchaus nicht, daß sie, statt die geistigen Güter des Volkes zu hüten, nach seinen leiblichen trachten, — und wenn sie darüber verhungern!

Der Kranke gerieth in wachsende Aufregung, während er diese Gedanken entrollte. Jetzt ballte er krampfhaft die kraftlosen Hände und warf sich mit drohender Miene empor; seine Augen flammten in glühendem Zorn. Er rang nach Luft und nach Worten, dann sank er keuchend und zitternd zurück. So fand ihn die Frau und schickte erschreckt zum Arzt. Der erkannte die Krise und war nur überrascht durch deren plötzlichen Eintritt. Ob vielleicht Etwas passirt sei, worüber der Kranke sich aufgeregt habe? Nein, sie wüßte nichts. Wovon sie gesprochen? Von nichts heute früh; er habe sich auch ganz ruhig verhalten und nur nach dem Strike der Maurer gefragt, — ja freilich, da sei es ihr doch schon gewesen, als ob er vielleicht phantasire, er habe so seltsam gesagt: „Die halten zusammen, da läßt sich was machen.“ Das könne es doch wohl nicht sein, erklärte der Arzt.

Doch als er am Abend zurückkam, gab er ihr Recht. Das Fieber war furchtbar gestiegen, der Kranke erkannte die Seinen nicht mehr und stieß unter heftigen Gesten, als redete er zu einer großen Versammlung, wirre, vereinzelte Worte hervor: Er sei ein Maurer, sie Alle, — der Strike der Geister: Das bleibe die einzige Rettung, — der Strike der Geister!

Drei Tage rang er noch so, dann war es vorbei. Stephanie suchte die Mutter zu trösten, Erna blieb stumm und Hänschen bestand unter zornigen Thränen darauf: der Vater habe ihm versprochen, er wolle noch lange nicht fort.

Die Kollegen widmeten ihm einen prächtigen Kranz und einen sehr schwungvollen Nachruf. Den hob die Wittwe zum Andenken auf, in vier Exemplaren, für sich und jedes der Kinder. Und oft, wenn Mühsal und Sorge ihr Tagwerk erfüllt, wenn sie zum Abschluß ängstlich gezählt und gerechnet hatte, las sie noch spät mit thränenden Augen die schönen und immer noch trostreichen Worte: welche herrliche Kraft, welchen pflichttreuen Streiter der bittere Tod vor der Zeit dahingerafft habe, der Tod, dem wir Alle uns beugen. Doch warum er vor der Zeit sterben gemußt, Das faßte sie nicht: Das war, wie der Nachruf ausdrücklich bezeugte, der unerforschliche Rathschluß des Himmels.

Portofino. Eduard von der Hellen.

Hosted by Google

Wir Diplomaten.

Im Juli dieses Jahres erhielt Jeder, der sich in Deutschland auf dem Gebiete der Geschichtschreibung einen Namen gemacht hatte, von der pariser Gesellschaft für diplomatische Geschichte durch den Grafen Tarade die freundliche Aufforderung, sich an einem internationalen Kongreß von Historikern zu betheiligen, der am letzten Augusttage im Haag zusammentreten solle. Unterstützt wurde die Lockung durch eine glänzende Liste von Geschichtfreunden, die ihre Anwesenheit in Aussicht gestellt hatten, durch ein Verzeichniß interessanter Vorträge, die man dort hören werde, und durch den Hinweis auf bereits gebildete Landesausschüsse, von denen man weitere Informationen einholen möge. Als ich die zahlreichen Namen überlas, fiel mir sofort Zweierlei auf: erstens die Erscheinung, daß sich unter den Franzosen zwar recht viel Barone, Grafen, Marquis, Prinzen und Herzoge, dafür aber recht wenige Historiker befanden; wir werden sehen, daß sie den Charakter der Zusammenkunft entschieden hat. Zweitens glaubte ich, die Beobachtung zu machen, daß der so glücklich eingeführten Einrichtung des Deutschen Historikertages in der deutschen Sektion des internationalen Kongresses eine Art von Gegenstück geliefert werden solle. Um nicht als voreingenommen zu erscheinen, will ich die Namen der bekannteren Deutschen anführen, die ihre Theilnahme zugesagt hatten. Die Vorbereitungen für Deutschland lagen in den Händen des Geheimrathes Erdmannsdörffer (Heidelberg), der Professoren Max Lenz (Berlin) und Georg von Below (Marburg); Vorträge hatten angemeldet: Bailleu (Berlin), Gothein und Hüffer (Bonn), Rachfahl (Kiel) und Dietrich Schäfer (Heidelberg); außerdem wollten kommen: Hans Delbrück (Berlin), Finke (Münster), Koser und Meinecke (Berlin). Nun braucht man nicht die deutschen Historikertage regelmäßig besucht zu haben, um zu wissen, das auf ihnen das süddeutsche Element überwog, und um zu bemerken, daß es im Haag nicht so sein würde; und den Lesern gerade dieser Zeitschrift wird die Zusammenstellung der Namen Lenz, v. Below, Rachfahl, Delbrück und Finke auch ohne Kommentar verständlich sein. Man durfte in dieser Hinsicht auf den Verlauf des haager Tages besonders gespannt sein. Diese letzte Erwartung hat getrogen; nichts Harmloseres gab es, was Richtung und Methode betrifft, als die deutsche Abtheilung. Auch Das hatte seine guten Gründe.

Deutschland ist das gelobte Land des Gelehrtenstandes. Jeder Vorzug pflegt aber einen Mangel im Gefolge zu haben. Im konkreten Fall ist neben einer gewissen Gutmüthigkeit, die sich Alles bieten läßt, vor Allem die Eitelkeit, die dem Gelehrten auch im höheren Alter noch anhängt und ihn dazu verleitet, ohne Rücksichten auf die Interessen Anderer seinem Ruhme zu fröhnen. Das Streben, seinen Namen gedruckt zu sehen, ist nirgends so verbreitet wie bei uns; und die selbstgefällige Meinung, daß ein neues Vorhaben keine Aussicht auf eine rechte Verwirklichung habe, wenn er selbst nicht seine Zustimmung dazu gegeben hätte, ist manchem deutschen Professor gleichsam angeboren. Das Ding geht einfach nicht ohne mich —: schwupp, wird der Name unter den Aufruf gesetzt, ohne daß in vielen Fällen daran gedacht wird, sein gegebenes Wort

Hosted by Google

einzulösen. Nichts liegt mir ferner als die Absicht, deutsche Forscher von Ruf und Verdienst hier öffentlich blamiren zu wollen; deshalb will ich, so segensreich es auch vielleicht im Interesse späterer Kongresse wäre, davon abstehen, die leider verhältnißmäßig große Zahl deutscher Gelehrten namentlich anzuführen, um deren Vorträge willen — ich habe Beweise dafür — Mancher die weite Reise unternommen hatte, nur, um grimmig enttäuscht zu werden. Jeder von ihnen möge sich selbst es sagen, daß die Leichtfertigkeit, womit diesmal klangvolle Zusagen gegeben worden sind (eine vis major hatte nur die Wenigsten am Kommen verhindert), niemals wiederholt werden darf, wenn nicht der wohlbegründete Ruf deutscher Zuverlässigkeit, deutscher Treue empfindlich leiden soll.

Abgesehen von dem deutschen Bruchtheile, ist auch sonst und im Uebrigen die Wissenschaft sehr schlecht weggekommen; selbst das offizielle Drum und Dran eines Kongresses, was man unter dem Stichwort ‚Vergnügen' zusammenfassen darf, ließ stark zu wünschen übrig. Die Schuld daran trägt die erwähnte pariser Gesellschaft, die den Aufruf erlassen hatte, und in erster Linie ihr Generalsekretär, Herr de Maulde de la Clavière, der von eignen Gnaden und im Winterüberzieher (er war immer très-fatigué) den Präsidentensitz usurpirte. Um dem Unternehmen eine möglichst bestechende Außenseite zu verleihen, hatte man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, an sämmtliche Regirungen der Welt Einladungen zu schicken, mit dem Ersuchen, einen Forscher mit ihrer Vertretung zu betrauen. Das Vorlesen der Antworten, die darauf aus Nordamerika, England, Griechenland, Italien, Japan, Luxemburg, Mexiko, Rußland, von der Kurie, aus Schweden und Uruguay eingelaufen waren, bildete — 's ist kein Spott — den Glanzpunkt des Kongresses. Denn, um es kurz zu sagen: Historiker waren wir dort nicht, sondern Diplomaten. Wenigstens hatten sich die Herren Franzosen die Sache so gedacht; und Das haben sie auch in dem Grad erreicht, daß man uns im Haag (so weit unsere Anwesenheit überhaupt bemerkt wurde) „die Diplomaten" nannte. Man konnte sich keinen größeren Kontrast vorstellen als den Unterschied zwischen den französischen und den deutschen Kongreßmitgliedern. Hier solide Wissenschaft und einfaches Auftreten, dort Dilettantismus (wenn auch hie und da nicht ohne Verdienst) und High life. Nun haben wir Deutschen uns nicht etwa schüchtern in den Ecken herumgedrückt; im Gegentheil: der Vorsitzende unserer Sektion ergriff in der Eröffnungsitzung nach dem französisch redenden Amerikaner als zweiter Ausländer das Wort und bediente sich dabei zu lebhafter Genugthung der meisten Deutschen (der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung in der Nummer vom dritten September bekundet freilich eine abweichende Ansicht) der Muttersprache. Und bei dem Empfange, den der niederländische Minister des Auswärtigen, Herr de Beaufort, in seinen schönen Privaträumen am Sedantage veranstaltete, waren von uns Alle erschienen, die in weiser Voraussicht kommender Dinge ihren Frack mitgebracht hatten. Also das fünfte Rad am Wagen haben wir durchaus nicht gebildet; dafür war schon unsere Zahl (etwa dreißig) zu imponirend. Aber ein engerer Verkehr zwischen den Vertretern der beiden Nachbarnationen wollte nicht zu Stande kommen. Von unserer Seite lag Dem von vorn herein ein gewaltiger Stein im Wege: das Mitgefühl mit den uns stammverwandten Niederländern, deren Gäste wir eigentlich hätten sein sollen, aber dank der Ungeschicklichkeit der Franzosen nicht geworden waren.

Hosted by Google

Das hing so zusammen. Um dem Kongreß eine würdige Heimstätte zu bereiten, hatte sich aus den Geschichtprofessoren der Niederlande: den Herren Blok (Leyden), Bussemaker (Groningen) und den beiden Muller (Leyden und Utrecht), sowie Herrn Jonkheer Rochussen, der als Kenner des internationalen Rechtes dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten attachirt ist, unter dem Ehrenvorsitz des Herrn von Beaufort im Haag ein Landes- oder Ortsausschuß gebildet, der zunächst den pariser Hauptausschuß in beweglichen Tönen bat, mit Rücksicht auf die Mühen und die Abhaltungen, die durch die mit dem Regirungantritt der Königin Wilhelmine verbundenen Feierlichkeiten gerade den Herren vom Auswärtigen Amt obliegen würden, von dem angesetzten Termin absehen zu wollen. Als diese Bitte kein Gehör fand, hatten Bussemaker und namentlich Rochussen, der sich um die Zusammenkunft sehr verdient gemacht hat, wenigstens versucht, die üblichen Vorbereitungen, deren jede Veranstaltung eines Kongresses bekanntlich bedarf, zu fördern und dadurch, so weit es in ihren Kräften stand, ein Gelingen zu verbürgen. Aber wie man schon über die Köpfe der Belgier (Fredericq und Pirenne) hinweg die Sache eingeleitet hatte, so glaubte man in Paris, kein Tüpfelchen der Leitung an Andere abgeben zu dürfen. Man werde am einunddreißigsten August im Haag eintreffen; Das genüge, um noch Alles zu arrangiren. Selbstverständlich waren von dieser Behandlung die Holländer wenig erbaut und ließen den Dingen ihren Lauf; es ist anzuerkennen, daß sie um des Ganzen willen überhaupt noch theilgenommen haben. Das laisser aller der Franzosen sollte sich rächen. Mag man sonst über die Leistungen des ersten internationalen Historikertages getheilter Meinung sein: darüber war man sofort einig, daß, soll die Institution fortbestehen, die allererste Bedingung die ist, daß die Leitung anderen Händen anvertraut wird. Darum setzte man schließlich auch die Berathung über die künftige Organisation von der Tagesordnung ab: man hätte ja sonst den Leitern die Wahrheit allzu grob ins Gesicht sagen müssen; und Das verbietet denn doch die internationale Höflichkeit.

Im Haag war nichts vorbereitet. Am Abend war man angeblich zum Konzert im Bosch eingeladen: die ununterrichteten Kerberusse am Eingang ließen den ersten, der sich mit der übrigens reizenden Mitgliedskarte legitimirte, eine Stunde warten. Ferner sollte man Zutritt zum Kursaal in Scheveningen haben: kein Mensch wußte dort Etwas von dieser Vergünstigung. Am Nachmittage des zweiten Septembers wurden wir mit Sonderzug nach Amsterdam geführt; als wir dort ausstiegen, waren wir uns selbst überlassen: von Honneurs oder Führung keine Spur, um von materieller Bewirthung ganz zu schweigen. Der Magyare Ovary, ein temperamentvoller Herr mit einem unversöhnlichen Rumänenhaß, erklärte offen, daß es im letzten walachischen Dorfe mit der Gastfreundschaft besser bestellt sei als in Holland. Ich erwähne Das ausdrücklich, damit nicht etwa der Vorwurf, geizig gewesen zu sein, den nicht zugezogenen Niederländern dauernd zur Last falle. Gewiß besucht namentlich der Deutsche einen solchen Tag nicht in der Absicht, sich nach Kräften freihalten zu lassen, und keinem Menschen fällt es ein, solche Veranstaltungen zu erwarten, wie sie Rußland beim moskauer Geologenkongreß ermöglicht hatte; aber für etwas Zerstreuung nach der Sitzungen Last und Mühe muß unbedingt gesorgt sein. Und Das war noch lange nicht das Schlimmste. Von einer Eintheilung in Sektionen, die einen schnellen Ueberblick über die zu erwartenden wissenschaftlichen Genüsse ermöglicht hätte, war nicht die Rede. So

Hosted by Google

unter der Hand, rein zufällig, verständigte man sich — nicht etwa vorher und bei Zeiten, sondern — nach der Eröffnung, wie man sich gliedern und wen man reden lassen wolle. Natürlich fielen dabei verschiedene Vorträge einfach unter den Tisch. Das war vielleicht kein großer Schade; aber eine Rücksichtlosigkeit den Betroffenen gegenüber bleibt es. Wer einen internationalen Historikertag einzuberufen und leiten zu wollen die Kühnheit hat, Der muß auch dafür sorgen, daß die Herren, die von weither seinem Ruf gefolgt sind, befriedigt nach Hause zurückkehren. Das kostet natürlich Arbeit; persönliche Liebenswürdigkeit und verbindliche Worte genügen dafür nicht. Deshalb stelle ich schon heute die energische Forderung: daß, wenn wir überhaupt wieder und fortgesetzt international zusammenkommen wollen, mehrere Gelehrte, die in solchen Dingen Erfahrung besitzen, sich bald über die Schritte verständigen, die *vor, nicht erst bei* dem zweiten Kongreß zu thun sind. Und verspürt man in Frankreich keine Lust dazu, nun, so finden sich schließlich in Deutschland, Holland, Belgien und der Schweiz, in England und Schweden, in Italien und Ungarn Männer genug, deren Ernst dafür bürgen wird, daß ein wirklicher europäischer Historikertag zu Stande kommt. Die Diplomaten haben in dieser Beziehung ihre Unfähigkeit bewiesen.

Nach diesen mehr prinzipiellen Auseinandersetzungen sei es mir noch verstattet, eine knappe Charakteristik der Personen anzuschließen, die während des haager Kongresses durch Namen, Stand oder Vorleben am Meisten aufgefallen sind. Ich denke, man kennt nachgerade meine Art zu gut, als daß man über ein harmloses Beiwort, das zur Illustrirung der Persönlichkeiten geeignet erschien, sofort empfindlich wird. Auf der zweiten Mitgliederliste waren 111 Namen verzeichnet. Das markanteste Mitglied gehört dem weiblichen Geschlecht an: es war Marie Studolmine, verwitwete von Solms, Rattazzi und de Rute, die durch ihre bewegte Vergangenheit bekannte und interessante Enkelin Luzian Bonapartes. Die von ihr herausgegebene Revue Internationale soll nach ihrer Behauptung in einer Auflage von 200 000 erscheinen: gesegnetes Frankreich! Als ein anderes Mitglied mit bonapartistischem Anstrich präsentirte sich der Schatten der Ratazzi, Graf Léon Laforge de Vitanval, aus dessen Feder in nächster Zeit ein dreibändiges Werk über Mac Mahon zu bewundern sein wird. Von der Folie dieses Pseudohistorikers hob sich als einziger wirklicher Geschichtschreiber Frankreichs der polnische Graf Waliszewski ab, ein Kenner Rußlands unter Peter dem Großen. Gut war England in Mr. Browning aus Cambridge vertreten: einem mit Bonhommie und Selbstbewußtsein ausgestatteten, das Amt eines Abtheilungvorsitzenden mit Grazie zum Ausruhen benutzenden Manne mit fesselndem Gesichtsausdruck. Noch interessanter in dieser Hinsicht, der reine Renaissancekopf und ein echter Römer: so tauchte der gegen weibliche Schönheit durchaus nicht unempfindliche, feingebildete päpstliche Nuntius, Monsignore Tarnassi, auf. Es ist doch etwas Eigenartiges um einen männlichen Charakterkopf der kaukasischen Rasse! Wie schwer ists dagegen, dem japanischen Typus sympathische Seiten abzugewinnen. Die in der verhältnißmäßig stattlichen Zahl von einem halben Dutzend anwesenden Japaner waren zum Theil sehr nette Leute voll Geist und Gemüthlichkeit; aber unseren Begriffen somatischer Wohlgebildetheit entspricht ihr Kopf gar nicht: namentlich ist es ungeheuer schwer, auf den ersten Blick ihr Alter zu bestimmen. Die Amerikaner repräsentirte in außerordentlich eleganter Weise Mr. (spr. Monsieur, nicht Mister!)

Hosted by Google

Whiteley nebst Gemahlin: Beiden waren ausgesprochen feine Gesichtszüge, delikate Figuren und tadellose Toiletten eigen. Als eine Persönlichkeit, deren Aeußeres schlechterdings keinen Grafen verrieth, lernten wir den Comte Marsy, den Präsidenten der französischen Archäologischen Gesellschaft, kennen; im gesellschaftlichen Verkehr zeigte wenig von französischer Art der bescheidene, freundliche Herr Salles. Fesselnd zu erzählen wußte der frühere Gesandte und mailänder Senator Graf Greppi. Neben dem schon erwähnten Óvary, dessen Impetuosität durch die Heirath mit einer Neapolitanerin sicher nur verstärkt werden konnte, vertrat auf ruhigere Weise das ungarische Element der budapester Professor Lánczy. Einen von westeuropäischer Civilisation vortheilhaft gehobenen Russen stellte Herr Simson dar; ganz an ihrem alten Zopf dagegen waren die beiden bebrillten Chinesen hängen geblieben, denen wir bei Herrn de Beaufort begegneten. Spaßhaft zu beobachten war dabei das süßsaure Lächeln, womit sie den japanischen Gesandten begrüßten. Die Rolle des Besiegten spielte nicht ohne Geschick auch der griechische Delegirte Bikelas. Als einen sehr liebenswürdigen Herrn, der das Deutsche leidlich beherrschte, entpuppte sich der stockholmer Archivar Westrin. Von den zu uns haltenden Holländern habe ich noch den gemessenen rotterdamer Doktor de Lintum zu erwähnen vergessen. Schalte ich hier unseren Gesandten am niederländischen Hofe, den Freiherrn von der Brincken, ein, der sich bei der Ministersoirée in liebenswürdigster Weise der natürlich mit dem Schlag allzu pünktlich als erste Gäste eintreffenden Deutschen annahm, so habe ich den besten Uebergang zu uns selbst gefunden. In einigermaßen imponirender Zahl waren wir erschienen, Das ist wahr; aber so anmaßend waren auch wir nicht, die Geschichtwissenschaft (geschweige die Diplomatie) unseres Landes zu verkörpern. Den Deutschen Historikertag vertraten als seine regelmäßigen Theilnehmer eigentlich nur der immer freundliche und auch dem Jüngsten wohlwollend entgegenkommende, viel gereiste und an Erfahrungen reiche karlsruher Archivdirektor und Geheimrath Dr. von Weech und ich; denn von den übrigen Herren hatten sehr wenige die deutsche Einrichtung auch nur vorübergehend kennen gelernt. Durch Ueberreichung von Sonderabzügen seiner — Das muß auch sein anhänglichster Zuhörer zugeben — äußerst trockenen Bismarckabhandlung*) machte ein Weilchen Hans Delbrück von sich reden. Mehr Aufmerksamkeit erregten die wundervollen Schmisse des münchener Privatdozenten Dr. Georg Preuß, eines alten Corpsiers; auch der wiesbadener Dr. Meinardus und der hamburger Archivar Baasch, ehemalige Burschenschafter, erweckten dadurch angenehme Erinnerungen an die fröhliche Studentenzeit, um die uns andere Nationen beneiden. Ehre aber haben wir besonders durch den ausgezeichneten, deutlich gesprochenen und deshalb auch den in großer Zahl gespannt lauschenden Ausländern verständlichen Vortrag Gotheins eingelegt; der Dank, den Professor Blok dem Redner votirte, ehrte die gesammte deutsche Wissenschaft.

Leipzig. Dr. Hans F. Helmolt.

*) Man vergleiche dazu die Abhandlung „Richelieu und Bismarck" von Karl Peters: Die Gegenwart XVII (1880), S. 401.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Christlich-Germanisch. Betrachtungen eines Idealisten aus Anlaß des kaiserlichen Kreuzzuges. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Der Hauptzweck meiner Schrift ist, für eine deutsche Nationalkirche Propaganda zu machen. Der äußeren Einrichtung der Stämme muß eine innere folgen. Ohne die Verständigung auf geistigem Gebiet ist die Gründung des Reiches nur Stückwerk. Große Völker sind in ihren glänzendsten Epochen stets religiös einig gewesen und haben aus ihrer Volksreligion Begeisterung und Widerstandskraft geschöpft. In Deutschland ist die religiöse Begeisterung auf dem Gefrierpunkt. Materielle Interessen stehen im Vordergrund. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, gehen wir einer religiösen Zeit entgegen. „Schaffe Er mir mehr Religion ins Land!" soll Friedrich der Große einem hohen Geistlichen gesagt haben. Der Ruf ergeht auch heute wieder. Er wird bestätigt durch den Kreuzzug des Kaisers. Es ist zwar nur ein protestantischer Kreuzzug. Aber den deutschen Katholiken kann es nur lieb sein, wenn ihre Interessen im Heiligen Lande von mächtigerer Hand geschützt werden als von der der französischen Republik. Mit dem französischen Einfluß muß auch in Palästina aufgeräumt werden. Das Ziel ist: größere Annäherung der katholischen Deutschen an ihre protestantischen Brüder und größere Entfernung von ihren romanischen Glaubensgenossen. Von da bis zur Schaffung einer Nationalkirche ist es nicht mehr weit.

Harold Arjuna.

⁂

Von der glücklichen mecklenburgischen Verfassung. Berlin, H. Walther.

Frei von jedem parteipolitischen Standpunkt und durch keinerlei Rücksichten gebunden, konstatire ich in meiner Streitschrift einmal offen die Sinnlosigkeit und Gemeinschädlichkeit besonders des allgemeinen gleichen Wahlrechtes und weise im Anschluß daran nach, daß Mecklenburg durchaus nicht ein zurückgebliebenes oder überhaupt ein Schmerzenskind der großen Mutter Germania ist und nur einen schlechten Tausch machen würde, wenn es seine — zwar nicht vollkommene — ständische Vertretung mit einer modernen Abgeordnetenkammer vertauschen wollte.

P. Sincerus.

⁂

Graphologie und gerichtliche Handschriften-Untersuchungen. Schrift-Expertise.) Unter besonderer Rücksicht auf den Fall Dreyfus-Esterhazy. Mit 17 Handschriften-Proben, darunter Faksimiles des Bordereaus und zweier Original-Briefe von Dreyfus und Esterhazy. Paul List, Leipzig.

Unter Anknüpfung an den Fall Dreyfus wird die auch in Deutschland herrschende gerichtliche Schriftexpertise einer kritischen Betrachtung unterzogen. Die zahlreichen Aufsätze des bekannten berliner Graphologen W. Langenbruch, aus dessen Feder die „Zukunft" ja noch kürzlich den geistreichen Aufsatz „Dreyfus-Graphologen" brachte, haben bereits in praktisch anschaulicher Weise die Reform-

Hosted by Google

bedürftigkeit der gerichtlichen Schriftexpertise auf der Grundlage graphologischer Prinzipien überzeugend dargethan. Es fehlte jedoch bisher eine selbständige Arbeit, die das Problem einer Reform der gerichtlichen Schriftexpertise auf graphologischer Basis in systematischer Weise entwickelt und zeigt, wie den Forderungen nach einer wissenschaftlichen Behandlung, in Analogie zu den übrigen Zweigen des Expertenwesens, gerecht zu werden ist durch Einrichtung von Universität vorlesungen über Gerichts-Graphologie. Die prinzipiellen Ausführungen werden in „Vier Thesen" am Schluß zusammengefaßt.

München. Hans H. Busse.

Juliette Faustin. Von E. de Goncourt. Deutsch von Wilhelm Thal.

Als man den greisen Edmond de Goncourt vor zwei Jahren ins Grab senkte und die mehr oder weniger gehässigen Nekrologe dem Dahingeschiedenen bestätigten, daß er auch „Einer" gewesen sei, da waren es vor Allem zwei Werke, die zu heftigen Polemiken Anlaß gaben: „La fille Elisa" und „La Faustin". Die „fille Elisa" hat in Deutschland trotz der heißen Fürbitte einiger süddeutscher katholischer Blätter, der Staatsanwalt möge sich das Sündenwerk näher ansehen, ihren Weg gemacht und liegt bereits in fünfter Auflage vor; „La Faustin" ist eben erschienen. Auch in diesem Werke findet man die Vorzüge und Schwächen Edmonds de Goncourts: die Fülle der „documents humains", die sichere Charakteristik, die „eigene" Sprache, den mit Bildern überladenen Stil, der dem deutschen Uebersetzer große Mühen verursacht, und den Mangel an Handlung. Wohl in keinem seiner Werke hat Goncourt seine Meinung, qu'un romancier est un historien des gens qui n'ont pas d'histoire, so schroff durchgeführt wie in der „Faustin", die den späteren Dramaturgen eine reiche Fülle von Material über die Eigenart des Theaterlebens der siebenziger Jahre liefern dürfte.

Wilhelm Thal.

Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe. Mit Buchschmuck von Müller-Schönefeld. Eugen Diederichs, Leipzig.

Mein Buch verdankt seinen Ursprung einer praktischen Erfahrung. Wenn man einmal zehn und mehr Jahre im intensivsten modernen Leben — im literarischen wie im sozialen — mitgeschwommen ist, so hat man sein gut Theil Weisheit über das Problem Weib und die großen aktuellen Liebesfragen der Kulturmenschheit zu hören bekommen. Viel dummen Quark, aber auch manchen Goldgedanken. Mir ist aber immer so gewesen, als fehlte eine ganz bestimmte Stütze an bestimmter Ecke. Ein gewisser naturwissenschaftlicher Unterbau fehlte, ohne den oben doch Alles mehr oder minder in der Luft stand. Es passirte mir wohl, daß ich jetzt in eine Arbeiterversammlung gerieth, wo die Frauenfrage mit einer bestimmten Parteifärbung, aber jedenfalls sehr ernsthaft öffentlich behandelt wurde. Gleich danach kam ich in einen unserer großstädtischen Kreise von feinster ästhetischer Bildung; auch da gings, wenn schon etwas beweglicher und loser, über die selben Probleme her und die Theorien sprühten. Und endlich am selben Abend fand

Hosted by Google

ich mich wohl noch zu ein paar ganz engsten Freunden von bester Auslese, — und nun rollte das Gespräch nochmals in der selben Bahn umher. Wie viel gute Intelligenz leuchtete aus diesen drei Bildern, in Summa wie viel Hübsches, Feines, Zukunftliches in all den Debatten! Und doch überall die selbe Lücke! Ueberall mit Energie moderner Standpunkt. Darwinistisch angehauchte Ideen. Alles ausgespielt auf Entwickelungen, Naturgesetze, auch der Mensch ein Naturprodukt, die Frau eins, die Liebe eins. Alles so brav. Man glaubte nämlich so felsenfest, daß man auf dem Boden bewußt stehe. Und nun eine einfachste Frage über Embryologie, über die Geschlechtsverhältnisse im Thier- und Pflanzenreich, über das große, in diesem Problem so unendlich fruchtbare Gebiet der modernen Zellenlehre: kaum Einer, der auch nur das Simpelste hier kannte. Alle diese Menschen waren nicht prüde im armsäligen Sinn. Sie wollten vorwärts, wollten zur Wahrheit, wollten in den Vollbesitz der geistigen Erweiterung hinein, die ihnen das Jahrhundert bot. Und doch dieses Manko. Die Folgen waren natürlich böse. Thatsächlich beantwortete man die schwersten Liebesfragen doch so, als sei der gute Urmensch eines Tages vom Himmel gefallen. Von der wahren Entwickelunglinie in der Liebe, in der Ehe, in der Stellung des Weibes, in dem ganzen Erneuerungvorgang des Menschen von Generation zu Generation sah man nichts, weil man die grundlegenden Thatsachen nicht hatte, die eigentlich in jedem physiologischen und zoologischen Lehrbuch stehen. Aber man las in diesen Kreisen keine Lehrbücher, konnte sie unmöglich lesen, da sie schlechterdings nicht für diese Kreise geschrieben waren. Ein gewisses Niveau erotischer Schundliteratur kam nicht in Betracht, pflegt auch von dem wahren Material so gut wie nichts zu enthalten. Ein paar echte, ausgezeichnete Versuche zu allgemein faßlicher Darstellung aus Meisterkreisen der Forschung hatten auch den Bann nicht gebrochen; sie waren noch zu schwer gewesen. Ein einzelnes Buch, das unendlich verbreitet worden ist, wie das bekannte von Mantegazza, gab allerlei leicht lesbare Betrachtungen und Sentenzen, ließ aber gerade das Thatsachengerüst aus, um das es sich handelte, und hat so nach der Seite, die ich meine, ganz und gar nicht genützt, abgesehen noch vom Werth oder Unwerth der Reflexionen, die es enthält. Von öffentlicher Belehrung in Schulen oder schulenähnlichen Instituten ist des Stoffes wegen bei uns heute noch nicht die Rede. So lagen die Ursachen der großen Lücke deutlich genug da, eben so deutlich wie die Schäden.

Aus solchen Erwägungen und Erlebnissen kam mir die Idee eines Buches, das wenigstens eine Auswahl jener naturwissenschaftlichen Grundthatsachen einmal nach völlig neuer Methode darlegen sollte. Ohne jeden Versuch irgend einer Systematik, im allerschlichtesten Plauderton, wie wenn eine Gesellschaft vernünftiger Menschen aus jenen Kreisen sich zusammengefunden hätte und Einer nun versuchte, ganz in ihre Sprache, ihren Ton, ihre mehr oder minder ästhetischen Bedürfnisse und Stimmungfärbungen hinein Etwas von jenem zähen Sauerteig tiefgründiger Forschung zu übersetzen. Der Stoff ist an sich gewiß farbig genug. Bunte Liebesabenteuer aller Art aus der Thierwelt, vom einzelligen Urwesen bis herauf zu Spinne oder Tintenfisch. Die tausendundeine Methode, mit denen die Natur gewisse Probleme durchgesiebt, verworfen, verwandelt, verbessert hat. Eine geologische Perspektive über Jahrmillionen fort hinter all dem Spuk der Gegenwart. Und eines Tages aus Alledem heraufsteigend der Mensch, bis in

Hosted by Google

seine heutigen sozialen und Frauen- und Moralfragen hinein überall noch bepackt mit den Eierschalen dieser wunderlichen Vergangenheit. Die intimsten Liebesdinge dieses Menschen heute noch, im hellen Licht des neunzehnten Jahrhunderts, völlig durchsponnen und beherrscht von uralten Fügungen und Entwickelungen bis zur Ur-Liebe jener einzelligen Urwesen an verschollenem Strande zurück. Und gewisse philosophische Anschauungen das Alles verknüpfend, vergeistigend, bis auch ins Barockste, Lächerliche hinein die ewigen Sterne strahlen .... Mir ist als das Schwierigste dabei die Form erschienen. Ich sagte eben: es galt, zu übersetzen. Ich weiß wohl, daß die Meisten unter Populariſiren etwas viel Harmloseres verstehen. Aber deshalb ist auch das meiste Populariſiren danach. Man denkt sich, es genügt, wenn man die trockenen Wissenschaftdinge breiter druckt, die Ziffern möglichst klein, das System ohne Alinea. Für mich heißt Populariſiren einfach: die Dinge ganz umgießen. Sie müssen in eine Kunstform umgegossen werden, nach ästhetischen Wirkungsgesetzen. Und vor Allem müssen sie in Bilder gebracht werden, mit starker Phantasieanspannung. Der Chemiker schreibt H_2O an die Tafel; für den Laien muß das Wasser rauschen. Wir stecken heute Alle noch in den Kinderschuhen vor diesem Umdenken, erst die Zukunft wird den Weg ganz finden. Eine Zukunft, die überhaupt den Werth der Kunst als der großen Dolmetscherin und Einigerin der im Wissen geschiedenen und zersplitterten Menschheit klar erkannt hat, — der Kunst, die in einen Vers, einen Vergleich für ein Kind verständlich bannt, was ein schwerer Druckband Formelweisheit dem Eingeweihtesten kaum klar zu machen weiß. Ich persönlich danke der Kunstform, daß sie mich ein größeres Theil Subjektives in das Buch hat hinein verarbeiten lassen. Aber ich frage mich wohl, ob eine gewisse Klasse von Lesern Das und die Kunstform überhaupt verstehen wird. Mancher wird vielleicht gerade Das vermissen, was mit dieser Form nach Kräften bewußt heraus gedrängt wurde: eine nach strenger Forschung schmeckende Feierlichkeit. Andere werden gewisse Schattirungen der Kunstmittel, die sehr regellos, je nach dem Anlaß, vom Pathos bis zum Humor hinüberschweifen, unbehaglich finden. Ich habe mich mit Rücksicht darauf selbst bemüht, den Anfang möglichst stark in ein Licht zu tauchen, das keinen Zweifel über den Ernst des Ganzen zulassen soll. Später habe ich aber erzählt, wie es der Stoff eben mit sich brachte, mit naivem Gebrauch aller Kunstmittel, die meinem Hauptzweck dienen konnten. Ich denke, es ist für den wirklich echt Urtheilenden keine Zeile in dem ganzen Bande, die nicht auf die philosophischen und ethischen Grundgedanken als den Hauptzweck wiese; in einem zweiten (übrigens formal ganz unabhängigen) Theil, der im nächsten Jahr erscheinen wird, soll zu diesem Kerninhalt noch Einiges hinzugebaut und vertieft werden. Inzwischen muß aber von ihm schon hier Alles abhängen. Das Buch ist eben nicht ins Blaue hinein improvisirt, sondern ganz auf diesen Zweck: es steht mit ihm und fällt mit ihm. Was es populariſirt, populariſirt es für Leser, die schon vorher diesem Zweck philosophischen, ethischen, sozialen Nachdenkens unbefangen dienten und nur im angeführten Sinne noch etwas Material aus nicht gleich zugänglichem Gebiet brauchten.

Wilhelm Bölsche.

Hosted by Google

Industrieblüthe.

Nernsts Erfindung hat auf die Börse stark gewirkt; aber man hört noch nicht viel von praktischen Erfolgen. Sie werden ja nicht ausbleiben; nur kommen vorläufig die Versuche nicht recht vorwärts. Das soll mit der Vorwärmung zusammenhängen. Der Cylinder, der durch Strom zum Glühen gebracht werden muß, wird erst bei höherer Temperatur leitend, muß also auf diese Temperatur gebracht werden, — und Das ist bisher nicht gelungen, trotz allen Induktionfunken und Widerstandserhitzungen. Der Erfinder bewirkte in seinem göttinger Studirzimmer die Vorwärmung durch eine Gasflamme. Das ist bei kleinen Einrichtungen möglich; im Großen kann man aber natürlich nicht bei jedem elektrischen Glühlicht noch eine Gasflamme anwenden. Diese an sich gar nicht auffallende Verlangsamung schwerer wissenschaftlicher Prozesse muß beachtet werden, weil gerade wegen des Patentes Nernst eine Hausse in A.-E.-G.-Aktien entstanden war. Die Depeschen sehen in solchen Fällen immer wie bedeutsame Neuigkeiten aus; aber die Auguren unserer Spekulation hatten die Vorkäufe schon gemerkt.

Die wichtige Verbesserung Auers, der jetzt, wie in sein Gasglühlicht, auch in die elektrische Beleuchtung einen Strumpf einführen wird, vertheuert sich, wie der Erfinder selbst sagt, durch die Nothwendigkeit, Osmium zu benutzen. Dieses Metall ist ungemein selten und deshalb auch theuer; es soll im Großen mit 2,75 Mark per Gramm, also 2700 Mark per Kilogramm, bezahlt werden. Das Osmium ermöglicht große Lichtemissionen, kommt aber nur zusammen mit dem Platin und dem Iridium vor. Die Trennungen sind einstweilen sehr umständlich und kostspielig; vielleicht aber können sie später einmal auf bequemerem Wege bewirkt werden. Auf neue Osmiumfunde darf man einstweilen nicht rechnen.

Die bitterfelder Elektrochemischen Werke sind bekanntlich mit der Fabrik „Elektron" vereinigt worden. Es heißt, die den Betrieb übernehmende Fabrik werde für neue Einrichtungen in Bitterfeld etwa eine Million aufwenden müssen. Da es sich aber um ein früheres Zweiggeschäft der reichen Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft handelt, wird dem „Elektron" die Beschaffung des Geldes für Umbauten wohl keine Sorgen machen. Der bisherige bitterfelder Direktor, der älteste Sohn des Generaldirektors Rathenau, wird, nachdem er die Fusion durchgeführt hat, wie es heißt, nach Amerika reisen, um dort eine große Fabrik für Chlorkalk zu gründen. Interessant ist, daß die Herstellung von Kalcium-Karbid in Bitterfeld ganz aufgegeben werden soll; entweder paßt sie nicht in die sonstige Thätigkeit des „Elektron" hinein oder die A.-E.-G. will sich diesen Zweig der Fabrikation selbst vorbehalten.

Kalcium-Karbid erinnert uns an Acetylen. Dieses wunderbare, aber nicht ungefährliche Leuchtgas verbreitet sich jetzt auch in den kleinen Ortschaften an der Bergstraße; der ihm früher anhaftende Geruch soll nicht mehr so stark empfunden werden. Die letzte Versammlung von Acetylenmännern hat, wie man hört, keine besonderen Errungenschaften gebracht. Jedenfalls müssen sich die großen Elektrizitätunternehmer genau ausgerechnet haben, daß sie an den zu liefernden Maschinen beträchtlich mehr verdienen, als sie durch eine etwa mögliche Konkurrenz am Licht selbst verlieren könnten. Ohne die alten Gesellschaften, die ja um Geld nie verlegen sind, würde es um die Acetylengründungen schlimm aussehen. Lehrreich ist das Schicksal eines solchen Aktiengeschäftes in Budapest, das vor anderthalb Jahren 1 Million

Hosted by Google

Gulden zu 110 herausgebracht hatte. Im ersten Jahr wurde der Betriebsverlust mit 122 000 Gulden angegeben; in Wirklichkeit soll er noch weit größer gewesen sein; angeblich waren die Patente mit 550 000 Gulden zu hoch bezahlt. Auch hat die ungarische Regirung das fremde Kalcium-Karbid mit einem sehr hohen Zoll belastet, so daß künftig die einheimischen Wasserkräfte ausgebeutet werden müssen. Das ist dem ungarischen Staat nicht zu verdenken, weil er dadurch ja seiner eigenen Industrie nützt. Und die Minister, die sonst das Aktienwesen sehr eifrig fördern, sehen ein, daß reichliche Beschäftigung für die Industrie und das soziale Leben wichtiger ist als rasche Millionengewinne, die Einzelnen zufallen.

Von zwei großen bayerischen Maschinenfabriken wird jetzt eine Fusion geplant: von Cramer-Klett in Nürnberg und der Augsburger Maschinenfabrik. Die nürnberger Firma hat etwa 7000 Arbeiter, die augsburger etwa 2600. Cramer-Klett, der — wegen der Wasserstraße — jetzt auch in Gustavburg ausgedehnte Etablissements besitzt, fabrizirt außer Eisenbahnwagen, für die neue Werkstätten errichtet worden sind, noch Dampfmaschinen, Kessel, Krahne, Motoren u. s. w. Brücken und Eisenkonstruktionen wurden bis jetzt mehr nach den Donaustaaten geliefert; Rußland und der Orient sollen künftig noch mehr in Angriff genommen werden. Ungünstig ist die örtliche Lage des nürnberger Werkes — dessen Verlegung nach Gibitzenhof vorbereitet ist —, denn es liegt hart an der österreichischen Zollschranke und von den Kohlen- und Eisenbezirken weit entfernt Die Augsburger Maschinenfabrik ist zwar nicht eben so groß, aber sie hat technisch einen vorzüglichen Ruf und ist auch in werthvolle Patente eingetreten. Eine Fusion würde also wohl in erster Linie die Konkurrenz in den selben Fächern beseitigen, wo über sinkende Preisbildungen schon lange geklagt wird. Sollte diese Verschmelzung auch anderen großen Dampfmaschinenfabriken vorbildlich werden, dann könnte die Bilanz manches Unternehmens künftig besser aussehen. Die Augsburger Maschinenfabrik war es auch, die jüngst zusammen mit Krupp die Aktiengesellschaft für Dieselmotoren bildete. Doch beweisen die $3^1/_2$ Millionen Aktenkapital durchaus noch nicht, daß diese viel besprochene Maschine aus den Versuchen schon ganz heraus ist. Das würde erst bewiesen sein, wenn die Aktien auf den Markt kämen.

Ueber die starke Beschäftigung unserer Industrie ist nur oft Gesagtes zu wiederholen; noch ist kein Ende abzusehen. Ich las neulich ein paar Antworten des Grusonwerkes, das sonst seine kleinen Maschinen, wie z. B. Mühlen, auf Lager zu haben pflegt; jetzt aber ist die Lieferung vor zwei bis drei Monaten nicht möglich und die Preise werden ohne jede Rücksicht auf den Wettbewerb bestimmt. Nur in der Elektrotechnik scheint eine gewisse Sättigung augenblicklich erreicht zu sein. Einen Niedergang fürchtet man vorläufig nur in der Fahrradindustrie; da haben fast alle Geschäfte große Bestände; und Fahrräder werden nicht, wie etwa Cognac, durch Lagern besser, sondern müssen später beträchtlich billiger losgeschlagen werden. Noch bedenklicher wird man, wenn man die riesigen Bestände sieht, die in den Spezialfabriken für Einzeltheile von Fahrrädern angehäuft sind.

Die Kurse vieler Fabrikaktien sind übertrieben hoch; und solide Agenten, die mit ihrer alten Erfahrung als Warner auftreten, werden trotzdem in Fachkreisen übel aufgenommen. Ich kenne eine Aktie, die mit 170 aufgelegt, bald darauf in sächsischen Blättern auf Grund der letzjährigen Durchschnittserträgnisse als nur mit $125^3/_4$ marktgängig berechnet wurde und die das Publikum heute noch mit

Hosted by Google

300 bezahlt. Geben dann die Kämmerichschen Werke — von ihnen ist hier die Rede — nicht dauernd 20 Prozent oder mehr, so betrachtet das Publikum auch die guten Industrien mit Mißtrauen, deren Papiere gar nicht erst so hoch getrieben waren. Der von diesen Werken jetzt verlangte neue Betrag — 300 000 Mark — ist entweder zu klein oder zu groß; zunächst müßte doch einmal festgestellt werden, ob die sehr umfangreichen Erneuerungen in den Werken zu Schledern aus den Betriebsergebnissen oder aus dem neuen Gelde bestritten werden. Sind ferner die Summen auch groß genug, um das Unternehmen auf die Höhe moderner Fabrikeinrichtungen zu heben? Das hat nichts mit der Thatsache zu schaffen, daß es auch hier auf lange hinaus nicht an Arbeit fehlen wird. Im Gegentheil! „Es ist für uns heute eben so schwer," sagte mir kürzlich ein Fabrikant, „nicht mehr Aufträge anzunehmen, als wir bewältigen können, wie es früher war, überhaupt Aufträge zu erlangen." Auch diese Versuchung hat ihre Gefahren.

Da ist es denn nicht wunderbar, daß, wie mir berichtet wird, auf der heidelberger Versammlung der deutschen Eisengießereien ein heller Optimismus herrschte. Die Leiden hatten ja auch lange genug gedauert. Vertraulich wurde dort konstatirt, daß niemals eine Konvention zu Stande kommen könnte, wenn man etwa die Bestimmungen des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb anrufen wollte, sobald ein Mitglied die Uebereinkunft verletzte; schließlich wären dann die Werke, die ihre Konventionen auch halten, die Geprellten. Noch ist die unter solchen Umständen zu erwartende Ueberproduktion nicht eingetreten, aber sie kommt. Mit nicht geringem Staunen besichtigten die Eisengießer die neue Fabrik von Bopp & Reuther in Mannheim. Sie sollen da die Technik in ihrer höchsten Vollendung gesehen haben. Aber, so flüsterten sich die alten Fachmänner zu, wie wird es einst mit den Abschreibungen stehen? So ungeheure Anlagen, wie die Schöpfungen jener Firma für Armaturen, wären ohne zahlreiche und große Wasserleitungen in und außerhalb Deutschlands unmöglich. In Folge Dessen haben auch unsere Röhrengießereien auf absehbare Zeit Arbeit in Fülle. Für manche Geschäftszweige besteht thatsächlich ja eine Röhrennoth, so daß der Konsum in Bezug auf Preise ganz in die Hände der Lieferanten gegeben ist. Und dabei soll auf Jahre hinaus eine Verminderung der Aufträge ganz ausgeschlossen scheinen. Die ausländische Nachfrage wird von dem anglo-amerikanischen Wettbewerb absorbirt; in Deutschland selbst ist die Fabrikation in gewissen Sorten von Röhren durch die städtischen Entwässerungverwaltungen vorgeschrieben. Damit wird den Forderungen der Hygieniker genügt, die längst die leichten, früher von auswärts bezogenen Sorten verpönen. Das Beste ist eben gut genug: so sprechen diese Gesundheitstechniker und willig folgt ihrem Spruch die Röhrenindustrie. Nur in den Waaren, die in Summen von Millionen gehen, hat sich unsere Röhrenindustrie noch vom Auslande nicht zu emanzipiren vermocht. Hier sind vor Allem die gesundheitstechnischen Fayencen aus England zu erwähnen. Waschtische, Wannen, Wandbecken und die berühmten englischen „W. C."-Artikel werden in England nur bestellt, wenn man schöne, ansehnliche Gegenstände wünscht. Jenseits des Kanals hat man eben eine Bevölkerung, die seit mehr als hundert Jahren das in solcher Güte nirgends sonst vorkommende Rohmaterial zu bearbeiten versteht. Ob England in den sogenannten Staffordshire potteries jemals sein Monopol verlieren wird, ist heute noch mindestens zweifelhaft. Pluto.

Hosted by Google

Palästina-Postkarten.

Zwei Firmen, Hugo Stangens Internationales Reisebureau und Julius Beckers Internationale Ansichtkarten-Gesellschaft, verkünden seit acht Tagen in Rieseninseraten, daß sie „unter Garantie an jede gewünschte Adresse“ aus Palästina Postkarten versenden, die während der Anwesenheit des Deutschen Kaisers im Heiligen Land abgestempelt sein werden. Stangen nennt sich den „Unternehmer der offiziellen Festfahrt nach Jerusalem“, Becker warnt vor „minderwerthiger Konkurrenz“. Stangen liefert für zwei Mark sechs, Becker nur fünf Karten. Stangen verheißt eine „Ansicht der Erlöserkirche“, Becker eine „Ansichtkarte von Jerusalem“. Stangen nennt vorläufig die Namen seiner Zeichner nicht, Becker erklärt triumphirend: „Die Ansichtkarte von Jerusalem wird vom Professor Emil Doepler dem Jüngeren entworfen, ist unser ausschließliches Eigenthum, gesetzlich geschützt und zeigt in erhabener Auffassung die Wiederaufrichtung des Kreuzes, ferner die Erlöserkirche. Versendung von Jerusalem am Einweihungtage. Ferner je eine Karte aus Kairo, Athen, Konstantinopel, Venedig.“ Hoffentlich sehen wir auch den wackeren Sultan „in erhabener Auffassung“ nach doeplerischem Muster. Alles für zwei Mark. Vielleicht setzt die Firma Stangen sich nun mit einem der anderen großen Künstler in Verbindung, die der Ehre gewürdigt sind, den Kaiser nach Jerusalem begleiten zu dürfen, mit Herrn Knackfus, dem Michelmaler, oder Herrn Gentz, dessen „Kronprinz in Egypten“ noch immer in der Nationalgalerie Aergerniß giebt. Auch wäre es kein übler Gedanke, Frau Wilhelmine Buchholz, die ja den Orient aus eigener Anschauung genau kennt, um passende Sinnsprüche für die Postkarten zu bitten; sie würde die Stimmung der Adressaten gewiß wundervoll treffen. Einstweilen muß man sich mit dem lieblichen Anblick des Profitkampfes begnügen, dessen Weihestätte das Heilige Land sein wird. Das hehre Beginnen der konkurrirenden Firmen wird vermuthlich doch nicht ohne Nachfolge bleiben; wir werden sicher auch Ansichtpostkarten von Bethlehem, Gethsemane und Golgatha bekommen, am Ende auch eine von dem jerusalemitischen Tempel, aus dem Jesus einst mit harten Streichen die Händler vertrieb. Das Geschäft wird blühen und es wird sich wieder einmal zeigen, wie tief und fest im deutschen Volk die Christenfrömmigkeit wurzelt. Unverständige Leute haben gegen die Ansichtkartenmode gewettert, sich an der läppischen Monotonie der Landschaften geärgert und sich darüber gewundert, daß auf diesen Karten so häufig der Vollmond scheint, obwohl man gewöhnlich seine Korrespondenz nicht bei Mondenschein zu erledigen pflegt. Solchen Nörglern fehlt eben jedes Verständniß für die doeplerisch erhabene Wesenheit der Volksseele. Ist es etwa nicht angenehm und wichtig, zu wissen, wo ein Bruder, eine Tante, ein Vetter gebadet, gefrühstückt oder einen Schoppen gestochen hat und wo die holde Base mit den allzu weiblichen Hüften in Bloomers herumgeradelt ist? Lehren die bunten Bildchen uns nicht die Heimath, die theure, kennen? Und bringen die Portraitkarten uns nicht alles aus der Weltgeschichte Wissenswerthe? Man braucht noch gar nicht einmal an die Vortheile zu denken, die der Luxuspapierindustrie, der durch das Schwinden der Neujahrskarten so schwer geschädigten, aus dem neuen Sport erwachsen: die Thatsache, daß der gemüthvolle Deutsche im Konsum von Ansichtkarten alle anderen Völker längst überflügelt hat, genügt, um das Herz jedes wahren Patrioten mit Stolz zu erfüllen. Seit man den Staatssekretär Grafen Posadowsky unmittelbar nach Bismarcks Tode im friedrichsruher Landhause sitzen und zwischen zwei

Hosted by Google

Happen Beefsteak eifrig Ansichtkarten schreiben sah, ist auch der Irrwahn zerstört, es handle sich um eine kleinbürgerliche Sitte, deren Bereich sich nicht bis zu den Höhen der deutschen Menschheit dehne. Nein: die Kartenkultur hat sogar die Minister schon beleckt und ist noch ungeahnter Entwickelung fähig. Früher dachte man, die Hauptsache sei der auf den leeren Fleck gekritzelte Gruß, das Zeichen, daß der Absender wirklich an dem dargestellten Ort geweilt und, statt in zehn Zeilen seine Geistlosigkeit zu verrathen, sich mit zwei Zeilen und drei Ausrufungzeichen begnügt habe. Jetzt — Stangen und Becker sei dafür Dank gesagt! — weiß man, daß es nur auf den Stempel ankommt: der Gruß und der Absender sind Nebensache und für den richtigen Stempel sorgt die Firma „unter persönlicher Beaufsichtigung eines eigens zu diesem Zweck entsendeten Beamten und unter Intervention von Vertrauensmännern und Amtspersonen." Zu einem lohnenden Ziel ist damit der erste Schritt gethan. Sollte es nicht möglich sein, „unter Intervention von Vertrauensmännern und Amtspersonen" alle bedeutsamen Etappen der neuen deutschen Geschichte auf bunten Karten zu verzeichnen? Die österreichischen Deutschen haben Karten vom egerer Schwurtag und Heilokarten mit den Bildern von Schönerer, Wolf und Türk. Wollen wir uns von der berühmten österreichischen Landwehr überholen lassen? Labori, Picquart, Dreyfus, Zola und andere deutsche Nationalhelden aus dem Gallierlande können wir schon für zehn Pfennige erstehen. Aber wir brauchen wie das liebe Brot die Kartenbilder von Stambulow, dem Earl of Lonsdale und dem Ohm Paul, wir brauchen Ansichten von Werki und Cowes und müssen wissen, wie es in Oeynhausen und Detmold aussieht. Es wird ja nöthig sein, je nach der politischen Stimmung von Zeit zu Zeit die Zeichnungen zu verändern; da aber nicht immer Herr Doepler der Jüngere bemüht werden muß, wird die Sache sich ohne allzu beträchtliche Kosten machen lassen. Eine Weltpolitik großen Stils ist nur möglich, wenn jeder Patriot zu Opfern bereit ist. Und wir wollen doch Weltpolitik großen Stils treiben, ein Bischen plötzlich sogar, wie der Berliner sagt, nicht wahr? Wer uns mit der Gefahr einer Versimpelung droht, Den schicken wir zu den Tagalen oder lassen ihn von der chinesischen Kaiserin-Mutter adoptiren, damit er das frühe, friedliche Sterben lernt. Im Ernst: der Novemberkreuzzug, in dem der höchst unkluge und verärgerte Bismarck eine politische Gefahr sah und dessen Bedeutung nun doch, ehe er noch begonnen hat, von speichelecklustigen Leuten in dithyrambischen Tönen gepriesen wird, muß uns zu stiller Einkehr stimmen, muß die trauernd daheim Bleibenden an die Bedürfnisse mahnen, die zum Wohl der deutschen Volkheit zu befriedigen sind. Unsere bunte Politik schreit — so heißt doch der schöne Zeitungausdruck? — förmlich nach einer Geschichte in bunten Bildern und das liebe Vaterland kann erst ruhig sein, wenn jedes Schulkind Ansichtpostkarten aus allen Ländern, Städten, Häfen und Jagdrevieren, in denen seit zehn Jahren aus deutschen Kehlen Hurrah gerufen ward, im Tornister hat. Natürlich müssen die Bilder, auch wo es sich nicht um das Heilige Land, sondern um Liebenberg oder Saarabien handelt, „in erhabener Auffassung" geschaffen sein. Vielleicht verbünden die jetzt um den Ruhm der besten und billigsten Palästina-Postkarten konkurrirenden Firmen sich zu dem großen nationalen Werk, die Rundreisegeschichte der deutschen Politik auf den Markt zu bringen. Das halbe Dutzend Karten kostet zwei Mark; wer sich verpflichtet, die ganze Sammlung zu nehmen, braucht für je sechs Stück nur eine Mark und fünfzig Pfennige zu zahlen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Oktober 1898.

Rottenparade.

Neulich besuchte mich ein amerikanischer Journalist. Er wollte interviewen, über den Kaiser, die Fahrt gen Byzanz und Jerusalem, Bismarck, Onkel Chlodwig, Moritz Busch, Luccheni und andere Zeitgenossen, aber wir kamen bald in gemüthliches Plaudern. Der liebenswürdige und gescheite Mann, der als Jüngling aus Deutschland über das Wasser gewandert und drüben in einem Jahrzehnt fast völlig amerikanisirt worden war, hatte hier in der Kantstraße auch den alten Herrn Liebknecht besucht und war noch ganz sprachlos vor Staunen ob des empfangenen Eindrucks. „Das ist ja ein famoser Mann! So ruhig, gutmüthig und freundlich; und wie er wohnt! Sehr einfach, nach transatlantischen Begriffen eigentlich elend, aber Alles so sauber und ordentlich, ganz wie der Normaldeutsche in der Gartenlaube steht. Wenn er so mit innigem Behagen seine Siebenpfennigcigarre pafft, lächelnd von Frau und Kindern erzählt und bedächtig schildert, wie er hoffen könne, sein Junge, der Jurist, werde als Rechtsanwalt bald sein Auskommen finden, dann glaubt man, einem mittleren Beamten von korrekter Staatstreue und guter Gesinnung gegenüberzusitzen. Ein paar harte, höchst ungerechte Worte über Bismarck, — mein Gott: er hat unter dem Sozialistengesetz genug gelitten und der Teufel mag, wenn die Wunden schmerzen, immer gerecht sein. Auch ein paar starke antikapitalistische Reden, wie man sie drüben in der besten Gesellschaft von Bryans Anhängern hört, ohne daß deshalb irgend einem Westentaschenastor auch nur die Wimper zuckt. Aber wenn ich bedenke, welche Vorstellung ich mir von einem solchen Umsturzmanne machte, nach den Schilderungen deutscher Blätter machen mußte! Und meine Bekannten, die

Hosted by Google

doch die Dinge in der Nähe sehen, waren von Entsetzen geschüttelt, als sie hörten, ich sei bei Liebknecht gewesen; sie thaten, als hätte ich mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns Skat oder Poker gespielt. Kennen denn die Leute in Deutschland einander nicht? Ich finde mich in unserer lieben Heimath wirklich gar nicht mehr zurecht." Die Antwort mußte leider lauten: Nein, die Leute kennen einander hier nicht. Wir leben geistig noch immer in einem Ständestaat; und jeder Versuch, zwischen den geschiedenen Schichten eine schmale Brücke zu schlagen, die über die Klüfte hinwegführen und eine Verständigung ermöglichen könnte, wird unter Hohnlachen vereitelt. Nicht nur von der blinden Bourgeoisie, — o nein, auch von den Sozialdemokraten. Es ist so angenehm und bequem, zu glauben, daß der Vertreter eines anderen Klasseninteresses ein Schurke und Spitzbube ist; alle Parteiprogramme kämen in Unordnung und würden werthlos, wenn eines Tages dieser Glaube schwände. Wir wollen des Gegners Motive nicht kennen, seines Wesens, seines besonderen Temperamentes Ton nicht achten lernen. Wir führen, trotzdem mehr als je von christlichem Sinn und Christengesittung geredet wird, unsere politischen und wirthschaftlichen Kämpfe noch immer wie die Heiden, denen der anders Glaubende ein Barbar, ein häßlicher Schandfleck auf dem lichten Gewande der Volkheit schien. Die ehrenwerthen Bewohner des schweizerischen Dorfes Zimmerwald verbaten sich im Jahre 1803, daß „niederträchtige Personen" sie mit dem Namen „Patrioten" bezeichneten, der in den Urkantonen damals für die Bekenner der „großen Grundsätze von 1789" erfunden worden war; die Zimmerwalder erklärten im bernischen Amtsblatt: „Wir dürfen uns schmeicheln, daß wir vor, während und nach der Revolution uns keine Thaten haben zu Schulden kommen lassen, die diesen Namen verdienen, sondern uns stets als rechtschaffene Menschen und biedere Schweizer betragen haben. Wir nennen Diejenigen, so sich erlauben, uns Patrioten zu heißen, so lange schamlose Ehrendiebe, bis Selbige uns eine That nachweisen können, die einen solchen Schandnamen verdient." Auch diese liebliche Sitte, irgend ein dem ausländischen Sprachbereich entstammendes Wort seines Sinnes zu entkleiden und es als Makel dem Gegner anzuheften, hat sich bis heute erhalten. Wie sollten die Parteien und ihre Wortführer in der Presse wirthschaften, wenn ihnen über Nacht plötzlich die geliebte Terminologie geraubt würde und sie nicht mehr von Agrariern, Konservativen, Ultramontanen, Liberalen und Sozialdemokraten reden dürften? Die alberne Gemeinheit unserer politischen Gassenkämpfe wäre ohne solche Schlagwörter, ohne den Wahn,

Hosted by Google

daß der die Welt anders Anschauende ein Wicht ist, undenkbar; jeden Einzelnen stärkt der Glaube, daß er allein der auserwählte Träger des Gemeinwohles ist, daß er für das Heil des ganzen Volkes, für die Kraft und Zukunft der Nation Zölle, Kartelle, Schul- und Arbeiterschutzgesetze fordert, während den Gegner nur schnöder Eigennutz zu frevlem Thun treibt. Solches Gebahren ist kindisch, aber: Nous avons tous passé par là, sagte lächelnd der kluge Weltmann Auber, als ein Schüler in der Singstunde seufzte, ihn habe das Liebchen, das arge, vorgestern mit einem reichen Glatzkopf betrogen. . . Es sieht einstweilen auch nicht danach aus, als wollte es in Deutschland bald besser werden; im Norden besonders, der auf dem Wege zur nationalen Einheit die Führung übernahm, scheint für die soziale Einheit, die erst im Zustande politischer Reife möglich wird, vorläufig noch nichts zu hoffen: immer schroffer schließen die Kasten und Klassen sich von einander ab, der Gutsbesitzer weiß von dem Leben des Kaufmanns, der städtische Händler von der Noth der Landwirthe und Taglöhner nicht mehr als von der Volkssitte der Tagalen, der Richter staunt, wenn ein Zufall ihn in die Berufssphäre des Anwaltes hineinsehen läßt, und das Streben, den Widersacher zu verkennen, wächst beständig. So wird in nutzlosen, thörichten Kämpfen die beste Kraft der Nation schmählich verthan, — in Kämpfen, deren Hitze in der Stunde gemildert wäre, wo die Streiter einander erkannt und als Brüder begrüßt hätten. So gleicht unser politisches Leben dem leeren Gelärm einer in ihrem Mechanismus gestörten Maschine, deren einzelne Theile, statt zu gemeinsamer Leistung zusammenzuwirken, gegen einander arbeiten. Ists da ein Wunder, wenn alle frohe Schaffenslust mählich stockt, das Streben nach Bethätigung in einen engen Interessenkreis gebannt bleibt, der Proletarier dem Bourgeois nicht traut, der Fabrikant den Arbeiter mit Entrechtung und Flintenkugeln schrecken möchte und der höchste Vertreter der Volkheit, an dessen Ohr nur der Jammerruf der in ihrem heiligsten Profitrecht gefährdeten Kapitalisten dringt, in einer mehr als zwei Millionen erwachsener Männer umfassenden Partei eine Rotte ehrloser Menschen sieht, die nicht werth sind, den deutschen Namen zu tragen, und deren Versuch, mit gesetzlich bisher nicht verpönten Waffen ihrer Klasse günstigere Daseinsbedingungen zu erkämpfen, durch die Bedrohung mit Zuchthausstrafen gehemmt werden muß?

Ob aus solchen und ähnlichen Gesprächsbruchstücken ein brauchbares Interview geworden ist, weiß ich nicht. Der junge Herr aus Amerika wollte nach Stuttgart fahren, um auf dem Parteitag der deutschen Sozial-

Hosted by Google

demokratie die Reden zu hören und die Redner zu sehen. Er ist nicht Sozialist, nicht einmal einer von der sittsam sanften Art, die in nationalökonomischen und theologischen Seminaren heutzutage gezüchtet wird, sondern ein politisch Gleichgiltiger, ein Globetrotter, der noch kein Kapital hat, die Gelegenheit, es zu häufen, vielleicht aber bald erwittern kann. In Stuttgart wird er noch mehr gestaunt haben als in Charlottenburg beim alten Liebknecht. Den munteren Grillenberger, der mit dem guten, schalkhaften Blick seiner blauen Augen die Genossen so oft zum Lachen brachte, mit trockenem, derbem Witz die Parteitage würzte und mit kluger, ganz unbayerisch nüchterner Mäßigung vor thörichten Abenteuern warnte, hat er nicht mehr getroffen. Aber er konnte hören, wie Herr von Vollmar, der schmunzelnde Riese, der, noch ehe der gögginger Wunderthäter Hessing ihn von den lästigen Folgen der im Kriege gegen Frankreich empfangenen Wunde geheilt hatte, im Reichstagsfoyer selbst mit dem grimmen Herrn Bronsart von Schellendorff auf angenehmem Verkehrsfuß stand, jede Gemeinschaft mit den pariser Communards abwehrte, das jugendlich sprudelnde Pathos und das doktrinäre Selbstbewußtsein der russischen Jüdin Rosa Luxemburg verhöhnte und sogar seinem Freunde Bruno Schoenlank, als dieser glänzend begabte, im Stil an Rocheforts beste Laternentage erinnernde Journalist ein Bischen zu hitzig wurde, den Spott nicht ersparte. Auch die Herren Ignaz Auer, den Generalstabschef, und Karl Kautsky, den düsteren Großinquisitor der Partei, in deren Gestalten Praxis und Theorie der deutschen Marxisten verkörpert sind, konnte er sehen und hören, den leidenschaftlichen Lufthieben der streitbaren Frau Klara Zetkin zuschauen und sich, je nach Lust und Laune, an dem schwarzen Sadduzäerhaupt des präsidirenden und repräsentirenden Herrn Singer oder an dem blonden Apostelkopf des Herrn Heine erfreuen, der, Arm im Arm mit Herrn Herman Bahr, früher für den Naturalismus focht und von den strenggläubigen Sektengenossen jetzt eines unklaren Possibilismus bezichtigt wird, seit er ihnen den seltsamen Rath gab, sie sollten im Reichstage Kanonen bewilligen, um dafür neue Volksrechte einzutauschen. Dem fast schon weißen Bebel und dem noch rabenschwarzen Fischer konnte er lauschen, die unverbrauchte, alle Gegensätze mit Poetenzuversicht versöhnende Dialektik des Herrn Liebknecht bewundern und staunend erkennen, daß nach den scheinbar härtesten Streichen den Recken doch kein Tröpflein rothen Blutes aus der Rüstung quoll. Wenn er die stuttgarter Woche bis ans Ende erlebt, vielleicht gar mit ein paar Rottenführern beim Schwabenschoppen gesessen hat, wird

Hosted by Google

er die Frage mit über das Meer genommen haben: Und diese zum größten Theil sicher kreuzbraven Männer, denen jeder Kundige anmerkt, daß sie maßvoll korrekte Bürger und gute Familienväter sind, sollen dem Deutschen Reich den Untergang sinnen? Von diesen ruhig und sachlich debattirenden Leuten, die jeden Gedanken an gewaltsames Vorwärtsdrängen empört, wie eine beelzebübisch lockende Einflüsterung, zurückweisen, soll der ruchlose Umsturz der bestehenden Rechtsordnung zu fürchten sein?

... Noch ist der stenographische Bericht über den stuttgarter Parteitag nicht erschienen und es ist für Jeden, der den Verhandlungen nicht zugehört hat, einstweilen deshalb unmöglich, die Einzelheiten der Erörterungen genau zu übersehen, die sich an die Fragen der Handelspolitik, des Bergarbeiterschutzes, der Taktik und des Koalitionrechtes knüpften. Im Ganzen wird der ruhige Beobachter, der Wesen und Werth einer großen Massenbewegung ohne Vorurtheil wägt, aber sagen dürfen: Es ging durchaus würdig zu; tüchtige, auf ihrem Sondergebiet erfahrene Leute, unter denen nur eine kleine Schaar einflußloser Fanatiker sichtbar war, beriethen in Ruhe ihre Angelegenheiten, das Phrasengeklapper fand keinen Widerhall und sogar in der kritischen Stunde, wo auf die jeden treuen Mann betrübende oeynhäuser Rede des Kaisers die deutliche Antwort zu geben war, blieb der dem Gegenstand angemessene Ernst und die anständige Tonart gewahrt. Kein Vernünftiger kann, auch wenn er hofft, diese unheilvolle Rede werde noch nicht das Ende des schönen Traumes von der sozialen Monarchie bezeichnen, den Vertretern der Industriearbeiter grollen, weil sie sich erbittert gegen den Plan auflehnen, jeden Versuch, im Lohnkampf gegen das koalirte Kapital die Besitzlosen zu sammeln, als eine ehrlose, im Zuchthaus zu büßende Handlung zu brandmarken. Herr Richard Fischer, der durch bedenkliche Manöver um sein Mandat gebrachte frühere Vertreter des zweiten berliner Reichstagswahlkreises, schilderte die als Folge der oeynhäuser Rede von seiner Partei erhoffte Wirkung vielleicht etwas leidenschaftlicher, als es unbedingt nöthig war. Das ist Sache des Temperamentes; und wir brauchten nicht erst in Stuttgart zu hören, daß die Sozialdemokratie der nationalen Monarchie feindsälig gesinnt ist. Diese Gesinnung kann nur durch die von keinem agitatorischen Wühlen zu beseitigende Gewißheit entwurzelt werden, daß Herrscher und Regirungen weit von dem unseligen Wahn entfernt sind, es sei ihre Aufgabe, eine Schutz- und Trutzorganisation für die Kapitalisten zu schaffen und den in unseren Tagen differenzirter Arbeit und freien Persönlichkeitrechtes begründeten Anspruch des Proletariates mit der Macht, die zum allergrößten Theil aus der

Hosted by Google

Leistung dieses Proletariates stammt, zurückzuweisen und niederzuzwingen. Henry George hat einmal gesagt: „Politische Macht in die Hände hungriger, durch die Armuth erniedrigter und verthierter Leute legen, heißt, den Füchsen Feuerbrände an die Schwänze binden und sie unter das wallende Korn laufen lassen, heißt, einem Simson die Augen ausstechen und seine Arme um die Pfeiler des nationalen Lebens legen." Wenn wir nüchternen Sinnes das dreißigjährige Ergebniß des gefährlichen Experimentes betrachten und erkennen, wie gewaltig gerade in der Zeit der sozialistischen Bewegung die deutsche Industrie gewachsen, wie selten die Ordnung ernstlich gestört worden und wie schnell mit Stumpf und Stiel der böse Narrenglaube geschwunden ist, durch Putsche, Attentate und ähnlichen Unfug der Arbeiterklasse helfen zu können, dann müssen wir einräumen, daß die Sozialdemokratie doch auch Gutes gewirkt hat. Nicht nur im Sinn Bismarcks, der sagte: „Die Sozialdemokratie ist, so wie sie ist, doch immer ein erhebliches Zeichen, ein Menetekel für die besitzenden Klassen, dafür, daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte, daß die Hand zum Bessern angelegt werden muß. Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht viele Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht existiren; und insofern ist die Furcht vor der Sozialdemokratie in Bezug auf Den, der sonst kein Herz für seine armen Mitbürger hat, ein ganz nützliches Element." Der große Antisozialist dachte, da er so sprach, wohl an das von der Geschichte auf jedem Blatt bestätigte Wort des Aristoteles, daß „die ehr- und habsüchtigen Bestrebungen der Reichen den Staat eher zu Grunde richten als die des Volkes." Aber auch nach einer anderen Richtung hat die marxische Heilslehre wohlthätig auf den Volkskörper gewirkt. Sie gab dem modernen Industriearbeiter einen lohnenden, im Ungemach des Alltages tröstenden Lebensinhalt, gab ihm das stolze Gefühl, zu einer großen Gemeinschaft zu gehören und, den Genossen vereint, für hellere Tage, die vielleicht erst späten Enkeln dämmern werden, zu kämpfen; sie stählte seinen Muth und stärkte seine Kraft, so daß er mehr und Besseres leisten konnte als der stumm und stumpf dahinbrütende Landarbeiter, dessen Bewußtsein die neue Sonne bisher nicht erleuchtet hat. Unser deutschester Dichter hat gesagt: wenn der Mensch gar nichts sein Eigen nenne, werde er morden und brennen. Dem Deutschen Reich blieb Mord und Brand erspart; mitunter kommt wohl eine Ausschreitung, eine vereinzelte Gewaltthätigkeit vor, im Ganzen aber muß Jeder zu-

Hosted by Google

geben, daß die Massen, in der Kaserne wie in der Fabrik, ihre Pflicht pünktlich erfüllen und daß, trotz dem unermüdlichen Umsturzgeschrei, der Bürgerfriede nicht gefährdet ist. Sollen solche Warnehmungen uns zu dem Wagestück reizen, den Massen die ihnen seit manchem Jahrzehnt gewährten politischen und wirthschaftlichen Rechte zu entreißen, oder sollen sie uns den Weg weisen, auf dem diese Massen zu einer dem Gemeinwohl nützlichen Anwendung ihrer Macht erzogen werden können? ... Von der Antwort, die dieser Frage gefunden wird, ist die ruhige und kraftvolle Entwickelung unseres nationalen Lebens abhängig; deshalb sollte die Bourgeoisie sich nicht mit hämischen Glossen über die sozialdemokratischen Parteitage abspeisen lassen, sondern sehr ernsthaft prüfen, was die Vertreter der an Stimmenzahl stärksten Partei den noch im Besitzrecht Wohnenden zu sagen haben.

Im März 1890 schrieb Albert Schaeffle: „Der Sozialdemokratismus ist gemeingefährlich, weil er, wissenschaftlich unhaltbar und praktisch undurchführbar, lediglich die radikalste Negation alles Bestehenden und der Grundgesetze geschichtlichen Werdens darstellt und dennoch mit jenem Fanatismus der Sekte, der jeder Widerlegung ausweicht, als Volksaberglaube sich ausbreitet und das Proletariat für den radikalen Umsturz gewinnt, sammelt und organisirt. Allerdings wird es ihm nie gelingen, Alles umzuwerfen, was er nach seiner Kritik und Theorie sofort und vollständig umstürzen müßte. Er vermag dennoch durch zeitweiligen Sieg in den großen Städten ungeheure Verwüstung anzurichten, die Massen für lange zu verbittern, den Staat nach innen und außen in Verwirrung zu stürzen, dem auswärtigen Feinde bewußt oder unbewußt Hilfe zu leisten, die schädlichste Klassenverhetzung für lange Zeit in die nationale Industrie zu tragen, die allgemeine und persönliche Sicherheit und Freiheit durch seine Agitation zu gefährden, die Person des Staatsoberhauptes auch ohne Attentatsneigungen der Führer zu bedrohen und die anderen Parteien durch Terrorismus einzuschüchtern." Trotz solcher Erkenntniß war und blieb Schaeffle ein entschiedener Gegner jeder Bedrückung oder Entrechtung; nur eine ernste, nicht mit Phrasen und weißer Salbe wirthschaftende Sozialreform könne, so meinte er, in Verbindung mit einer klug vorausblickenden Verfassungpolitik den erkrankten Organismus allmählich heilen. Seitdem sind fast neun Jahre vergangen und die Gefahren, die er fürchtete, scheinen dem klaren Blick nicht mehr bedrohlich. In Stuttgart sagte Vollmar, ganz im Sinn des dogmatischen Marxismus: „Wenn die Entwickelung nicht mit innerer Nothwendigkeit vorwärts geht, können wir uns mit unserer Agitation begraben

Hosted by Google

lassen." Mehre Delegirte mahnten, man solle nicht mit der Verheißung künftiger Gesellschaftherrlichkeit den Leuten früh und spät den Mund wässerig machen. Jeder Versuch, die Tonart aus der Zeit des Putschismus anzuschlagen, wurde mit dem höhnischen Ruf abgewehrt, solche Reden gehörten höchstens in eine Volksversammlung. Der alte Liebknecht wurde stürmisch beklatscht, als er sagte, kein wacher, erwachsener Sozialdemokrat werde je auf den Gedanken kommen, durch die Ermordung eines Mächtigen seiner Klasse nützen zu können, und nur Jeremias Bebel jammerte wieder einmal über die trostlose „Versumpfung" der Partei; aber auch er denkt nicht an eine gewaltsame Auflehnung gegen die herrschenden Klassen und es ist schwer, zu erkennen, was ihm eigentlich gar so sehr die Galle reizt. Diese Gesammtstimmung war nicht zum ersten Male sichtbar. Selbst Bebel ward schon auf dem breslauer Parteitage als ein lauer Laodicäer mit harten Worten gezüchtigt und mußte aus dem beredten Munde der Frau Zetkin den Ruf vernehmen: „Die Sozialdemokratie geht nicht nach Soiensaß" (dem Wohnsitz Vollmars)! Ob sie seitdem nicht doch dorthin gegangen ist? In Breslau wurde noch spöttisch gelacht, als Schoenlank rieth, nach den veränderten politischen und wirthschaftlichen Umständen auch die Taktik zu ändern; in Stuttgart wurde die Richtigkeit dieses Standpunktes nicht mehr ernstlich bestritten. Wenn Schaeffle, der ja in der schwäbischen Hauptstadt, seiner Heimath, lebt, den Debatten gelauscht haben sollte, wird er gewiß den Worten zustimmen, die Professor Heinrich Herkner hier vor vier Jahren sprach: „Mit welchem Recht gegen eine Partei, in der die umstürzlerischen Neigungen so offenbar auf dem Aussterbeetat stehen, mit der Parole ‚Bekämpfung des Umsturzes' zu Felde gezogen werden kann: Das bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung." Er wird bei dem aus reicher Erfahrung gewonnenen Wunsch beharren, daß beide Klassen, Kapitalisten und Proletarier, sich in Ruhe und von staatlichen Eingriffen ungestört ihre großen Organisationen schaffen und ausbauen können, daß, ganz besonders im Interesse der sozialen Monarchie, der Grundsatz de nobis ne sine nobis auch für die Aermsten anerkannt wird, die keinen anderen Besitz als ihre Arbeitkraft haben, und er wird sicher sein, daß auch ohne hauende Säbel und schießende Flinten, ohne aufrüttelnde Reden und Zuchthausdrohung der politische und wirthschaftliche Friede im Deutschen Reich erhalten werden kann.

Freilich: der fast siebenzigjährige Meister der Nationalökonomie wird gemerkt haben, was dem flüchtigen Blick des new-yorker Journalisten wohl entging. Es giebt wirklich eine sozialdemokratische Krisis; und dieses instinktive

Hosted by Google

Gefühl mag dem grämlichen Herrn Bebel das Behagen an dem Wachsen des Stimmzettelhaufens vergällen. Der Glaube an die für das Proletariat allheilende, allerlösende Kraft der Entwickelung wankt. Es hat sich gezeigt, daß Marxens Hoffnung auf einen nahen Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft, auf einen Zustand, wo es nur noch nöthig sein würde, ein paar Expropriateure zu expropriiren, um, nach einer kurzen Episode proletarischer Diktatur, die Menschheit zu befreien, trügerisch war. Die Macht und Geschmeidigkeit des Kapitalismus wurde unterschätzt; leuchtenden Blickes wurden Katastrophen geweissagt, von denen heute noch nicht einmal das erste Symptom zu erspähen ist. Jetzt weiß jeder erfahrene Genosse, daß er einstweilen noch nicht „die Produktion zu lernen" braucht und daß Bebels Prophezeiung, das Jahrhundertende werde den großen Kladderadatsch bringen, mindestens voreilig war. Der chiliastische Traum ist in den vorderen Reihen der Rotte ausgeträumt... Was nun? Mit Gewalt, darüber sind Alle einig, ist nichts zu erreichen; schon vor drei Jahren hat Engels erklärt, die Zeit der von „kleinen, bewußten Minoritäten an der Spitze bewußtloser Massen durchgeführten Revolutionen" sei für immer vorbei. Und von der Entwickelung, die den Sieg des Proletariates noch in diesem Säkulum sichern sollte und auf die der ganze taktische Plan der Partei gegründet war, ist vorläufig auch nichts zu hoffen. Die Führer sind eigentlich also in der Lage, sagen zu müssen: Wir thun nichts, benutzen nur die gesetzlich erlaubten Mittel und warten auf die Entwickelung; aber wir wissen auch, daß diese Entwickelung uns in absehbarer Zeit dem Ziel nicht näher bringen wird. Das ist die Krisis, ist die unklare Situation, die Herrn Bebel immer wieder über die Versumpfung des Parteilebens greinen und zetern läßt. Bei den Rottenparaden wird davon noch nicht offen gesprochen. In Stuttgart wurde aber schon, ohne daß sich Widerspruch regte, gesagt, es wäre für das Proletariat das Allerschlimmste, wenn ihm plötzlich die politische Herrschaft zufiele, für die es noch lange nicht reif sei. Und der Antrag, die Partei solle den ihr nach dem Gewohnheitrecht gebührenden Platz im Reichstagspräsidium einnehmen, wurde rundweg abgelehnt. Nach den Stimmzetteltriumphen der letzten Jahre hat sich ein starkes Ruhebedürfniß eingestellt. Die kleine Alltagsarbeit wird emsig besorgt, wichtige Entscheidungen werden weislich vermieden. Wenn nicht wieder neue saarabische Dummheiten gemacht werden, wird die rothe Rotte bis zum Eintritt des Industriekrachs den Profitfrieden nicht stören.

Hosted by Google

Kant und der Zar.

Betrachtsame Zuschauer des kunterbunten Weltgetriebes schwelgen augenblicklich im Vollgenuß einer dramatisch zugespitzten Szene jener gewaltigen Tragikomoedie, die sich Menschheitgeschichte betitelt. Hätten die Götter im Olymp mit ihrer Existenz nicht zugleich auch ihr homerisches Lachen eingebüßt, so müßten sie als literarische Feinschmecker über den augenblicklichen Szenenwechsel im Weltenschauspiel in hellen Jubel ausbrechen. Der Anblick ist einzig in seiner Art: der Zar aller Reußen huldigt an der Wende unseres Jahrhunderts dem philosophischen Zaren des achtzehnten; Nikolaus II. beugt sich — vielleicht, ohne es zu wissen und zu wollen — vor dem Genius Immanuels Kant, dessen philosophischer Entwurf „Zum ewigen Frieden" 1795 erschienen ist. „Die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens", die Kant im Vorwort zu dieser Schrift einen „süßen Traum" nannte, „der wohl gar nur den Philosophen gelte", verwandelt sich im Vorwort der Kundgebung des russischen Zaren schon in „ein Ideal, auf das die Bemühungen aller Regirungen gerichtet sein müßten". Der bleibende Völkerfriede, vor wenigen Wochen noch als chiliastischer Traum belächelt, als Ausgeburt hysterisch-weiblicher Phantastik und molluskenhaft zerflossener Sentimalität bespöttelt, hat durch die Kundgebung des Zaren eine völlig neue Physiognomie erhalten. Daß die vom Zaren gewünschte internationale Berathung, die zur Herstellung eines dauernden Friedens die wirksamsten Mittel suchen soll, nicht nur zu Stande kommt, sondern ein imposantes Aussehen gewinnen wird, ist nicht zweifelhaft. Strebt Nikolaus II., wie jeder gewaltige Machthaber, Unsterblichkeit an, so wird er gewiß nicht jener Unsterblichkeit der Lächerlichkeit anheimfallen wollen, der er unrettbar preisgegeben wäre, wenn die mit solcher Feierlichkeit einberufene Konferenz das Resultat des hornberger Schießens hätte. Der zweitausendjährige Traum der Philosophen, den diese mit der ihnen eigenen unbeirrten Beharrlichkeit, von den Stoikern bis auf Kant, ohne Unterlaß fortgeträumt haben, scheint sich endlich erfüllen zu sollen. Der König auf dem Thron reicht über das ablaufende Jahrhundert hinweg dem König auf dem Katheder die Bruderhand. Der Zar will jetzt dem Gedanken, der bei Kant vor einem Jahrhundert noch flüchtiger Lufthauch, ein seelisches Schemen, ein schattenhaftes Wunschwesen war, körperhafte Wirklichkeit leihen. Der Zar möchte vollbringen, was Kant als Postulat seines gereiften sozialphilosophischen Denkens gefordert hat. Gelingt der große Wurf, wie alle Redlichen, materiell nicht Interessirten, an keiner Waffenfabrik Betheiligten sehnsüchtig erhoffen, ganz und ohne Rückhalt, dann dürfte es den Fürsten endlich gelingen, die Geschicke der Völker so zu lenken, wie sie Kant vor einem Jahrhundert zu denken gelehrt hat.

Hosted by Google

Damit soll das geistige Eigenthum des Zaren nicht etwa angefochten werden. Nichts liegt mir ferner, als den Zaren Nikolaus eines Plagiates an Kant zeihen zu wollen. Ich lebe vielmehr der Ueberzeugung, daß der Zar weder die erste Auflage von Kants Schrift „Zum ewigen Frieden" (1795), noch die zweite Auflage nebst Zusätzen (1796), noch endlich das zum Jubiläum der kantischen Schrift von mir herausgegebene Büchlein „Das Ideal des ewigen Friedens und die soziale Frage" (Berlin, Reimer, 1896) zu Gesicht bekommen hat.

Wäre ich klassischer Philologe und wäre das Manifest des Zaren nicht am achtundzwanzigsten August 1898 im russischen „Regirungboten" erschienen, sondern etwa vom Herrn Flinders Petrie in Fajjum als Palimpsest aus vorchristlicher Zeit aufgeschürft und mühsälig entziffert worden, so wäre ich allerdings versucht, ein Abhängigkeitverhältniß zwischen der Schrift Kants und dem Manifest des Zaren herauszubuchstabiren. Beiden erscheint der „ewige Friede" als Ideal. Der Zar nennt ihn im ersten Satz seines Manifestes ein Ideal, das sich der „gegenwärtigen Lage der ganzen Welt darstellt", Kant nennt ihn am Schluß der zweiten Auflage seiner Schrift „keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele beständig näher kommt." „Es soll kein Krieg sein", „weil der Krieg mehr böse Leute macht, als er wegnimmt", heißt bei Kant: dieser Zustand ist das Ideal, das nur erstrebt, nie ganz erreicht wird. Die Analogie zwischen dem Manifest des Zaren und der Schrift Kants ist aber noch eine weit greifbarere. Der ökonomische Hintergrund, den die Marxisten in allen Offenbarungen der Geschichte wittern, ist nämlich dem Zaren und Kant ganz und gar gemeinsam. Neben Recht und Gerechtigkeit treten in beiden Kundgebungen die wirthschaftlichen Interessen mit merkwürdig übereinstimmender Schärfe in den Vordergrund. Kant steht, wie der Zar, durchaus auf dem Boden der Geschichte. Nicht von Morallehren und salbungvollen Philosophemen, sondern von der eisernen Gewalt der geschichtlichen Thatsachen verspricht er sich eine allmähliche Annäherung an das Ideal des ewigen Friedens. Die Handelsinteressen, die wachsende Kostspieligkeit der Kriege, der wirthschaftliche und intellektuelle Fortschritt des Menschengeschlechtes: Das sind die Motive, die Kant bewegen. Keins dieser Motive fehlt im Manifest des Zaren; keins ist darin enthalten, das nicht reicher und mannichfacher, wenn auch sprachlich weniger glücklich gemünzt, in Kants Schrift präludirend vorweggenommen wäre. Zum Beweis der Uebereinstimmung des Zaren mit den Gedanken Kants seien hier die bezeichnendsten Wendungen neben einander gestellt:

Kant.	Zar Nikolaus II.
Es ist der Handelsgeist, der mit dem Kriege nicht zusammen bestehen	Les charges financières, suivant une marche ascendante, attei-

Hosted by Google

kann und der früher oder später sich jedes Volkes bemächtigt. Weil nämlich . . . die Geldmacht wohl die zuverlässigste sein möchte, so sehen sich Staaten gedrungen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittelungen abzuwehren, gleich als ob sie deshalb in beständigen Bündnissen ständen; denn große Vereinigungen zum Kriege können, der Natur der Sache nach, sich nur höchst selten zutragen und noch seltener glücken.

gnent la prospérité publique dans sa source. Les forces intellectuelles et physiques des peuples, le travail et le capital, sont en majeure partie détournées de leur application naturelle et consumées improductivement. La culture nationale, le progrès économique et la production des richesses se trouvent paralysés ou faussés dans leur développement . . . Les crises économiques, dues en grande partie au régime des armements à outrance et au danger continuel qui git dans cet amoncellement du matériel de guerre, transforment la paix armée de nos jours en fardeau écrasant, que les peuples ont de plus en plus de la peine à porter . . . Mettre un terme à ces armements incessants et rechercher les moyens de prévenir à des calamités qui menacent le monde entier, tel est le devoir suprême qui s'impose aujourd'hui à tous les États.

Ueberſetzt man die Sprache Kants in die der heutigen Diplomatie, ſo wird nicht nur der Philologe, ſondern mehr noch der Pſychologe konſtatiren müſſen, daß hier zwei einander deckende Begriffspaare vorliegen. Gewiß: Nikolaus II. will kein Philoſoph auf dem Throne ſein; aber vielleicht beherzigt der Zar mindeſtens doch die goldenen Worte ſeines philoſophiſchen Vorbildes Kant: „Daß Könige philoſophiren oder Philoſophen Könige würden, iſt nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünſchen, weil der Beſitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunft unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche Völker die Klaſſe der Philoſophen nicht ſchwinden oder verſtummen, ſondern öffentlich ſprechen laſſen, iſt Beiden zur Beleuchtung ihres Geſchäftes unentbehrlich.“ In der zweiten Ausgabe der Schrift „Zum ewigen Frieden“ fügt Kant in ſchelmiſcher Anwandlung noch einen geheimen Artikel hinzu; und dieſer einzige Artikel lautet: „Die Maximen der Philoſophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens ſollen von den zum Kriege gerüſteten Staaten zu Rathe gezogen werden.“

Hosted by Google

Die Sprache der Philosophen aller Zeiten aber läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Aristoteles und nach ihm die Epikuräer kündigen bereits der Menschheit einen geradlinigen Fortschritt vom barbarisch-rohen Kriegszustand der Urzeit zu immer friedlicheren Formen sozialen Zusammenlebens und höherer Gesittung an. Der cynisch-stoische Kosmopolitismus, der eine bewußte Zurückbiegung in den hypostasirten Naturzustand der Menschheit fordert, die aufkeimende Richtung der Staatsromane, die sich vielfach in eine dithyrambische Schilderung eines künftigen Friedensidylls zuspitzen, die Begründung des ersten Weltreiches durch Alexander den Großen, die der staunenden Menschheit die Perspektive eröffnet, wie bisher in ständigem Kriegszustande befindliche Staaten vor einander Ruhe haben könnten, sobald sie sich nur zu einem Weltreich verbänden: das Alles zusammengenommen läßt jenen großen Gedanken eines ewigen Friedens heranreifen, der später in der Lehre Jesu seinen glücklichen Ausdruck gefunden hat. Das „Weltreich" Alexanders war wohl der entscheidende Anstoß zur Erfassung des kosmopolitischen Gedankens eines „Weltfriedens". Wenigstens waren die Stoiker, deren Philosophie dem „Weltreich" Alexanders zeitlich unmittelbar nachfolgte, die Ersten, die mit Hilfe ihrer Logos-Lehre einen das Weltganze durchdringenden Fortschritt gekündet und die Vereinigung der gesammten Menschheit zu einem einzigen „Weltstaat" gefordert haben, „dem keine anderen Staaten gegenüberstehen, weil alle Grenzen der Völker in einer allgemeinen Verbrüderung aller Menschen sich aufheben". Dieses stoische Ideal des „ewigen Friedens" zu künden und in lebhaften Farben auszumalen, haben sich besonders Philo von Alexandrien und die späteren cynisch-stoischen Diatriben angelegen sein lassen.*)

Der universellste unter den lebenden Philosophen, Herbert Spencer, giebt dem Problem die an Kant erinnernde Fassung, daß der industrielle Typus der Gegenwart daran ist, die Allmacht des kriegerischen Typus zu brechen.

Daß übrigens der ewige Friede jemals erreicht würde, hat selbst Kant, wie ich gegen Staudingers Einwürfe aufrecht halte,**) nie und nirgends behauptet. Heißt es doch vielmehr in seiner „Rechtslehre" ausdrücklich, der ewige Friede sei eine „unausführbare Idee". Und wenn er trotzdem den ewigen Frieden als Ideal der Menschheit preist, so muß man sich eben gegenwärtig halten, was Kant im letzten Theil seiner „Kritik der reinen Vernunft"

*) Die weiteren Schicksale des Friedens-Ideals habe ich in der schon genannten Schrift geschichtlich verfolgt und in meiner „Sozialphilosophie" — Die soziale Frage im Lichte der Philosophie, Stuttgart, Enke, 1897 — dargestellt.

**) F. Staudinger, Immanuel Kants Traktat: Zum ewigen Frieden, Kantstudien, Bd. I, 306. Kant verlangt nur, man solle es sich zur Pflicht machen, auf diesen (nicht nur chimärischen) Zweck „hinzuarbeiten".

Hosted by Google

und in seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ unter einem Ideal der reinen Vernunft oder einem Postulat der praktischen Vernunft versteht. Ideale werden eben überhaupt nicht erreicht, sondern immer nur erstrebt; sie bezeichnen nicht so sehr die letzten Ziele, die verwirklicht werden sollen, als vielmehr die einzuschlagenden Richtungen, die jenem Ziel entgegenführen, ohne es je zu erreichen. Diese Endlosigkeit der Richtung ist aber kein Unsegen für die Menschheit, weil das Einschlagen des Weges an sich schon Selbstzweck ist.

Täuschen wir uns also darüber nicht: der ewige Friede ist auch nach Kant nicht realisirbar. Er ist der Menschheit vielmehr nur Leitstern. Was dem Wanderer in der Wüste der Stand der Sonne, dem in tiefer Nacht im Waldesdunkel Dahinziehenden die blinkende Mondscheibe, dem auf unbegrenzt scheinender Wasserfläche dahinschwebenden Fahrzeug der Kompaß: Das ist der in unendlicher sozialer Entwickelung befindlichen Menschheit der ewige Friede. Wie Sonne und Mond orientirt er uns über den einzuschlagenden Weg; er selbst aber ist, eben so wie Sonne und Mond, für uns unerreichbar. Und vielleicht würden wir die hohe soziale Temperatur eines ewigen Friedens psychisch eben so wenig vertragen und verwinden können wie physisch die Temperaturen von Sonne und Mond. Also nicht mit dem letzten Ziel des ewigen Friedens, sondern nur mit den Mitteln zu seiner Anstrebung haben wir es bei Kant, richtig verstanden, zu thun. Diese Mittel nun können zweierlei sein; negative, gewisse Handlungen verbietende, und positive, gewisse andere Handlungen fordernde. Die einen faßt Kant als Präliminarartikel, die anderen als Definitivartikel zusammen. Und da er dem ganzen Traktat vom ewigen Frieden die Form eines Vertrages gegeben hat, so fügt er mit boshafter Ironie noch einen „geheimen Artikel“ hinzu, um auch in diesem Punkt die üblichen Staatsverträge zu parodiren. Die sechs Präliminarartikel lauten wie folgt: „1. Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden. 2. Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, Das gilt hier gleichviel) von einem anderen Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können. 3. Stehende Heere (miles perpetuus) sollen mit der Zeit ganz aufhören. 4. Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden. 5. Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regirung eines anderen Staates gewaltthätig einmischen. 6. Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem anderen solche Feindseligkeiten erlauben, die das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind: Anstellung der Meuchelmörder (perensores), Giftmischer (venefici), Brechung der Kapitulation, Anstiftung des Verrathes (perduellio) in dem bekriegten Staat u. s. w.“ Und die drei Definitivartikel lauten: „1. Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republi-

Hosted by Google

kanisch sein. 2. Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein. 3. Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein."

Was vor hundert Jahren als „philosophischer Chiliasmus" bekrittelt und als unrealisirbarer Traum bespöttelt wurde, ist den letzten hundert Jahren vielfach Geschichte geworden. Ein erklecklicher Theil der damals für unerfüllbar gehaltenen Forderungen hat sich in großen Zügen verwirklicht. Daraus darf man die begründete Hoffnung schöpfen, daß auch der übrige realisirbare, aber noch nicht realisirte Rest der kantischen Forderungen in nicht zu ferner Zeit sich erfüllen wird.

Vergleicht man nun den Kerninhalt der kantischen Präliminarartikel mit dem Manifest des Zaren, so ergiebt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung, wenn nicht der Richtung, so doch der Gesinnung. Der entscheidende Nachdruck fällt hier wie dort auf das Ethos. Kant würde den Schlußpassus des Zaren-Manifestes von der „solidarischen Weihe der Prinzipien des Rechtes und der Gerechtigkeit, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruht", ohne jeden Vorbehalt unterschrieben haben. Die ethischen und rechtsphilosophischen Postulate Kants sind eben im letzten Jahrhundert vielfach in die öffentliche Sittlichkeit eingegangen, Gemeinplatz geworden.

Die unbedingte Ehrlichkeit der Friedensgesinnung (Artikel 1) ist seither, wenn auch noch nicht in praxi von den Völkern, so doch in thesi von dem über diesen stehenden Völkerrecht rückhaltlos gebilligt und aufgenommen worden. Die offizielle Friedenslüge wird und muß auf die Dauer schwinden, wie die Lügendiplomatie der Richelieu, Talleyrand, Metternich, Beust e tutti quanti mit der diplomatischen Aera Bismarck einer dem öffentlichen Ethos entsprechenderen, offeneren und ehrlicheren Diplomatie gewichen ist. Auch werden heute keine Kulturstaaten „durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung" (Artikel 2) mehr erworben. Erbfolgekriege sind künftig eben so wenig wahrscheinlich, wie daß heute noch „Staaten einander heirathen könnten". Das sind Ueberlebsel dynastischer Zopfstaaterei, wie sie unter der erbarmungslosen Scheere der heutigen Nationalstaaten unfehlbar bis auf den letzten Rest fallen werden. Der gegen die stehenden Heere gerichtete Artikel 3 ist inzwischen gegenstandlos geworden. Kants Grimm richtete sich gegen die damals üblichen Soldheere, weil in ihnen der Mensch zur bloßen Maschine herabsinkt und eben damit seines unveräußerlichen Rechtes der freien Persönlichkeit beraubt wird. Unser heutiges Nationalheer hingegen, das der Forderung des gleichen Rechtes für Alle das Korrelat der gleichen Pflicht Aller auf Vertheidigung des Lebens und der nationalen Ehre angliedert, widerspricht dem kantischen Moralbegriff so wenig, daß es vielmehr als kaum abweisbares Postulat aus diesem hervorfließt. Der sittliche Hauch, der über allen Forderungen

Hosted by Google

Kants, besonders auch über den Präliminarartikeln 3 bis 6, gelagert ist, hat nach und nach die Kulturvölker ergriffen und sich selbst der Vielvermögenden und Hochgefürsteten bemächtigt. Auch die Dynastien sind inzwischen andere geworden. Trotz dem hypnotisirenden napoleonischen Zauber haben in den letzten hundert Jahren Kriegsruhm und Feldherrngröße ihre ehemalige Werthung als obersten, wenn nicht einzigen Ruhmestitels vollkommen eingebüßt.

Die Geschichte gefällt sich in gar wunderlichen Sprüngen. Heinrich IV. von Frankreich hatte einen Weltfriedensplan ausgeheckt, den ihm sein Minister, der Herzog von Sully, suggerirte und nach dem „die christlichen Gemeinwesen Europas — zunächst mit Ausschluß Rußlands — in den Rahmen von sechs erblichen Monarchien, sechs Wahlreichen und drei Republiken zu einem unauflöslichen Staatenbund zu vereinigen wären und die so geschaffene générale république très-chrétienne sich der Oberleitung eines Bundesrathes zu unterstellen" hätte. Und heute treten unter Vorantritt Rußlands alle Kulturstaaten zu einer Konferenz zusammen, die der alten Forderung des römischen Kaisers Probus „Die Waffen sollen ruhen . . . nirgends sei Kampf und keines Kriegers wollen wir fortan bedürfen" Erfüllung verschaffen soll. Was dem römischen Imperator mißlang, was der feierliche „Gottesfriede" — Treuga Dei — vom Jahre 1041 nicht vermochte, was Heinrich IV. in die Welt spielerisch hinausphantasirte, was die „Heilige Alliance" zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland vergeblich anstrebte, was Propheten und Dichter, Seher und Denker seit Jahrtausenden traumhaft künden, Das wollen die Potentaten des gesammten Erdenrundes nun verwirklichen. Das Phantom der Quäker und Shaker, der Puritaner, Methodisten und Millennarier gewinnt leibhaftige Gestalt, erhält durch den Machtwillen eines Selbstherrschers Blut und Leben. Diese Thatsache allein: der moralische Sieg, der ihr zu Grunde liegt, das Zustandekommen einer solchen Friedenskonferenz nicht im Wolkenkukuksheim der Ideologen, sondern am grünen Tisch der gesammten europäischen Diplomatie, — Das bedeutet einen merklichen Einschnitt in die Geschichte des Menschengeschlechtes. Wir stehen vor einer neuen Wendung im Völkerleben, wie sie Kant zwar vorauszusagen die geistige Kraft, aber in die Wirklichkeit umzusetzen erst Nikolaus II. die politische Macht besaß. Der soziale Optimismus, wie ihn meine „Sozialphilosophie" zu vertreten und zu begründen sucht, behält auf der ganzen Linie Recht. Schließlich siegt eben immer das Gute, — die Idee. Nur sollte die europäische Friedenskonferenz den geheimen Artikel in Kants Schrift rechtzeitig beherzigen: „Die Maximen der Philiosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rathe gezogen werden."

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.

Hosted by Google

Kaiserin Elisabeth.*)

Das Sterbliche der Kaiserin, die nicht rasten konnte, ist hinabgesunken in eine dunkle und kalte Gruft, da der Zwang der geheiligten Gebräuche stärker war als das letzte Wort des unbeugsamen Willens, der, so lange er lebte, sich Freiheit schuf. „Sanft über mein Grab, sacht, Epheu, klettere hin und dehne die grünen Glieder; die Rosen sollen ihre Kelche öffnen auf meinem Grab; mit den schönen Trauben, den schönen Gehängen soll die Rebe es umschlingen." Sie hatte die Worte des Grabepigramms vor sich hingesprochen, voll Ahnung des Endes; sie hatte ihr Grab mit innerem Auge gesehen, überhängend die sagenberühmten Wasser, hinab geneigt zu den Lippen ohne Zahl des Meeres, das nicht altert.

In der augenlosen Grufthöhle löst sich ihr Leib; aber den Dichtern lebt der Leib ihres Traumes immer und wandelt die ionischen Gestade hin, umwandelt Corcyra, den schönen Strand, wo ihre zerschmetterten Hoffnungen und ihre grausamen Leiden zu traumhaften Dingen wurden, „gleichend den Zartheiten der Frühlingswoge". Der Rhythmus, in dem sich ihre wundervolle Seele bewegte, vermengt sich mit jenen großen Melodien, denen sie lauschte, in Gräsern gebettet oder im Sand, unter den Sternen, hinstarrend auf das Strömen maßloser Ströme, auf das Schwellen und Fallen der ungeheuren Meere als auf ein Ebenbild ihrer Schmerzen.

Es liegt in dem Tode der Elisabeth von Oesterreich eine Vollkommenheit, die mich über mich selbst hinaushebt. Unter der Gewalt dieses unfehlbar gezielten Todesstoßes enthüllte sich unseren Augen plötzlich die geheime Schönheit dieses kaiserlichen Lebens, scharf und funkelnd sprang sein Umriß an den Tag, wie plötzlich und funkelnd die unsterbliche eherne Statue dasteht, wenn wilde Schläge eines befreienden Hammers die Lehmhülle zersplittern. Ich weiß von Herzen, die von trunkener Erregung zuckten, als sie gewisse bewundernswerthe Einzelheiten des blutigen Hinscheidens erfuhren und bedachten. Unter so vielen nutzlosen Klagen, unter den Ausbrüchen eines blöden Zorns ist des erhabenen Opfers nur eine Geberde nicht ganz unwürdig: die an sich haltende Ergriffenheit der Geister, die mit Kraft und Freiheit hier unter geheimnißvollen Fügungen des Zufalls eine erhaben reine Lebenslinie in furchtbarer Verkürzung enden und ein Menschenbild unter der Berührung des Todes zu unvergänglicher Schönheit und Gewalt erstarren sehen.

*) Herr Hugo von Hofmannsthal, von dem die Leser der „Zukunft" schon manche feine Gabe erhielten, hat für diese Zeitschrift die Worte übersetzt, die d'Annunzio der Kaiserin von Oesterreich ins Grab nachrief. Der lyrische Schwung des Nachrufes forderte einen Sprachkünstler als Uebersetzer; da er ihn fand, wird der Hymnus auch jetzt noch deutschen Lesern willkommen sein.

Hosted by Google

„Ein harmonischer Tod zur Stunde, die ihm ziemt . . ."

Waren sie nicht reif, ihr Schmerz und ihr Traum, reif wie die Früchte des September, von denen sie aß, hingelagert auf einsamen Steinen des Ufers, die Augen auf die Schönheit lichtblauer Wasser geheftet? Das Geschick, das mit so ungeheuren Blitzen die Gipfel dieser einsamen Seele erleuchtet hatte, ergriff sie mit den gleichen unwiderstehlichen flammenden Händen, da es die Stunde gekommen sah, sie aus vollem Licht hinwegzuheben und sie dem Gedächtniß der Menschen einzutreiben mit dem einen wuchtigen Schlag des unerhörten Ereignisses.

Es war, als vollzöge sich ein mystisches Gelübde. Hatte sie nicht den plötzlichen, blitzartigen Stoß herabgefleht, den uralten „guten Tod", den Artemis verlieh, einen unsichtbaren Pfeil in die auserwählte Brust schleudernd? Hatte sie nicht einen plötzlichen Tod „unter der Herrlichkeit des Himmels" erbeten? Die Poesie ihrer Wünsche wird übertroffen von der funkelnden Verwirklichung, von dem die Seele blendenden Prunk ihrer letzten Augenblicke. „Erfüllung, schönste Himmelstochter": dieses Wort ist in dem Schweigen ihres vom Blut gerötheten Mundes. Stahl und Blut, die in den Seelen der Sterblichen — das Eine gräbt ein, das Andere durchglüht mit Farbe — die wunderbaren Bilder Derer erschaffen, die nicht vergessen werden sollen, der Stahl und das Blut haben den Umrissen ihrer Gestalt die unverletzliche Erhabenheit eines Kunstwerks verliehen, haben aus der gestaltlos dumpfen Substanz des Lebens ein Wahrzeichen herausgerissen, das vielleicht Keiner gesehen hätte, zwänge nicht Alle Grauen und Mitleid jetzt, hinzustarren.

Alles scheint mir seltsam fern in den Erzählungen. Ist es nicht, als hätten wir Das vor langen Jahren in einem alten Buch gelesen? . . .

„Als ihre Zeit gekommen war, stieg sie die Ufer eines fluthenden Sees hinab, um ein Schiff zu besteigen. Da trat hinter einem Baum der elend geschaffene Sklave des Geschickes hervor, der sie töten sollte. Er hatte die Arme und den gebogenen Leib eines Lastträgers, die niedrige Stirn eines Thieres und die flackernden Augen eines Verzückten. Er lief auf sie zu und stieß zweimal nach ihrer Brust, daß sie umsank.

Aber sie richtete sich wieder auf und trug ihren Tod dreimal dreißig Schritte weit, wie, einen Wasserkrug tragend, mit erhabenem Schreiten die Königinnen dahingehen, die auf den Flanken uralter Sarkophage gemeißelt sind.

Als sie ihren Fuß auf das Schiff gesetzt hatte, fiel sie hinter sich.

Fremde Frauen lösten die Flechten ihrer kaiserlichen Haare auf, besprengten sie mit Wasser, fanden auf ihrer Brust zwei Tropfen topasfarbenen Blutes und in ihren Augen das starrende Erfassen jenseitiger Dinge.

Einige Männer trugen sie auf einem Segel in das stillste Zimmer einer Herberge und legten sie auf ein Bett, wo sie starb."

Alle diese Einzelheiten scheinen mir beladen mit Bedeutung und voll

Hosted by Google

geheimer Ordnung, wie in einem Mythos. Keiner Beachtung werth sind die Umstände des Mordes, keiner Beachtung werth der Sklave, der seinen mörderischen Dienst so gut zu thun wußte. Durch den Dunst der Scheinbarkeiten hindurch erkennt das Auge eine wundervolle Gestaltung von Traum und Tod.

Sie stirbt zur panischen Stunde, zur flammenathmenden Stunde, dies Geschöpf, das keinen Schlummer fand, das jeden Morgen vom Rand eines Schiffes oder von den Abhängen eines Vorgebirges herab mit den Worten der Iphigenie grüßte: „Es ist nichts lieblicher, als das Licht zu schauen." Sie wird getroffen, da sie noch einmal gegen den Strand zuschreitet, noch einmal hinab zu dem wunderreichen, tröstlichen Wasser, das sie immer zu sich zog mit dem murmelnden Versprechen tieferer Visionen, versteckterer Königreiche. Angefüllt schon mit dem Schweigen der Ewigkeit, die Seele schon geblendet von den Dingen, die durch den zerrissenen Schleier aufleuchten, verfolgt sie ihren Weg; sie tritt an das Ufer, sie steigt zu Schiff, sie setzt ihren Fuß auf das hohe Schiff, kaiserlich; und man lichtet die Anker. Navigare necesse est, vivere non est necesse. Unversehens verliert dieses Schiff alle gemeine Wirklichkeit und wird ein Ding erhabener Art; die Furche, die sein Kiel zieht, scheint unvergänglich, denn Traum und Tod sind das Element, worin sie eingeschnitten wurde.

So, da sie die Wirklichkeit nicht für mehr geachtet hatte als für eine Sklavin, vermochte diese Frau sich im Angesicht des Todes mit der unverwelkten Blüthe ihrer Seele zu bekränzen. Und wahrhaft kaiserlich vom Diadem hinab bis zur Ferse steht sie vor uns, ein wundervolles Vorbild von Einsamkeit, Macht und Freiheit. Im Inneren suchte diese Kaiserin und Königin ihre Kaiserthümer und Königreiche. Nie hat Jemand auf der Welt einen sichereren Beweis gegeben, daß er das Wort Leonardos erfaßt und völlig angenommen habe: „Es giebt keine größere Herrlichkeit als über sich selber." Dort herrschte sie und Niemand als sie. Der Wunsch erschuf ihr Vaterländer. Die Hast war ihre Trunkenheit. Das Pferd im wildesten Lauf, das Segel, das sich bläht, gaben ihr den Wahn von Flügeln. Der Thau auf den Steppen kannte sie, und der salzige Sand, und das wimmelnde Meer, und die Winde, und der stürzende Regen, und der Adler, und die kaum sichtbaren Fußsteige, und die verlockenden Gefahren. Sie liebte es, zu sehen, wie sich ein Zaum, wie sich ein Schiffsbug mit Schaum bedeckte, während ihr Schmerz wuchtig wurde wie die Erde und wieder tosend wie das Meer.

Es war das Land der schönumhüllten Nausikaa, es war das Meer des Odysseus, der neun Jahre zu Felde lag um Helena, die weißarmige, eines Gottes Tochter. Wie der Laertiade hatte diese pilgernde nördliche Frau, „von vielerlei Elend hin- und hergeworfen", ihre Zuflucht in einer henkelförmigen

Hosted by Google

ionischen Bucht gefunden. Ihre Augen, die meist an einem baltischen Strand, gegen eine stumpfe Sonne, Stücke von Bernstein anschauten und darin Dinge des Lebens eingewachsen fanden, diese selben Augen entdeckten im glühenden Sand Fußstapfen eines erhabenen Lebens und sahen unter der rhythmischen Welle die noch lebendigen Wurzeln der uralten Fabeln schwimmen. In diesen Augen war die Kraft des Blickes zur Kraft einer ununterbrochenen tiefen Vision geworden. Glaubten sie nicht, in der Dämmerung das hohle Schiff vorübergleiten zu sehen, schneller als ein Sperber, das den Mann trug, dessen Gedanken den Gedanken der Götter glichen? Und sie erkannten, an einem Abend im Sommer, den Leib der Sappho, bleicher als verblichenes Gras, ausgelaugt von der Maßlosigkeit des Wünschens, wie er dahintrieb im heißen Salz, das um die Lippen des jäh athmenden Meeres schäumte.

Es ziemt sich, daß ein Dichter des lateinischen Stammes das Lob dieser wandernden Kaiserin singe, dieser Halbgöttin des Traumes. Sie wußte sich eine Welt zu schaffen und darin zu leben nach den Kräften ihrer losgebundenen Seele. Es ziemt sich, sie zu verherrlichen. Vielleicht wäre sie in der Vergeßlichkeit der Menschen untergesunken, wenn durch die Kraft des Stahles nicht ihr purpurnes Bild mit beängstigender Pracht aus dem Schatten hervorgesprungen wäre. Es ziemt sich, die Schönheit ihres Antlitzes zu verherrlichen, den Standbildern des geheimnißvollen Hermes verwandt, mit unbeweglichen Zügen unter dem Prunk herbstlichen Glanzes, der ihr geflochtenes Haar belud, und ihre Bläße, wie eine verhaltene Flamme bedrängt vom Schatten des Blutes, das in den großen Lidern ihrer Augen dunkelte, und das Schweigen ihrer scharf gepreßten Lippen, auf denen das Süße von ausgesogenen Früchten die Herbigkeit der Thränen linderte, und ihre Seele, ihre geheimnißreiche Seele, die im Kern jenes Haupt der Meduse trug, womit die Göttin Pallas ihren goldenen Schild wappnete, so daß er unverletzlich war.

Rom. Gabriele d'Annunzio.

Buddhistische Lieder.*)

Wer einsam west, hat gut gewählt:
So gilt es Denkern immerdar.
Vom Dorf in dichten Wald hinein,
Durch dichten Wald zur Zelle dann,
Und weit und weiter zieh ich fort
Nach kurzer Rast, und rede nicht.

*) Herr Dr. Karl Eugen Neumann, der uns im vorigen Jahr die herrlichen „Reden Gotamo Buddhos“ gab, veröffentlicht jetzt die „Lieder der Mönche

Hosted by Google

O Heil dem Worte, Heil der tapfern That,
O Heil dem Pilger, der als Bettler schweift!
Als Jünger dient in Demuth er, bedacht:
Das ist Asketenschaft von Kummer frei.

Sie wandern durch die Lande hin
Und leben lässig, ohne Ernst,
Sind unstet, ungefestigt, feig:
Was frommt es, Reich um Reiche reisen durch?
So laßt uns meiden arge Müh',
Alleinig üben Schauung licht.

Die Höhle hallt von Donnerschlägen wider,
Die Bergeshäupter lodern blitzumzackt:
Im Höhlenbusen sicher sinnt ein Heiliger,
Des Meisters ohne Gleichen Sohnesbild.

Was manche Monde, manches Jahr
Der Jünger wohl gehütet hat in sich,
Das Meisterwort, er legt es dar
Dem Volke, heiter sitzend hochgesinnt.

Wer selber sieht, sieht Andre sehn,
Und Andre nicht sehn sieht er auch:
Wer selber nicht sieht, siehet nicht
Ob Andre nicht sehn, Andre sehn.

Ich hab den Greis gesehn und siechen, kranken Mann,
Gesehn den Toten, ohne Odem, abgelebt,
Bin darum fort vom Haus als Bettler zogen hin,
Verschmerzend, was als Wunsch und Wähnen schmeichelt.

---

und Nonnen Gotamo Buddhos". Diese fragmentarischen Lieder, die bisher noch nie in irgend eine fremde Sprache übersetzt wurden, gewähren einen Blick in die älteste buddhistische Poesie, wie sie im elften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung im östlichen und mittleren Indien blühte. Neumanns Uebersetzung giebt den Originaltext mit philologischer Treue, aber auch mit künstlerischer Feinheit wieder. Aus dem ungewöhnlich interessanten Werk, das in ein paar Wochen bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinen wird, werden hier, mit Erlaubniß des Verfassers und des Verlegers, schon heute einzelne Bruchstücke veröffentlicht.

Hosted by Google

Vor Ungebeugten sei gebeugt
Und vor Gebeugten ungebeugt,
Verweile gern, wo Keiner weilt,
Wo Alles jubelt, juble nicht.

Einst stürmte jubelnd dieses wilde Herz dahin,
Wohin sein Wille, seine Lust, sein Glück es trieb:
Von heut' an werd ich tapfer halten Dich zurück,
Gleichwie der Bändiger den Elephanten zwingt.

Gar wohlig schlummern Weise schlicht,
Gelöst von Weib und Weiberlist,*)
Von Weibern, immer ungewiß,
Von Weibern, ach, so falsch und fein.

Um Tod verdungen, Liebe, Dir,
Ist endlich aller Zoll gezahlt:
Wir wandern heute, wandern heim,
Dahin, wo Harm und Leid erlischt.

Ich kenne Leute, gläubig, vielerfahren:
„Vergänglich", klagen die, „sind alle Güter!"
Und Schmuck ergetzt sie gierig, Goldgeschmeide,
An Weibern, Kindern ist ihr Herz gehangen.

Ach, Diesen mag sich Wahrheit nicht erweisen:
Und nennen gleich die Güter sie vergänglich,
Die Gier, die können sie nicht fassen, fällen,
Gefesselt fest an Weib und Kind und Kammer.

Wer hat ein Herz wie Felsen fest,
Beständig, unverrückbar stark,
Von keinen Reizen angereizt,
Von keiner Regung aufgeregt:

*) Ueber die Weiber im Allgemeinen handelt Anguttaranikāyo, Pañcakanipāto Nr. 229 und Nr. 230. Sie sind, wie schwarze Schlangen, unrein, übelriechend, gefährlich, verderblich, verrätherisch, sind zornig, heimtückisch, giftig vor Gier, doppelzüngig, untreu. Ib., Aṭṭhakanipāto Nr. 17 werden die acht Arten der Fesseln genannt, womit sie den Mann binden: mit ihrer Gestalt, mit ihrem Lächeln, mit ihrer Stimme, mit ihrem Gesang, mit ihren Thränen, mit ihrer Anmuth, mit ihrer Zuneigung, mit ihrer Berührung.

Hosted by Google

Wer solches Herz besonnen hegt,
Woher denn litt' er Leiden je?

Ich hab ein Herz wie Felsen fest,
Beständig, unverrückbar stark,
Von keinen Reizen angereizt,
Von keiner Regung aufgeregt:
Besonnen heg' ich solches Herz,
Woher denn litt' ich Leiden je!

„Es ist zu kühl", „Es ist zu schwül",
„Es ist zu spät", so schwatzt man gern:
Und weil der Mensch nun müssig steht,
Entfliehn die Stunden flugs hinweg.

Wem gleich die Kälte gilt und Gluth,
Als leichte Last, wie Grashalm groß:
In Männerthaten echt geübt,
Vermißt er, tüchtig, keine Gunst.

Die Priesterschnalle, Priesterschnur,
Geweihte Binsen, welken Bast:
Vom Busen reiß' ich Binde, Band,
Will rüstig wirken waches Werk.

Wer da verschiebt auf morgen hin,
Was heute schon zu Thaten mahnt:
Von hohem Heile stürzt er ab
Und rasche Reue stachelt ihn.

Das Werk nur soll gepriesen sein.
Was nicht gewirkt ist, preise nicht:
Wer ohne Ursach redet, rühmt,
Den Weisen wird es offenbar.

Wie lieblich dünkt Erlöschung doch,
Wohin der wache Herr uns weist,
Wo keine Sorge, Sünde fehrt,
Wo alles Elend untergeht.

Durch fünfundfünfzig Jahre hin
Beschmiert' ich schmutzig mir die Haut,
Die Fasten übt' ich Mond um Mond,
Riß aus das Haar mir, aus den Bart.

Hosted by Google

Auf Einem Fuße stand ich, starr,
Entsagte Sitz und Lagerstatt,
Aß trocknen Dreck, der Kühe Koth,
Ein Mittagmahl, ich nahms nicht an.

Und also übt' ich üble Zucht,
In eitel Elend arg verzerrt —:
Da brach der Strom die Bresche durch
Und trieb mich hin zum wachen Herrn!

Gerettet sieh mich rasten heut',
O sieh, wie wohl die Wahrheit wirkt:
Drei Wissenschaften sind geschafft,
Erfüllt ist, was der Herr befiehlt.

Mit Gold umgürtet, reich umreift,
Inmitten ihrer Mägde Schaar,
Zu Hüften haltend unser Kind,*)
So kam zu mir die Gattin mein.

Und als die Mutter näher kam
Mit meinem Kinde, kannt' ich sie,
In seidnen Schleiern, goldnem Schmuck,
Wie schlau der Tod die Schlinge legt:

Und gründlich ward ich aufgemischt,
Ergriffen innig im Gemüth,
Das Elend sah ich offenbar,
Den Unrath ragen rings umher.

Und alle Fesseln fielen ab —
O sieh, wie wohl die Wahrheit wirkt —:
Das Wissen ging mir dreifach auf,
Das Meisterwort, es war erfüllt.

Gar schön bekleidet, schön beputzt,
Bekränzt mit Blumen, reich geschmückt,
Die Füße rosig aufgefärbt,
Pantoffelklappernd kam sie her,

Die Dirne, warf die Sockeln ab
Und kniet' im Staube vor mich hin

*) Die indische Frau hält ihr Kind im Arme, indem sie es, frei beweglich, rittlings gegen die Hüfte stemmt.

Hosted by Google

Und sanft und süß entbot sie Gruß
Und pries mich dann und sprach alsbald:

„So jung hast Du der Welt entsagt,
O weile, komm' in meinen Dienst!
Genieße froh des Lebens Lust,
Ich laff' Dir freudig Geld und Gut.

„Die Wahrheit will ich weisen recht,
Ein Licht Dir zünden leuchtend an:
Wenn einst das Alter Beide beugt,
Als Stütze nur den Stab uns läßt,
Dann wollen Beide pilgern wir,
Das Spiel gewinnen doppelt so!"*)

Da sah ich sie, die flehend bat,
Die Buhlerin, zu Füßen mir,
Gar schön bekleidet, schön beputzt —
Wie schlau der Tod die Schlinge legt —:

Und gründlich ward ich aufgemischt,
Ergriffen innig im Gemüth,
Das Elend sah ich offenbar,
Den Unrath ragen rings umher.

Und alle Fesseln fielen ab —
O sieh', wie wohl die Wahrheit wirkt —:
Das Wissen ging mir dreifach auf
Das Meisterwort, es war erfüllt.

Von meiner Klause stieg hinab
Zur Stadt ich um das Bettelmahl;
An einer Hütte stand ich still,
Vor der ein Aussatzkranker aß.

Von seiner Hand, halb abgefault,
Ließ geben ich den Bissen mir:
Und während er den Bissen warf,
Fiel auch ein Finger mit hinzu.

An einer Mauer hielt ich Rast,
Nahm ein den Bissen, aß ihn auf;

*) Das Spiel doppelt gewinnen, wörtlich: auf beiden Seiten den (höchsten) Würfel mit vier Augen werfen, stellt die beiden Enden dar, das gemeine und das heilige Ziel —: Lust und Erlösung.

Hosted by Google

Und bei dem Schmaus und nach dem Schmaus
Kam nirgend mich ein Ekel an.

Als Atzung alter Speise Rest,
Urin von Rindern als Arznei,
Als Bett der Bäume Wurzelwerk,
Den fahlen Fetzenrock als Kleid:
Wer Das vermocht hat über sich,
Ist Bürger in der ganzen Welt.

Bei jedem Tritte, jedem Trachten triftig,
Im ernsten Weiterdringen unverdrossen,
Mit sich in Frieden, selber froh gefestigt,
Alleingenugsam hier: Den heißen Mönch sie.

Ein Mönch soll nicht gesättigt sein
Mit Speis' und Trank nach derbem Maß:
Mit leichtem Leibe soll er ziehn,
Gebührlich betteln karge Kost.

Vier Bissen nehm' er oder fünf
Als Mahl ein, trinke Wasser dann:
Genug zur eignen Ebbung ists
Für einen Mönch, der muthig kämpft.

Gewänder arm und abgenützt,
Zur Nothdurft dienlich, leg' er an:
Genug zur eignen Ebbung ists
Für einen Mönch, der muthig kämpft.

Wer sinnend sitzt, verschränkten Beins,
Und Regen netzt ihm nicht das Knie:
Genug zur eignen Ebbung ists
Für einen Mönch, der muthig kämpft.

Wer Freude hat als Leid erkannt
Und Leid als spitze Lanzenpein,
Der bleibt von Beiden unbewegt,
Was immer auch geschehen mag.

Daß nur kein Böser nah mir sei,
Kein Feigling, kein verzagter Mann,
Kein roher, kein gemeiner Mensch,
Was immer auch geschehen mag.

Hosted by Google

Der vielerfahrne, weise Mönch,
Der treu getrost in Tugend west,
Des eignen Herzens Heilung sucht:
Der mag zu Scheitel stehen mir.

Wer sich der Sonderheit ergiebt,
Ein Mensch, den Sondersein ergetzt,
Der hat das höchste, sichre Heil,
Die Wahnerlöschung, bald verwirkt.

Wer aber alle Sonderheit
Verleugnet hat, geeinigt ist,
Der hat das höchste, sichre Heil,
Die Wahnerlöschung, bald erwirkt.

Seis nah dem Dorfe, nah dem Wald,
Seis in der Ebne, im Gebirg:
Die Stätte, wo ein Heilger weilt,
Ist ein entzückend schöner Ort.

Entzückend ist der Waldesgrund,
Wo sich die Menge nicht ergetzt.
Ergetzen gierlos Heilge sich:
Sie jagen nicht den Lüsten nach.

Als Schatzverkünder gelte Dir
Ein Mann, der weiß, was trefflich ist,
Der Denker, der das Wort erwägt,
Als Weiser sei er hochgeschätzt:
Verehrung eines solchen Manns
Führt Uebel nicht, führt Wohl Dir zu.

Er lehre recht, er lehre hell
Und halte rein die Ordenszucht:
Als Freund ist er den Guten werth,
Nur Schlechte sehn den Feind in ihm.

Wien. Karl Eugen Neumann.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Jean Jacques Rousseaus Sozialphilosophie. Leipzig, Verlag von Veit & Co.

Wenige sind es, die heutzutage Jean Jacques Rousseaus sozialphilosophische Arbeiten gelesen haben, groß ist die Schar Derer, die ihn mit leidenschaftlichem Eifer kritisiren, ganz unzählbar aber sind die Männer, die auf dem Katheder, im Parlament, in der Literatur und Presse, ohne es zu ahnen, Gedanken dieses Mannes verfechten. Kant ausgenommen, ist vielleicht keinem Denker so häufig wie Rousseau das Mißgeschick begegnet, daß die Kritiker in ihrem Kampf gegen Windmühlen unbewußt die ureigensten Gedanken des Autors selbst zum Besten gaben. Dazu haben freilich beide Philosophen durch ihre eigenthümliche Terminologie mit beigetragen. Hätte Kant die unübersteigliche Schranke unserer Erkenntniß, das Absolute, nicht unter Verachtung des allgemeinen Sprachgebrauches „Ding an sich" getauft, womit man sonst das Gespenst des naiven Realismus bezeichnete, hätte Rousseau nicht, in alter Pietät gegenüber dem Lieblingsterminus des Naturrechtes, Das, was er als Bedingung einer rechtsverbindlichen sozialen Verfassung logisch abgeleitet hatte, in der Formel eines Gesellschaftvertrages zusammengefaßt, so würden heute nicht mehr Tausende von Gebildeten das Märchen nachsprechen, Kant habe an die „Existenz" von Dingen an sich „geglaubt" und Rousseau habe gemeint, unsere Altvordern hätten in grauer Urzeit einst Gesellschaftverträge abgeschlossen. Um solcherlei schwere Mißverständnisse zu vermeiden, galt es, mit der landläufigen Methode zu brechen, die besonders die Anhänger der historischen Schule in ihrer meist wenig bescheidenen Kritik des Naturrechtes nicht zu Gunsten einer exakten Geschichte der Philosophie verwandten. Zur Vergleichung von Gedanken gehören klare und scharf geprägte Begriffe. Darum habe ich, um auf Grund des gesammten, zum Theil bisher in der Literatur überhaupt noch nicht berücksichtigten Quellenmaterials eine klare Darstellung der rechtsphilosophischen Gedankenwelt Rousseaus geben zu können, moderne Begriffe zur Erläuterung nicht verschmäht. Nur so konnte ich zum Beispiel das Verhältniß von Rousseaus Sozialphilosophie und Politik zum früheren Naturrecht, zum Sozialismus und Anarchismus klarstellen. Exakte Geschichte der Philosophie ohne eindringendste systematische Schulung ist eben ein Unding. Es läßt sich nicht feststellen, ob Rousseau ein Revolutionär, ein Naturrechtler, ein Individualist oder ein Staatsabsolutist war, wenn man zuläßt, daß die fundamentalsten rechtsphilosophischen Begriffe zu schillernden, unklaren Schlagwörtern der Tagespolitik werden. Die Manchen vielleicht unerhört scheinende Methode hat mich dann auf Grund einer eingehenden Verarbeitung sämmtlicher einschlägiger Schriften, die der Pädagogik und Politik eingeschlossen, zu der Ueberzeugung geführt, daß der echte Sozialphilosoph Rousseau ein Anderer ist als jener unhistorische Stürmer und Dränger der Alltagsmeinung. Sehe ich recht, so hat, um Einiges herauszugreifen, Rosseau in dem contrat social gerade nicht ein historisches Faktum, sondern einen Maßstab der Rechtsgiltigkeit sozialer Verfassung gesehen, ist Rousseau kein Anarchist, sondern ein Vertreter des Rechts-

Hosted by Google

zwanges, aber auch ganz mit Unrecht der Liebling des vulgären Liberalismus, denn er ist Staatssozialist, auch kein kosmopolitischer Manchestermann, sondern der eifrigste Vertreter nationaler Staatserziehung, kein vulgärer Demokrat, sondern als Urheber der Scheidung zwischen volonté générale und volonté de tous der feinste Kritiker einer rohen Majoritätherrschaft. Man wird begreifen, daß, wenn ich in meiner Kritik zu einer Verurtheilung des rousseauschen Systems gelangt bin, ich andere Wege einschlagen mußte, als es bisher zu solchem Zweck üblich war. Nicht die Kenntniß der Urzeit, nicht historisches Einzelwissen, sondern nur eine erkenntnißkritische Besinnung auf die fundamentale Problemstellung der positiven Jurisprudenz auf der einen, der Politik auf der anderen Seite vermag dem kühnen System dieses Philosophen auch kritisch gerecht zu werden.

Kassel. Dr. jur. Franz Haymann.

Die uralte Weisheit. Von Annie Besant. Aus dem Englischen übertragen von Ludwig Deinhard. Leipzig Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Der geistvollste deutsche Humorist des vorigen Jahrhunderts, Chr. G. Lichtenberg, schrieb einmal: „Wenn es ein Werk von zehn Folianten gäbe, worin von nicht allzu großen Kapiteln jedes etwas Neues, zumal von der spekulativen Art, enthielte und wovon jedes Etwas zu denken gäbe und immer neue Aufschlüsse und Erweiterungen darböte: so, glaube ich, könnte ich nach einem solchen Werke auf den Knieen von Göttingen nach Hamburg rutschen, wenn ich überzeugt wäre, daß mir nachher Gesundheit und Leben genug übrig bliebe, es mit Muße durchzulesen." Ein Buch, wie es Lichtenberg vorgeschwebt haben dürfte, als er diese kühnen Worte schrieb, ist nun das hier angezeigte neueste und reifste Werk von Annie Besant, der in allen Welttheilen durch ihre öffentlichen Vorträge bekannt gewordenen Vertreterin der esoterischen Weltanschauung. Die Mysterienschulen der alten Kulturvölker, der Inder, Egypter, Griechen u. s. w., bilden ein Räthsel, das jedem Gebildeten unserer Tage bei seiner Lecture schon häufig begegnet ist, bei dem er sich aber gestehen muß, daß ihm darüber, was in diesen Schulen eigentlich gelehrt worden sein mag, im Grunde jegliche Vorstellung fehlt. Er tröstet sich aber dann wohl rasch wieder bei dem Gedanken, daß unsere heutige Naturwissenschaft mit ihren auf so hoher Stufe stehenden Forschungmitteln ja doch sicherlich der Natur viel tiefere Geheimnisse abgerungen hat, als sie einem Buddha, einem Moses oder einem Pythagoras bekannt gewesen sein können. Er weiß vielleicht auch, daß Plato von dem Vorhandensein einer uralten Geheimlehre redete, von einer esoterischen Weisheit zum Unterschied von dem exoterischen Wissen, das nur der sinnlichen Wahrnehmung entstammt und darum Jedem zugänglich ist. Er wird aber trotzdem geneigt sein, jene angebliche esoterische Weisheit der Alten für ein kühnes Phantasiegebilde ohne jeglichen Werth zu erklären. Das ist aber eben der große Irrthum, in dem sich die meisten Gebildeten fortwährend bewegen. Wie die uralte Weisheit beschaffen ist, möge der Leser aus dem Buche von Annie Besant selbst entnehmen.

München. Ludwig Deinhard.

Hosted by Google

Striese. Ein lustiges Theaterbuch. Band 1 und 2. Verlag von Max Simson, Charlottenburg.

Es schien mir ein interessanter Versuch, dem lustigen Bühnenleben ein eigenes Organ zu schaffen. Mein Muth war eben so gering wie mein Vertrauen auf die Kauflust des deutschen Publikums und ganz zaghaft wagte ich mich mit meinem neuen Unternehmen in die Oeffentlichkeit. Unsere Humoristen von Ruf lud ich zur Mitarbeit ein und vor einem Vierteljahr konnte ich den ersten Band einer humoristischen Theaterzeitschrift, als Probe gewissermaßen, erscheinen lassen. Mir wurden von vielen Seiten freundliche Worte gesagt, ja, ich erlebte sogar greifbare Erfolge meines Bemühens: das Publikum kaufte meinen „Striese" und versicherte mich durch Zuschriften seiner Sympathie für das Buch. Ich schien also wirklich dem bekannten „dringenden Bedürfniß" abgeholfen zu haben. Keck wagte ich mehr. Ich suchte durch den Buchhandel Abonnenten und fand sie. Freilich darf ich in dieser Beziehung noch keine Vergleiche mit den Herren Mosse und Scherl ziehen, aber ich habe das frohe Bewußtsein, mein lustiges Theaterbuch, das nun vierteljährlich erscheinen wird, auf eine gesunde geschäftliche Basis gebracht zu haben. Eine ganze Schaar von humoristischen Schriftstellern wußte ich zu gewinnen, die mir gern Unterstützung versprachen. Eine Reihe von Jahren gehörte ich selbst der Bühne an; ich habe das heitere Theaterleben in allen Variationen kennen und lieben gelernt und glaube, zu wissen, wie weit das Interesse des Publikums für die Bretter geht, die leider nicht mehr immer die Welt bedeuten. Ob mein „Striese" auch „literarisch" ist? Ich hoffe, wer Sinn für Humor hat, wird auf seine Rechnung kommen. Das ist gewiß eine kühne Hoffnung, aber ich will versuchen, sie zu verwirklichen. Keiner Clique oder „Richtung" werde ich dienen, sondern unbekümmert um Freund und Feind Alles bringen, was das Theater in geistvoller Form glossirt, parodirt und persiflirt.

Charlottenburg. Max Simson.

Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.

Im Geleitwort zu meinem Buch sage ich: „Bismarcks Angehörigkeit und Treue zum niedersächsischen Stamme, seine vollständige Beherrschung der plattdeutschen Sprache, seine Vorliebe für sie, seine Werthschätzung des hervorragendsten Volksdichters im heimischen Dialekt, sowie dessen Verehrung und Begeisterung für den gewaltigen Staatsmann, der auch für das Volk ein Herz hatte: Dies bildet die Grundlage meines Gedenkblattes, das mancherlei gegenseitige Beziehungen und briefliche Aeußerungen zum ersten Male mittheilt." Ich darf hier wohl hinzufügen, daß es vorwiegend heitere und immer charakteristische kleine Züge sind, die beide volksthümliche Männer, die auch in den schwierigsten und ernstesten Lebenslagen nie den Humor verloren, nah zusammen uns vorführt. Da Fürst Bismarck das Manuskript selbst gelesen und gebilligt hat, wird, so hoffe ich, meine Gedenkschrift im deutschen Volk freundliche und freudige Aufnahme finden.

Karl Theodor Gaedertz.

Hosted by Google

Die Toteninsel.

An Arnold Boecklin zum einundsiebenzigsten Geburtstag.

Das ist der Tod. Der Tod ist stilles Gleiten
Durch blaue Fluth auf leicht bewegtem Kahn.
Geheimnißvoll in menschenfernen Weiten
Die Felseninsel ist das Ziel der Bahn.

Das ist der Tod. Hier wird die Welt vergessen
Im tiefsten Meer, umrauscht vom reinsten Lied.
Erhabnen Hauchs begrüßen die Cypressen
Den Kommenden, der von der Schwere schied.

Das ist der Tod. So hast Du ihn bezwungen,
Von grausem Spuk uns künstlerisch befreit
Und hast Dir selbst die Zauberkraft errungen,
Die allen Tod zerbricht: Unsterblichkeit.

Freiburg i. B. Eduard von der Hellen.

Oktoberstimmung.

Selten haben die deutschen Börsenbesucher sich so ernsthaft als Nationalökonomen aufgespielt wie in den letzten Wochen. Eigentlich ging sie selbst die Geldknappheit gar nichts an; zwar hatten die Diskonteure keine Lust, unter den obwaltenden Verhältnissen auf drei Monate hinaus zu disponiren, um so reichlicher boten die selben Quellen aber tägliches Geld. Das wurde besonders an dem Mittag sichtbar, wo ein ganz überraschend ungünstiger Reichsbankausweis bekannt wurde und dann sofort tägliches Geld um $^1/_2$ Prozent billiger zu haben war. Merkwürdig gingen diesmal die Meinungen darüber auseinander, ob der offizielle Satz erhöht werde oder unverändert bleibe. Diese Verwirrung war außerhalb Berlins noch stärker, weil die von dort abgesandten Depeschen, wie immer, den Schein der Informirtheit trugen und, auch wie immer, wenn es sich um diesen Gegenstand handelt, Falsches prophezeiten. Es war ja unsinnig, zu glauben, daß starke Rückflüsse noch ein Auskommen mit einem Zinsfuß von vier Prozent ermöglichen könnten; so starke Rückflüsse mußten in diesem Jahr nach den veröffentlichten Ziffern von Wechseln und Lombard ganz ausgeschlossen erscheinen. Wir haben es eben jetzt mit der Methode Koch zu thun, nicht mehr mit der Methode

Hosted by Google

Dechend. Der frühere Bankpräsident liebte es, rasch einzugreifen, war aber vorsichtig genug, sich mit Erhöhungen oder Herabsetzungen von einem halben Prozent zu begnügen. Herr Dr. Koch ist ein Freund von ganzen Prozenten und wartet deshalb mit den Herauf- und Herabsetzungen gern etwas länger. Die Zeiten haben sich aber auch geändert und man sollte mit der Kritik nicht allzu schnell bei der Hand sein; die Reichsbankpolitik scheint dem fern Stehenden leicht unpopulär. Herr Koch hat gewiß nur mit der Erhöhung auf fünf Prozent gezögert, weil er annehmen mußte, der Privatsatz werde nicht so rasch nachkommen, und weil dann sehr viele Diskonteure am offenen Markt schon bei $4^1/_4$ Prozent eifrig Wechsel kaufen würden. Gerade diese befürchtete Folge würde natürlich dem Laien als eine Wohlthat erscheinen; er würde sich freuen, endlich einmal unser Geld aus seinen Verstecken hervorkriechen zu sehen. Nun hat aber die Reichsbank eine andere Aufgabe als die, gegenüber dem Privatkapital den Vogelfänger zu spielen. Sie muß vor Allem darauf sehen, daß ihren Kassen die langen Wechsel nicht entgehen, da sie sonst ja die Herrschaft über den Zinsfuß und damit auch über ihre Goldbestände verlöre. Deshalb dürfen auch die anderen Notenbanken ihren Zinssatz selbständig erhöhen, aber keineswegs ungefragt erniedrigen. Wieder ein Entrüstungsgrund mehr für den Laien, der nur sieht, wie Berlin den Instituten in München und Dresden die Geldverbilligung verbietet. Uebrigens geschieht es sehr selten, daß, wie jetzt, die bayerische und sächsische Notenbank ihren Satz vor der Reichsbank erhöhen. Einzelne berliner Kommission- und Spekulationbanken hatten seit dem letzten Quartal Sachsen und Bayern liebevoll an ihr Herz geschlossen; und solchen baaren Ansprüchen sind Notenbanken mit einem kleinen Kontingent nicht leicht gewachsen.

Das Zögern des Herrn Koch wurde erst erklärt, als der Moneymarket der Daily News das Ueberwuchern von deutschen Trassirungen auf London eingehend schilderte. Danach scheinen besonders die Banken, die an der Themse Filialen oder Kommanditirungen haben, sehr große Trassirungen vorzunehmen. Da der offene Markt dort, wo man mit $2^3/_8$ Prozent diskontirt, für solche Dreimonatpapiere schließlich nicht mehr zu erwärmen war, kam natürlich die Bank von England an die Reihe. Diese Bank hat für fremde Institute durchaus nichts übrig; aber ich halte es für undenkbar, daß sie auf die Dauer unsere Wechsel abweisen kann. Die Aktienkapitalien und Reserven unserer Großbanken sind weltbekannt, jeder englische Kaufmann weiß, daß diese ersten deutschen Kreditgeber jetzt nicht etwa in Spekulationen, sondern in guten Industrie-Unternehmungen engagirt sind: es ist also sicherlich kein Grund zum Mißtrauen vorhanden. Ohne die Bank von England dürften wir aber wohl auf die Dauer kaum auskommen, denn bis ins Unendliche läßt sich doch das Schreiben von Check-London nicht fortsetzen, mit dem man vorläufig den Berlinern freilich zu $4^1/_2$ Prozent aushilft. Uebrigens war Geld bisher in Berlin und Frankfurt reichlich vorhanden. Nach der Diskonterhöhung werden zunächst deutsche Fonds zurückgehen, denn rechnende Kapitalisten machen sich dann flüssig, um Wechsel hinlegen zu können.

Der stillere Börsenverkehr hatte mit all diesen Dingen wenig zu thun; doch war man um allerlei — oft recht thörichte — Vorwände nicht verlegen. So wurden die Fixer eines Tages beweglich, weil es hieß, die Vereinigten Staaten wollten in China Land erwerben; dabei ist die ganze Auftheilung Chinas durch

Hosted by Google

die Palastrevolution und die Beseitigung des Kaisers wieder in Frage gestellt. Auch Kohlenstrikes werden zwar nicht von den Arbeitern, aber von den Baissiers in Aussicht genommen. Nun aber naht der Winter, wo alle von der Hand in den Mund lebenden Leute mit solchen Kunstpausen vorsichtig zu sein pflegen.

Einige Sorge scheint unserer Hochfinanz die Kaiserreise nach Kleinasien zu machen. Da politische Bedenken wegen dieser Fahrt sogar in der Kreuzzeitung geäußert wurden, hat selbst die Meldung von der Abreise des Herrn Dr. Siemens nach Konstantinopel nicht mehr recht froh zu stimmen vermocht. Besonders wollte man, allerdings an der Börse, von Spannungen mit dem Zaren so Manches gehört haben. Portugiesen wurden gedrückt, weil es angeblich mit der Delagoabai nichts sei. Die Engländer müssen dort unten nächstens die Verwaltung übernehmen; dann muß es sich zeigen, ob man in London übertrieben oder in Lissabon gelogen hat. Die Portugiesen scheinen sich auf das Wort „Vertrag" zu steifen, weil sie weislich den ganzen Handel durch Notenaustausch zu Stande gebracht haben und sich eben so weise auch hüteten, darin von einer Abtretung zu reden. Hindernd könnten übrigens noch die Kortes dazwischentreten, die eine ähnliche Vorlage schon einmal ablehnten; die Briten sind natürlich ihres Parlamentes ganz sicher.

Die Politik Amerikas wegen der Philippinen wird besonders in unseren Handelskreisen mit Spannung verfolgt; aber auch unsere Kapitalisten sind dabei interessirt. Der Präsident scheint für die Annexion zu sein, weil er mit der Strömung schwimmt. Man darf nicht immer nach Spekulanten als den eigentlichen Motoren suchen. Die Union hat eine Bevölkerung, die eine höhere Lebenshaltung als ihr Recht fordert; und ihre bedeutendsten Verbrauchsartikel, wie Kaffee, Zucker und Tabak, sind nach wie vor zu theuer. Sie braucht neue Produktiongebiete, um die Preise zu verbilligen; und wenn man stets den Widerstand Karls Schurz gegen Eroberungen anführt, so wird der Einfluß dieses Mannes gewaltig überschätzt. Einzelne Leute möchten die Erwerbung der Philippinen mit der Uebernahme der kubanischen Staatsschuld kombiniren. Sie berechnen diese Schuld auf 800 Millionen Dollars, die dann die Union sofort in dreiprozentige United States Bonds (d. h. so gut wie in Gold) konvertiren könnte. Das ergäbe eine Verminderung auf 400 Millionen und würde bei 3 Prozent einen jährlichen Zinsendienst von nur 12 Millionen Dollars ausmachen. Damit wären die Philippinen gewiß nicht zu theuer bezahlt. Aber diese Leute vergessen, daß man den Spaniern nicht Etwas abkaufen kann, das sie gar nicht mehr besitzen, daß dagegen das wirkliche Hinderniß in der Haltung der philippinischen Bevölkerung liegt, die bei der Frage, ob sie amerikanisch werden will, doch ein Wort mitzusprechen hätte. Jedenfalls wird für uns der kubanische Tabak bald vertheuert werden, da man in Washington hohe Ausfuhrzölle plant. Ueber angeblich bessere Aussichten der Silbermänner werden jetzt oft falsche Nachrichten verbreitet. Welcher Währung man auch anhängt: sicher ist, daß noch selten die amerikanische Silberpartei weniger Terrain für sich hatte als gerade jetzt. Sie ist sogar in zwei Theile zerfallen: der Osten will den heutigen Zustand beibehalten, der Westen und Süden verficht sein altes Programm auf gleiche Bewerthung von Silber und Gold. Charakteristisch ist das Verhalten Newadas, des Hauptsitzes der Silberproduktion: goldfreundlich, aber keineswegs aus Uneigennützigkeit, denn dort wird auch sehr viel Gold gefördert. Der Irrthum scheint in der Annahme zu liegen, daß, weil die Silbermänner meist

Hosted by Google

der demokratischen Partei angehören, nun diese Partei selbst die Renaissance des weißen Metalles zum wichtigsten Programmpunkt erhoben hätte. Es wird sich vielleicht aber zeigen, daß viele Demokraten im Osten die republikanische Platform annehmen, nur um solcher Mißdeutung zu entgehen.

Die new-yorker Meldung von der angeblich bevorstehenden Eröffnung einer neuen Linie des Norddeutschen Lloyd zwischen den Pacifichäfen und Ostasien könnte darauf hindeuten, daß die Pacificbahnen für eigene Dampferlinien keine Regirungsubvention zu erwarten haben. Das wird aber das Zustandekommen der geplanten Unternehmungen kaum hindern, wie die vielen Schiffsankäufe der Pacificbahnen in England beweisen. Thatsächlich sind ja auch hierzu die Syndikate bereits gebildet. Die bevorstehende Ernennung des Mr. Hill von der Great Northern Co. zum Präsidenten der Baltimore- und Ohio-Bahn hat natürlich im Sinn der ferner Stehenden den Glauben an eine Vereinigung beider Gesellschaften erregt. Doch figurirt hier nur der Privatmann Mr. Hill, der persönlich ausgedehnte Ländereien längs der Baltimore- und Ohio-Bahn besitzt und sein Interesse jetzt durch Massenkäufe in Common Shares bethätigt hat. Die in der Reorganisation begriffene Bahn — im Ganzen finds nur 2046 Meilen — arbeitet zu theuer; sie gilt wegen ihrer Wagen als die schönste Linie der Welt, aber natürlich war die Anlage auch entsprechend kostspielig, denn die Bahn geht durch theures Land, von dem einzelne Meilen mit 150000 Dollars bezahlt werden mußten. Der Betrieb verschlingt 72 Prozent der Einnahmen; die Administratorkunst des Herrn Hill wird, so hofft man, das Verhältniß auf 50 Prozent herabbringen. Was die Lostrennung der Denver-Golf-Bahn von der Union-Pacific betrifft, so meinen Unterrichtete, daß die Linie von ihrer bisherigen Herrin schon wieder genommen werden wird; nur wartet man noch darauf, daß die Denverbahn ihre Ausschreibung von 10 Dollars per Aktie vorher einkassirt; die Union-Pacific, heißt es, müsse diese Linie wegen des Texasverkehres behalten.

Der Zuckerskandal in Aussig soll erledigt sein, seit die brave Pfandbewahrerin, die Oesterreichische Nordwestschiffahrt-Gesellschaft, sich zu einer Abmachung mit der Hamburger Kommerzbank bequemt hat. Die Klage war in Dresden eingereicht worden; ein Urtheil auf eine Millionenentschädigung wäre auch in Oesterreich vollstreckbar gewesen, da jetzt in dieser Beziehung zwischen beiden Reichen Reziprozität herrscht. Immerhin war es sicherer, in Deutschland zu klagen, obgleich ja noch aus den Jahren vor 1866 die Oesterreicher das selbe Aktiengesetz haben wie wir, allerdings ohne unsere Novellen von 1874 und 1885. Die scharfen Artikel, die in wiener Blättern gegen die Oesterreichische Nordwestschiffahrt-Gesellschaft erschienen, waren wohl von Direktoren inspirirt, denen etwas schwül zu Sinn werden mochte, als ein so angesehener Aufsichtrath im Handumdrehen seinen Generaldirektor als eine ganz unbeträchtliche Persönlichkeit hinstellte. Meist machen ja einzelne Direktoren Alles; nur da, wo sie Deckung suchen, pflegen sie eingehend mit dem Aufsichtrath zu verhandeln. Deshalb ist auch die Empfehlung, der Verwaltungrath möge die Geschäftsbücher einsehen, nur von relativem Werth, da es stets viele Separatkonten und andere Konten giebt. Herr von Miquel soll einmal erzählt haben, daß er bei der Diskontogesellschaft eigentlich nie dazu gekommen sei, die Bücher einzusehen oder gar durchzuprüfen. Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

Ein Leser der „Zukunft“ hat mir den folgenden Brief geschrieben:

Verehrter Herr Harden,

seit ich die von Ihnen herausgegebene Wochenschrift lese, verfolge ich mit dem lebhaftesten Interesse Ihre Bemühungen, den Byzantinismus, der besonders seit Bismarcks Sturz sich so breit machen durfte, zu bekämpfen. Viele seiner Auswüchse haben Sie der wohlverdienten Verurtheilung preisgegeben. Einen greifbaren Erfolg vermögen Sie leider nicht zu verzeichnen. Immer mehr sehen wir den Byzantinismus ins Kraut schießen. Nicht selten stieß man zwar in der letzten Zeit auf die Ansicht, er hätte bereits seinen Höhepunkt erreicht und es sei deshalb zu hoffen, daß das deutsche Volk — und vor Allem die deutsche Presse — sich endlich einmal auf sich selbst besinnen und wieder Symptome von Selbstachtung erkennen lassen werde, der eine im Besitz einer Verfassung befindliche Nation sich nicht begeben darf, wenn sie nicht der Befürchtung Raum gewähren will, daß sie ihrer politischen Rechte nicht mehr würdig ist. Wer aber so denkt, wird eines Besseren belehrt werden, wenn er die vor einigen Tagen von der Redaktion eines in Berlin erscheinenden Blattes der Ultrakonservativen an das christlich gesinnte Deutschland gerichtete Aufforderung liest, im täglichen Morgengebet der Jerusalemfahrer und ihres Werkes zu gedenken. Ziehe doch das Liebste und Theuerste, was Deutschland habe, hinauf nach Jerusalem. Das Blatt vertritt nicht nur die Auffassungen der orthodox evangelischen Richtung; oft glaubt Mancher, in ihm auch das Organ des evangelischen Kirchenregimentes in Preußen erblicken zu können. Als uns vor wenigen Monaten der unerbittliche Tod den Begründer des Deutschen Reiches entriß, hüllte es sich gegenüber dem im Volke sich regenden Wunsch nach einer kirchlichen Gedächtnißfeier für den entschlafenen Helden in auffälliges Schweigen. Um so charakteristischer ist nun die vor der Reise nach Palästina an die Gläubigen gerichtete Aufforderung. Ueber die Zwecke, die mit der Reise erreicht werden sollen, zerbricht sich schon lange die politische Welt den Kopf. Russen und Franzosen wittern dahinter Machenschaften, die ihre Interessen im Orient bedrohen. Katholische Kreise wollen in ihr eine protestantische Demonstration sehen. Die dritte Lesart geht dahin — und sie ist wohl in Deutschland am Meisten verbreitet —, daß Wissensdrang und Freude am Reisen die stärksten Triebfedern für die Fahrt waren. Sollte sie doch einen Besuch in Konstantinopel und einen längeren Aufenthalt in Egypten in sich schließen, die beide nach offizieller und offiziöser Versicherung mit der Politik nichts zu thun haben. Und so sehr wir auch berechtigt sind, der offiziösen Presse zu mißtrauen, so dürfte sie doch in diesem Falle die Wahrheit bekundet haben. Denn um der Türkei zu beweisen, daß wir auch ferner auf die Freundschaft mit ihr Werth legen, bedarf es doch wahrlich nicht des persönlichen Erscheinens des Kaiserpaares am Goldenen Horn. Wie meist, dürfte auch hier das Richtige in der Mitte liegen. Bei der Reise verbindet sich das Nützliche mit dem Angenehmen. Warum auch nicht? Damit wird nur ein Grundsatz befolgt, der Giltigkeit für Große und Kleine hat. Es fragt sich aber, ob es dem wahrhaft christlichen Empfinden entspricht, das Gelingen eines solchen Vorhabens zum Gegenstand einer besonderen täglichen Fürbitte zu machen. Daß wir auch unseres Herrschers bei unseren Auseinandersetzungen mit Gott zu gedenken und dem Kaiser zu geben haben, was

Hosted by Google

des Kaisers ist, ist aus dem an den Sonntagen gesprochenen allgemeinen Kirchengebet ersichtlich. Es erscheint auch dem Staatsbürger selbstverständlich, der von seiner eigenen politischen Würde stärker durchdrungen ist, als es sonst in einem monarchischen Staatswesen üblich sein möchte. In dem Kirchengebet handelt es sich aber um die dem Monarchen zufallenden schweren Berufspflichten, deren Erfüllung dem ganzen Vaterlande zum Segen gereichen soll. Wie das Gebet der christlich gesinnten Staatsbürger den Unternehmungen des Herrschers Rechnung zu tragen hat, in denen auch der nur zu begründete Wunsch nach Erholung und Zerstreuung zum Ausdruck gelangt: Das zu entscheiden, ist Sache des einzelnen Gemüthes. Schon der leiseste Wunsch, von außen hierauf einzuwirken, muß als eine Taktlosigkeit gebrandmarkt werden. Wenn uns nun aber empfohlen wird, die Reise nach Palästina mit unseren Gebeten zu begleiten, so sollten sie darin gipfeln, daß die von vielen treuen Vaterlandsfreunden an die Reise geknüpften Bedenken sich als unberechtigt erweisen möchten. Kaiser Wilhelm verläßt auf viele Wochen Deutschland zu einer Zeit, wo mannichfacher Zündstoff in der Luft liegt. Der Umstand, daß die noch auf Kreta vertretenen Großmächte auf Betreiben Rußlands an die Türkei ein Ultimatum gestellt haben, dessen Frist an dem Tage des Eintreffens unseres Herrscherpaares in Konstantinopel ablaufen soll, und die vom Zaren für die Reise von Livadia nach Kopenhagen unter ängstlicher Vermeidung deutschen Gebietes jetzt gewählte Route zeigen so unzweideutig die Erkaltung der sogenannten Freundschaft zwischen Deutschland und Rußland, daß der Chauvinismus in Paris nicht zögern wird, sie für seine Zwecke weidlich auszunützen. Die Dreyfus-Komoedie oder -Tragoedie ist noch nicht zu Ende gespielt und die abermalige Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland ist kaum noch zu leugnen. Nun hat der Kaiser, wie es heißt, mit Rücksicht auf die politische Lage, den Besuch Egyptens aufgegeben, um früher, als anfangs geplant war, zurückzukehren. Der aufrichtige Patriot wird einem solchen Entschluß nur aus vollem Herzen beistimmen können. Aber selbst eine Abkürzung der Reise schließt das Wagniß, das mit ihr verbunden ist, noch nicht aus. Wollen die Deutschen daher in ihren Gebeten auch der Fahrt nach Palästina gedenken, so mögen sie von einer gütigen und gnädigen Vorsehung erbitten, daß das Wagniß gelingen und das Deutsche Reich bis zur Rückkehr des Kaisers vor ernsten Zwischenfällen bewahrt bleiben möge. Nirgends würde ein solcher Gegenstand christlicher Fürbitte Anstoß erregen, während der vom Byzantinismus eingegebene Vorschlag des ultrakonservativen Blattes bei manchem aufrechten Deutschen Widerspruch wecken möchte. In Verehrung grüßt Sie Ihr ergebener W. von Roden.

Der fromme Herr hat leider Recht. Sogar in den Ministerien seufzen die Beamten schon: „Wenn nur diese Reise vorüber wäre!“ Herr von Bülow, Preußens Gesandter beim Vatikan, ist abberufen worden, weil der Papst Frankreichs Anspruch auf das Protektorat über die orientalischen Christen mit Greisenenergie unterstützt. Die Fahrt nach Egypten — nicht um einen „Abstecher“ handelte es sich, sondern um eine für vier Wochen geplante Reise — hat der Kaiser aufgegeben, vielleicht, um weder die Briten noch die franko-russischen Freunde zu ärgern. Bleibend ist in der Erscheinungen Flucht nur die Freundschaft mit dem Sultan, der wahrscheinlich an dem Tage, wo sein hoher Protektor ins alte Byzanz einzieht, dem Drängen des kretischen Vierbundes nachgeben muß. Wir wollen hoffen, daß der Kaiser mit seiner Frau gesund heimkehrt und daß die politisch höchst bedenkliche Sache besser endet, als sie begonnen hat.

Hosted by Google

Das Vermächtniß.

Herr Hugo Losatti stürzt beim Spazirenreiten im Prater vom Pferd und wird sterbend ins Haus seiner Eltern geschleppt. Gehirnerschütterung oder so etwas Aehnliches. Furchtbarer Schreck in der Familie des liberalen Reichsrathsabgeordneten und Professors Losatti. Aber man sieht ja nichts, keine Wunde; also wirds wohl so schlimm nicht sein. Nur Hugo selbst weiß, daß er sterben muß, und möchte, ehe das Bewußtsein ganz verlischt, eine lastende Sorge sich von der Seele wälzen. Er hat ein Kind, einen Knaben. Ganz nah bei den Eltern wohnen sie, hoch, nach dem Hof hinaus, Mutter und Sohn. Das Verhältniß hat nun manches Jahr schon in stillem Frieden bestanden. Ein gutes, süßes wiener Mädel, uneigennützig und treu, ganz weiche Sinnenfreude und anschmiegsame Hingebung. Sie war früher Arbeiterin, lernte den Hausherrnsohn vielleicht in Nußdorf oder beim feschen Strauß kennen und lebt seitdem nur für ihn, bescheiden und seelenvergnügt, von seinem reichlichen Taschengelde. Der Mutter beichtet ers; seine Toni muß mit dem Franzl ins Haus, muß hier ihre Heimath finden; die Schutzlosen dürfen nicht allein stehen, sonst kann er nicht ruhig sterben. Die bethuliche Dame hat sich schon gedacht, daß ihr Hugo irgendwo was Liebes eingemiethet hat; deshalb ist er auch noch nicht der Cousine Agnes verlobt, die ihn bachfischig anschwärmt und deren Mutter noch unter dem ergrauenden Scheitel für den hübschen Neffen erglüht. Ein Kind... unangenehme Komplikation. Aber Mama ist gerührt, ist am letzten Bett des Lieblings schmerzlich bewegt und verspricht Alles. Auch der Papa entdeckt nach einigem Zögern und Zanken sein liberales Mannesherz und wird dem Vorurtheil der Gesellschaft trotzen. Toni und Franzl sollen ihr Leben lang gehalten werden, als wären sie Fleisch und Blut vom Familienleib der Losattis. Sie werden herbeigeholt; und der Kleine wimmert am Leichnam des Vaters aus blassen Lippen: „Papa!" Toni ist gutmüthig und still, Franzl ist schwach, verzärtelt, scheu, aber niedlich. Hugos Vermächtniß wird der Familie heilig bleiben... Aber da ist so ein ekliger Hausarzt. Früher, in den alten Theaterstücken, die der ganzmoderne Sinn so sehr verachtet, hätte er Schäbig, Argheim oder Duckdich geheißen; jetzt heißt er Dr. Ferdinand Schmidt. Denn wir sind Realisten. Dieser Doktor meint, die unverehelichte Wittwe Toni Weber tauge nicht in ein ehrbares Bürgerhaus, nicht neben einen halbwüchsigen Jungen und ein schlankes Jüngferchen das nächstens Frau Dr. Franziska Schmidt heißen soll; Franzl: ja, allenfalls, er ist „Hugos Blut", aber die trauscheinlose Mutter: nein. Da ist ferner Agnesens Mama. Früher hätte sie Frau Wahrmund oder Ohnefalsch geheißen; jetzt heißt sie Frau Emma Winter. Denn wir sind über Kotzebue und Iffland längst hinaus. Diese Frau Winter muß dem edlen Grafen Trast verwandt sein; sie liebt es, wie er, mit schönen Reden über Gemeinplätze zu schlendern und gute Lehren zu geben, die das Publikum

Hosted by Google

gern hört und niemals befolgt. Toni, meint sie, müsse, trotz ihrer Illegitimität und ihrem Kinde, von den Losattis zärtlich gehegt und gepflegt werden; diese Pflicht sei ein hehres Vermächtniß und entspreche außerdem den Geboten höchster und reinster Sittlichkeit. Zwischen Herrn Schmidt und Frau Winter kommt es erst zum Geplänkel, dann zum offenen Redekrieg. Sie spitzen ihre Ansichten nicht zu allgemein giltigen Sentenzen im Dumasstil, denn wir sind Realisten und lächeln aus steiler Höhe stolz auf Thesenstücke herab, aber sie behandeln mit papierner Dialektik den einzelnen Fall doch als typischen Vorgang. Für Frau Winter — aus Lona Hessel vom Grafen Trast, würde es auf Rennprogrammen heißen — sind Frau und Fräulein Losatti; für den von Rosmers Schwager, dem Rektor Kroll, abstammenden Doktor ist Herr Professor Losatti, Ibsens im milden Machtbereich der Neuen Freien Presse akklimatisirter Normalmann vom Helmerstamm. Ein Zufall fördert den Sieg der Männermoral über Weibersentimentalität. Der kleine Franz Weber folgt seinem Vater flink ins Grab. Was soll man nun noch mit Toni? Ein fremdes, lästiges Element. Der Doktor wird ihr sagen, sie solle ihre sieben Sachen packen; natürlich bekommt sie ein ordentliches Stück Geld. Wenn der Stein des Anstoßes weggeräumt ist, werden Biebers wieder mit Losattis verkehren und der liberale Befehder des Grafen Thun wird wieder ein Haus machen können. Aber Toni will nicht, kann nicht allein sein; ein kurzer Mond hat ihr den Liebsten und das Kind geraubt: nun erbebt sie vor der kalten Einsamkeit, bebt, wie Galottis heiße Tochter, auch ein Bischen vor der Gefahr, in die ein neues Gefühl leicht ihre jungen Sinne locken könnte. Ein Freund Hugos hat sich von ihr zurückgezogen, um sie nicht ins Gerede zu bringen. Frau Winter kann ihr das Wittwenhaus nicht als Ruhstatt öffnen, weil Fräulein Agnes dem Plan widerspricht. Der Armen winkt kein Heim, keine Hoffnung auf wärmende Menschengemeinschaft. Sie geht ins Wasser. Und nun wird schnell noch der Doktor bestraft. Fräulein Losatti wird nicht Frau Dr. Schmidt heißen: sie peitscht den Bräutigam mit harten Worten zur Thür hinaus und spricht unter Schluchzen zur gebeugten Mutter, man müsse „gut sein", dann gebe es keine unüberwindliche Schwierigkeit. In der Novelle Maupassants, wo Musottes uneheliches Kind, als ein Vermächtniß der Toten — heißt die Novelle nicht auch L'héritage? —, ins Bürgerhaus aufgenommen wird, lautet die Schlußmoral: qu'il n'y a pas de situation inextricable pour les très-bons coeurs.

Was ich hier erzählt habe, ist der Inhalt des Schauspieles „Das Vermächtniß", das von dem wiener Dichter der „Liebelei", Herrn Arthur Schnitzler, verfaßt und im Deutschen Theater aufgeführt worden ist. Während des ersten Aktes waren die Hörer zunächst gespannt, dann zu Thränen gerührt. Die Effekte sind klug gesteigert, die Sterbestubenluft stimmt zur Wehmuth; und ein hübsches, an der Leiche des Liebsten, der in ihrem Schoß neues Leben schuf, mit dem verkümmerten, mageren Kind knieendes Mädchen: ça ne rate jamais, sagt Sarcey, der seit

Hosted by Google

vierzig Jahren solches Schauspiel sehr häufig sah. Ich fragte mich ärgerlich, warum ich denn nicht auch ergriffen sei, und fand die Antwort: Ich kenne Herrn Hugo Losatti nicht, weiß gar nichts von ihm; daß er vom Pferd gestürzt ist und stirbt, ist schlimm für ihn und traurig für seine Familie; auf der Straße oder in der Sanitätwache würde der Anblick meine Nerven quälen, auch auf der Bühne vielleicht, wenn der alte Sterbeapparat der Romantik aufgeboten wäre; aber der behäbige Herr Rittner, der Realist, zeigt ja ganz deutlich, daß er nicht stirbt, das Sterben nur spielt: wozu sich also erregen? Auch Fräulein Weber kenne ich nicht. So stellt sich nicht nur keine tragische Stimmung, stellt sich nicht einmal menschliche Theilnahme ein. Drüben in der Loge aber betupft eine Dame im schwarzen Perlenkleid, Halseinsatz von weißem Tüll, Federboa, große Brillanten in den Ohren und auf dem Hut, mit dem Tuch die dunkel umränderten Augen: also muß die Sache doch wohl recht traurig sein.... In der Pause forschten neugierige Leute, was nun kommen möge. Unter vielen Möglichkeiten durfte man zwei Lösungen des Konfliktes ersehnen. Toni konnte sich im Hause der Losattis unheimisch fühlen und freiwillig scheiden, — vielleicht, weil ihr zugemuthet wurde, sich von ihrem Kinde zu trennen. Denn das Kind, nicht das Mädchen, dessen Anwesenheit durch eine Nothlüge leicht erklärt werden kann, ist für die bourgeoisen Eltern einer unverheiratheten Tochter eine Last: das „natürliche" Kind verscheucht die früheren vornehmen Freunde des Hauses. Herr Schnitzler ist anderer Meinung; er glaubt, nur das Kind sei zwischen der wienerischen Bajadere und der Bourgeoisfamilie das fest knüpfende Band. Einerlei: Toni selbst mußte sehen, daß in dieser kalten, fremden, korrekten Welt ihres Bleibens nicht sei, und so den Aufathmenden die Erfüllung des Vermächtnisses unmöglich machen. Viel feiner, eines klugen Dichters Mühen besser lohnend schien mir aber die zweite Lösung. Vater und Mutter versprechen in ihrem Schmerz an Hugos Totenbett das Unerfüllbare. Aber Hugo stirbt nicht, Hugo wird durch ein Wunder, wie es die Natur manchmal wirkt, gerettet. Was wird nun geschehen? Die legitime und die illegitime Familie haben einander kennen gelernt, Herr und Frau Losatti haben Fräulein Weber liebevoll umarmt, Franziska Losatti hat sie Schwester genannt und der kleine Franzl ist wie ein rechtes Enkelchen von Großmama, Großpapa und Tante verzärtelt worden. Wo führt aus dieser Wirrniß ein Weg? Heirathen kann der Dr. juris Losatti seine Toni nicht, an Heirathen hat er auch nie gedacht; wie aber löst er sie nun, da sie doch einmal die Weihe bürgerlicher Anerkennung empfangen hat, wieder aus dem Dunstkreis der Professorenfamilie, wie schlängelt sich von der Trauerrührung in die Alltagsinteressen ein schmaler Pfad? Ich wäre dem Dichter gern in solche Tragikomoedie großbourgeoiser Wohlanständigkeit gefolgt; doch schon im ersten Akt lehrte mich leider manches Symptom, daß Herr Schnitzler diese enge Straße nicht wandeln würde. Er bleibt bei den Zufällen, den faits divers der Reporter. Im zweiten Akt stirbt das Kind, im dritten die Mutter. Alles geht glatt auf, wie ein kühl ersonnenes Rechen-

Hosted by Google

exempel. Die beiden Welten prallen nicht auf einander, suchen, betasten, scheiden sich nicht, sondern Herr Schmidt und Frau Winter entwickeln ihre Theorien und ein zufällig eintretendes Scharlachfieber, ein Keuchhusten oder ein Diphtherieanfall sichert dem Doktor den Sieg. Die Perlendame drüben betupft ihre Augen nicht mehr; sie mustert die Toiletten und den Schmuck der Nachbarinnen und sieht gelangweilt aus. Daß Toni Weber bei den Losattis nicht heimisch werden, daß in ihrer Mitte der Armen kein Glück blühen kann, war schon um acht Uhr klar; daß ihr Kind um neun stirbt und sie zu schwach ist, um allein mit dem harten Leben den Kampf zu wagen, hat mit dem tiefsten Thema des Dramas eben so wenig zu thun wie das nett pointirte Gerede der Frau Winter und des Herrn Schmidt.

Dieses Thema war bei den Romantikern, besonders den französischen, sehr beliebt. Alexandre Dumas schrieb 1867 in die Vorrede zur Kameliendame: Toute fille vient au monde vierge. Pour faire cesser cet état de virginité, il faut l'intervention de l'homme. Une fois cette virginité détruite autrement que par le mariage, le déshonneur commence pour elle et la prostitution se présente. Seit Manons und Marions Tagen war es Mode geworden, mit dem Martyrbilde des liebend gefallenen Mädchens die bürgerliche Gesellschaft zu ärgern. Zuerst wählten Stürmer die Ausgestoßenen, die Dirne und den Verbrecher, zu Helden. Dann ließen ruhigere Leute den Verbrecher d'Ennery und seinen derben Genossen und zeigten in der Glorie die reine Maid, die ohne Ring am Finger dem Trauten was zu Liebe thut, und Dumas, der nazarenische Bastard des père prodigue, nahm sich mit Apostelbegeisterung der armen Holden an. Dem Spuk machte Augier, der Bamberger des Dramas, für eine Weile ein Ende; er war der Mann seiner großbourgeoisen Zeit und verkündete, man könne an solchen Mädchen, so angenehm sie für den männernden Jüngling seien, nicht ewig kleben, auch nicht beständig vor ihrem bekränzten Bilde knien, und die bürgerliche Korrektheit habe ganz Recht, wenn sie diese unvorsichtigen Schäfchen von der Schwelle weise, denn draußen dürfe man sich zwar austoben, aber „das Haus müsse rein bleiben." Jetzt kehren, als echte revenants, die romantischen Gespenster zurück. Wir haben die gräuliche Magda und manche andere geschminkte Schöne gehabt und sollen nun Toni Weber lieben, ohne sie zu kennen, nur, weil wir wissen, daß sie „aus Liebe" gegen die Sitte gesündigt hat. Ich weiß: Herr Schnitzler wollte eigentlich nur, wie seit den Wahlverwandtschaften so viele Dichter, die Unvereinbarkeit zweier Welten zeigen; dazu brauchte er das „gefallene Mädchen" nicht, brauchte er nur das ins reiche Haus verschlagene Kleinbürgerkind. Aber die Gespenster der Romantik umspukten ihn; und wenn man ein romantisches Trauerspiel mit der Technik des Realismus putzt, entsteht ein Melodram, — eine unlogische Tragoedie, nach Archers kluger Erklärung. In Herrn Schnitzler lebt ein feines Gestaltertalent; eine persönliche Weltanschauung kann er erst an dem Tage bekennen, wo er sich von dem Vermächtniß der Romantik befreit haben wird. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Oktober 1898.

Scheherſad.

Ueber das Goldene Horn hin lohten die Freudenfeuer, tauchten die theodoſianiſchen Mauern in röthlich glühenden Glanz, ſandten an der Kuppel und den Minareten der Hagia Sofia helle Feiertagsgrüße empor, ſtrahlten auf die bunte Flaggenparade der im Hafen liegenden Schiffe herab und ſpiegelten ſich fern noch im Bosporus und bei den Prinzeninſeln im Marmarameer. Nur die winkligen Viertel, wo im engen Gewirr ſchmutziger Gäßchen die Griechen, Armenier und Juden kümmerlich hauſen, verdeckte gnädig das Dunkel dem entzückt in die lichte Pracht ſtarrenden Blick. Konſtantins Stadt hatte ſich zu der Feierwoche geſchmückt, herrlicher noch als ſonſt zum Beiramfeſt, der Unrath, der ſich in den Straßen am Alltag zu Bergen häuft, war ſauber weggekehrt, ſüße Düfte durchwehten die laue Luft und auf dem Atmeidan hemmten jung welkende Blumen des Wanderers Fuß. Wie ein Rauſch lag es über Stambul, deſſen Bewohnern das ſtrenge Wort des Propheten den Rauſch doch verboten hat, — wie ein leichter, wehloſer Rauſch, der aus dem Anblick von Farben, Lichtglanz und jauchzenden Maſſen entſteht. Ins alte Byzanz, an das nur noch Trümmerſtätten erinnern, ward der Sinn des Betrachters zurückgelenkt, in die frühen Tage der oſtrömiſchen Chriſtenheit, da Nikephoros Phokas als triumphirender Sieger und vergötterter Baſileus in Konſtantinopel einzog, auf goldenen Sandalen, den Leib mit goldenen Binden umſchnürt, das Kreuzſzepter in der Rechten, in der Linken die purpurne Akakia mit dem Staub von geweihten Gräbern, dem Symbol der Auferſtehung. Hat der Märchentraum jener Tage ſich nach einem Jahrtauſend noch einmal erneut? Auf der Hauptkuppel der Sophienkirche prangt Mu-

Hosted by Google

rads bronzener Halbmond und im Innern künden zwischen Marmor und Porphyr große grüne Schilde die dem Islam heiligen Namen des Propheten und der vier ersten Khalifen, künden, daß Mohammed, der den Sieg seiner Sekte über die Byzantiner nicht mehr erleben sollte, in seiner Hauptstadt noch herrscht. Und der Basileus, den nun die Freudenfeuer begrüßen, für den die Blumen gepflückt, die Elendsspuren weggekehrt, die Lüfte mit Wohlgerüchen getränkt sind, kommt nicht als stolzer Ueberwinder, sondern als friedlicher Gast des Großherrn aller Gläubigen. Der Franken mächtiger Kaiser fuhr mit der Kaiserin und einem Troß reisiger Männer übers Meer, um vor dem prunkvollen Pilgerzug in die Heimath des Christenglaubens die Hand des Türkensultans zu drücken... Soll der Islam solchem Beginnen nicht dankbar entgegenjauchzen? Er galt schon als dem Verfall, dem sicheren Untergange geweiht; seit im Osmanenreich die Christen in Schaaren geschlachtet waren, schien die Stunde nah, wo der letzte Enkel der Horde Bajesids aus Europa vertrieben sein würde. Da reckte Germaniens Herrscher den Arm, gewährte den Muselmanen im Kampf wider die Griechen stärkenden Schutz und nannte den Padischah seinen Freund. Deshalb hat Konstantins alte Stadt sich festlich heute zum frohen Empfange geschmückt, deshalb tönt der Jubel des Volkes besonders laut in der Nähe des Merassim-Kiosks, wo, in einem wie von flinken Feenhänden über Nacht gethürmten Zauberschloß, den frommen Christenkaiser neben der frommen Kaiserin im Bereich des Halbmondes, dem das Kreuz weichen mußte, nach des Tages Last erquickender Schlummer laben soll.

Ein deutscher Krieger streift dort einsam umher. Ihn lockt nicht der Schlaf; stärker ist die Lust, sich in der fremden, bunten Welt ungestört umzuschauen. Vom Schwarzen Meer weht ein kühler Wind herüber. Den von Wein, südlicher Sonne und fröhlicher Rede erhitzten Wanderer fröstelts; er knöpft den grauen Mantel zu, schlägt den Kragen hoch, daß er bis ans Kinn des feinen, schmalen Blondkopfes reicht, und schreitet rüstig aus. Zwischen einzelnen Prachtgebäuden sieht er elende Lehmhütten, Brandstätten und Trümmerhaufen, sieht er die dunklen Winkel des vom Lichtglanz verschönten Stadtbildes. Mählich zerflattern die süßen Düfte, ein herber Aasgeruch steigt aus dem Boden herauf und mischt sich üblen Speisedünsten und dem faden Hauch der welkenden Blumen. Der Jubel verhallt; die Massen sind müde und suchen ihr Lager auf; das Festkleid beginnt leise zu modern. Eine verfallende Welt, die seit Jahrhunderten schon kein kräftiges, eigenes Leben mehr kannte, das Heim eines versklavten

Hosted by Google

Volkes, das der Menschheit nie ein wichtiges Wort zu sagen hatte und nun, untüchtig zu jeder gesunden, vorwärts führenden Entwickelung, nach dem Befehl des Propheten die Fasten hält, Gebete lallt und nach Mekka blickt. Keine freie Geistesregung, keine Sehnsucht nach einem Wirken ins Weite; nur ein dumpfes Hindämmern von einem zum anderen Tag. Wohin das Auge blickt: überall ein erborgter, unechter Glanz. Den Truppen fehlt der Sold, die Beamten sind, um sich zu nähren, gezwungen, mit List oder Gewalt den Bürgern die letzte Münze abzupressen, der geringe Rest der Volkskraft erlahmt unter der Steuerlast, — aber die Herrenlaune des Sultans verstreut Schätze, um ein Fest zu rüsten, wie das Abendland es in seinen reichsten Epochen nicht sah... Und doch kann der in strenger nordischer Sitte erwachsene Jüngling der weichen, einlullenden Zaubermacht des Orients nicht widerstehen. Nirgends schreckt ihn ein Seufzer, ein Jammerruf; dieses Volk lebt und stirbt lautlos, ohne Klage und Vorwurf. Allah will es, der Große, und Mohammed ist sein Prophet. Sanft plätschert das Wasser an die Küste; leise weht der Nachtwind über die üppig gediehenen Pflanzen; hier und da kauert in dichtem Tabaksqualm ein schweigsamer Muselmane vor seiner morschen Hütte; und durch das dünne Holzgitterwerk der vornehmen Häuser glaubt der Wanderer die Athemzüge schöner, mit Rosenöl gesalbter Schläferinnen zu hören, die der feiste Eunuch im nächsten Augenblick vielleicht auf das Lager des lüstern erwachenden Gebieters ruft.

Am Thor von Top-Kapussi rastet der blonde Krieger. Hier drangen die Türken stürmend einst in Konstantins Stadt, hier fiel der letzte Palaeologe. Eine schlechte Ruhstatt für einen Christen, der von Luther gelernt hat, daß ein Tod im Türkenkrieg „zu suchen wäre an der Welt Ende, wenn das Stündlein da ist." Weiter; nach Solimans Moschee. Der Friedhof, ein prangender Garten, ist offen und der Franke steht vor den Grabmalen Solimans und Roxolanes, steht und sinnt und kann das Schlüsselwort zu dieser schlummernden Wunderwelt nicht finden, die so schön ist und doch so arm, so bunt und in ihrer Buntheit dennoch so fahl... Da schleicht auf zierlichen Füßen eine verschleierte Schöne herbei. Ihr Haar duftet nach arabischen Narden, auf ihrem seidnen Gewand und unter dem zarten Gewebe, das Hals und Arme verhüllt, glitzern köstliche Steine. Will sie am Grab der Sultanin beten? Oder ist sie in schwüler Laune dem blonden Fremdling gefolgt, den der straffe Gang schon als Franken verrieth? Ruhig, als bannte kein Herrengebot sie in den Harem, setzt sie sich neben Roxolanes Gruft in den feinen Sand, schlägt den Schleier zurück, blickt dem Germanen-

Hosted by Google

krieger ins staunende blaue Auge und nennt ihren Namen. Scheherſad iſts, die Märchenerzählerin. Tauſendundeine Nacht hat ſie mit ihren Geſchichten einſt dem ſchlummerloſen Statthalter des Propheten verkürzt; nun will ſie dem Fremden die Wunderwelt deuten, die er in ſeinem Sinnen eben noch ſchmähte. Von Chosruſcha ſpricht ſie, von Harun al Raſchid und Sindbad und von der unvergänglichen Macht und Herrlichkeit des iſlamitiſchen Reiches. Ihr Haar duftet ſüß und die Muſik ihrer Glieder begleitet die Rede.

Während ſie ſpricht und mit ſilberner Stimme ſonnige Bilder malt, auf denen Prachtpaläſte zwiſchen güldenen Mauern himmelan ragen und geputzte Menſchen in feiner Genußfreude ſchwelgen, entſteht in der Seele des ſtumm lauſchenden Mannes aus dem Norden ein anderes Bild. Auch ſeinem Auge taucht eine orientaliſche Stadt aus dem Nebel. Eine kleine, armſälige Stadt mit winzigen Häuschen, über die im Winter ein kalter Wind hinfegt. Die Umgegend iſt lieblich, das Volk von heiterem, zutraulichem Weſen und die Frauen, die ſich abends zum kurzen Plauderſtündchen um den Brunnen verſammeln, zeigen den ſyriſchen Typus all in ſeiner ſchmachtenden Grazie. Der Horizont iſt in der Thalfalte beengt; wenn man aber höher ſteigt, ſieht man die ſchöne Linie des Karmel, die rundliche Fülle des Tabor, das Jordanthal und die Hügel des Landes Sichem. Nach Norden hin dringt der Blick bis zum Hermon, im Süden reicht er bis nach Samaria und dem dürren, traurigen Judäerlande. Da iſt keine Pracht, kein Goldglanz und kein bunter Prunk. Und doch lebt und wirkt da nach neunzehnhundert Jahren noch Etwas, das den frommen Lamartine in den Staub riß und ihn das blaue Felsgeſtein andächtig küſſen ließ. In dieſem Boden ruht das Gebein Joſephs, des Zimmermannes, ruht das Sterbliche der ungezählten, unbekannten Nazarener, die niemals die enge Stadtgrenze überſchritten. In dieſer lachenden und doch großartigen Landſchaft lehrte der Hazzan den Knaben Jeſus am Quell aller Weisheit den erſten Jugenddurſt ſtillen. Kein Freudenfeuer lohte über die esdreliſche Ebene und lockte zur Feſttagsluſt, aber das große, reine Licht ſtieg von dort der Menſchheit empor und die frohe Botſchaft rief das Gewimmel der Armen herbei, — rief Jeden einzeln zu einzelnem Werk. Die Chriſtenlehre hätte nicht die Judenheit und Rom überwunden, das Chriſtenthum wäre nie geworden, was es ward, wenn es nicht Jedem eine perſönliche Sache geweſen wäre, eine Gewiſſensangelegenheit, die der Einzelne ſtill nur mit ſich ſelbſt auszumachen hat. Statt der römiſchen und jüdiſchen Dogmen, in deren dumpfen Iſolirzellen frei geborene Geiſter luftlos verkümmern mußten, bot es den Gläubigen ein weithin ſich

Hosted by Google

ſtreckendes Feld, das Jeder aus der Gemeinde nach eigenem Gefallen anbauen durfte. Auf dieſem unirdiſchen Felde ſchaltete kein Herrſcher: Brüder ſchufen da einträchtiglich neben einander und bereiteten ſich nach des Tages Arbeit für die kommende Herrlichkeit, die Jeder wiederum anders träumte. Armer Leute Kind und ſelbſt ſein Leben lang arm war der Milde, der die Menſchen aus irdiſchen Banden löſen und zu einer höheren Geiſtesgemeinſchaft vereinen wollte; er brachte ihnen nicht zeitliche Schätze, aber die innere Freiheit und die Gleichheit vor ſeinem Gott, nach dem Wort des Galaterbriefes: „Hier iſt kein Jude noch Grieche, hier iſt kein Knecht noch Freier, hier iſt kein Mann noch Weib, denn Ihr ſeid Allzumal Einer in Chriſto Jeſu.“ Für dieſe beſeligende Gewißheit, die den neuen Glauben Roms Herrſchern verhaßt machen mußte, litten und bluteten die Galiläer und durch ſie ward ihnen nach Martern und Qual endlich der Sieg. Damals lockerte ſich der Goldreif auf dem Haupt der Caeſaren; und der nordiſche Dichter, der im Chriſtenreich ſehnend die Hellenenſonne ſuchte, hat dem Zorn und der Angſt der vorher Allmächtigen den Ausdruck gefunden, als er den Apoſtaten unter den Trümmern des Apollotempels ſtöhnen ließ: „Dieſer Jeſus Chriſtus iſt der größte Aufrührer, der je gelebt hat. Brutus und Caſſius mordeten nur den einen Julius Caeſar, er aber mordet Caeſar und Auguſtus überhaupt. Oder iſt an einen Vergleich zwiſchen Kaiſer und Galiläer zu denken? Iſt für Beide zuſammen auf der Erde Raum? Und der Galiläer lebt, ſo feſt auch Juden und Römer ſich einbildeten, ihn getötet zu haben; er lebt in den aufrühreriſchen Herzen der Menſchen, in ihrem Trotz und Hohn gegen alle ſichtbare Macht. ‚Gieb dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt‘! Niemals hat Menſchenmund ein tückiſcheres Wort geſprochen. Was lauert dahinter? Was und wie viel kommt dem Kaiſer zu? Dieſes Wort iſt wie eine Streitkeule, die dem Kaiſer die Krone vom Haupte ſchlägt.“ Kein Chosruſcha und kein Harun al Raſchid hat mit ſeinem Propheten je ſo zu hadern gehabt; die Khalifen durften vergnügt über dumpfſinnige Sklaven herrſchen, durften die Männer morden und die ſchönſten Jungfrauen für ihr Bett mäſten und ſalben. Der Prophet vertrug ſich ſtets mit dem Padiſchah. Die Männer frohndeten weiter, die Frauen kicherten und naſchten, pflegten den Leib und lernten von ſchlauen Alten verbuhlte Künſte oder kürzten durch Märchen dem Herrn die ſchlafloſe Nacht... Der Islam faulte, das Chriſtenthum erwuchs zu ungeahnter Kraft. Die Stadt Konſtantins, den ſehr weltliche Gründe zum unfreiwilligen Bekenntniß des Galiläerglaubens trieben, mag ſich in das bunteſte Feſtgewand hüllen: ihrem ſtarren

Hosted by Google

Boden entsprießt kein der Menschheit nützlicher Keim. Nazareth lebt uns und Konstantinopel modert in geliehener Pracht.

Was erst nur den horchenden Sinn umfing, hatte sich dem Germanen bald auf die bärtige Lippe gedrängt. Er sprach nun; und Scheherfad lauschte, wagte nur manchmal schüchtern in Flüsterlauten noch einen Einspruch. Er wußte Besseres zu berichten als Sindbads Abenteuer und die anderen Märchen aus Tausendundeine Nacht. Vom Papst Urban und vom byzantinischen Kaiser, der das Abendland gegen die heidnischen Seldschuken aufrief, redete er, von Piacenza und Clermont, von Gottfried von Bouillon und Welf von Bayern. Wie die Massen in einem Begeisterungtaumel der Kreuzfahne folgten, um das Heilige Land von den Ungläubigen zu säubern, seit in Clermont zum ersten Male der Ruf ertönt war: Deus lo volt! Wie später Bernhard von Clairvaux mit der Macht seines feurigen Willens die Geister entflammte und nicht Ludwig von Frankreich nur, — nein, auch den lange dem Plan abholden Deutschen König Konrad in den Christenkampf trieb und wie, allen Unbilden und üblen Erfahrungen zum Trotz, bis in die Tage Ludwigs des Heiligen der Wunsch wirksam blieb, zu dem der Weg schon in dem Wort des Lucasevangeliums gewiesen war: „Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolget, Der kann nicht mein Jünger sein." Der Germane sprach; und ihm wurde in der Nachtkühle warm. Er warf den grauen Mantel neben sich in den Sand und sprach von dem Kreuz, von der Liebe, deren Leben spendender Strahl im rauhen Norden solche Wunder wachsen ließ.

Murads bronzener Halbmond blinkte von der Höhe der Hagia Sofia herab. Langsam verglommen die Freudenfeuer. Der fromme Christenkaiser ruhte im hastig aus dem Boden gezauberten Märchenschloß längst wohl schon neben der Kaiserin im stärkenden Schlaf. Verblichen war nun der Glanz, still und traurig lag die vor ein paar Stunden noch von heiterem Leben erfüllte Stadt und nur ein Bettler schlich mitunter einher, um in den öden Straßen einen Knochen, eine verlorene Münze zu suchen. Neben dem nordischen Krieger kauerte noch das süß duftende morgenländische Weib. Der schwarze Blick starrte thränenlos auf das Grab der Sultanin. „Wie war das seltsame Wort? ‚Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolget...'" Scheherfad löste die Perlen aus ihrem Haar, das glitzernde Geschmeide von ihrem Kleid, schlug den Schleier vor das bleiche Gesicht und stand auf, um beim Dämmern des neuen Tages den Siechen und Armen Trost und Hilfe zu bringen.

Hosted by Google

Die bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft.*)

Wie fängt es Reinhold an, die gegenwärtig „wichtigste Aufgabe des öffentlichen Lebens in Deutschland" zu lösen, d. h. den Sozialismus der Gelehrten theoretisch und praktisch loszuwerden? Das geschieht sehr einfach. Reinhold stellt gegen uns den „wirklichen Menschen" wieder her, indem er „die bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft", die Kräfte, die den wirklichen Menschen in seinem wirthschaftlichen Thun und Lassen bestimmen, zur Kenntniß und Nachachtung bringt. Die bewegenden Kräfte des wirklichen Menschen Reinholds sind nun zwei metaphysische „Dinge an sich", eine Höllen- und eine Himmelsgewalt. Nämlich erstens der alle Kraft- und Lebensäußerung bewirkende „Wille" als „Weltdespot", der nicht nur auf zwanzig Seiten besonders beschrieben, sondern auch sonst hundertmal „wie Banquos Geist" heraufbeschworen wird; diese erste der zwei bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft ist stets „lebendig und weiter wüstend", wird auch die „Urkraft der Welt" genannt, ist in alle Individuen, Thierleiber, Pflanzenkörper und Zellen — wohl auch in die Molekeln und Atome der anorganischen Welt — zerstreut; er unterhält in allen Wesen das doppelte Feuer unbändigen Freiheitdranges und unersättlicher Habsucht und befindet sich im „Primat" über die Intelligenz. Dazu kommt die zweite bewegende Kraft der Volkswirthschaft, nämlich „die Idee" im Sinn Hegels, die den Weltdespoten, den absoluten Willen, wenigstens in unseren Tagen, in der noch näher zu bezeichnenden Weise sich angeblich versklavt. Der wirkliche Mensch Reinholds ist Beides zugleich, absoluter Wille und absolute Idee, in ihm sind die beiden jenseitigen Gewalten ohne Möglichkeit einer Ehescheidung verkoppelt; der wirkliche Mensch Reinholds ist ein siamesischer Zwilling des Jenseits im Diesseits. Er ist „das Gefäß aller Dämonen, zugleich leidend und Schmerz bereitend", „eine Lichtgestalt der Idee und ein aus dem Himmel gestürzter Teufel". Vor den Konsequenzen dieser harmonischen Grundanlage des „wirklichen Menschen" hat der nach Reinholds Phantasie stets in Widersprüchen sich wälzende „Gelehrten-Sozialismus" das Gewehr zu strecken. Und der Gelehrten-Sozialismus wird nicht umhin können, zu gestehen, daß er diesen „wirklichen

*) S. „Zukunft" vom 1. und 8. Oktober 1898.

Hosted by Google

Menschen" Reinholds nie zuvor gesehen hatte, als er sich zu dem „geräuschvollen Schwindel" der Sozialreform fortreißen ließ. Wahrscheinlich hat Keiner von uns Fünf weder die Lichtgestalt der Idee noch das Gefäß aller Dämonen, den vom Himmel gestürzten Teufel im Menschen, während seines ganzen Lebens je einmal gesehen; von mir persönlich kann ich Das ganz bestimmt versichern. Desto mehr werden wir, wie ich meine, berechtigt sein, von Reinhold den Beweis dafür zu verlangen, daß sein, nicht unser Mensch, „der wirkliche Mensch" ist.

Was ist denn unser „wirklicher Mensch"? Er ist weder Engel, noch Teufel, noch Beides in einer Person, noch bald das Eine, bald das Andere, sondern eben der Mensch der empirischen Individual- und Sozialpsychologie, die ihr Garn nüchtern auf dem Himmelskörper der Erdenklöße laufen läßt, und auch nicht eine Treppe hoch, in den Himmel oder in die Hölle der reinholdischen Metaphysik, sich versteigt. Der wirkliche Mensch ist uns erfahrungsgemäßer Wille, Intellekt, Gemüth, eingeschlossen in den höchst organisirten Leib, den die Erdenschöpfung hervorgetrieben hat, mit starken, aus seiner organischen Naturheit nothwendig hervorbrechenden Trieben, ein Wesen, in dem zwar nach Schiller Hunger und Liebe stark genug walten, um allein schon das soziale Getriebe im Gang zu erhalten, aber auch ein Wesen, das immer intelligenter wird und immer mehr einsieht, daß „die Bejahung des Willens zum Leben" bei vereinter Führung des Daseinskampfes, bei Arbeitstheilung und Arbeitvereinigung, kurz bei der Sozialökonomie am Besten fährt, jedenfalls viel besser als beim immer „weiter Wüsten" des Willens jedes Einzelnen für sich, besser als beim „Kampf um die Weide", endlich ein Wesen, das, indem es durch fortschreitende Intelligenz dem Willen zum Leben immer größeren Spielraum erobert und von der bestialen, isolirten zur nicht bestialen, gemeinsamen Führung des Daseinskampfes sich langsam und nicht ohne arge Rückfälle erhebt, auch von jenem praktischen Idealismus sich erfüllen läßt, der geistreich „die Wirklichkeit auf Distanz" genannt worden ist, aber allerdings nicht die reinholdische „reine Wirklichkeit" der Idee Hegels bedeutet. Diesen unseren wirklichen Menschen hätte Reinhold doch wirklich als Hirngespinnst unserer vom Weltdespoten und von der absoluten Idee verlassenen Phantasie nachweisen müssen, damit die von uns verführte Gegenwart desto mehr an Reinholds wirklichen Menschen glaube und sich von der vollendeten Nichtigkeit des „Gelehrten-Sozialismus" desto leichter überzeugen lasse. Diesen Beweis hat er jedoch gänzlich unterlassen. Ob ihm die Trauben zu sauer waren? Ich will darüber noch nichts sagen. Ob Reinhold seine Methode der metaphysischen Heischungen vom Willen und von der Idee für unsere so wahngläubige Zeit des Beweises nicht mehr bedürftig erachtete? Ich kann darauf erst später antworten. Zunächst muß ich die metaphysische Zwickmühle,

Hosted by Google

in der wir von Reinhold, wie Max und Moritz am Schluß ihrer Schandthaten, gemahlen werden, den Lesern vorführen.

Da ist die erste bewegende Grundkraft, der Wille. Er ist durchaus nicht nur menschlicher Wille, er ist Weltwesen, wirklich der „Weltdespot", und geräth sich durch die verschiedenen Erdenwesen, in die er zerstreut ist, überall selbst in die Haare; der gute alte Gott, der die ganze Welt geschaffen und erhalten hatte, erscheint da vollständig entthront. Ich will Reinhold selbst reden lassen: „Der Wille hat als Keim, als Zelle, den immanenten Drang, zu wachsen und alles fremde Leben zu verdrängen. Er sucht als Pflanze so viel Nahrung aus dem Boden zu ziehen, wie er kann. Die anderen Wesen haben, mit dem selben Trieb begabt, das volle Recht, ihm entgegenzuwirken, aber jener Druck und Drang bleibt. Er ist in ewiger Spannung vorhanden. Der primäre und absolute Wille ist der Gott der Wirthschaft: allgegenwärtig und allmächtig, so lange ihm nicht Neben- und Gegengötter entgegenstehen. Er vollzieht das Gesetz seiner Natur, wenn er vordringt und Alles verschlingt oder unterjocht." Also auch auf dieser schlechten Erde ringt der Hauptgott mit widerspenstigen Neben- und Gegengöttern, die von Freiheitdrang und Habsucht gleich sehr besessen sind. Ich habe gar nichts dagegen, wenn Reinhold metaphysisch nach der Einheit des Weltgrundes sich umsieht, ob man diesen nun Willen, Substanz, Unbewußtes, Urkraft oder sonstwie nennen will. Etwas Anderes aber kann ich bei dieser neuen Grundlegung der Nationalökonomie nicht begreifen: daß Reinhold die besondere Art, wie der absolute Wille im Menschen waltet, einer besonderen Beachtung kaum würdigt. Daß der absolute Wille in dem Menschen auf eine ganz eigenthümliche Weise „vordringt", daß der menschliche Wille „den immanenten Drang, zu wachsen und alles fremde Leben zu verdrängen", gerade durch Zusammenstehen zu Schutz und Produktion und durch eine nach der Leistung bemessene Vertheilung der Produkte vereinigter Lebensarbeit auf das Wirksamste geltend machen kann, daß für den Menschen wenigstens das Mit- und Füreinanderarbeiten am meisten Leben, ein nicht gerade hölliſches Leben, sondern auch eine von nur sehr Wenigen gern aufgegebene angenehme Gewohnheit des Daseins ergiebt, daß die kapitalistische Volkswirthschaft das höchste Maximum von Leben gegen geringere Kraftopfer und Mühen ergiebt, als es je in einer früheren Epoche der Fall gewesen ist, und zwar gerade nach Auffassung des „Gelehrten-Sozialismus": diese Kleinigkeit kommt für Reinhold nicht in Betracht. Bisher haben alle Nationalökonomen nach ihrer Erfahrung vom wirklichen Menschen geglaubt, daß es eine Sozialökonomie gebe, daß der Kapitalismus hochgradige Sozialökonomie darstelle. Nach Reinhold ist diese Annahme eigentlich eine Verirrung von mir und von Adolph Wagner. Die Annahme, daß in der Art der Führung des Daseinskampfes mit der Natur

Hosted by Google

und zwischen den Menschen ein Fortschritt vom Bestialen ins weniger Bestiale eingetreten sei, ist nach Reinhold, obwohl er diese Annahme gelegentlich selbst auf das Bestimmteste ausspricht, eine „Fälschung" von uns und „wider die Wahrheit der Dinge". Der „primäre und absolute", der immer „weiter wüstende", „verschlingende und unterjochende", „atomistische" Wille, ist „der Gott der Wirthschaft" allen „Neben- und Gegengöttern" gegenüber.

Die Volkswirthschaft ist nach Reinhold sozusagen eine grauenhafte permanente Götterschlacht auf Erden, von der vielleicht nur die pergamenischen Alterthümer zu Berlin eine Vorstellung, wenn auch nur eine allegorische, ermöglichen. Und Alles nach der Natur des „wirklichen Menschen"! Das durch den Weltdespoten „grauenhafte Wesen" bleibt immer mit sich so im Einklang, „daß wir von ihm nichts Gutes erwarten können," daß der Mensch „ein cynischer Selbstsüchtling ist und daß er Dies ewig bestreiten wird", — worauf ich, was Reinhold betrifft, noch zurückkommen werde. Und doch ist dieser cynische Selbstsüchtling, wenn Reinholds Motto ernst gemeint ist, „ein geborener Idealist". Ganz besonders fin de siècle; denn nach Reinholds Vorwort „liegt in der an allen Stellen gesteigerten Mitarbeit fühlender, wollender, über die eigene Enge hinaus wachsender und das Beste suchender Menschen die eigentliche Größe unserer Zeit und die Freude am Dasein."

Die „gelehrten Sozialisten" können hiernach die selbe Freude auch an Reinhold haben; denn von den das Beste suchenden Menschen wird er uns nicht gerade ausschließen wollen. Und darum soll nicht Reinholds Pessimismus und Weltdespot, sondern sein Optimismus und sein Arbeiten mit der Idee hier zuerst der Kritik unterzogen werden.

Der Optimismus, in den sein Pessimismus ausklingt, ist nicht zu begreifen, wenn man darüber Reinhold sich nicht selbst aussprechen läßt. Deshalb, und um sich zu vergewissern, ob auch Wolle dahinter ist und nicht nur leeres Stroh zum Schein gedroschen wird, muß dem Optimismus Reinholds scharf auf den Grund gesehen werden. Den Worten und Kernsprüchen nach ist nun der sozialreformatorische Idealismus in einem Grade zu finden, gegen den aller Reformidealismus der gelehrten Sozialisten verblaßt, jedenfalls nur cant ist. Dieser Optimismus ist sogar entschieden staatssozialistischer Art; denn durch den Staat will „die Idee" demnächst dem alten bösen Weltdespoten sich vermählen; daß die Größe unserer Zeit eine idealistische nach dem Vorwort ist, wurde schon angeführt. Schon auf Seite 60 heißt es weiter: „Der Politik entgeht kein Gebiet des praktischen Lebens, sie kann die in der Gesellschaft atomistisch oder in Gruppen (also auch nicht atomistisch?) sich bekämpfende Welt des Willens nach vorbildlichen Ideen gestalten"; „politische Schöpferkraft zwingt dem Wollen sein eigenes formales Gesetz und den sicher wirkenden Mechanismus auf, der wie eine Maschine als ‚eiserne Vernunft'

Hosted by Google

wirkt." An anderer Stelle drückt sich diese „eiserne Vernunft" des staatssozialistischen Optimismus bei Reinhold weiter wie folgt aus: „Die ungeheure Entwickelung der gerade auch im Sozialismus erscheinenden Idee der genossenschaftlichen Gemeinschaft hat der klassischen Staatsidee einen neuen weltgeschichtlichen Impuls gegeben, dem dringenden niederen wie höheren Bedürfniß und seiner gemeinsamen Verwirklichung einen entschiedenen Zug auf das Diesseits angewiesen." Ferner: „Im Bewußtsein des ausgehenden Jahrhunderts wird sie (die Politik) gefordert von der Welt des Willens wie von der Welt der Vorstellung. Die Begierde und die Idee sind im Bunde, um ein wohnlicheres Haus für Alle einzurichten. Ueber den hier drängenden Willen braucht kein Wort gesagt zu werden. Aber die Gewalt des Gedankens und der unwiderstehliche Reiz des vorgestellten Idealbildes erweisen sich hier wieder als weltbewegende Mächte. Die Ideen des Entwickelungsgesetzes und des sozialen Gesetzes entsprechen dem immer stärker werdenden inneren Gebot der rationalen Lebensgestaltung. Die Herrschaft der Vernunft wird dem modernen Geschlecht immer mehr ein Glaubenssatz. Man läßt sich die Ueberzeugung nicht rauben, daß ‚ein allmähliches Sichheraufarbeiten der höheren psychischen Kräfte über die niedrigen, der humanen über die animalischen stattfindet'. Die aus der freien Weltbetrachtung entwickelten Ideen erscheinen der Menschheit als ein Sittengesetz, das seine soziale Verwirklichung im Staat fordert. So ist es denn aus inneren Gründen erklärt, weshalb alle moderne Entwickelung immer mehr dahin drängt, Politik zu werden und eine umfassende, von bewußtem und einigem Willen geleitete Lebensgestaltung, die im Staat und in der internationalen Völkergemeinschaft Stoff und Form zugleich findet."

So überschwänglich optimistisch hat kein Staatssozialist — ein solcher bin ich nie gewesen — von der Leistungfähigkeit der Sozialpolitik geredet, Reinhold spricht es aber auf einer der letzten Seiten seiner Schrift in gesperrter Schrift nochmals aus: „Die große und schwere Aufgabe der Gegenwart besteht darin, auf dem Grunde des theoretischen Pessimismus einen praktischen Optimismus zum Durchbruch zu bringen, der sich zugleich muthig an die speziellen Probleme der Zeit heranmacht und nie das Gefühl seiner Schranken verliert." Da hätte uns wirkliche Menschen Reinhold nicht mehr damit zu ängstigen gebraucht, daß „nichts nöthiger ist als die von Kant gezeigte Höllenfahrt des Geistes."

Ich muß Reinholds Optimismus noch weiter reden lassen, um zeigen zu können, ob er prinzipiell berechtigt ist, mir Fälschung „wider die Natur der Dinge" deshalb vorzuwerfen, weil ich einen geschichtlichen Fortschritt in der Art der Führung der menschlichen Daseinskämpfe vom Bestialen zum minder Bestialen annehme. Da heißt es, und zwar in der programmatischen

Hosted by Google

„Schlußrechnung“: „Der zugleich scheue und gewaltthätige Barbar, der blut- und beutegierige Feind entwickelt sich zu dem berühmten politischen Geschöpf, das die Idee des Rechtes und des Staates erzeugt, die ihn von den Thieren in eine Welt der Sittlichkeit emporhebt. Auf dem gegebenen Boden des Willens und angesichts der urkundlich bezeugten Geschichte ist diese Wiedergeburt und Verklärung des Menschen als Geistwesen so überwältigend, daß in der That nicht abzusehen ist, bis zu welcher Höhe jene Entwickelung steigen kann und wie weit die auf diesem immer besser gebahnten Weg begonnene heilige Pilgerreise geht.“ Und weiter: „Die Summe des Willens ließ ein düsteres Bild und eine im Sinn des Menschenfreundes hoffnunglose Sache zurück. Da blitzte in dieser Welt dunkler und dämonischer Triebe das Licht der Idee, der Wille erfüllte seine Welt mit immer reicheren Bildern und brachte es bis zur Umkehrung und Verneinung seiner selbst, bis zu dem unglaubhaften und doch wahren Zustande, wo die Vorstellung den Dienst des Willens verläßt, wo der edle Sklave den Herrn überwindet. Diese transszendente und oft pathologische Erscheinung interessirt als Ausnahmefall in der Fachwissenschaft des Selbstinteresses, der Nationalökonomie, wenig, erfordert aber eine gespannte Betrachtung, da sie die auch in ihre materielle Welt hineinwirkende ungeheure Macht der Idee zeigt. Auch unterhalb der sublimen Höhe wirkt sie Wunder. Die Frage, wie weit diese Wunder gehen, wie weit unter der Herrschaft der Idee der sinnliche und feindsälige Wille in einen sittlich bestimmten und sozialen umgewandelt werden kann, ist das nunmehr von der anderen Seite zu betrachtende Grundproblem der Volkswirthschaft. Dies ist der ungeheure Streit der Gegenwart, der ihm als eine immer kolossaler werdende Schuld der früheren Jahrhunderte, als ein Postulat des Willens, überwiesen worden ist.“ Und darauf wird die Ueberlegenheit der deutschen über die englische Nationalökonomie zurückgeführt in Worten, die für uns „gelehrte Sozialisten“, auch für die im Vorwort Reinholds hart angelassenen „Sozialethiker“, für Alle, die je die Idee der Gesellschaft als Organismus verbrochen haben, endlich für jene gefährlichen Menschen, die auf den „neuenglischen Evolutionismus“ faule Fortschrittswechsel längster Sicht trassirt haben, nicht schmeichelhafter lauten könnten. Was sind denn alle diese Bösewichter des Vorwortes, die nun im Dienst der absoluten Idee arbeiten, Anderes als „gelehrte Sozialisten?“ Nun wissen wir es: wir befinden uns auf „der heiligen Pilgerreise“. Der Blitz ist aus dem „von der Wolke ewiger Gedanken umwallten Berg Sinai“, auf den mich Reinhold geschmackvoll versetzt hat, auf uns herabgefahren.

Ich gestehe, daß mich dieser Berge versetzende Optimismus Reinholds, dem zufolge die edle Sklavin Idee ihren Herrn, den bösen Willen, überwindet, „zur Umkehrung und Verneinung seiner selbst“ bringt, und zwar durch ein plötzliches

Hosted by Google

„Blitzen" der Idee „in dieser Welt der dunklen und dämonischen Triebe", im ersten Augenblick geradezu verblüfft hat. Ich habe es zunächst überhaupt nicht verstanden, weshalb Reinhold die absolute Idee als zweite bewegende Grundkraft in die Volkswirthschaft eingesetzt hat, als deren Gott doch eben erst der „primäre" Wille aufgeführt worden ist. Warum ist denn Reinhold nicht einfach beim pechschwarzen Pessimismus stehen geblieben? Ordentlich wehthun wollte mir der scharfe Verweis, den Reinhold seinem Schopenhauer ertheilt, weil dieser Arge nicht auch zugleich in Hegels „Idee", der „einzigen Wirklichkeit", hat Geschäfte machen wollen. Mit dem reinen Pessimismus ginge für Das, was Reinhold beweisen und herbeiführen will, Alles viel einfacher. Wenn der absolute Wille in Jedem lebt und weiter wüstet, so ist eben der gewalt- und kapitalmächtige Wille der Herr in Allem, in der Politik und in der Volkswirthschaft. Jeder minder mächtige und weniger reiche Wille hat sich zufrieden zu geben, den Proletariern darf man dann mit vollem Grunde sagen: Lasciate ogni speranza! Und wenn in Einem von ihnen dennoch der Weltwille als Anarchist rumoren will, darf der mächtigste Einzelwille, der Leviathan von Hobbes, ihm den Kopf ohne jeglichen Skrupel vor die Füße legen. In der schlechtesten der möglichen Welten kann eben Alles nur schlecht sein. Gehört unsere Erde wirklich zu dieser Welt, so ist die Sozialreform von Hause aus unmöglich, also widersinnig. Weshalb denn also bei Reinhold ein Berge versetzender Optimismus über Das, was „die Idee" genau am Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit uns vom Himmel gestürzten Teufeln vorhaben soll? Das hätte Reinhold den Sozialisten nicht verrathen sollen. Der Zaubermantel, in dem er die Idee einherfliegen läßt, hat so weite Falten, daß er nicht nur dem cant der gelehrten, sondern auch den kühnsten Hoffnungen der utopisch revolutionären Sozialisten den weitesten Raum und jede wünschenswerthe Deckung giebt. Die Sozialdemokratie hat das Recht zu den überschwänglichsten Hoffnungen, wenn es wirklich so ist, wie Reinhold sagt: „Heute noch wie zu irgend einer Zeit können Millionen in bestimmte Richtung getrieben und darin erhalten werden, wenn ein Beweggrund gefunden wird, der von dem Kreise der unendlichen Mannichfaltigkeit des inneren Seelen- und Vorstellunglebens einen quantitativ überwiegenden Ausschnitt unter Druck nimmt." Da ist dann höchstens der Fehler der gelehrten Sozialisten, „daß sie mit ihrem Verbesserungstreben nicht genug „unter Druck genommen" haben. Auf Ermunterung des Sozialismus kann es nun bei Reinhold doch nicht abgesehen sein. Wozu dann aber sonst ein Optimismus, der doch nur von Fourier übertrumpft ist, wenn der Franzose die Weltmeere mit Limonade zu füllen verspricht? Ich dachte, nachdem ich von der ersten Verblüffung mich erholt hatte, einen Augenblick daran, Reinhold habe die Teufel des „Gelehrten-Sozialismus" mit Beelzebub austreiben wollen. Es scheint ja nicht so ganz

Hosted by Google

unschlau zu sein, daß man, nur um uns aus dem Gesichtsfelde der Zeitgenossen zu verdrängen, uns in unserem angeblichen Optimismus übertrumpft. Und ein Herzaß ist es ja, wenn die Verwandlung des Menschen „aus dem scheuen, gewaltthätigen Barbaren, dem blut- und beutegierigen Feinde in das berühmte politische Geschöpf" ausgespielt wird. Den braven Leuten mit ihren guten Herzen, die von uns bethört sind, durfte man eben nicht gleich damit kommen, daß sie Teufel sind; sie wollen den Glanz, „die Lichtgestalt der Idee", in sich nicht ohne Weiteres fahren lassen; wenn nur erst die Thorheiten der „gelehrten Sozialisten" aus den Köpfen der Zeitgenossen hinausgefegt sind, kann man es ihnen allmählich beibringen, daß in Allen noch immer die „Bestie" und der „grausame Barbar" stecken geblieben ist. Allein befriedigt hat mich auch diese Lösung des Räthsels noch nicht. Eine solche Spekulation ist nicht nur gefährlich, sondern wäre in ihrer Absicht auch viel zu merklich, um nicht zu verstimmen. Hinter Reinholds überschwänglichem Staatssozialismus muß noch etwas Anderes stecken. Da fiel mir ein, daß nach Reinhold der wirkliche Mensch eigentlich auch zum Vertuschen geneigt und verurtheilt, daß er „ein cynischer Selbstsüchtling ist, aber es ewig bestreiten" wird. Deshalb überwältigte mich schließlich der Verdacht, auch Reinhold sei ein „wirklicher Mensch" und sein ganzer Optimismus daher nur die Decke, um „ewig zu bestreiten", daß wir von ihm, nämlich vom wirklichen Menschen, „nichts Gutes erwarten können." Es braucht daher nach der ungeständigen Natur des wirklichen Menschen hinter dem Optimismus Reinholds gar nichts zu sein. Als Mensch hat Reinhold das Recht gehabt, einen glühenden Optimismus zu zeigen, der nur Schein ist und den Leuten blauen Dunst vormacht. Und diesen Argwohn habe ich dann auch vollständig bestätigt gefunden, als ich wieder und wieder nachsah, was denn Reinhold über unseren cant hinaus an Sozialreform Greifbares bieten will. In seinem ganzen Buch findet man nicht den geringsten positiven Vorschlag, wie es denn zu machen wäre, über unseren cant hinauszukommen. Reinhold beantragt überhaupt gar nichts. Sein „praktischer Optimismus" ist völlig inhaltlos, Ausdrusch von leerem Stroh. Die behauptete Versklavung des Willens an die Idee ist und bleibt die reine Windmüllerei. Es ist durchaus nur Schein, daß das Haus „für Alle" etwas wohnlicher eingerichtet werden soll, als es zur Zeit noch beschaffen ist. Und Reinhold kann schließlich selbst nicht umhin, die völlige Nichtigkeit seiner scheinbar optimistischen Geschichtauffassung unverblümt einzugestehen. In der „Schlußrechnung" zieht er an der entscheidenden Stelle die Bilanz zwischen Soll und Haben der beiden bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft und diese Bilanz fällt ganz zu Ungunsten der „Idee" aus. Er sagt nämlich: „Die Summe des Willens ist in der Bilanz des Lebens und der Erkenntniß die längere Seite und vom Standpunkt der Selbstsucht das Kredit, vom Stand-

Hosted by Google

punkt der Liebe und Humanität aber das hoffnungloſe Debet. Da aber die Menſchenwelt auch im innigſten Organismus aus den Atomen des Ich beſteht, ſo bleibt ſie der idealen und ſozialen Betrachtung ewig ein Schuldverhältniß von erſchreckender Schwere, nie zu löſen, kaum zu vermindern, ein perennirendes Sklaventhum, in welchem der Wille den Menſchen ewig feſthält. Die Sektion des menſchlichen Weſens legt einen Thatbeſtand von furchtbarem Ernſt offen. Wir ſehen den Menſchen als eine Wohnung des Willens, der Leib und Seele beherrſcht. Der Primat dieſes Willens in ſeinem Körper iſt auch der Primat in der Welt. Dieſe Enthüllung der deutſchen Philoſophie gelangt mit Schopenhauer zu einem Peſſimismus, deſſen objektiver Berechtigung ſich Niemand, der ſchlicht und wahr empfindet und muthig denkt, entziehen kann. Die Summe des Willens läßt eine Welt erkennen, in welcher immer einige Mächtige Millionen Schwache beherrſchen werden, Reichthum und Genuß ungleich vertheilt ſein wird." Alſo „wer ſchlicht und wahr empfindet und muthig denkt", dabei aber Schopenhauer dennoch idealiſtiſche Verweiſe ertheilt, hat ſich darein zu ergeben, daß dieſe Welt nicht „für Alle wohnlich" eingerichtet werden kann. Der gute Immanuel von Königsberg war nebenbei auch ein Krauskopf mit ſeiner „praktiſchen Vernunft" und ſeiner Maxime der Moral; denn, ſagt Reinhold (S. 448) von ihm: „Der Satz: ‚Es iſt Pflicht, das höchſte Gut wirklich zu machen, daher muß es doch auch möglich ſein', iſt ein Trugſchluß des Willens von der ſelben Naivetät wie der ſtampfende Trotz des Kindes, das ſchreiend verkündet: ‚Dies gefällt mir, daher will ich es haben'". Kant hat damit auch ſeinen Verweis, wie Schopenhauer und wir Geringeren.

Damit iſt der Idee, die den Willen endlich überſtrahlen ſollte, wieder gänzlich der Garaus gemacht. Reinhold macht es mit der Idee gerade ſo, wie es der weltwillens- und metzgereikundige tübinger Lammwirth zu der Zeit gemacht hat, als der Hegelianismus und der Schellingianismus ſelbſt die Theologen faszinirt hatten. Als die Repetenten des tübinger Stifts beim Schoppen die Macht und einzige Wirklichkeit der „Idee" bewieſen, ſprach zu ihnen der beſagte Gaſtwirth: „Was iſt die Idee? Wenn man nüchtern ſechs Kälber ſchlachtet, wie ich: Das iſt die Idee!" Der ſchlachtende Weltwille iſt und bleibt im Primat.

Es iſt aber doch nicht nur die Luſt, des Menſchen Schlechtigkeit „ewig zu beſtreiten," was Reinhold beſtimmt hat, mit der Idee ein Wenig Hokuspokus zu treiben. Vielmehr iſt Methode im . . . Optimismus Reinholds. Mit der Verwerthung der abſoluten Idee möchte er Etwas erreichen, das ſelbſt dem frommſten Pfarrer in unſerer vom praktiſchen Optimismus verſeuchten Zeit nicht oder nicht mehr ſo ganz gelingen will. Reinhold verſklavt praktiſch die Idee dem Weltdeſpoten, nachdem er theoretiſch das Gegentheil als

Hosted by Google

den Inhalt des Geschichtlaufes behauptet hat; die Idee wird Magd des Weltdespoten, nicht dieser Sklave der Idee. Reinhold verlangt im Namen der Idee die Innerlichkeit der Erziehung, behauptet eine fast buddhistische Resignation, worin sich „die Massen" noch heute im tiefsten Grunde ihres Herzens befinden sollen, und trassirt für das Proletariat Wechsel kurzer Sicht auf den Himmel. Das ist ein ganz praktischer Idealismus und eine ganz einfache Art, den Gelehrten-Sozialismus theoretisch und politisch loszuwerden. Die Sozialreaktionäre brauchen nur recht herzhaft zuzugreifen, da „die Massen" ganz zufrieden sein werden, auch wenn man um ihre äußere Lebenslage sich weiter nicht mehr kümmert und den cant der praktischen Sozialreform über Bord wirft. Reinhold giebt seinem an sich inhaltlosen Optimismus, der dennoch sein Stolz und seine Freude über unsere Zeit ist, wirklich eine praktisch kühne Wendung, rein auf die Innerlichkeit. Reinhold ist weit davon entfernt, vom „Fortschritt" — Das ist doch „der praktische Optimismus" — zu verlangen, was About in seinem strotzend geistreichen Buch vom Progrès verlangt hat, etwas weniger selten Cotelettes und etwas größere Semmeln.

Nachdem er John Stuart Mills Schwindel der Weltverbesserung durch Volksbildung, die Education, auch zum cant geworfen hat, soll die Reform, die er selbst aus dem Aermel schütteln will, aber nicht schüttelt, doch in der auf Innerlichkeit gerichteten Erziehung bestehen. Die „optimistische Auffassung hat eine Erziehung zu leisten, die neben dem problematischen objektiven den subjektiven Werth des Lebens erkennen lehrt und den geistgeborenen Menschen zur unsichtbaren Welt zurückführt. Sie hat den entscheidenden Schritt zu thun, den Schwerpunkt des Daseins in die Innerlichkeit zu verlegen." Wie Das positiv gemacht werden soll, wird dann zwar wieder nicht gesagt. Doch ist es für die Kreise, denen die Verweisung auf eine Innerlichkeiterziehung gilt, ganz von selbst klar, daß es sich dabei nicht um verbesserte äußerliche Lebenshaltung, nicht um wohnlichere Einrichtung für Alle handelt. Ich will mich daher bei dieser Seite des „praktischen Optimismus" nicht länger aufhalten.

Wichtiger ist die Verwerthung der „Idee" für die Behauptung thatsächlicher „Resignation der Massen". Reinholds Idealismus verschafft hier dem Weltdespoten alle nur wünschenswerthe Ungenirtheit. Es bedarf gar keiner Erziehung zur Innerlichkeit mehr. Das Walten der Idee im Menschen hat schon für Alles gesorgt. Die Resignation der Massen ist dank der Idee schon vorhanden. Es ist — meint Roinhold wörtlich — eine „ergreifende Erscheinung, mit welcher Resignation die meisten Menschen sich in das von der ehernen Nothwendigkeit auferlegte oder durch eigenen Willen herbeigeführte Los ergeben. Die Unglücklichen, die in der großen Lebenslotterie eine Niete gezogen haben, unterwerfen sich stumm der Entscheidung des Zufalls. Die Anschauung, die das ganze Leben als eine vom Fatum blind bestimmte Vertheilung von

Hosted by Google

Glück und Unglück betrachtet, ist gerade auch in den breiten unteren Volksschichten allgemein verbreitet. Aber wie der Spekulant in Differenzgeschäften, eine Spielgesellschaft im Karten- oder reinen Hazardspiel, die Wettenden auf dem Sportplatz bis zu den mit Kugeln oder Rechenpfennigen spielenden Knaben auf der Straße sich den Spielregeln unterwerfen, so nehmen auch die meisten Menschen den Verlust des Einsatzes, den sie mit ihrer Geburt gemacht, hin, nicht ohne Schmerz, Klagen und Zorn, aber als brutale Thatsache, die man nicht ändern kann. Hier zeigt sich wieder das Walten der Idee im Menschen. Die Vorstellung eines unerbittlichen Schicksals, die mit und trotz religiösen Anschauungen das Volk beherrscht, oder die gedankenmäßige Vereinbarung des im Spiel wirkenden Mechanismus der Zahlen oder Ereignisse bindet als Motiv den Willen so stark, daß nur ganz zuchtlose und wilde Naturen die hier rein idealen Schranken umzustürzen versuchen. Es muß schon ein verzweifelter Grad physischen Elends hinzukommen oder eine empörende Ungerechtigkeit und Gewaltsamkeit von der anderen Seite, welche den natürlichen Verlauf der Lotterie willkürlich verändern will, um die Masse der Verlierenden zur Auflehnung gegen ihr Schicksal zu bringen. Bekannt ist die stumme Ergebung orientalischer Völker in Jahrtausende altes unsagbares Elend." Und weiter (S. 370): „Auf der im ewigen Lebenskampf stehenden Unterschicht baut sich die Gesellschaft auf. Man sollte kaum glauben, daß ein solcher Bau möglich wäre. Und doch bietet jenes ‚Fundament', wie eine große Wasserfläche in ihrer an jeder Stelle bewegten Oberfläche für ein großes Schiff eine ruhige Unterlage bildet, die kaum ein leises Schwanken überträgt, einen Grund, der in seiner atomistischen Bewegung jede Gesammtbewegung ausschließt und durch Kompensation ein Gleichgewicht und eine ruhende Fläche ergiebt, welche einen in sich organisch festen Oberbau sicher trägt. Wie in dunklen Meerestiefen Verfolgung und Vernichtung des organischen Lebens, Daseinsangst und Schmerz herrschen, während die glänzende Wasserfläche spiegelglatt im Sonnenschein daliegt, bei anregender Brise sich leicht bewegt und bei periodischen Stürmen heftigere Wellen schlägt, — so waltet seit der Zeit, wo der Raum auf der Erde eng geworden ist und an Stelle des breit auseinander gelagerten Lebens sich auf ringsum begrenztem Raum der Stockwerkbau der Gesellschaft erhoben hat, unten Druck, Kellerluft und Lichtmangel, während nach oben Luft, Licht und freie Aussicht zunehmen."

Wunderbar: „So beschaffen ist die große Masse der wirklichen Menschen" in der Gegenwart: resignirte „Spekulanten in Differenzgeschäften." In der ungeheuren Mehrzahl der Menschen ist der unbändige Weltwille erloschen. Das Proletariat, die Kleinhändler, die Handwerker u. s. w. sind eine ganz ruhige Unterlage! Alles ist still an der glänzenden Wasserfläche der oberen Gesellschaftschicht, die spiegelglatt im Sonnenschein daliegt, und unten, wo

Hosted by Google

Druck, Kellerluft und Lichtmangel ist, murrt keine Seele. Die Fabrikanten, die durch Kartelle und Trusts der bedrängenden Konkurrenz sich entziehen, die Agrarier, die Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um des überseeischen Weizens, des amerikanischen Schweines und der russischen Gans sich zu erwehren, die Sozialdemokraten, die sich bei jeder Neuwahl zahlreicher zum rothen Umsturzprogramm bekennen, Alle, die in der Wahl ihrer Eltern unvorsichtig gewesen sind, unterwerfen sich auf dem Sportplatze des Lebens, „kraft Waltens der Idee im Menschen", den Spielregeln, Alle nehmen den Verlust des Einsatzes — eines Einsatzes, den sie übrigens gar nicht hatten —, noch immer hin, als wären sie zweitausend Jahre lang Buddhisten und Reisesser in Asien gewesen. Sie ergeben sich in ihr Loos wenigstens so wie die mit Kugeln und Rechenpfennigen spielenden und sich bekanntlich niemals prügelnden Knaben. Einige „ganz zuchtlose und wilde Naturen" ausgenommen. Die Sozialdemokraten werden alsbald wieder ganz „besonders bescheidene Menschen" sein und allen Zorn vergessen haben, wenn der gelehrte Sozialismus ihre Führer nicht weiter bethört. Es tritt, so prophezeit unser aller Prophetie sonst überaus unholde Reinhold, ein allgemeines Ausreißen aus den Sturmkolonnen der Sozialdemokratie ganz sicher ein, „wenn man den Haufen Zeit und Gelegenheit giebt, sich zu verlaufen". Nur jetzt sind die Arbeiter „von Schmerz, Haß und Zorn angefüllt". Aber obwohl sie mächtigen Antheil an der politischen Macht gewonnen haben und nach der reinholdischen Vertretung des demokratischen Mehrheitwillens auch behalten und immer mehr gewinnen sollen, sind sie durchaus harmlos und ertragen resignirt den Spielverlust der Lebenslotterie. Ob die Sozialdemokraten wieder Lämmer werden, ob auch nur die Sozialreaktionäre Reinholds Prophetie besonders gläubig aufnehmen werden? Davon werde ich erst reden, wenn ich Reinholds „Schlußrechnung" auf ihre Richtigkeit zu prüfen habe. Die Besitzenden werden vorläufig froh sein, daß Reinhold für den Fall, wo den Sozialdemokraten dennoch die verheißene Resignation ausbliebe, „jede Rücksichtlosigkeit" schon gegen den „verhüllt" oder in den rothen Shlipsen „unverhüllt herandrängenden Egoismus der Massen" für ganz gerechtfertigt erklärt.

Die höchste Fruktifikation für das ungenirte Schalten- und Waltenkönnen des Weltdespoten erfährt „die Idee" jedoch erst auf den zwei letzten Seiten des Buches. Hier werden die Mühsäligen und Beladenen vom Glauben an das Fatum und an die Weltlotterie wieder zu Christus und dem Christenhimmel zurückgeführt. Reinhold vergißt hier vollends ganz, wie zweiflerisch er vorher von der Religion überhaupt gesprochen hat.

Auch diese dritte Spekulation auf die Idee in der Gestalt der Religion ist ihrer Absicht nach völlig durchsichtig. In den mit der ökonomischen Noth ringenden Lohnarbeitern, Kleinhändlern, Kleinhandwerkern u. s. w. lebt der

Hosted by Google

böse Weltdespot eben doch in äußerst ungemüthlicher Weise fort. Obwohl Reinhold dem verhüllt oder unverhüllt hervordrängenden Egoismus der Massen jede Rücksichtlosigkeit angedeihen lassen will, wenn diesen der Geduldsfaden der Resignation reißt, so ist die weltliche Zurücknahme der den Massen eingeräumten Freiheit keine ganz einfache und ungefährliche Sache. Reinhold selbst betont Das mit größtem Nachdruck, da er bemerkt: „Die Völker und Individuen, welche die selbst erkämpfte oder in der allgemeinen Entwickelung erreichte Freiheit einmal gekostet haben, lassen sie sich nie freiwillig und auf die Dauer und selten ohne wüthenden Kampf wieder entreißen; der Wille, der mit seinem dämonischen Lebensdrang endlich frei geworden ist und die ihm nach seinem Anspruch von Ewigkeit her gebührende Weltherrschaft erblickt hat, ist wie ein Raubthier, das Blut geleckt und in diesem eigenen Stoff seine Daseinsbedingung erkannt hat. Man kann Sklaven lange durch Gewalt und Gewohnheit beherrschen, aber frei Gewordene nur wie wilde Bestien wieder einfangen und bändigen. Viele ziehen den Tod der erneuten Knechtschaft vor. Man muß diese große Lebenswahrheit dem eigenen selbstsüchtigen Willen einschärfen, um den Kampf zu würdigen, der jedem Unterdrückungsversuch im Großen wie im Kleinen an allen den gefährdeten Stellen begegnen wird. Für einsichtige Staatsmänner ist es ein durch geschichtliche Erfahrung immer wieder bestätigtes Axiom, daß man einmal dem Volke gewährte Rechte nicht wieder nehmen kann.“ In diesen Worten hört man das Raubthier im Menschen brüllen und findet man die Ohnmacht der weltlichen Staatskunst von Reinhold lebhaft bezeugt. Da muß nun doch der alte Gott gegen den Weltdespoten in den Massen helfen; und so schließt denn Reinhold sein Wort im vollsten Brustton christlichen Glaubens. Man traut seinen Ohren nicht, wenn als letzter Knalleffekt das Christenthum mit den Worten empfohlen wird: „Die Wiedergeburt der Gesellschaft wie die Erlösung des Menschen liegt nie im Oekonomischen, sie ist hauptsächlich, ja für die große Mehrheit der Sterblichen fast allein, in der Religion zu finden.“ Diese giebt „wie für die letzte große Noth, so für die Kümmernisse der langen Pilgerfahrt des Lebens Trost und Aufrichtung. Dann geht dem jammervollen, hinausgestoßenen Menschengeschlecht nach der bitteren Odyssee seines Geistes im Glanz der Phantasie der Himmel auf, wie dem Sänger der göttlichen Komoedie die Wahrheit vor dem strahlenden Thron Gottes. Hier erscheint zugleich das Gesetz und die Schranke der Freiheit: die Liebe. Die innere Willensbestimmung nimmt das bisher harte und quälende Gebot in Freiheit auf und macht die Willensnöthigung, welche der selbstsüchtige Freiheitdrang immer wild abschütteln möchte, zum selbsterwählten Gesetz des Herzens... Für alle Kämpfer im haßerfüllten und leidenvollen Leben, die zu der idealen Höhe hindringen wollen, wo sie die bewegenden Zauberkräfte für eine neue

Hosted by Google

Welt zu finden hoffen, gilt das in tieferem Sinne auch den Ungläubigen, den Märtyrern des Zweifels, mit auf den Dornenpfad gegebene Sehnen und die thatenfreudige Hoffnung des Bekenntnisses: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, aber die zukünftige suchen wir.“ Ungefähr sagt Das der Pfarrer auch. Aber wenn der verhüllt und unverhüllt herandrängende Egoismus der Massen Das selbst dem Pfarrer auf Grund der Bibel nicht glaubt, wenn deren Führer den Himmel längst „den Engeln und den Spatzen“ preisgegeben haben: meint da Reinhold, bei den Massen mit seinem aus der hegelschen Idee abgeleiteten Evangelium irgend welchen Effekt hervorbringen zu können? Daß die Armen den „Wechsel auf den Himmel“ eher von Hegel und Reinhold als von den Pastoren und von der Bibel acceptiren werden, können nicht einmal die Mächtigen und Reichen dieser Erde dem Verfasser glauben.

Wozu denn also alle Fruktifikation „der Idee“ für die Innerlichkeit der Erziehung, für den Beweis thatsächlicher Resignation der Massen in Europa am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, endlich für die Propaganda mit dem Christenhimmel? Jeder orthodoxe Pastor selbst wird sagen: der Christenglaube hat unmittelbar mit „dem Oekonomischen“ nichts zu thun, der Gelehrten-Sozialismus, der den Herrgott aus dem Spiele läßt, kann damit auch nicht gebannt werden. Also nochmals: wozu diese Verwerthung des Schriftwortes: „Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze“? Wenn Wagner und ich mit der Idee für die Zwecke des Gelehrten-Sozialismus so umgesprungen wären, wie Reinhold damit für den Zweck der Vernichtung unseres Sozialismus arbeitet, dann hätte Reinhold uns gewiß zugerufen: „Wo bleibt die Redlichkeit?“ Die Spekulation Reinholds ist aber auch in jeder Hinsicht eine falsche, was ihm an seiner „Schlußrechnung“ später einmal nachgewiesen werden soll. Der europäische Staat und das europäische Kapital selbst können buddhistisch stumpfsinnige, schlecht genährte, energielose, auf Erden fremde Massen weder als Soldaten der allgemeinen Wehrpflicht noch als Arbeiter in Industrie und Landwirthschaft auch nur im Geringsten brauchen; sie wären damit ruinirt. Reinhold beweist auch hier, wie mit seinem Kampf um die Weide, eine dem geliebten preußischen Staat und dem Kapital höchst fatale Geschichtauffassung.

Mit der einen „bewegenden Kraft der Volkswirthschaft“ hat es hiernach eine sehr schlimme Bewandtniß. Sie ist das Gaukelbild eines völlig leeren Optimismus und eigentlich ist es Reinhold selbst gar nicht Ernst damit. Aber auch mit der anderen bewegenden Grundkraft, dem dämonischen „Willen“, steht es wenigstens innerhalb der Volkswirthschaft nicht ganz so, wie Reinhold es zu einiger Ermuthigung oder doch Legitimation der Raubthiertriebe im Menschen darstellen will. Die Menschen sind zwar nicht Engel und aus der Erde kann niemals der Himmel werden; die „gelehrten Sozialisten“ haben Das auch nirgends in Aussicht gestellt, sondern den von der Idee gefangenen

Hosted by Google

Dämon ganz der Phantasie Reinholds überlassen. Die Menschen sind aber auch nicht Teufel, die schon auf der Erde die Hölle schaffen oder erleiden. Ich werde zeigen, wie wenig erfreulich der Versuch, die Theorie des Privateigenthumes auf die dämonische Gewalt im Menschen zu begründen, bei Reinhold ausgefallen ist und ausfallen mußte. Ich werde zeigen, wie in einer Zeit, da „die Massen" politischen Einfluß erlangt haben und wegen ihrer für den Besitz selbst unerläßlichen Qualifikation behalten müssen, es äußerst gefährlich ist, diesen Massen die Besitzenden als Wesen mit Raubthiertrieben vorzuführen. Ich lasse es auch gar nicht gelten und finde es in der Erfahrung durchaus nicht begründet, daß an den sozialen Hochflächen Alles „spiegelglatt", „Sonne" und „Licht", eitel Glück, in der sozialen Tiefsee des Mittelstand- und Arbeiterlebens aber nur „Druck", „Kellerluft", Lichtmangel, kurz, das höllische Elend sei. Die Erde theilt ihren Kindern die Gaben doch nicht in dieser Weise aus und Reinhold selbst hat uns bei seiner Einrede unserer Inkompetenz das Gegentheil zu Gemüth geführt, — mit der Behauptung, daß eigentlich die Oberschichten der Gesellschaft mit den Fluthen ringen und von den Nachtgespenstern der Besitzsorgen verfolgt seien, was freilich gerade so unrichtig ist wie Alles, was Reinhold von der reinen Spiegelglätte, Sonne und Lichtstrahlung an der hellen Gesellschaftoberfläche behauptet. Es mag ja Reinhold mit dem Weltdespoten viel ernster sein als mit seiner luftigen Idee, aber richtig ist es nicht, daß der Weltdämonismus des absoluten Willens als die bewegende Kraft der Volkswirthschaft anzusehen und hinzunehmen sei. Zu den bewegenden Kräften der Volkswirthschaft, wie aller übrigen Bereiche des Gesellschaftlebens, gehören zwar Hunger und Liebe, gehört die Selbstsucht und das Streben nach Gütern jeder, nicht nur materieller Art, aber auch ein praktischer, aus der Gemeinschaft wie aus einem unversieglichen Born hervorgehender Idealismus, ein Vervollkommungstreben, das allerdings mit der Lichtgestalt der „Idee" rein gar nichts zu schaffen hat. Von der Selbstsucht finde ich die Besitzlosen nicht freier als die Besitzenden, — und Diese an praktischem Idealismus nicht ärmer als Jene.

Nachdem ich das Wesen oder vielmehr das Unwesen, die völlige Nichtigkeit und metaphysische Phantasterei der beiden bewegenden Kräfte der reinholdischen Volkswirthschaft zurückgewiesen habe, wird es mir hier noch gestattet sein, darauf hinzudeuten, daß Reinhold auch in der wissenschaftlichen Methode uns durchaus nicht überlegen ist. Ich lehne die Berechtigung der Metaphysik, der philosophischen wie der religiösen, nicht überhaupt ab; darüber habe ich mich in meinem „Bau und Leben" ausgesprochen. Doch verspreche ich mir von der Metaphysik für die Nationalökonomie einen bedeutenden wissenschaftlichen Ertrag auf absehbare Zeit nicht und habe daher in meinem Werk alle metaphysischen Annahmen, alle „Dinge an sich", Substanz, absoluten Willen,

Hosted by Google

Idee, Urkraft, ewigen Weltfluß, Unbewußtes, „Natur" und Anderes sorgfältig aus dem Spiel gelassen, weil sie unvermeidlich über die Wissenschaft hinaus in ein der Wissenschaft selbst nicht mehr angehöriges Glauben hinüberführen. Ich habe Das am Schluß meiner sozialen Entwickelunglehre nachdrücklich hervorgehoben und verstehe es daher nicht, wie Reinhold meine methodologische Ansicht billigen und doch seine spekulative Zwickmühle gegen den Gelehrten-Sozialismus aufstellen kann. Ich habe auch niemals die Berechtigung der Deduktion für die Sozialwissenschaft geleugnet; aber die Obersätze der Deduktionschlüsse müssen Allgemeinwahrheiten rein aus der Erfahrung heraus sein, wie die Triebe der physischen Selbsterhaltung, der Fortpflanzung, des unersättlichen Mehrhaben- und Vorausseinwollens, aber auch des Fortschritts- und Vervollkommnungstrebens in jeder Hinsicht, in Beziehung auf alle, nicht blos auf die materiellen Güter des Lebens. Von diesen Obersätzen der empirischen Sozialpsychologie gelangt man für jede Zeit aufsteigender Entwickelung, für jede in besonderer Weise, zur unvermeidlichen, im Kleinen groß arbeitenden Sozialreform, zu Etwas, das immer dem cant des Gelehrten-Sozialismus von heute mehr oder weniger ähnlich sein wird. Wenn man aber die Sozialwissenschaft heute schon in die Metaphysik einfügen will, so wird es doch das denkbar Verfehlteste sein, im Zweigespann zwei einander ausschließende Weltgründe in Bewegung zu setzen, um daraus die Gesetze der Volkswirthschaft zu deduziren; so willkürlich verkoppelte metaphysische Annahmen und imaginäre Größen, wie die reinholdische Willensdämonie im Primat vor der und in der Sklaverei gegen die absolute Idee, halte ich wissenschaftlich für unbedingt unfruchtbar; alle Deduktion hieraus ist nichts als Wind und Willkür. Zu den Zeichen der Zeit gehört es wohl auch, daß eine solche Methode, die von aller und jeder Wissenschaft aufgegeben ist, einen Lehrstuhl der ersten Universität Deutschlands ersteigen konnte, daß davon gar noch praktisch die Rettung von Staat und Gesellschaft erwartet wird. Will man jetzt schon den Aufflug der Sozialwissenschaft zu den höchsten Zinnen der Philosophie, so muß es ein einheitliches, aus der gesammten Erfahrung widerspruchsfrei geschöpftes Weltprinzip sein, von dem aus alles physikalische, chemische, physiologische, psychologische, individuelle, soziale Walten sich als ein zusammengehöriges Ganzes überblicken läßt; Reinholds metaphysischer Dualismus ist aber das reine Gegentheil eines solchen Weltprinzips, der absolute Widerspruch. Für die einzelnen Zeitfragen, wie diejenige zwischen Kapitalismus und Sozialismus, über die Grenzen der Ausdehnung des produktiven Gesammeigenthumes wird jedoch, ich wiederhole es, auch mit der methodologisch richtigsten Sozialmetaphysik kaum ein greifbarer Ertrag zu gewinnen sein. Der bedeutendste Versuch einer Metaphysik dieser Art, den ich von der Soziologie aus gemacht finde, ist der Ratzenhofers in dem jüngst erschienenen Buche

Hosted by Google

„Soziologische Erkenntnißlehre". Dieser Versuch hat aber Folgendes ergeben: „Die allseitige Vergesellschaftung der Menschheit komplizirt wohl die Sozialgebilde, nähert sich aber der Interessenübereinstimmung durch eine wachsende Vervollkommnung der sozialen Organisation, ohne jedoch bei der bestehenden Verschiedenheit der Lebensbedingungen je alle Beweggründe zum sozialen Konflikt aufheben zu können. Die soziale Ordnung ist eine Organisirung des Daseinskampfes zum Zweck der gesicherten Ernährung und der Fortpflanzung gesunder Generationen. Es ist daher gerechtfertigt, als den Abschluß sozialer Entwickelung einen Zustand anzunehmen, in dem trotz Mannichfaltigkeit der Berufsindividualitäten eine kulturelle, politische und soziale Gleichheit der Menschen eintritt, unter Führung der intellektuell und sittlich vollkommensten Individuen. Unter diesem Herrschaftverhältniß der sittlichen und intellektuellen Autorität wäre die soziale Entwickelung ohne Ausartung der angeborenen und erworbenen Interessen vielleicht möglich; aber jene Gleichheit bliebe unabsehbar modifizirt durch die Ungleichheit und den Wechsel der Lebensbedingungen." Dieses Ergebniß trifft mit meinem aus der Erfahrung geschöpften Gelehrten-Sozialismus zusammen. Wie sehr Reinhold den in Gravitation, Affinität und Diffusion, in den physiologischen, psychologischen, individuellen, endlich in den sozialen Dingen universal hervortretenden Zug zur Gemeinschaft vernachlässigt, wie einseitig er an der atomistischen Zerstreuung hängen geblieben ist, werde ich noch besonders zeigen, wenn ich meines nach Reinhold „zusammenphantasirten sozialen Körpers" mich, wie meines eigenen Kindleins, anzunehmen haben werde.

Reinholds „bewegende Kräfte der Volkswirthschaft" sind nun wohl hinreichend charakterisirt: der wüstende Weltdespot Wille und die die Massen mit Erziehung zur Innerlichkeit, mit Resignation, mit nicht im Oekonomischen liegender Erlösung, mit Glaube, Liebe und Hoffnung abspeisende „Idee". Reinhold ist, trotz seiner Bescheidenheit, die ihn sagen läßt, daß er das Verdienst neuer Gedanken nicht in Anspruch nehme, höchst originell; eine solche Grundlegung der Nationalökonomie ist funkelnagelneu und eigenstes Produkt Reinholds. Wer diesen italienischen Salat aus Pessimismus und Idealismus verdauen kann, empfange meinen Glückwunsch. Die Courage wird ihm dann nicht ausbleiben. Uns „gelehrten Sozialisten" aber soll man auch nicht verargen, wenn wir unsere Giftbude nicht schon schließen, weil Reinhold ein metaphysisches Kasperltheater davor errichtet hat, auf dem der absolute Wille und die absolute Idee sich abwechselnd balgen und küssen.

Stuttgart. Albert Schaeffle.

Hosted by Google

Kreta und Griechenland.

Die kretische Frage scheint dazu bestimmt, die Schwäche, aber auch die Macht Europas zu enthüllen. Ich sage nicht: des europäischen Konzertes; denn Deutschland hat die Flöte niedergelegt und den Konzertsaal verlassen und Oesterreich ist seinem Beispiel gefolgt. Gewiß hätte Europa dieses Problem schon längst zu lösen vermocht; aber so lange diese Lösung keine radikale ist, liefert Europa sicherlich unbestreitbare Beweise seiner Schwäche. Man darf jedoch nicht vergessen, daß eine der radikalen nahekommende Lösung jedenfalls schon vor Ausbruch des griechisch-türkischen Krieges durchgeführt worden wäre, wenn das Schicksal Griechenlands damals in anderen Händen gelegen hätte. Aber leider trug zu der Verzögerung einer endgiltigen Lösung des Problems nicht wenig der Umstand bei, daß jede der zum europäischen Konzert vereinten Mächte die Verhältnisse von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtete. Aus der Thatsache, daß seitdem vier Mächte von ihnen nicht aufgehört haben, Zeit, Geld und Blut zu opfern, um nicht ihre hohe Vormundschaft über die Insel aufzugeben, und daß die anderen beiden Mächte anscheinend dieser Vormundschaft keine Hindernisse in den Weg legen, ergiebt sich, wie man gestehen muß, neben der Schwäche Europas auch die Festigkeit des Entschlusses, eine Insel nicht preiszugeben, deren Bewohner ohne die europäische Intervention sich entweder schon unter einander vernichtet hätten — wie es verschiedenartige Thiere zu thun pflegen, die man in einen Käfig eingeschlossen hat, ohne daß die Zähmungskünste eines Hagenbeck vorhergegangen sind — oder denen nach langen Kämpfen die Lanzen und die Kanonen des Sultans Abd ul Hamid jede Freiheit der Bewegung und des Lebens genommen hätten.

Die kretische Frage bezeichnet also, wie man behaupten kann, einen historischen Wendepunkt in der Entwickelung des civilisirten Europas, wenn man seine organische Einheit und nicht den Widerstreit der einzelnen Staaten unter einander ins Auge faßt. So erweist sich nachträglich die Richtigkeit der Behauptung Salisburys, der schon am Anfang der Thätigkeit des europäischen Konzertes aussprach, daß durch dieses eine neue Art europäischer Regirung inaugurirt werde. Es verdient Aufmerksamkeit, daß dieser neue Amphiktyonenbund durch den selben Staat veranlaßt wurde, in dessen einem Winkel einst diese Institution entstanden war. Die Thatsache, daß bereits seit zwei Jahren sechs Großmächte, zuletzt deren vier, eine Insel des Mittelmeeres unter ihre gemeinsame Verwaltung gestellt haben, einzig und allein zu dem Zweck, sie vor inneren Kämpfen und einer erneuten Unterwerfung

Hosted by Google

unter eine barbarische Macht zu bewahren, — diese Thatsache, in Verbindung mit dem eben beendeten Krieg, den die größte Republik der Welt unternommen hat, um eine in anderen Gewässern liegende Insel vor den türkischen ähnlichen Gräuelthaten zu bewahren, beweist deutlich, welchen Weg das civilisirte Europa einzuschlagen sich entschlossen hat; es will nicht das gleichzeitige Zusammenleben einer Bevölkerung auf dem selben Erdtheil gestatten, von der ein Theil alle Vortheile der menschlichen Freiheit genießt, während der andere Theil der elementarsten Rechte auf Leben, Ehre und Eigenthum beraubt ist. So gewährte die nach dem griechisch-türkischen Kriege und dessen ungünstigem Ausgang für Griechenland erzielte Isolirung der kretischen Frage der Aktion der Mächte eine größere Freiheit, um das Werk zu vollenden, dem sie sich gewidmet hatten, nahm ihren verschiedenartigen Bestrebungen die Schärfe und vereinigte sie zu dem festen Entschluß, jeden Widerstand des früheren Souverains von Kreta gegen die Gewährung von Autonomie zu brechen. Diese Isolirung nimmt jedoch der Frage nicht ihre griechische Färbung. Denn, wie aus organischen Gründen der äußeren Entwickelung Europas die Existenz eines christenfeindlichen Barbarenthumes inmitten des christlichen Kontinentes als Quelle allgemeiner und dauernder Unbequemlichkeit angesehen wird, so wird auch aus anderen, nicht minder organischen Gründen der inneren Entwickelung die Gleichheit von Sprache und Religion immer, wenigstens in dem jetzigen Entwickelungstadium der civilisirten Welt, als starkes Ferment für die politische Einigung der Völker, die die selbe Sprache und die selbe Religion besitzen, dienen. Da nun die Kreter am Jungfräulichsten ihre griechische Abstammung bewahrt haben, so würde Griechenland ohne Kreta genau Das bedeuten, was Preußen ohne Brandenburg und Rußland ohne Moskau wäre.

Seitdem Griechenland seine gewöhnliche politische Nüchternheit wiedererlangt hat — Das heißt: seit dem Rücktritt Delyiannis', der schon zweimal in Folge seiner politischen Verblendung, selbst noch den edlen Ritter Don Quixote übertreffend, Griechenland in den Kampf gegen ganz Europa führte, um mit aller Feierlichkeit einen Selbstmord zu begehen, den man sonst heimlich vorzunehmen pflegt — verfolgt es, ohne äußere Aufregung zu zeigen, doch mit tiefem seelischen Schmerz die neueste Phase der kretischen Frage. Das nationale Bewußtsein kann nicht den Glauben aufgeben, daß Kreta unbedingt eines Tages mit dem griechischen Mutterlande vereinigt werden wird. Aber dieser Glaube hindert Griechenland nicht, für die Mächte, die vor dieser letzten Station der kretischen Frage noch eine andere, nämlich die der vollen Autonomie, einfügen wollen, eine lebhafte Dankbarkeit zu hegen.

Zu Gunsten der Vereinigung Kretas mit Griechenland sprechen gewichtige Gründe. Zuerst das Interesse der Minorität auf Kreta selbst, d. h. der muselmanischen Kreter. Wenn sie heute aufgefordert werden würden, sich durch

Hosted by Google

ein Plebiszit darüber zu entscheiden, was sie vorziehen würden, ob die geplante Autonomie unter der Bedingung völliger Entfernung des türkischen Heeres und Beseitigung jeder sichtbaren Spur der türkischen Herrschaft, oder die Angliederung der Insel an das griechische Königreich, so würden sie sich unbedenklich für die zweite Lösung entscheiden, denn in solchem Falle würden sie eine sichere Bürgschaft einer rechtlichen und bürgerlichen Gleichstellung mit der herrschenden christlichen Majorität auf der Insel haben. In Griechenland legt man, was in keinem anderen europäischen Staat geschieht, kein Gewicht auf den Unterschied der Religion. Katholiken, Juden, Mohammedaner und Protestanten sind als solche nicht einmal bekannt, wenn nicht die Kleidung oder Sprache es verräth. Gegenüber den Türken Thessaliens haben sich die Verwaltung- und Gerichtsbehörden fast bis zur Parteilichkeit wohlwollend und entgegenkommend erwiesen. Deshalb würden die Turkokreter, zumal sie die selbe Sprache sprechen und die selbe Kleidung tragen, sich nicht einmal äußerlich von den christlichen Kretern unterscheiden, wenn das griechische Gesetz dort Eingang fände. Aber auch die christlichen Kreter würden durch die Vereinigung ihrer Insel mit Griechenland allen Gefahren entgehen, die sich aus der Einführung einer unabhängigen Volksvertretung innerhalb eines kleinen Bezirkes, wie es die Insel Kreta ist, ergeben würden. Hat doch schon die unter der Verwaltung des Generalgouverneurs Photiadis Pascha in noch geringerem Maßstabe, als es die Autonomie der Mächte erlauben würde, erfolgte Bekanntschaft der Kreter mit der elementarsten Form des Parlamentarismus zwischen Christen und Christen noch einen größeren Abgrund geöffnet, als er zwischen Christen und Muselmanen auf der Insel besteht. Vom politischen, moralischen, finanziellen und kommerziellen Standpunkt aus würde die Vereinigung Kretas mit einer möglichst freien staatlichen Organisation zu einer schnelleren Wiederherstellung der Ordnung und aller sonstigen Bedingungen der materiellen Wohlfahrt und des kulturellen Fortschrittes führen.

Es ist überflüssig, anzuführen, wie nützlich die Annexion Kretas für das Königreich Griechenland sein würde. Schon seit dem Jahre 1827 wünscht die politische Vernunft die Annexion nicht nur Kretas, sondern sämmtlicher Inseln des Aegäischen Meeres. Das Selbe gilt von der Provinz Epirus, aus der viele Tausende von Griechen nach Rumänien ausgewandert sind, wo sie Bedeutendes für die Kultivirung und wirthschaftliche Entwickelung des Landes geleistet haben. Die Bahn, die das Königreich Griechenland nach Einverleibung dieser griechischen Bevölkerungen einschlagen würde, müßte dann freilich eine durchaus veränderte sein. Das eigentliche Griechenland enthält nicht die Elemente zur Gründung eines dauernden Staates. Nur die Vereinigung verschiedener griechischer Stämme würde den unerfüllt gebliebenen Traum des Perikles endlich zur Wahrheit machen.

Hosted by Google

Wenn die materiellen und moralischen Interessen Europas die Einführung gesetzlicher und geordneter Zustände auf der Balkanhalbinsel verlangen, so kann das griechische Element — nicht schwach und zersplittert, wie es sich jetzt zeigt, sondern geeinigt und stark — nicht bei Seite geschoben werden. Auf der Balkanhalbinsel hat das griechische Element, wenn auch andere Nachbarvölker mehr militärische Neigungen als die Griechen zeigen, dennoch die Oberhand und spielt die Hauptrolle unter sämmtlichen Balkanvölkern, sowohl in Wissenschaft, Literatur und Künsten wie auch in der Industrie, im Handel und in der Schiffahrt. In allen diesen Zweigen ist Griechenland, wenn man das Verhältniß seiner Bevölkerung in Betracht zieht, zweifach und dreifach sowohl der Türkei wie Bulgarien, Rumänien und Serbien überlegen. Wenn es sich nicht auch militärisch entwickelt hat, so ist Das in erster Linie und zum größten Theil auf das Fehlen militärisch gesinnter Könige zurückzuführen; und zweitens ist es noch die Frage, ob die militärische Rüstung ein Zeichen von Schwäche oder von Stärke, von Kultur oder von Unkultur ist. Auch England, die Vereinigten Staaten von Amerika, die Schweiz und Norwegen sind keine militärischen Staaten; sind ihre Leistungen deshalb für die Kultur weniger nützlich als die anderer Völker?

Athen. B. Gabriélidi.

Johannes Schlaf.*)

Die Schlußnummer des vorigen Jahrganges der „Zukunft" brachte einen Aufsatz von Johannes Schlaf „Weshalb ich mein letztes Drama zerriß", zu dem ich bitte, bemerken zu dürfen:

Im August 1892, rund ein Jahr nach unserer Vorrede zu den „Neuen Gleisen", richtete ich an Schlaf einen Brief, der folgenden Wortlaut hatte: „Lieber .....! Stoße eben in einer alten ‚Magazin'-Nummer (16. Juli) auf einen A.... K.... gezeichneten Artikel, betitelt „Die Zeitschriften und die Literatur". In ihm folgender Passus: ‚Die Unteren endlich führt Johannes Schlaf im Meister Oelze vor. Wieder Schlafs alte Merkmale: deskriptive Meisterschaft und dramatische Impotenz. Die Familie Selicke ist gegen diesen Meister Oelze ein stürmisch belebtes Schauspiel. Also kein Drama, aber vielleicht eine belangvolle Studie mehr zu dem künftigen vertieften Drama, das Andere schreiben werden. Werthvoll war mir die Erkenntniß, daß Schlaf an der Eigenart der bisherigen Arbeiten viel größeren Antheil hat als Kollege Holz.' Natürlich bitte ich Dich,

*) Herr Holz hat den Herausgeber um die Aufnahme dieser Zeilen ersucht.

Hosted by Google

gegen diese ‚Erkenntniß' Front zu machen! Denn wenn überhaupt zu Etwas, so glaube ich, gerade zu der Eigenart unserer Sachen den einfach ausschlaggebenden Theil geliefert zu haben. Gerade ihre Fundamentirung war es, um die ich mich ganz besonders verdient gemacht zu haben glaube, während ich Dir mit Vergnügen die, wenn Du willst, größere Liebe und, versteht sich, auch die größere Ausdauer bei ihrem eigentlichen Ausbau zugestehe. Aber ich meine, diese beiden Verdienste hielten sich so ziemlich die Wage! Du hättest die ‚Neuen Gleise' nie ohne mich in die Welt gesetzt und ich nie ohne Dich. Der Eine von uns war damals blind, der Andere lahm. Und nun zu kommen und zu sagen, der Blinde ist daran Schuld gewesen, daß der Lahme das Ziel erreichte, oder umgekehrt, ist meinem Dafürhalten nach gleich lächerlich. Und ungerecht! Du warst damals — wir sprachen oft drüber — das Weib, ich der Mann. Unsere Funktionen waren nicht die selben, aber sie waren gleich wichtig. Und in diesem Sinne, hoffe ich, werden wir stets unserer Zukunft gegenüber zusammenhalten. Was willst Du dem ‚Magazin' schreiben? Natürlich möglichst kurz und, wenns geht, nur etwa zehn, höchstens fünfzehn Zeilen. In jedem Falle aber schickst Dus mir doch? Ich möchte nicht, daß ich es erst gedruckt lese, und würde Dir daher das Blatt sofort zurückgehen lassen, damit Du es dann an Otto Neumann-Hofer weitergiebst."

Die Antwort Schlafs lautete: „Lieber.....! Deinen Brief mit dem famosen Citat habe ich bekommen. Widerwärtig! Grundwiderwärtig! Uebrigens ist es ja nicht das erste Mal, daß wir durch solche ‚Konjekturen' angeekelt werden. Oft genug im Privatverkehr ist in unserer beider Gegenwart oder Einem von uns gegenüber in dieser Weise direkt oder indirekt ‚konjekturirt' worden. Und Einer von uns Beiden oder wir Beide haben darunter zu leiden gehabt. Jetzt also kommt ein Herr A.... K.... gar im ‚Magazin' und ich bin es, dem er den Vortritt zu geben geruht. Wie wir Beide nun über unser Zusammenarbeiten denken, Das wissen wir. Wir haben uns mehrfach darüber ausgesprochen und es bedurfte erst nicht der Zeilen, mit denen Du in Deinem Briefe noch einmal darauf zurückkommst. Auch die liebe Oeffentlichkeit sollte und könnte mit Dem zufrieden sein, was wir ihr über unser Zusammenarbeiten offenbart haben. Sie ist es aber natürlich nicht und die Literatengesellschaft erlaubt sich ihre Konjekturen und bethätigt ihre natürlich durchaus sachliche Wißbegier; und A..... K.... kramt seine Ansichten aus, öffentlich, in einem Magazinartikel. Also natürlich werde ich die Zeilen schreiben und eben so selbstverständlich ist es, daß ich sie Dir, bevor ich sie an Neumann-Hofer weitergehen lasse, zuschicke zur Einsichtnahme. Denn so widerwärtig die Sache in diesem Fall ist und in manchem anderen war, so geht es denn also doch nicht anders und man muß einmal ein Wort dazu sagen. Ich meine also, daß ich Herrn A.... K.... und alle lauten und stillen anderen Mit-Konjekturanten noch einmal mit aller Bestimmtheit auf Das hinweise, was wir über unser Zusammenarbeiten der Oeffentlichkeit mitgetheilt haben. Nicht wahr? Ich bitte Dich nur noch, mir so umgehend wie möglich ein paar Zeilen zu schreiben, ob Dein Citat durchaus wörtlich ist, ich meine, ob nicht eventuell ein sinnstörender Schreibfehler mit untergelaufen ist. Sobald ich darüber Bescheid weiß, wirst Du eben so umgehend die betreffenden Zeilen bekommen." Ich erhielt sie, sie wurden an Herrn Otto Neumann-Hofer, der das „Magazin" damals leitete, weitergeschickt, mit der Motivirung aber, er

Hosted by Google

müsse auf seinen geschätzten Mitarbeiter Herrn A.... K.... Rücksicht nehmen, verweigerte er ihren Abdruck. Mit ihnen hausiren zu gehen, verzichteten wir — Zeitungsgeschreibsel hin, Zeitungsgeschreibsel her —: und die Angelegenheit war für uns erledigt ...

Der mitgetheilte Briefwechsel, der aus einer Zeit stammt, wo die gemeinsame Arbeit eben erst hinter uns lag, dürfte ergeben, daß Schlaf doch vielleicht zu viel „verräth", wenn er heute durchblicken läßt, „Mann" und „Weib" eigentlich zugleich gewesen zu sein. Von dieser Selbsteinschätzung fühlte er sich damals so weit entfernt, daß er in einem späteren Briefe ausdrücklich gestand: er wäre auf meine Auseinandersetzung deshalb nicht ausführlicher eingegangen, weil ihr „Ton" ihn „verletzt" habe, da er aus ihm herauszuhören geglaubt, es sei meine Meinung gewesen, er, Schlaf, sei „so halb und halb mit für die Dummheiten des K.... verantwortlich." ....

Was nun das zerrissene Drama selbst betrifft, so sei nur ein Wort gestattet. Schlaf las das Stück an meinem Schreibtisch vor. Ich hatte mehrere Freunde geladen und drei waren gekommen. Ueber diese Vorlesung berichtet Schlaf: „Sie fand uneingeschränkte Anerkennung, man gratulirte mir zu meinem neuen dramatischen Aufschwung, nannte die Arbeit das Beste, was mir bisher gelungen sei, und weissagte ihr allen Erfolg." Dieser Satz enthält, meiner Auffassung nach, große Selbsttäuschungen. Wir erklärten das Stück zwar für eine Vertiefung der „Gertrud", obgleich Einer — nicht ich war es — stumm blieb und später im Privatgespräch auch Das nicht zugab, aber wir waren darüber einig, daß Schlaf den „Meister Oelze" selbst durch dieses Stück noch keineswegs wieder erreicht hatte. Eine Theaterwirkung vollends erwarteten wir nur von einer bestimmten Bühne herab, mit bestimmten Darstellern und auf ein bestimmtes Publikum. Trotzdem wäre zu bedauern, wenn Schlaf das Stück wirklich zerrissen hätte. Denn daß er es zerrissen — ich meine: völlig vernichtet hat —, steht für mich noch durchaus nicht fest. „Zerrissen" hatte er es auch schon damals im März, kurz vor seiner Vorlesung bei mir. Der Grund war folgender gewesen. Schlaf hatte das Manuskript, aus dem er am nächsten Tage vortragen wollte, Jemand gegeben, dessen Meinung ihn interessirte, und als er nach dem Eindruck fragte, wurde ihm gesagt, daß die Lecture über die beiden ersten Akte noch nicht hinaus gediehen sei und daß aus diesen ein Urtheil sich noch nicht bilden ließe. Das mußte ihn offenbar verstimmt haben. Er erklärte das ganze Stück für „Zeug" und „Schund" und wollte das Geschriebene in Fetzen reißen. Ich sprang hinzu und „rettete". Als ich ihm dann die Blätter, die ich mit vieler Mühe und noch mehr Dextrinstreifen nothdürftig zusammengeflickt hatte, wieder aushändigte, meinte er: ich hätte mir die Mühe nicht erst zu machen brauchen; in Magdeburg liege ja noch ein zweites Manuskript. Aber es hatte ihm augenscheinlich Spaß gemacht, wie sehr ich um sein Schmerzenskind besorgt gewesen war und wie fleißig ich gekleistert hatte. Und so möchte ich mich denn auch jetzt, so ernsthaft der Fall im Uebrigen sein mag, einer fröhlichen Zuversicht nicht entschlagen, daß die „Feindlichen" noch existiren und hoffentlich recht bald auf eine Bühne kommen.

Wilmersdorf. Arno Holz.

Hosted by Google

Diva Evina.

Tief im Finenwalde am Vermundsee wohnte ein einsamer Fine, der sich dort Land abgeschwendet hatte und im Winter ins Dorf fuhr und mit Schornsteinfegen manchen Schilling verdiente. Er hatte eine Tochter, die Evina hieß.

Seine Hütte lag viele Meilen weit von allen Menschen; außer ihr gab es dort nur eine kleine Ansiedlung auf der anderen Seite des Sees. Da wohnten ein paar alte Leute mit ihrem Sohne Vermund. Sie hatten ein Stück Land ausgerodet und abgeschwendet und Roggen gesät und die kleine Hütte mit einer Einfriedung umgeben, die man bis auf die andere Seite schimmern sah. In dem See war ein Ueberfluß an spielenden Forellen und anderen Fischen und im Walde an Vögeln, so daß man immer seinen Lebensunterhalt hatte. Aber andere Menschen als hie und da einen Waldarbeiter, Jäger oder wandernden Gesellen sahen sie niemals, außer wenn sie mitunter einmal zur Kirche fuhren oder unten im Dorfe Fische und Wildgeflügel verkauften.

Wenn Evina mit dem Kahn draußen lag und angelte, bereitete es ihr schon von Klein auf großes Vergnügen, zu singen. An vielen Stellen hallte es so schön und klar wider, und wenn sie am Abend so saß, wurde der Klang in die Ferne getragen, weit über all die vergoldeten Waldwipfel hin. Sie versuchte es auf die mannichfachste Art und konnte einen Ton bilden, wie die feinste Weidenflöte, und der Lerche so schmetternd klare Triller nachbilden, wenn sie zwitschernd gerade in die Luft hinaufstieg und dann plötzlich wieder sank. Und sie konnte tiefere Töne hervorbringen als der Birkhahn, der auf der Fichte flötete. Es gab keinen Vogel im Walde, den sie nicht übersingen und beschämen konnte.

Und wenn sie so von der Höhe zu jodeln begann, vergaß Vermund die Axt und die Arbeit. Denn dann wußte er, sie wollte ihn mithaben beim Angeln oder zum Beerensuchen. Aber er wußte nicht, daß nicht alle Mädchen so schön singen konnten. Als sie dann nahezu erwachsen waren, begann Vermund, die Tage langweilig zu finden, an denen er sie nicht zu sehen bekam und sie nicht sprechen konnte. Er bangte und sehnte sich und ging unlustig zur Arbeit umher und paßte auf, ob er sie nicht bald wieder irgendwo hören würde. Und immer mehr schien es ihm, es müßte schön sein, sie für immer drüben in seiner Hütte zu haben, statt daß sie ihn nun rufen und nach ihm jodeln mußte. Ueberdies war der Vermundsee breit und tückisch, wenn es Sturm gab. Und wenn sich im Herbst das Eis darüber legte, und im Frühling, wenn es aufging, konnte er lange Wochen nicht hinüberkommen.

Da begann er, mit Fischen und Vögeln ins Dorf zu fahren, sich Geld zu verschaffen, und kam heim mit Kringeln und Honigkuchen und Zuckerwerk und Meth. Immer hatte er etwas Leckeres im Boot für sie mit. Und wartete er nicht auf sie, so harrte sie auf ihn. Alle Menschen unten im Dorf verheiratheten sich, meinte Vermund, also könnten sie es auch thun. Man brauchte nur zum Landhändler mit Fischen und Vögeln zu fahren, um Geld zu bekommen, und dann zum Pfarrer zu gehen und das Aufgebot zu bestellen.

Hosted by Google

So geschah es denn auch. Und früh und spät sang und trillerte sie an den letzten Sommertagen zu ihm hinüber.

Das Laub um den Vermundsee begann, gelb und roth zu werden und golden zu schimmern; es waren nur noch drei Sonntage, bis sie zur Kirche sollten. Und sie ging umher und sang und sang. Still war es und lautlos an den Herbsttagen, der Ton wurde so weit getragen und so klingend klar und kam wieder von weither zurück. Niemals war es ihr so schön und stark gelungen. Und niemals hatte sie sich so jubelnd froh gefühlt.

Es war nur noch drei Wochen hin, dann zog sie über den See. „Hinüber, hinüber!" erklang es so laut, daß es in der Luft trillerte und in den Bergen widerhallte und in starken, vollen Tönen weit über den Vermundsee hinzog. Als sie eines Tages es gerade besonders schön herausgebracht hatte, riefen einige feine Herren und Jäger — mit Hunden an der Koppel; Einer trug ein Horn um die Schultern — sie vom Waldesdickicht dicht bei ihr an. Sie hätten dort gesessen und gerastet und gelauscht. Solch eine Stimme hätten sie noch nie und nirgends gehört, sagten sie. Sie meinte, Das sei nicht so unwahrscheinlich, denn sie habe sich immer gedacht, daß sie am Besten im ganzen großen Finenwald sänge.

Dann mußte sie ihnen sagen, wo sie wohnte, und sie zu ihrem Vater führen. Er sei Schornsteinfeger im Dorf, sagte sie, und das Fegen koste acht Schilling und das Essen. Unter einander redeten die Herren in einer Sprache, die sie nicht verstand; und sie sahen sie an und nickten einander zu und sprachen laut und erregt.

Als sie in die Hütte kamen, saß der Schornsteinfeger und schnitt und band Reisig an seine langen Kehrbesen. Er hatte schon früher seine Leute gesehen und begriff wohl, daß sie nicht kamen, um ihn zum Fegen zu bestellen. Und so sagte er zur Tochter, sie möchte den Mund halten, damit er hören könnte, was sie wünschten. Aber er erschrak ordentlich, als der Mann, der das blanke Messinghorn umgehängt hatte, einen Hundertkronenschein auf den Kehrbesen legte und sagte, seine Tochter müßte ihnen sogleich in die Stadt folgen und dort singen. Dann könnte sie Staat und goldene Nadeln und so viel Geld verdienen, daß sie sich, ehe ein Jahr um wäre, einen Bauernhof dafür kaufen könnte.

Niemals hätte Evina daran gedacht, daß sie in die Stadt kommen könnte. Sie wußte auch nicht recht, wo die hinter dem Dorfe lag. Aber sie wollte gern dorthin und singen. Nur bat sie inständig, daß sie erst mit Vermund Hochzeit halten dürfe. Aber davon konnte keine Rede sein. Wenn sie reich würde, könnte sie nach Hause fahren und heirathen, wen sie wollte. Nur müßte sie ihnen folgen, und zwar noch an dem selben Abend.

Der Schornsteinfeger setzte sie über den See. Und während sie die Viertelmeile bis zur Flußmündung hinüberruderten, sang und jodelte Evina so ergreifend schön ihrem Vermund zu, um ihm Lebewohl zu sagen, daß die feinen Herren ganz starr dasaßen und dann einander entzückt zunickten.

Aber Der, den sie für den Reichsten hielt, der mit dem Horn, der den Hundertkronenschein gegeben hatte, wischte sich fortwährend die Augen mit einem Taschentuch und weinte wirklich, obgleich er den Vermund ja gar nicht kannte. Dann mußten sie eine Stunde zu Fuß wandern, wobei ihr Vater ihnen den Weg zeigte, bis sie an die große Chaussee kamen. Da standen zwei Wagen mit

Hosted by Google

ganzen Häusern darauf und Fenstern darin und auf dem Vordersitz saßen seine Kutscher mit langen Peitschen. Dann ging es davon, — in die Stadt.

Noch niemals hatte sie in einem so weichen und feinen Bett gelegen wie in dieser Nacht; sie hatte nie gedacht, daß es solche Stuben und so schöne Sachen geben könnte, wie all' Das, was sie hier umgab. Nur kam ihr die Luft so bedrückend und dumpf vor, daß sie hinaus mußte, ins Freie. Und mitten in der Nacht fuhr sie auf die Thür los und wollte nach Hause. Aber sie war zu, fest abgeschlossen. Und dann lag sie und weinte bis zum Morgen, wo der Kaffee und Zucker und ein ganzer Haufe schönen, warmen Weißbrotes ihr ans Bett gebracht wurde.

Später kamen freundliche Männer, die sie lehrten, wie sie es machen müsse, wenn sie vor Leuten singen sollte. Sie gaben ihr feine Kleider und allerhand Staat und übten mit ihr in einem großen Saale mit Lichtern an der Decke, Abend für Abend, hineinzukommen, sich zu verneigen und zu singen, sich wieder zu verneigen und hinauszugehen, wenn Der mit dem Horn in die Hände klatschte. Und wieder müsse sie hineinkommen und sich verneigen, so oft er in die Hände klatschte und rief. Dann kam der Abend, da die Leute sie hören sollten.

Viele Instrumente spielten. Und als sie heraustrat, saßen sie im Saale Kopf an Kopf, so daß ihr plötzlich alle heimischen Waldwipfel und Vermund einfielen. Und dann setzte sie ein, so glockenklar und silberrein. Sie perlte und trillerte höher und höher hinauf in die Luft, wie die Lerche daheim, froher und froher, und die Töne wurden lang und groß und mächtig, als sollten sie über den Vermundsee hinreichen. Als sie aufhörte, blieb es still über dem ganzen Wald. Niemand klatschte und geberdete sich, wie der Mann mit dem Horn gesagt hatte. Und da that sie, wie man es sie gelehrt hatte: sie verneigte sich und ging rückwärts hinaus. Aber da brach es los. Evina, Evina, schrieen sie und klatschten und trampelten, wie Waldkobolde. Und lauter und lauter schrieen sie und riefen und schlugen die Hände zusammen, jedesmal, wenn sie sang. Schließlich konnte sie nichts weiter thun, als die feinsten Blumen sammeln und aufheben, sich dann verneigen und nochmals verneigen und rückwärts hinausgehen.

Gleich am nächsten Morgen kam ein Mann mit einem großen schwarzen Schnurrbart, bestellte Grüße von dem Herrn mit dem Horn und setzte einen Geldkasten mit einem Schlüssel darin vor sie hin auf den Tisch. Er war gespickt voll von Scheinen und blankem Geld in Rollen. Und als er sagte, das Alles gehörte ihr, wollte sie gleich den Kasten nehmen und zu Vermund nach Hause fahren. Aber da blinzelte er und lachte. Das sei nur ein verschwindend kleiner Anfang. Wenn sie besser singen lernen und dann mit ihm in andere Länder reisen wollte, sollte sie so viele solche Kästen zu Vermund mit heimnehmen können, daß sie den größten Bauernhof kaufen könnte.

Da dachte sie sich: Es wäre doch außerordentlich lustig, so zu singen, daß alle Leute unter der Lichtkrone ganz verrückt würden und wie toll nach ihr schrieen, und am Klügsten wäre es wohl, zu warten, bis der Geldhaufe, mit dem sie nach Hause fahren konnte, recht groß würde.

Dann kam ein „Maëstro", der sie nach Noten singen lehrte. Und dann einer, der sie gehen, stehen und die richtige Haltung lehrte. Dann probirten ihr die Modehändlerinnen und Schneiderinnen ein schönes Kleid nach dem andern an und Alle sagten, sie müsse sich Goldschmuck und Perlen und Steine kaufen.

Hosted by Google

So sang sie und lernte und reiste mit dem Manne, der Impresario hieß, von Stadt zu Stadt und von Land zu Land. Sie lernte fremde Sprachen sprechen und Champagner trinken und an vielen Leckereien Geschmack finden, die ihr im Anfang nicht geschmeckt hatten. Und nun wollten sie, daß sie dort singen sollte, wo es am Größten und Herrlichsten sei, in der Oper. Dahin kam sie denn auch. Und berühmt wurde sie, so daß Alle von ihr sprachen. Je länger sie umherreiste, desto verrückter schrieen sie und desto toller klatschten sie in die Hände und riefen Bravo und bejubelten Signora Evina. Und desto größer wurden die Blumenberge am Abend und der Geldkasten am nächsten Morgen; und Könige und Kaiser schenkten ihr Armbänder mit Perlen und Diamanten. Wenn die Leute sich nach der Diva müde geschrieen hatten, spannten sie sich vor ihren Wagen und zogen sie nach Hause. Und in das Hotel, wo sie wohnte, sandten sie Blumen und Geschenke, so daß sie kaum noch daran dachte, nach Allem zu fragen, was gebracht wurde.

So sang sie und reiste, von Blumen überschüttet, in der Welt umher. Das Geld kam und ging. Was sie besaß, wußte sie nicht. An den Vater ließ sie einen Geldbrief heimsenden; sie selbst konnte wenig schreiben, bekam aber vom Pfarrer des Dorfes die Antwort, daß der Alte gestorben sei.

Im Sommer lebte sie auf ihrer Villa in den Pyrenäen. Und die Dienerschaft und das Gefolge und die Reisen kosteten große Summen, die sie immer bei der Bank anwies. So war es mehrere Jahre gegangen. Sie entsann sich kaum noch, daß sie einst als armes Mädchen am Vermundsee herumgewandert war.

Dann sang sie wieder eines Abends. Das Haus war gefüllt vom Parquet bis zum Dach. In der Loge mit der Krone darüber saß der Kaiser und die Kaiserin und die Prinzen und die Vornehmsten vom Hofe. Sie erhob an der herrlichsten Stelle des Liedes den Blick; da sah sie hoch oben ein Gesicht, das sich herabneigte und sie anstarrte. Das Blut strömte ihr zum Herzen. Sie mußte an Vermund denken. Es mahnte sie wohl nur eine Aehnlichkeit an ihn, dachte sie. Aber sie mußte während der ganzen Zeit, die das Spiel dauerte, nur ihn ansehen und ihren Blick dorthin wenden. Daß er dort jetzt sitzen sollte, war ja so unmöglich, wie daß der Vermundsee herkam. Aber je länger sie hinsah, desto mehr meinte sie, er müßte es doch sein; und sie erkannte so genau die Kopfhaltung und den Haarfall, wie er da so saß und lauschte, und die starken Mundwinkel wieder, die sich herabzogen, wenn ihn Etwas erregte. Da erklangen ihre Töne so ergreifend und gewaltig, wie sie, seit der Zeit, da sie am Vermundsee daheim gewesen war, sie nicht hervorgebracht hatte.

Als er aber ein blaukarrirtes Taschentuch hervorzog und erst das eine Auge und dann das andere wischte und das Tuch wieder zusammenlegte, wäre sie beinahe aus der Rolle gefallen. Nun wußte sie sicher, daß es Vermund sei. Und plötzlich ward ihr Blut so kochend wild und sie so froh, daß sie an die Rampe vorstürzte und sang und jodelte in ihrer alten Sprache wie einst: „Vermund, Vermund, komm — hinüber — hinüber — hinüber —“...

Da erhob sich der Kaiser und klatschte und das ganze Haus dröhnte und erbebte unter den Bravorufen. Und nach der Schlußarie wurden Blumen und kostbarer Schmuck auf die Bühne geworfen. Siebenmal mußte sie vor und sich

Hosted by Google

verneigen. Als sie aber zum achten Mal nach ihr riefen und schrien und Viele hinausstürmten und ihr die Pferde ausspannen und sie nach Hause fahren wollten, war sie fort.

Evina hatte ihren Wagen draußen halten lassen und Vermund aufgelauert. Und da erzählte er ihr, daß er die ganze Zeit sich gebangt und auf sie gewartet und ihrer geharrt hatte, bis er es daheim nicht mehr aushielt. Im Dorfe lasen sie in den Zeitungen und schwatzten von Schornsteinfegers Evina, die so berühmt geworden sei und draußen in der großen Welt singe. Aber wenn er beim Landhändler nach ihr fragte und meinte, sie würde wieder in den Finenwald heimkehren, blinzelte Der nur und lachte. Da sei er davongewandert und habe sich von Stadt zu Stadt durchgefochten und Heuer auf einem Schiff genommen, bis er herkam und hörte, daß sie heute Abend singen sollte.

Und Fragen und Erkundigungen strömten von ihren Lippen, wie ein Wasserfall, da sie nun endlich einmal in ihrer Sprache von all ihren Angelegenheiten schwatzen konnte, von denen sie in langen Jahren mit keinem Menschen hatte reden können und an die sie kaum Zeit gehabt hatte, zu denken. Es war ein tolles Hin- und Hergeschwätz von allem Möglichen daheim, von hundert Dingen, mit denen sie gar nicht fertig werden konnten, bis der Wagen vor dem Hotel hielt, so daß er mit hinauf mußte, damit sie weiter schwatzen könnten.

Aber fortwährend kamen feine Leute die Treppe hinaufgeeilt, die Alle die Diva Evina begrüßen wollten und die ihr dankten und sie priesen und auf sie einsprachen und mit den Hüten in den Händen herumfuchtelten. Alle riefen, sie habe noch niemals so herrlich gesungen wie heute Abend. Und vom Kaiser kam ein blitzendes Armband, für das sie danken mußte und lange bei dem Kammerherrn stehen und mit ihm reden. So bekamen sie keine Ruhe und er mußte versprechen, am nächsten Morgen wiederzukommen, früh vor der Probe, da sie dann Zeit hätte.

In dieser Nacht konnte sie nicht schlafen. Sie dachte an all die Nachrichten aus der Heimath, lag und dachte an Vermund und sehnte sich danach, daß es Tag werden möchte, damit sie ihm all ihre Herrlichkeiten zeigen und ihn das Merkwürdige sehen lassen könnte, über das er sich wundern würde, und ihm erzählen, wie sie nun lebte. Ihr war, als liege sie wieder daheim in ihrem Bett und müßte aufstehen, wenn die Sonne aufging, und mit dem Kahn hinaus und angeln. Jedes Knotens in der Fischschnur entsann sie sich; und sie ruderte und ruderte, konnte aber nicht vorwärts kommen wegen des Schilfes am Lande, in das immer die Angelschnur einhakte und abriß.

Und als er dann kam, schwatzten und lachten und kosten sie wieder so schnell, wie ein Mühlrad geht. Es nahm gar kein Ende: von dem Alten und Neuen daheim, wo die beiden kleinen Hütten auf den beiden Seiten des Sees rauchten. Sie hatte nichts vergessen und sprach sich so hinein, als wenn sie noch dort wäre. Als sie dann aber losjodeln wollte: „Vermund, Vermund, komm hinüber!“ und schon die Hand dazu an den Mund setzte, besann sie sich plötzlich. Da begriff er, daß von Hochzeit und Dergleichen jetzt keine Rede mehr sein könnte. Dann wollte sie ihn in ihrem Wagen ausfahren und ihm die wilden Thiere zeigen, Löwen und Tiger und Schlangen und die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Sie fuhren mit Kutscher und Diener auf dem Bock aus, und wo sie hinkamen, nahmen die Leute den Hut vor ihnen ab. Und sie sahen Alles und machten Alles mit,

Hosted by Google

was sich in einem Tage bewältigen ließ. Aber von Anderem als von ihrer Heimath sprachen sie während der ganzen Zeit nicht.

Als sie dann in Evinas Hotel zurückkehrten, stand in einem kleinen Zimmer eine Tafel gedeckt mit schimmerndem Silberzeug und Kristall und Tafelaufsätzen und Blumen, so daß es die Augen blendete. Und die Kellner trugen ein leckeres Gericht nach dem anderen auf. Aber sie saßen nur und schwatzten von Honigkuchen und Kringeln und Zuckerwerk, das sie daheim im Boot auf der Ruderbank getheilt hatten, bis ihnen Beiden ganz die Eßlust verging.

Zum Sommer wollte sie heim an den Vermundsee, nicht nach der Villa in den Pyrenäen. Sie wurde ganz versessen darauf. Und er sollte Geld mitbekommen, um die verfallene Hütte ihres Vaters wieder in Stand zu setzen. Sie wollte dort wohnen und es gerade so haben wie in alten Tagen, sagte sie. Schließlich verabschiedete er sich dann und reiste ab.

Aber der Landhändler im Dorfe blinzelte und zuckte mit den Achseln, jedesmal, wenn Vermund sagte, daß sie versprochen habe, im Sommer in den Finenwald zu kommen. Aber richtig: schließlich kam sie doch. Eine Woche wanderte sie umher und jodelte im Wald und auf dem See, auf allen den Plätzen, wo es so schön geklungen hatte, als sie dort als junges Mädchen umherging. Mit Vermund fuhr sie im Kahn hinaus und versuchte das Angeln auf den alten Fischplätzen bis zur Flußmündung hinab. Ihr schien, so etwas Gutes wie die Salme und Forellen, die sie selbst geangelt hatte, und die Berghimbeeren, die sie auf dem Beerenmoor lasen, habe sie nicht gegessen, seit sie hier war. Und die Luft war so frisch und rein und sommerlich warm.

Aber eines Morgens erwachte sie darüber, daß es regnete und Alles grau war und dichter Nebel über den Waldwipfeln hing. Am nächsten Tage war das Wetter nicht besser; es regnete und regnete und Böen zogen über den See. Da wurde es langweilig und traurig und einsam, so den ganzen Tag zu sitzen, während es an die Fensterscheiben platschte und herabrieselte.

Da reiste sie plötzlich ab. Und von der Station beim Landhändler ging es im Wagen mit zwei Pferden und Vorspann in fliegender Fahrt durch das Dorf hinab und weiter bis zu dem Ort, wo ihr Impresario auf sie wartete.

Wieder ging es hinaus in die Welt auf Reisen und Tournées, Jahr für Jahr. Geld kam und ging. Und im Sommer hielt sie sich nicht mehr auf ihrer Villa in den Pyrenäen auf, sondern an Kurorten, die halsstärkende Quellen hatten. Und mehr und mehr war in den Zeitungen davon die Rede, daß die höchsten Töne nicht mehr ganz so voll und rein erreicht würden, und man bat den Impresario, ihre Stimme mehr zu schonen. Und immer öfter wollten Leute Geld von ihr haben und immer weiter mußte sie reisen, um die Summen aufzutreiben, die nothwendig waren. Und ihre Halskuren wurden immer länger. Solche hohen Stimmen seien niemals von langer Dauer, sagten die Aerzte. Die ihrige hätte geschont und behutsam behandelt werden müssen, während jetzt blind gegen sie gesündigt worden sei.

So vergingen noch einige Jahre.

Eine Weltgröße zu sehen und zu hören, war immer noch interessant und zog die Leute an. Aber das Klatschen und die Bravorufe und die Blumen wurden spärlicher und die Einkünfte immer kleiner. Dann kam die Zeit, wo die Zeitungen

Hosted by Google

verdrießlich und ärgerlich wurden, das Blatt vom Munde nahmen und sie eine Orgel nannten, deren Pfeifen zerbrochen und ausgefallen seien.

Da waren die Schmucksachen und Diamanten und Kostbarkeiten längst versetzt und die Villa in den Pyrenäen war den Gläubigern verfallen. Und sie selbst war überflüssig unter all den Menschen, denen sie als großer Stern geleuchtet hatte. Sie zogen sich von ihr zurück und mieden sie. Da tauchte der Vermundsee in ihrer Erinnerung auf und blinkte ihr wunderlich blau und blank entgegen. Da konnte sie noch singen und über die vergoldeten Waldwipfel hinjodeln, dort schrieen keine Zeitungen und klagte kein Impresario und die alte Hütte war für die Gläubiger nicht die Reise werth.

... Und eines Tages im Sommer sah Vermund, daß drüben Rauch aufstieg. Da muß Jemand eingezogen sein, dachte er. Und er hatte nun auf die Hütte so viel Jahre geachtet und auf Ordnung gesehen für sie, die einmal kommen konnte, daß er meinte, er habe ein Recht darauf und müsse hinüberfahren und nachsehen. Und da saß Evina am Herde und kochte ihren Morgenkaffee. Sie hatte sich gestern Abend von der Flußmündung hinüberrudern lassen. Sie hatte jetzt nicht viel mehr mit als an dem Tage, da sie fortreiste. Aber Vermund schien es, es wäre genug, denn je weniger sie hatte, desto fester saß sie hier. Und für den Unterhalt wollte er schon sorgen, meinte er.

Dann war er jeden Tag mit dem Boot drüben und verdichtete die Fensterrahmen und die Wände mit Moos und haute Holz und setzte Alles in Stand und brachte Vögel und Fische.

Sie theilten wieder Zucker und Kaffee, wenn er unten im Dorfe gewesen war und Etwas verkauft hatte, und sie ruderten zusammen hinaus und zogen die Netze und angelten, bis im Herbst Eis zu frieren begann und es schwer ward, hinüberzukommen.

Da stand sie eines Tages und winkte. Er verstand, daß sie jodelte; aber die Stimme reichte nicht mehr hinüber. Nun mußte er sich wohl mit dem Kahn durch die Eisdecke durchhauen, und als er hinüberkam, erfuhr er, daß ihr Alles im Hause fehle. Da meinte er, es wäre am Besten, sie folgte ihm gleich im Kahn hinüber, statt rathlos zu sitzen und nur zu winken und zu rufen.

Der Schnee legte sich über den Wald und der Winter kam. Unten im Dorfe meinten sie, es sei eine seltsame Begebenheit, daß sie, die einst draußen in der Welt so berühmt gewesen war, nun wieder zur bloßen Evina geworden sei und den Vermund oben am See geheirathet habe. Aber oben in der Blockhütte kochten und wirthschafteten sie und sammelten Reisig und Holz und trugen es ins Haus und lebten und arbeiteten. An den Abenden saß Evina vor den Kohlen und rührte im Kochtopf und summte und sang Stücke von Arien und Opernmelodien, wie sie ihr gerade einfielen, gleich einem alten Vogel, der stöhnend hie und da noch einen Ton herausbringt. Und nach und nach ward es ihr, wenn sie auf die Waldwipfel am Vermundsee blickte, als sähe sie die lichten Säle, in denen die Köpfe wogten und Tücher und Hüte ihr Beifall winkten.

Jonas Lie.

Hosted by Google

Krakauer Herbsttage.

Wer an der großen Heerstraße wohnt, die nach dem Osten führt, hat die Gelegenheit, allerlei Menschen kennen zu lernen. So ist es mir ergangen. Es waren Aerzte und Juristen, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler, arme Teufel, die Monate lang von Thee, Brot und Käse leben, und die reichen Söhne von Gutsbesitzern und Händlern, Polen, Russen, Armenier und Bewohner des fernen Sibirien; und ich habe mir unter ihnen viele Freunde erworben. Mancher, der in die Heimath zurückkehrte oder sie für immer verließ, hat seine Reise für mich unterbrochen und ich geleitete ihn dann ein Stück Weges. Jeder weiß zu erzählen und nicht nur von seinem Volk; denn es besteht unter diesen Menschen des großen Ostens ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, wie es sonst nur bei ganz kleinen Nationen zu finden ist und den Deutschen völlig fehlt.

Jüngst besuchte mich ein polnischer Freund auf der Heimreise; er machte mir arge Vorwürfe: „Kommen Sie doch endlich einmal zu uns nach Krakau. Es liegt so nah; Sie haben nur drei Stunden mit dem Eilzug, Sie kennen so viele Polen und kennen doch Polen nicht!" Er hatte Recht. Vor vielen Jahren hatte ich die Salzbergwerke in Wieliczka besucht und auf dem Rückwege wenige Stunden in Krakau zugebracht. Unter den verblassenden Erinnerungen dieses Tages ist mir nur eine lebendig geblieben.

Es war grau und trüb draußen. Durch die finsteren, feuchten Straßen schritt ich den Stradom entlang, auf den Kazimierz zu, die Judenstadt. Im Nebel lag auf der Höhe der Wawel, die Königsburg, mit der großen Glocke Zygmunt, die nur einmal im Jahr geläutet wird. Die Läden waren geschlossen, denn es war Pfingstsonntag. Nur auf der Schwelle eines geöffneten Hauses sah ich einen alten Juden. Die ganze Gestalt schien in sich zusammengesunken; nur die Augen lebten. Und dieser starr in das Weite gerichtete, melancholische Blick mit seiner Lebensmüdigkeit und Todessehnsucht grub sich mir tief ein. Der ganze Leidensweg der Ahasverussöhne spiegelte sich darin; den selben Blick hat Josef Israels in seinem berühmten Bilde dem „Sohn eines alten Volkes" gegeben.

Ich war der Aufforderung meines Freundes gefolgt und saß nun mit ihm auf dem Hügel, der dem Andenken an Kosciuszko geweiht ist. Wir lehnten uns an den Granit, der den Namen des letzten Feldherrn der Republik verkündet. Auf dem großen Platz der Stadt, in der Nähe des alten Rathhausthurmes, bezeichnet eine Steinplatte den Ort, wo Kosciuszko der Republik im März 1794 Treue schwur, ehe er für die Freiheit auszog. Dort soll einst sein Denkmal stehen. Die bestgemeinten ökonomischen Reformen und die äußerste Kraftanstrengung vermochten damals Polen nicht mehr zu retten. Wenige Dezennien vorher hatte der Abt Franz Salesius Jezierski die „Mysterien der polnischen Regirung" also beschrieben: „Polen ist zugleich Republik und Königreich, vereinigt durch den Zustand des Interregnums. In dieser Republik der Privilegien und Unordnung herrscht der König, der Senat und die Ritter, drei Stände, — und doch im Grunde nur der Edelmann, denn sowohl der König als der Senator und der ritterliche Landbote sind Edelleute. Es ist ein für den menschlichen Verstand undurchdringliches Mysterium, durch welches Wunder der eine Adelsstand zu drei

Hosted by Google

Ständen wird und aus der einzelnen Person des Königs ein ganzer Stand werden konnte." Die Besten des Landes hatten sich 1791 in den Dienst des Reformwerkes gestellt. Doch es war zu spät. Nur die Befreiung des Bauernthumes, der letzten, unverbrauchten Kraft Polens, hätte den Staat noch retten können; weder die Führer des vierjährigen Reichstages noch die Männer der Erhebung von 1794 wagten sie. Der Einzige vielleicht, der die Situation klar durchschaute, war der edle Hugo Kottontaj, der seinen Antheil am Verzweiflungskampfe mit achtjähriger Gefangenschaft in Olmütz büßen sollte. Er rief in seiner „Letzten Warnung an Polen. 1790." dem Adel zu: „Was zögert Ihr noch? Worauf hofft Ihr? Durch Euer Interregnum und Eure Mißwirthschaft habt Ihr den größeren Theil Polens verloren, habt den Nachbarstaaten Millionen Unterthanen ausgeliefert. Und Ihr glaubt noch immer, mit überlebtem Feudalismus, eine Handvoll Edelleute, die eingeschüchterte und verwahrloste Nation retten zu können? Thut, was Ihr wollt, hockt auf Privilegien, grübelt über Eure feudalen Vorrechte: ein Land mit sieben Millionen Sklaven, auf allen Seiten von despotischen Staaten umgeben, kann nicht frei sein . . . Nur ein Entschluß vermag uns zu retten, nur wenn Ihr für das gemeinsame Interesse des ganzen Volkes kämpfen wollt, können wir den Feind besiegen."

Der Weg zum Hügel geht durch die Vorstadt Zwierzyniec. Von einem Nonnenkloster mit hohen, fensterlosen Mauern führt eine Allee in sanfter Steigung bis an den Fuß des Hügels. Der Herbst hatte mit zartestem Gelb bis zu sattem Roth das Laub der Bäume und der Sträuche gefärbt, der Himmel war tiefblau und trotz dem Sonnenschein lag ein feiner silberner Schleier über dem Horizont. Es ist nichts Erhabenes in dieser Landschaft, nichts, was die Augen gewaltsam auf sich zöge, und doch liegt eine Schönheit darin, die in das Herz dringt und die man nicht leicht vergißt. Zur Linken das Thal der Weichsel, die sich zwischen kleinen Hügeln windet, geradezu die Anhöhen mit dem Kamaldulenserkloster von Bielany, zur Rechten, ganz in Grün gebettet, die Stadt mit unzähligen Thürmen und Thürmchen. Erde aus allen Theilen Polens, von allen Orten, wo Kosciuszko gelebt und gefochten, wurde anfangs der zwanziger Jahre zusammengetragen, um den Hügel zu seinem Gedächtniß zu errichten. Bis in die Heidenzeit zurück reicht die alte polnische Volkssitte, über den Gräbern großer Toten Erdhügel aufzuführen, und im Südosten der Stadt erheben sich die beiden Hügel des sagenhaften Gründers von Krakau und der Fürstin Wanda, seiner Tochter, die, um des Gelübdes der Keuschheit willen, den Tod in den Fluthen der Weichsel suchte. Jetzt umgiebt den Kosciuszkohügel ein Fort, und während wir oben sitzen, hören wir, wie unten in den Höfen den Rekruten die ersten Elemente des Gehens, Stehens und Laufens beigebracht werden

„Es ist schön hier", sagte mein Freund, auf die Stadt hinunterblickend, „nicht wahr? Und es läßt sich hier leben, in vielen Stücken sogar besser als draußen bei Euch Deutschen. Ihr vernachlässigt die Form, weil sie Euch lästig und unbequem ist in Eurer Geschäftigkeit. Finden Sie draußen gebildete Männer und Frauen, die zusammentreten, um sich über ein Kunstwerk zu verständigen, aus einem ehrlichen Interesse an der Kunst, aus einem wirklichen Bedürfniß nach Kunst? Die Masse der Gebildeten bei Euch begnügt sich mit der Zeitung und der Künstler hat nur den Kreis seiner Fachgenossen, in dem bis zum Ueber-

Hosted by Google

druß die alten Probleme immer wieder verhandelt werden. Freilich: wir haben nie selbst einen Anstoß gegeben; keins der schönen Baudenkmäler dort unten ist von einem Polen. Die Fremden waren in Allem unsere Lehrmeister, erst die Deutschen, dann Italiener und Franzosen. Unsere eigene Wissenschaft und Kunst ist erst von gestern und vorgestern. Und doch haben wir Kultur, mehr, als die anderen Völker von uns glauben. So viel wir auch empfangen haben, wir haben es selbständig verarbeitet. Gehen Sie in unseren Kunstverein. Sie finden dort die Malweise aller Schulen und Richtungen Europas und doch ist da ein verbindendes Etwas, das Sie schließlich zwingen wird, anzuerkennen: Es giebt eine polnische Malerei. Wir haben auch ein stärkeres Verlangen nach Schönheit und Verfeinerung als Ihr draußen und deshalb achten wir die Form als werthvoll. Mag der Rock eines gebildeten Polen noch so fadenscheinig, mögen seine Stiefel zerrissen sein: er trägt Handschuhe. Wie oft habe ich darüber mitleidig lächeln oder verächtlich die Nase rümpfen sehen! Und doch liegt darin viel, denn der Handschuh ist ein Stück Kultur."

Draußen am Ende des Kazimierz, nur durch eine Häuserreihe von dem Lärm und Getriebe getrennt, steht eine Kirche. Sie ist von einer halb verfallenen Mauer umgeben und Wind und Wetter haben sie arg mitgenommen. Vor dem Eingange wurden Amulets und Heiligenbilder, Kirchenlieder und Traktätlein feilgeboten. Auf der anderen Seite der Kirche ist ein weiter, mit Bäumen besetzter Rasenplatz, den ein gelbgetünchter, freundlicher Klosterbau umgiebt. Vor der Thür des Klosters hielt ein altmodischer, bequemer und breitspuriger Wagen und zwei wohlgenährte geistliche Herren waren eben im Begriff, mit großer Umständlichkeit darin Platz zu nehmen. Jenseits der Mauer ging das Elend seine ausgetretenen, von Schmutz starrenden Wege.

Durch eine Seitenthür traten wir in die Kirche. Sie ist mit all den glänzenden Kostbarkeiten und Nichtigkeiten gefüllt, womit der Katholizismus die Stätten seines Kultus schmückt. Doch unsere Blicke wurden durch einen sonderbaren Anblick abgelenkt. Um einen kleinen Altar in der Mitte des Kirchenschiffes rutschten kniend wohl dreißig Menschen, Junge und Alte, Männer und Weiber; sobald sich Einer erhob, nahm ein Anderer seinen Platz ein, während ihre Lippen sich fortgesetzt in stillem Gebet bewegten. Schweigend blickten wir auf das ungewohnte Schauspiel und verließen dann die Kirche. Wir waren ein Stück Weges gegangen, als mein Freund ausrief: „So ist bei uns die Masse des Volkes. Branntwein, das ‚Nahrungmittel', und Selbsterniedrigung: Das sind die Zeichen, die auf die Stirn gebrannt sind. Die Knechtschaft liegt im Blut! Nichts zu machen."

Wir hatten die Krakowska passirt und befanden uns jetzt in einer Sackgasse, an deren einen Seite ein Kloster, an der anderen die Backsteinmauer des Klostergartens sichtbar war. Durch ein hohes eisernes Gitterthor betraten wir den Garten, in dem die St. Michaelskirche liegt. Im Volksmunde heißt sie die Skalka, weil sie auf dem Felsen am Ufer der Weichsel gebaut ist. In ihrer Gruft werden Personen beerdigt, die sich um Polen verdient gemacht haben. Die Erlaubniß zur Beisetzung giebt jetzt das österreichische Ministerium. Ob wohl für unsere verschieden gearteten polnischen Minister hier Plätze reservirt sind?

Rechts vom Eingange ist ein Brunnen, dessen viereckiges Becken in Stein gefaßt ist. Aus dem Wasserspiegel erhebt sich das Standbild des Heiligen

Hosted by Google

Stanislaus, der am Altar der Skalka im Jahre 1079 von Boleslaw Smialy ermordet wurde, nachdem er die Zügellosigkeiten des Königs gerügt und über ihn den Bann verhängt hatte. Der König starb in der Verbannung. In der Mitte der doppelarmigen, schön geschwungenen Steintreppe, die zur Kirche emporführt, ist der Eingang zur Gruft. In der Kirche wurde Gottesdienst gehalten und wir setzten uns auf die Stufen der Treppe. Das Abendroth streute seinen spärlichen Schein auf die Wasser der Weichsel, vom Kazimierz her drangen gedämpft Drehorgelklänge und das Geräusch der Menge zu uns herüber, doch hier war tiefer Friede.

Im Theater wurde „Matka Szwarcenkopf", ein Volksstück mit Gesang und Tanz von Madame Zapolska, gegeben. Es ist ein mittelmäßiges Stück, das mit Thränen endet. Frau Zapolska ist Schauspielerin; auch als Schriftstellerin hat sie einen Namen; ihre Novellen sollen erotisch sein; in „Matka Szwarcenkopf" ist davon nichts zu spüren. In Warschau hat das Stück mehr als hundert volle Häuser erzielt und auch in Krakau war das Theater stets ausverkauft. Das Interesse des Publikums erklärt sich, abgesehen von der geschickten Szenenführung und klugen Ausbeutung wohlfeiler Effekte, durch das Milieu der Handlung. „Matka Szwarcenkopf" ist ein Judenstück; mit Ausnahme zweier Nebenrollen sind sämmtliche Personen des Stückes Juden, und zwar der Mehrzahl nach arme orthodoxe Juden. Matka Szwarcenkopf ist die Tochter eines armen Hausirers. Eine reiche Dame hat sie über ihren Stand hinaus erziehen und ausbilden lassen. Als die Dame dann stirbt, muß Matka in die Dürftigkeit und den starren Zwang des väterlichen Hauses zurückkehren. Sie wird verheirathet. Ihren Bräutigam, einen kleinen, häßlichen, kaum den Knabenschuhen entwachsenen Menschen, sieht sie bei der Hochzeit zum ersten Male. Das Kind fürchtet sich vor dem schönen Mädchen, das bleich wie der Tod in seinem Brautschmuck dasteht und den väterlichen Willen wie eine Schickung über sich ergehen läßt. Während Matka in der ihr aufgezwungenen Ehe langsam dahinsiecht, lernt sie einen gebildeten Mann kennen und lieben. Er bemüht sich vergeblich, sie aus ihren Fesseln zu befreien. Sie nimmt Gift und stirbt. Die wirkliche Tragik solcher jüdischen Zwangsehen hat Frau Zapolska nicht zu zeigen vermocht; auch gelang es ihr nicht, die Konflikte zu vertiefen, die sich daraus ergeben, daß ein modern empfindendes Wesen in diese Atmosphäre des Elends und durch die Tradition geheiligten Aberglaubens hineingezwängt wird. Dagegen sind Typen und Milieu dieser armen polnischen Juden gut getroffen. Jedes Detail ist beobachtet und sorgfältig wiedergegeben. Die Heirathvermittlerin und der „Marschalik", der Lustigmacher der Hochzeitgesellschaft, treten auf und das ganze Ceremoniell der Verheirathung geht auf der Bühne vor sich. Jedenfalls ist das Stück eine kulturgeschichtlich interessante Schilderung.

Im Jahre 1822 konnte Heinrich Heine von den Juden sagen, daß sie den dritten Stand Polens repräsentiren. Das hat sich geändert, denn der Reichthum Einzelner vermag keinen Ersatz für das Massenelend der galizischen Juden zu bieten. Man hat den Polen oft eine Vorliebe für die Juden nachgesagt, aber vergessen, daß es lediglich ökonomische Gründe waren, aus denen die Juden nach Polen förmlich berufen wurden und hier Freiheiten genossen, die sie in anderen Ländern erst nach Jahrhunderten erringen konnten; denn wer sollte sonst damals

Hosted by Google

Handel und Gewerbe in Polen betreiben? Die freundwillige Gesinnung des polnischen Adels für die Juden erkennt man klar aus dem Gesetz von 1643, das den Handelsgewinn auf sieben Prozent für den Polen, fünf für den Ausländer und drei Prozent für den Juden beschränkte. Und heute noch, wie vor Jahrhunderten, streicht der selbe polnische Adel, nobel, ohne sich die Hände zu beschmutzen, die hohen Propinationerträge ein, während an dem elenden jüdischen Branntweinschänker der Makel des Giftverkaufes haften bleibt.

... „Ich will es aussprechen, wer mein Vaterland zerrüttet hat! Die Herren allein sind schuld am Unglück der Polen. Sie waren es, die alle Achtung vor dem Gesetz untergruben. Sie haben die Idee der Gerechtigkeit aus den Gemüthern gerodet. Das Gesetz war ihnen eben recht, wenn es ihrem Stolz, ihrer Habgier, ihrer Rachsucht diente, sonst nicht. Wer war auf den Landtagen der Lehrmeister jeglichen Verrathes, jeglicher Gewaltthat und Hinterlist? Die Herren! Wer lähmte Jahrhunderte lang die vollziehende Gewalt? Die Herren! Wer machte die Gerichtsstellen zu Märkten der Gerechtigkeit oder zu Stätten der Völlerei und der Gewalt? Die Herren! Ja, die Herren sinds, die mein liebes Vaterland auf diese Stufe des Verfalles, der Schwäche, der Verächtlichkeit gebracht haben. Zügellos, leichtsinnig, habsüchtig und verschwenderisch, stolz und gemein, die Gesetze mit Füßen tretend, allen Leidenschaften ergeben: so sind die Herren in Polen!" Wäre diesen leidenschaftlichen Worten noch hinzugefügt: „Und jetzt sind sie im Begriff, ganz Oesterreich zu Grunde zu richten", — fast könnte man versucht sein, zu glauben, ein polnischer Bauer hätte sie in seinem gerechten Zorn den Herren vom Polenklub im Reichsrath entgegengeschleudert. Doch der polnische Bauer im Reichsrath ist zahm geworden, so zahm, daß er den Adeligen die Hände küßt und schweigt. „Die polnischen Bauern sind kriechend und sklavisch in ihren Ehrenbezeugungen: sie neigten sich bis zur Erde, zogen ihre Hüte ab und behielten sie so lange in der Hand, bis wir ihnen aus dem Gesicht waren; sie hielten beim ersten Anblick unserer Wagen mit ihrem Karren still und drückten in ihrem ganzen Betragen die niedere Knechtschaft aus, in der sie leben." So charakterisirte am Ende des vorigen Jahrhunderts der Engländer Coxe, der als scharf blickender Reisender ganz Europa durchwandert hatte, den polnischen Bauern. Und vierzig Jahre später sagte Heinrich Heine von ihm: „Die Unterwürfigkeit des polnischen Bauern gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn und spricht die Formel: ‚Ich küsse die Füße.' Wer den Gehorsam personifizirt haben will, sehe einen polnischen Bauern vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif." Bis heute scheint sich darin nicht viel geändert zu haben, denn die Ursachen dieses sklavischen Verhaltens sind die selben geblieben. Doch auch die vorhin angeführte Anklage voll bitterer Wahrheit, so modern sie uns in die Ohren klingt, ist über hundert Jahre alt. In seinen 1790 erschienenen „Warnungen an Polen" richtete sie Stanislaus Staszyc, der ehrwürdige politische und ökonomische Reformator, gegen die polnischen Herren. Er hat gewiß nicht geahnt, auf wie lange Zeit hinaus er mit seinen brandmarkenden Worten Recht behalten würde.

Mährisch-Ostrau. J. L. Windholz.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Kritik der wissenschaftlichen Erkenntniß. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1898.

Es war zu Neapel in der Mitte der achtziger Jahre. Ich verkehrte damals in einem Kreise junger Mediziner, die an der dortigen Universität studirten. Unter ihnen befand sich ein abbruzzesischer Edelmann aus Castel di Sangro, Alessandro d'O., mit dem ich mich eng befreundet hatte; er stand gerade im Staatsexamen. Er hatte, angestachelt durch das Beispiel einiger Freunde, vom Fieber der Wissenschaft ergriffen, obgleich er herzleidend war, den Warnungen seiner Eltern und den Bitten seiner Braut zum Trotz, das heimathliche Gut, das er bewirthschaften sollte, verlassen, um sich in Neapel mit Eifer dem Studium der Medizin zu widmen. Die anstrengende, aufreibende Arbeit, der Mangel an gesunder Luft und hygienischer Lebensweise, endlich die Aufregungen des Examens hatten die schwankende Gesundheit meines Freundes, dessen Leben nur in der Ruhe des Landaufenthaltes hätte erhalten werden können, vollends untergraben und zerrüttet und bald wurde es uns Allen klar, daß seine Tage gezählt waren.

Eines Abends begegnete ich ihm auf dem Toledo; ich erschrak über sein hinfälliges Aussehen; nur mit Mühe konnte er sich aufrecht halten. Wir gingen langsam bis zur Piazza del Plebiscito hinunter, wo wir bis spät in die Nacht hinein auf und ab wandelten. „Morgen ist das letzte Examen," sagte er mit traurigem Lächeln, „aber meine Kräfte sind erschöpft, — es geht mit mir zu Ende... Hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, vergessen Sie es nicht! Die Wissenschaft, für die ich Alles aufgegeben habe, hat mir eine Enttäuschung bereitet: sie ist die unfehlbare Einsichtquelle nicht, für die sie ausgegeben wird. Die angeblichen Großthaten der Erkenntnißvermehrung schrumpfen bei näherem Hinblick zu sehr bescheidenen Dimensionen zusammen. Sehen Sie: ich, der ich an einem Herzleiden rettunglos dahinsieche, studire seit fünf Jahren — Heilkunde! Läßt sich eine grausamere Ironie denken? Und ähnlich steht es im Grunde mit allen wissenschaftlichen Disziplinen. Die Wissenschaft hat meine Erwartungen nach Aufschluß über die Entstehungräthsel des Daseins betrogen und meinen Durst nach Wahrheit nicht zu stillen vermocht. Sie ist des Opfers nicht werth, das ich ihr gebracht habe. Was ich durch sie gewann, wiegt Das nicht auf, was ich durch sie verloren habe: mein ganzes Lebensglück." Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich ... Am Nachmittag des nächsten Tages waren wir Freunde in der Wohnung Alessandros versammelt. Er erwartete, erregt und verstimmt, einen Boten, den er abgesandt hatte, um Erkundigungen nach dem definitiven Ergebniß der Prüfung einzuziehen. Der Bote trat plötzlich ein und verkündete den glücklichen Ausgang des Examens. Mit dem lauten Ruf: „Endlich frei!" sprang Alessandro in überwallender Freude von seinem Stuhl auf, griff mit den Händen verzweiflungvoll in die Luft, als ob er sich an Etwas klammern wolle, — und stürzte taumelnd zu Boden. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Dieses traurige und erschütternde Ereigniß hinterließ in mir eine nachhaltige Wirkung und die Worte, die mein Freund am Vorabend seines Todes zu mir gesprochen, erhielten dadurch eine doppelte Bedeutung, gleichsam als eines geistigen Vermächtnisses, das mir der Verstorbene hinterlassen hatte. Ich stellte

Hosted by Google

mir die Aufgabe, die Wissenschaft auf ihren Erkenntnißwerth einer eindringenden Prüfung zu unterziehen, um, unbekümmert um alle Prätensionen und Legenden der wissenschaftlichen Selbstberäucherung, unparteiisch festzustellen, wie weit der Forschung eine Lösung der Probleme der Erkenntniß gelungen sei.

Das Ergebniß dieser nahezu zehnjährigen Studien ist die vorliegende Kritik der Erkenntnißresultate, die ich hiermit der Oeffentlichkeit zur Nachprüfung übergebe. Doch muß ich hervorheben, daß es sich dabei nicht um leichtfertig hingeworfene, unreife und laienhafte oder tendenziös gefärbte Diatriben, sondern um reiflich erwogene, auf eingehender Sachkenntniß beruhende, durch gewichtige Argumente gestützte, tief wurzelnde Ueberzeugungen handelt, die durch eine oberflächliche, in den Geist des Werkes nicht eindringende, sondern sich nur auf die Wiederauftischung der sattsam abgeleierten konventionellen Phraseologie beschränkende Antikritik nicht erschüttert werden können. Das Werk stellt die gleichsam praktische Ergänzung der kantischen Vernunftkritik dar, indem es durch die Analyse der bisherigen allgemeinen Ergebnisse der wissenschaftlichen Erkenntniß den empirischen Beweis für die Richtigkeit der theoretischen Vernunftlehre Kants erbringt. Es zeigt, daß die Hauptprobleme der Wissenschaft ihrem eigentlichen Kerne nach bis heute noch ungelöst sind und daß auch die Naturwissenschaften in dieser Hinsicht, trotz dem sie umgebenden Nimbus, nicht mehr geleistet haben als die philosophischen Disziplinen. Den Wahn zu zerstören, als ob die Naturwissenschaften die dunklen Räthsel der kosmischen, organischen und psychischen Prozesse erklärt hätten — wie der unkritische Geist der meisten Naturwissenschaftler wähnt —, daneben aber auch die unleugbaren Errungenschaften der experimentellen Forschung in ein helles Licht zu stellen, bildet einen Hauptzweck des Werkes. Aber auch der Wahrheitgehalt der Religion, deren erziehlicher Einfluß nicht in Abrede gestellt werden soll, wird einer vorurtheilsfreien Prüfung unterzogen. Der ethische Nihilismus unserer Zeit ist ein Produkt der Ueberkultur und der unhaltbar gewordenen gesellschaftlichen Zustände. Die Heilmittel sind: Rückkehr zu einer idealeren und natürlicheren Lebensanschauung, Hebung des Kunst- und Familiensinnes und eine energische Sozialreform. Möge mein Buch durch Verbreitung dieser Einsicht einen Beitrag für die Wohlfahrt der Menschheit liefern.

Leipzig. Dr. Heinrich von Schoeler.

Abbasah. Historische Novelle aus dem neunten Jahrhundert n. Chr. Verlag von Eduard Avenarius, Leipzig.

In meiner neuen Arbeit habe ich zum ersten Male die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschung, betreffend den Untergang der Barmakiden, dichterisch zu behandeln versucht. Ich habe mich im Wesentlichen an die Geschichte gehalten (so sind alle Hauptpersonen, auch „Abbasah", alle Hauptvorgänge historisch), doch habe ich von der Freiheit, zu kombiniren, nicht Passendes auszuschalten, Neues einzufügen, Gebrauch gemacht. Schon hierdurch bin ich von der trockenen Berichterstattung abgewichen. Bei dem Bestreben, ein treues Bild der Zeit zu geben (wobei manches Unerquickliche zu schildern war), hoffe ich doch, nicht das eigentlich Poetische vernachlässigt zu haben. Große kulturhistorische Perspektiven

Hosted by Google

zu eröffnen, lag nicht in meiner Absicht. Verschiedene vulgäre Wendungen, die dem gestrengen Kritiker als Nachlässigkeiten erscheinen könnten, habe ich mit Absicht nicht ausgemerzt, um nicht den Anschein des Steifen und Gezwungenen hervorzurufen. Gegen die Behauptung, ich sei in diesem Werk als ein Schüler von Ebers aufgetreten, muß ich mich im Voraus verwahren.

Magdeburg. Eberhard Freiherr von Dankelman.

⚜

Eifersucht. Berlin, Schuster & Loeffler.

Der Titel meiner Novelle zeigt, um was es sich handelt: um Eifersucht mit tragischem Ausgang als nothwendigem Endresultat einer gewissen Liebe bei bestimmten Individualitäten. Aber ich möchte gern ein paar Worte über das Thema in der Literatur hinzufügen. Die Eifersucht als tragisches Motiv ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern in der Literatur behandelt worden; aber ich glaube, es ließe sich in Bezug auf ihre Entstehung eine ähnliche Entwickelung nachweisen, wie wir sie auch sonst in der Dichtung haben, ich meine: von der mehr äußerlichen Motivirung durch zufällige Umstände und Intriguen zu einer rein innerlichen aus gewissen seelischen Dispositionen. Ich will nur an ein paar berühmte Beispiele erinnern: Shakespeare mit seiner dramatischen Gegensätzlichkeit läßt die Eifersucht wie ein Gift langsam einträufeln und bedarf äußerlicher Mittel, wie des berühmten Taschentuches. Nicht anders verfuhr Schiller bei der Intrigue, die Ferdinand zum rasenden Rächer aus Eifersucht macht. Weit intimer fassen dagegen die modernen Dichter die Aufgabe. Echegaray bedurfte keiner Intrigue, keiner menschlichen Böswilligkeit: ihm genügte der gesellschaftliche Klatsch (Galeotto). Max Dreyer in seinem Drama „Drei" braucht nur einen kleinen Zwischenfall, der eine Erinnerung wachruft, um in das Herz des Gatten den Zweifel hinabzusenken, aus dem sich dann, ganz aus sich selbst, in Folge eines grüblerischen Hanges die Katastrophe entwickelt. Ganz ähnlich ist auch mir das Problem aufgegangen; nur schien mir gar kein äußerer Anlaß zur Niederlegung des ersten Keimes nöthig. In einer überschwänglich empfindenden und zugleich etwas pedantisch-kurzblickenden Natur konnte auch der erste Keim aus der Wurzel des Wesens wachsen, um dann unter der Reibung verschiedenartiger Temperamente sich schnell zu entwickeln. Keine Einflüsterungen, keine starken äußeren Zufälle, nur die eigenen mißverstandenen Beobachtungen, Gehörs- und Gesichtstäuschungen, feine, aber einseitige Verstandesdeutelungen und schließlich die Verständnißlosigkeit des Laien für den Vorgang des künstlerischen Schaffens führen zu einem tragischen Ausklang. Ernst Brausewetter.

⚜

Der Herr der Welt. Tragoedie in fünf Akten. E. Ebering, Dramaturgisches Institut.

Wir leben in einer Zeit, die vielfach ein Vorurtheil gegen sogenannte historische Stoffe hat. Eine kritische Abwägung ist, als zu weitläufig, hier nicht am Platz. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß Shakespeare seine bedeutenden Stoffe sämmtlich aus der Vergangenheit nahm; ich glaube, weil die nahe Gegen-

Hosted by Google

wart mit ihrer Ueberfülle von Einzelheiten und ihren allzu parteilichen Interessen dem perspektivischen Grundgesetz aller monumentalen Kunst widerstrebt. Das sogenannte Gegenwartdrama hat gewiß seine Berechtigung, eben so aber, wie mir scheint, das historische. Mein Stück ist kein Kostümstück à la Ebers, kein Ausstattungstück à la Sardou, noch eine gelehrte Haupt- und Staatsaktion, sondern Menschen und Konflikte erwachsen aus ihren Verhältnissen. Ich wollte in dieser Tragoedie des Affektes an der Person des jungen Papstes Benedikts des Neunten schildern, wie der Mensch, der mit allen Fasern seines Wesens im Diesseits wurzelt und doch um irgend welchen hohen Lohnes willen sich persönlich und moralisch dem Jenseits verpflichtet, zu Grunde geht. Das scheint mir der Kampf unserer ganzen Menschheitgeschichte, besonders seit dem Siege des Christenthums. Unserer Zeit ist dieser unversöhnliche Gegensatz endlich zum Bewußtsein gekommen. Daher darf ich dieses Drama auch ein modernes nennen.

Charlottenburg. Elisar von Kupffer.

Tage und Nächte. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Georg Brandes schickt meinem Gedichtbuch den folgenden Brief voran: „Hochgeehrter Herr, Ihre Sendung war mir im ersten Augenblicke sehr unwillkommen; ich erhalte meine zwanzig bis dreißig Briefe pro Tag; und acht bis zehn Packete Manuskripte lagen schon auf meinem Tische, da Ihr Packet ankam und den Haufen vermehrte. Eine Woche habe ich es gar nicht geöffnet, im Voraus überzeugt, daß es nichts von irgend einem Werth enthalten würde. Angenehm wurde ich überrascht, da mir ein selbständiger Wohlklang aus den ersten Gedichten entgegenschlug. Später habe ich die Sammlung durchgelesen. Ich bin ein Bischen erstaunt, daß Sie sich an mich, statt an einen Ihrer eingeborenen Kunstverständigen, gewendet haben. Deutsch ist meine Muttersprache nicht und die Eingeborenen werden bessere Richter als ich darüber sein, inwiefern der Sprachton neu, die Sprachbehandlung originell sei. Mein Ohr hat natürlich nicht die Feinheit eines deutschen Ohres. Ich empfinde die Sache so: es liegt ein eigenthümlicher Wohllaut in Ihren Versen; z. B. „Weiße Rosen" ist sehr schön, „Ein Liedchen" ist originell, sehr fein, sehr zart und hat den in deutschen Versen so seltenen naiven Klang. Die Musik dieser Verse ergötzt mich, eine jugendliche Musik, die etwas Bethörendes hat. Die Vorzüge scheinen mir Jugend, Frische, Melodie, etwas Zartes, Elfenartiges. Dann die Mängel: nach meinem Geschmack zu wenig Plastik. Bisweilen, nicht selten, wird das Plastische durch Allegorien ersetzt, sogar der Tod mit seiner Sense, diese alte Perücke, kommt vor. Ueberhaupt Allegorien! Ich glaube, daß Sie eine Zukunft haben, glaube auch entschieden, daß Sie leicht einen Verleger finden werden. Wenn der Mann sein Geschäft versteht, wird er fühlen, daß eine ganz eigene Anmuth in Ihren Versen steckt, etwas Einschmeichelndes und Graziöses, das in deutscher Lyrik nicht allzu häufig vorkommt. Empfangen Sie meine besten Wünsche für Ihre literarische Zukunft." Ich selbst knüpfe daran den Wunsch, daß dieser Brief des dänischen Literarhistorikers meinen Gedichten deutsche Leser herbeirufen möge.

Wien. Adolph Donath.

Hosted by Google

West-Oestliche Bankmanöver.

In Elberfeld gab es neulich eine rednerische Verbrüderung; ein Oberpräsident und ein Bankdirektor waren die Wortführer: Herr von Goßler aus Westpreußen und Herr Dr. Jordan von der Bergisch-Märkischen Bank. Auf die Rolle des Herrn Jordan habe ich hier schon früher hingewiesen, als es sich um die Fusion mit der Deutschen Bank handelte. Wer auf geschäftlichem Gebiet heute bei uns mit Erfolg hervortreten will, muß gewisse Formen beherrschen; deshalb sieht man unsere Juden auch noch verhältnißmäßig selten in der ersten Schlachtreihe der Bankmanöver. Kein Verständiger wird den Provinzen Ost- und Westpreußen die wirksamste Hilfeleistung mißgönnen. Man weiß, wie weit diese Länder hinter der Wirthschaftentwickelung des Westens zurückgeblieben sind. Bedenken aber müssen gestattet sein, besonders, wenn die Handelsausfälle durch die Schaffung neuer Industrien hereingebracht werden sollen. Industrie: es ist das moderne Zauberwort, das, wenn man gewissen Programmen trauen darf, Wüsteneien in blühende Triften verwandeln kann. Unsere „inneren" Staatsmänner gedenken der großen Geldsummen — die bei uns doch keineswegs brach liegen — und glauben, nur durch Verwendung von Kapital ausgedehnte Arbeitgebiete herbeihexen zu können. Der sichere Weg ist aber da zu finden, wo sich der Drang nach Bethätigung in vielfachen Formen mühsam emporarbeitet, den Mangel an Baarmitteln längere Zeit empfindet und dann erst das Großkapital zu sich heranzieht. Wären in Königsberg oder Danzig, in Bromberg oder Elbing die Geschäftsaussichten wirklich sehr gut gewesen, so hätten unsere Banken dort schon längst ihr Feld ausgesucht. Denn nach Moden, wie etwa in Frankreich, finanzirt man bei uns nicht. Die Frage muß also gestellt und beantwortet werden, ob alle die Gnaden, die unsere Regirung jetzt dem preußischen Osten verheißt, mehr sind als Ergebnisse einer vorübergehenden Stimmung. Für Ostpreußen und Schlesien hat ja die Seehandlung schon eine ganz neue Gründungpolitik ersonnen, an der wohl auch die Breslauer Diskontobank und deren berliner Inspiratoren als Berather betheiligt sind. In diesen Kreisen wird das Wort Verdienen nicht klein geschrieben. Auch für Westpreußen scheint jetzt eine finanzielle Kombination im Werden oder schon geworden zu sein. Für alle diese neuen Aktiengesellschaften, Banken und Fabriken giebt es einen genauen Prüfstein. Kommen solche Papiere mit einem ziemlichen Agio heraus, so wird unter der Fahne der dabei ganz arglosen Regirung das Publikum übertheuert, die jungen Unternehmungen haben von vorn herein die Schwierigkeit, für hohe Dividenden sorgen zu müssen, und die Banken schöpfen den Rahm, nämlich das Agio, ab. Solche Befürchtungen würden aber hinfällig, wenn diese Aktien einfach zu Pari emittirt würden und die patriotischen Bankiers sich mit einer offenen Provision begnügten. Mehr als ein solcher Verdienst würde auch dem relativ geringen Risiko, das in diesem Fall zu tragen ist, kaum entsprechen.

Es muß auf den ganz neuen Versuch hingewiesen werden, große Provinzinteressen mit einer schlauen Bankiergeschicklichkeit zu verbinden; sicher ists schließlich noch nicht, ob die angeblichen Segnungen, die jetzt über den Osten ausgeschüttet werden sollen, um diesen Preis nicht zu hoch bezahlt wären. Allmählich käme der industrielle Fortschritt auch ohne Anstoß von außen; die Behörden haben nur den edlen Ehrgeiz, ihn nach Kräften zu beschleunigen. Nun befindet sich aber

Hosted by Google

Deutschland nicht mehr in der Periode des früheren französischen Milliardeneinflusses, sondern es hat seine Kapitalien — und auch vom Auslande ungeheure Summen — längst in guten Geschäften festgelegt. Und die immer brennendere Frage, wie man wichtige Industrien weiter flüssig halten kann, auch wenn Wernher Beit in London einmal satt ist und die Rothschilds noch ferner ablehnend bleiben, — diese Frage behält doch neben der von den Herren von Goßler und Jordan gepriesenen Kulturaufgabe ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Welcher geheimnißvolle Umstand soll eigentlich Westpreußen für Fabriken besonders geeignet machen? Bei fast allen neueren Industriegründungen scheint mir die Frage nach den Arbeiterverhältnissen, dem Arbeitermaterial, wie der klassische Ausdruck lautet, im Vordergrunde zu stehen. So hat Riga seine glänzend rentirende Waggonfabrik weniger wegen der maritimen Lage als wegen der sehr guten lettischen Arbeiter. So möchten die englischen Hüttenmänner, so weit es die russische Politik irgend erlaubt, Hochöfen in Rußland anblasen, nicht wegen der abgekürzten Lieferung, sondern, weil sie in England keine Arbeiter mehr bekommen und im slavischen Osten die Gewalt der Behörden über die schwielige Faust noch ungebrochen ist. Wie steht es nun in Westpreußen um die Arbeiter? Ich habe aus den drei großen dortigen Bezirken, Danzig, Elbing und Thorn, eine ganze Reihe von Jahresberichten durchgesehen; ein Ueberfluß an Händen scheint da nicht vorhanden zu sein. So klagte Danzig noch im Jahre 1896, daß bei einem starken Güterandrange im Speditiongeschäft es nicht allein an Kähnen, sondern auch an Arbeitkräften gefehlt habe, obwohl ihnen gute Bezahlung winkte. Im Jahre 1897 klagte die weltberühmte Schiffswerft von Schichau, die das ganze Jahr hindurch fortgesetzten Arbeitereinstellungen der königlichen Artilleriewerkstatt hätten die Löhne so in die Höhe getrieben, daß häufig der bei der Uebernahme von Aufträgen berechnete Gewinn durch Lohnzuschläge nahezu vollständig aufgezehrt worden sei. Eben so berichtet die Schiffswerft und Maschinenbauanstalt Johannsen, die kaiserliche Werft entziehe ihr die besten Arbeiter, so daß sie, trotz einer zehnprozentigen Lohnerhöhung, wegen Arbeitermangels manche Aufträge ablehnen mußte. Der Staat selbst ist es also, der die Arbeit in dieser Provinz vertheuert. Auch in Elbing sieht es in diesem Punkt nicht besser aus. So erklärte noch im vorigen Jahr eine dortige Eisengießerei für Handelsartikel (Tießen), sie sei, um dem lebhaften Bedarf an Gußtheilen aller Art zu genügen und dem Mangel an geeigneten Arbeitkräften vorzubeugen, genöthigt gewesen, für die Gießereiwerkstätte eine Anzahl neuer Maschinen anzuschaffen, die von gewöhnlichen Arbeitern bedient werden. Schon vorher war über Mangel an tüchtigen Formern berichtet worden. Uebrigens sehen wir jetzt auch am Rhein oft Betriebsumwandlungen, die nur eine Ersparniß an Arbeitern bezwecken; und auch dort wird stets über das Fehlen geeigneter Kräfte geklagt.

Es mag zweifelhaft sein, ob die Vertreter von Handel und Gewerbe immer über das Gebiet ihrer eigenen Thätigkeit hinaus zu sehen vermögen und ob sie sich nicht oft gegen jenseits ihrer Grenzen liegende Veränderungen sperren; sicherlich muß man aber ihre Ansicht beachten. Interessant ist es, zu sehen, mit welcher Rührigkeit z. B. Danzig gegen jede ungünstige Behandlung Rußlands oder Amerikas durch unsere Zollpolitik Vorstellungen erhebt und angstvoll besonders vor einer möglichen Revanche Rußlands warnt. Als unter Caprivi die Handelsverträge berathen

Hosted by Google

wurden, hatte sich bekanntlich die alte Weichselstadt mit Königsberg, Stettin und Lübeck zu einer kaufmännischen Abordnung nach Berlin vereinigt, um den Kanzler über die Schädlichkeit von Differentialzöllen aufzuklären. Danzig war auch der Hafenplatz, der von Anfang an keine Ermäßigung der Kohlenausnahmetarife von Oberschlesien nach den ost- und westpreußischen Seehäfen haben wollte; nach dem Wegfall der englischen Kohle, so hieß es, würde die Rhederei nicht mehr im Stande sein, die Ausfuhr von Getreide, Holz, Zucker, überhaupt von Massenartikeln von Danzig nach England zu vermitteln. Als Rückfracht könne nur Kohle in Betracht kommen, da die sonstige Gütereinfuhr Englands bestimmten Dampferlinien übertragen sei. Auch versorge Danzig Plätze wie Elbing, Graudenz, Thorn, Marienwerder, Schwetz, Neuteich, Tiegenhof, Marienburg und Dirschau mit englischer Schmiedekohle und Heizkohle und dieser Verkehr würde fortfallen, wenn deutsche die englische Kohle verdrängte. Früher bezog z. B. Elbing seine Kohle meist aus schlesischen Gruben und nur einzelne Ladungen aus Grimsby. Die schlesische Kohle muß also bei den beiden wichtigsten Firmen theurer geworden sein. Thorn beschwert sich sogar über die schlechten Lagerplätze am Weichselufer, die einen sonst noch größeren Bezug von englischer Kohle verhindert hätten. Dagegen haben die Danziger ein starkes Interesse an der Versorgung der oberschlesischen Hütten mit überseeischen Erzen und treten da auch für Ausnahmetarife ein. Ueber die Spedition des englischen Roheisens wird nur geklagt, weil in Polen das einheimische Fabrikat das fremde unaufhaltsam verdrängt.

Im Getreidehandel nehmen die polnischen und russischen Zufuhren ab. In Polen hat das Wachsthum der Bevölkerung die Mühlenindustrie geschaffen und Rußland hat sein Eisenbahnnetz in so großem Stil ausgebaut, daß Getreide jetzt mehr über die Häfen des Asowschen und Schwarzen Meeres befördert werden kann. Der elbinger Bezirk hat von der Unternehmungluft der Allgemeinen Deutschen Kleinbahngesellschaft beträchtlichen Nutzen gehabt; der Verkehr mit Tiegenhof hatte sich z. B. eine Weile schon nach Marienburg und Danzig gezogen. Elbing hat bekanntlich große Tabakfabriken. Im thorner Bezirk war der Absatz von Eisenwaaren nach Warschau in den letzten Jahren oft schwierig, weil die Kreditverhältnisse sich verschlechtert hatten. Auch gravitirt allmählich das ganze dortige Gouvernement nach Warschau selbst. In diesem Bezirk sind auch die Eisenbahnverhältnisse ungünstig verändert; namentlich lenkt die Linie Fordon-Kulmsee-Schönsee den Verkehr nach Bromberg ab. Man hofft dort auf eine Hafenbaugesellschaft, die für die Flößerei und für die Schiffahrt nützlich werden könnte; besonders wird an eine Entwickelung der Holzindustrie gedacht. Neu sind einige mechanische Schuhfabriken mit Kraftbetrieb. Ueber das Bernsteingeschäft sind die Urtheile in der Provinz verschieden. Hier wird die Abhängigkeit von der bekannten königsberger Firma mit Trauer erwähnt; dort heißt es, für die nächsten Jahre sei der ganze Handel unsicher, weil die Erneuerung der Pacht leider fraglich geworden sei; und in einem anderen Bericht wird der Wiedereintritt der alten Monopolistin freudig begrüßt. Schwarz auf Weiß liegen diese Widersprüche vor mir.

Gewiß soll Alldeutschland seiner östlichen Provinzen gedenken. Immerhin darf man aber neugierig sein, wie viel in Danzig, Elbing und im thorner Revier schließlich an dem Aktiengeist einiger Bankdirektoren verdient werden wird.

Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.
Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Oktober 1898.

Die Alkoholfrage.

So weit die Geschichte reicht, gab es insofern eine Alkoholfrage, als Betrunkene und deren Exzesse vorkamen, während die Poesie, die Malerei, die Musik und sogar die Religion beständig sangen: „Der Wein erfreut des Menschen Herz“. Auf der einen Seite Roheit, Verbrechen, Elend und Unglück, auf der anderen taumelnde Freude: aus der selben Quelle! Zu jeder Zeit warnten zwar die Weisen vor der Tücke des angeblichen Sorgenbrechers und Freudenspenders, des falschen Menschenfreundes, — doch meist vergebens. Man ging nahezu überall von der irrigen Voraussetzung aus, ein mäßiger Genuß berauschender Getränke sei zugleich unschädlich, nützlich und allgemein erreichbar. Während mindestens 2500 Jahren (Confucius und andere uralte Bücher predigten schon die Mäßigkeit im Weingenuß) blieben alle Mäßigkeitpredigten und Bestrebungen absolut resultatlos; sie konnten nicht einmal bei den Zeitgenossen einen merklichen Erfolg aufweisen; sie blieben ein kraft- und nutzloses Jammern über die Schwäche und Bosheit der Menschen. Dennoch hat es schon früher Männer gegeben, die, wie Mohammed, begriffen hatten, daß der gewohnheitmäßige Genuß gegohrener Getränke an und für sich — und nicht nur der Uebergenuß — die Quelle des Uebels sei und ausgerottet werden müsse. So hat der Islam neben seinen sonstigen verderblichen Fehlern, wie vor Allem dem kulturtötenden Fatalismus, durch das Weinverbot des Korans eine unschätzbare Quelle der Kraft und der Zähigkeit gewonnen, die er bis heute zur Genüge bewiesen und behalten hat. Aehnliches fand bei den ebenfalls alkoholenthaltsamen russischen Dissidenten mit gleichem Erfolg statt. Aber die Kulturmenschheit trank weiter.

Inzwischen wurde der Kulturfortschritt von der stets erfindungreichen Gewinn- und Genußsucht dazu benutzt, die Produktion, Konservirung und Verbreitung der geistigen Getränke immer mehr auszudehnen. Besonders die

Hosted by Google

Brennerei und Brauerei haben bekanntlich in unserem Jahrhundert die Alkoholproduktion dadurch ungeheuer gesteigert und billiger gestaltet, daß alle möglichen Bodenprodukte, wie Rüben, Kartoffeln und Gerste, massenhaft dazu verwendet wurden. Hand in Hand damit ging eine großartige Verbreitung des Wirthshauswesens und -lebens, sowohl nach Zahl als nach Komfort, Größe und Luxus. Daß da und dort heute Straßen vorkommen, wo es mehr Wirthshäuser als Häuser giebt, dürfte — im Vergleich zu den seltenen Wirthshäusern früherer Zeiten — einen genügenden Beweis hierfür liefern. Die Folge dieser Thatsachen ist, daß aus der Gelegenheitstrunksucht früherer Zeiten, wo bei der Weinlese und bei Festanlässen die Betrunkenen mehr im Freien herumlagen, sich aber bald durch erzwungene Nüchternheit erholten, der sozial viel gefährlichere moderne chronische Alkoholismus entstanden ist, der weniger sichtbare Räusche, dafür aber eine ungleich gefährlichere allgemeine Entartung der Sitten und des Körpers durch den gewohnheitmäßigen täglichen Alkoholgenuß und Uebergenuß zeitigt.

Unterdessen entstand am Anfang dieses Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, besonders unter dem Einfluß des Arztes Benjamin Rush, die moderne Enthaltsamkeit-Bewegung der Kulturvölker, deren Lehr- und Grundsätze kurz die folgenden sind: Alle alkoholischen Getränke sind schleichende Volksgifte, die einen ungeheuren sozialen Schaden und keinen Nutzen stiften. Der Gebrauch solcher Getränke ist daher an und für sich nichts als ein Jahrtausende alter, durch Vorurtheile, Geschichte, Literatur und Religion sanktionirter und unterhaltener Mißbrauch. In Folge der Eigenschaften des Alkohols führt der allgemein gebräuchliche Genuß mit fataler Sicherheit eine große Zahl Menschen zum Uebermaß. Aus diesem Grunde nützen die Mäßigkeitbestrebungen nicht. Der Alkoholismus und die Trunksucht sind nicht an sich ein dem Menschen innewohnendes Laster, sondern nur das lasterhafte Produkt einer durch jene Unsitte produzirten Krankheit bezw. Vergiftung des menschlichen Gehirnes. Die Ursache des Uebels ist die Sitte, gegohrene und gebrannte Getränke gewohnheitgemäß zu genießen. Daher müssen Beide aus der Reihe der Nahrung- und Genußmittel beseitigt werden.

Dieser an sich so einfache und natürliche, deshalb auch gerade großartig zu nennende Reformgedanke wurde zunächst verhöhnt und als verrückte Utopie bezeichnet. Man versuchte auch in Amerika und anderswo mehrfach, einen Mittelweg durch die Enthaltsamkeit von gebrannten Getränken allein einzuschlagen. Allein dieser letzte Versuch schlug stets und überall nach kurzem Erfolg fehl,*)

*) Speziell auch in Deutschland die große Branntweinenthaltsamkeitbewegung der vierziger Jahre, die es bis auf 300 000 Anhänger gebracht hatte. Der psychologische Grund dieses Unterganges ist jedoch sehr durchsichtig: wer nichts Anderes thut, als die Schnapskneipe durch die Wein- oder Bierkneipe und

Hosted by Google

während die konsequente Enthaltsamkeit von allen alkoholischen Getränken langsam, aber sicher zu einer sozialen Macht, zu einem Kulturfaktor ersten Ranges emporgewachsen ist. Diese Behauptung wird freilich in Deutschland noch mit einem mitleidigen Lächeln aufgenommen. Deshalb muß ich, um sie zu begründen, Thatsachen anführen. Zuerst im Staate Maine kam es nach langen Kämpfen zu einer enthaltsamen Volksmehrheit, die die Staatsprohibition, d. h. das gesetzliche Verbot des Verkaufes und der Fabrikation aller alkoholischen Getränke im Staat, durchsetzte. Später wurde die Prohibition auch in anderen Staaten der Union — stets durch Volksabstimmung — eingeführt, da und dort auch wieder abgeschafft. Jetzt besteht sie in drei Staaten. Doch bedeutet dieses Verbot kein Verbot des Alkoholgenusses und der freie Import aus anderen Staaten bleibt den Konsumenten durch die Uniongesetze erlaubt. Ferner traf die durch den (1897) 93 Jahre alt verstorbenen General Neal Dow eingeführte Staatsprohibition noch zu wenig vorbereitete Völker und zu große Minoritäten. Man griff deshalb in den letzten Jahren zu einem besseren, wenn auch langsamer wirkenden Mittel, nämlich zum „Local Veto“ (oder „Local Option“), das jeder Gemeinde, also allen majorennen Männern und Frauen der Gemeinde (eventuell nur den Männern) das Recht giebt, durch Mehrheitbeschluß den Alkoholhandel auf dem Gebiet der Gemeinde zu verbieten. Viele Staaten der Union besitzen das Lokal-Veto und erhalten dadurch eine langsame Vorbereitung zur Staatsprohibition, eine Vorbereitung, die den Vergleich zwischen dem Wohlstand, den Verbrechen, der Gesundheit u. s. w. in den Veto- und Lizenz-Gemeinden (denen, wo der Alkoholhandel gestattet ist) erlaubt.

Eine vorzügliche, peinlich genaue und unparteiische Statistik über eine fünfzehnjährige Periode bei Veto- und Lizenzgemeinden wurde neuerdings vom Staate Massachusetts publizirt, aus der z. B. hervorgeht (man muß die Zahlen im Original sehen), daß (nach Ausschluß der Verurtheilungen wegen Trunkenheit) in den Vetogemeinden z. B. auf 1000 Einwohnern nur 10,26 Verhaftungen gegen 23,34 in den Lizenzgemeinden vorkamen und daß der Wohlstand in den Vetogemeinden bedeutend zunahm, wie z. B. die Spareinlagen u. s. w. beweisen. Etwa die Hälfte der Bevölkerung steht unter Lokal-Veto und die andere Hälfte unter Lizenz. Interessant ist der Vergleich der selben

---

den Schnapsrausch durch den Wein- oder Bierrausch zu ersetzen, muß über kurz oder lang der Lächerlichkeit und Verflachung anheimfallen, — und Beides wirkt tötlich. Principiis obsta. Nicht eine besondere Substanz muß von der Bewegung entschieden bekämpft werden, sondern die Volksberauschung und Vergiftung. Somit muß sie alle eine gefährliche „Sucht“ erzeugenden Volksgifte, heißen sie Branntwein, Obstwein, Bier, Wein, Opium, Morphium, indischer Hanf, Aether oder Coca, aus der Volksdiät verbannen und in die Apotheke einschließen.

Hosted by Google

Gemeinde in der Veto- und Lizenzperiode. Er giebt überall die selben Resultate: Sittlichkeit, Ersparnisse, Gesundheit, Wohlstand werden durch das Veto in kurzer Zeit bedeutend gebessert; die Verbrechen nehmen erheblich ab.

Die Zahl der Totalenthaltsamen in den Vereinigten Staaten wird heute auf etwa 10 Millionen geschätzt. Natürlich werden sie auf alle erdenkliche Weise durch die in ihren Geschäftsinteressen bedrohten Bier- und Wiskyhändler verleumdet, der Heuchelei, Korruption u. s. w. bezichtigt, — und diese Enten werden gedankenlos von deutschen und anderen europäischen Zeitungen reproduzirt, obwohl eine kurze Beobachtung und Ueberlegung lehrt, daß die amerikanische Korruption in den Lizenzstaaten und -städten noch ärger als in den Vetogegenden grassirt, also von ganz anderen Ursachen herrührt.

Von Amerika aus hat sich ferner die Enthaltsamkeit-Bewegung nach Kanada, Großbritannien, den skandinavischen Ländern, Finland, allen britischen Kolonien und neuerdings nach Centraleuropa verpflanzt. Kanada steht der Staatsprohibition sehr nah; ein Plebiszit hat dort in vier Staaten eine große Mehrheit für das Verbot ergeben. Eine definitive Entscheidung steht bevor. Norwegen, wohl ziemlich das ehrlichste Land der Welt, hat mit Erfolg das Lokal-Veto eingeführt; in England, Schweden und Dänemark werden harte Kämpfe darüber geführt. Gerade jetzt finden in Finland große Erhebungen des Volkes gegen den Alkoholhandel statt; die Mehrheit der Finländer ist für die Prohibition, kann aber wegen der dortigen Wahlart nicht entscheiden. In Großbritannien schätzt man die Enthaltsamen auf etwa 6 Millionen; in Schweden und Norwegen zählt man viele hunderttausende. Eine der rührigsten Organisationen der Enthaltsamen ist der internationale Guttemplerorden, der etwa 600000 Mitglieder zählt (100000 in Schweden allein, ungefähr 6000 in Norddeutschland, 2000 in der Schweiz, 30000 in Norwegen, 200000 in Großbritannien u. s. w.)

Diese ganz summarisch angeführten Thatsachen*) beweisen die Lebenskraft der Enthaltsamkeit-Bewegung. Spott und Achselzucken helfen nicht mehr. Sie ist in den Nordländern bereits eine soziale und politische Macht geworden, hat dort segensreich gewirkt und das Maximum des Alkoholismus stark nach Süden verlegt. Heute stehen Kanada, Norwegen und Finland, die früher durch ihre Trunksucht verschrieen waren, zu unterst in der Konsumskala, während Frankreich, Belgien, die Schweiz, Deutschland u. s. w. obenauf gekommen sind. Die alten Redensarten über die goldene Mäßigkeit,

*) Mit dem in der Schweiz und in Rußland mit fast vollständig negativem Resultat eingeführten Alkoholmonopol des Staates und mit dem kaum besseren Gesellschaften-Monopol (Gothenburger System Schwedens, das die dortigen Abstinenten selbst bekämpfen) wollen wir keine Zeit verlieren, denn wer aus dem Uebel Profit zieht, kann es nicht wirksam bekämpfen.

Hosted by Google

über den „Fanatismus der Enthaltsamkeit", die man als „amerikanische Verrücktheit" bezeichnete, die Bierwitze über die „heimlich trinkenden Enthaltsamkeitheuchler", die Verwechselung der genannten sozialen Bewegung mit religiösem Sektenwesen u. s. w. fangen an, mit ihrer abgedroschenen Hohlheit nicht mehr zu verfangen. Auch bei uns beginnt man, die Frage langsam ernstlicher zu prüfen, und so dürfte es der Mühe werth sein, die Thesen und Gründe der Abstinenten genauer zu prüfen und sich die Frage vorzulegen: haben diese Leute nicht Recht und gehören nicht unsere Alkoholtrinksitten mit Schnaps, Bier oder Wein, trotz ihrem Ruf und äußerem Glanz, zu den Vorurtheilen der Unwissenheit und der barbarischen Roheit, welche die Kulturmenschheit, wie die Tortur, die Todesstrafe, die Sklaverei, die Nasenringe, die Deformation der Kinderschädel und Aehnliches mehr, allmählich abschütteln und in die Rumpelkammer vergangener historischer Verirrungen werfen soll?

Die von mir aufgestellten folgenden Thesen wurden am fünften Juni dieses Jahres auf dem ersten schweizerischen Abstinententag von den dort zahlreich vertretenen Abstinenzvereinen einstimmig angenommen. Ich will sie hier etwas näher begründen.

1. Die Alkoholfrage ist eine hygienische, ethische (moralische) und soziale Frage erster Bedeutung für eine gesunde Weiterentwickelung unseres Volkes.

In der That wird die enorme Bedeutung der Frage bei uns noch gründlich verkannt. Außer dem noch kleinen Häuflein der Abstinenten ist sie weder den Gebildeten noch dem Volk zum Bewußtsein gekommen und in unglaublich verblendeter Weise läßt man jährlich Milliarden Geld mit einer Unsumme von Menschenkraft und Menschengesundheit, besonders aber von Gehirnthätigkeit, in den Schlund dieses Riesenvampyrs unserer Kultur verschwinden, ohne sich ernstlich zu wehren. Angesichts der Alkoholfrage erinnert mich das Benehmen unserer Massen an die bornirte Verblendung gewisser Insekten, die sich und ihre Brut von schwächeren Schmarotzern vernichten lassen, ohne darauf zu achten, — so tief sind sie in dem Automatismus ihrer Instinkte fixirt und systematisirt!

Hygienisch ist die Alkoholbekämpfung, weil der Alkohol das Gehirn und den übrigen Körper entarten macht, ethisch, weil er unsere Sitten depravirt und das Organ der Ethik, das Gehirn, verdirbt, sozial aus den selben Gründen, weil eine gesundheitlich und ethisch entartende Gesellschaft sich nicht regeneriren kann, wenn sie eine künstliche Hauptquelle ihrer Entartung weiter pflegt, statt sie zu beseitigen.

2. Sie wurde früher, auf Grund mangelhafter Erkenntniß, in unrichtige Bahnen gelenkt, seither durch Gewohnheit, Vorurtheil und Schlendrian in diesen Bahnen gelassen, — und so blieben alle Versuche, einen sogenannten mäßigen Alkoholgenuß allgemein zu erzielen, erfolglos.

Hosted by Google

Diese Frage habe ich schon am Eingang meiner Betrachtung erörtert. Es wäre interessant, zu erforschen, wie die Menschheit überhaupt dazu kam, gegohrene Getränke zu genießen, während kein Thier Das sonst thut. Wir müssen annehmen, daß die angeborene Neugier unserer ersten Vorfahren sie eines Tages zur Entdeckung der Gährung in irgend einem hohlen Palmenkelch führte. Der Versuch, der darauf folgende Rausch und die sirenenhaften Eigenschaften des Durst und Sucht erzeugenden Alkohols dürften dann das Weitere ergeben haben.

3. Der Alkohol oder Aethylalkohol ist eine für den menschlichen Organismus, wie für den thierischen, giftige Substanz, deren Giftigkeit mit der Höhe und Häufigkeit der Dosen steigt, aber selbst in den mäßigsten gebräuchlichen Dosen die Funktionen der Organe deutlich beeinträchtigt, weder zu den Nahrung- noch zu den Stärkungmitteln gehört, in der normalen Diät niemals nützt und daher zu ihr nicht gerechnet werden darf.

Dieser Satz wird durch die folgenden, namentlich durch die Thesen 4 bis 6, genauer bewiesen. Aber die alte Gewohnheit des Trinkens läßt es dem nicht Ueberlegenden unglaublich erscheinen, daß man ein so allgemein verbreitetes Genußmittel, das die Meisten als unentbehrlichen Bestandtheil ihrer täglichen Diät betrachten, mit dem Ausdruck „Gift" bezeichnet. Der „edle" Wein, das „biedere" Bier Gifte! Und doch steht es felsenfest, daß diese Gifte hundertmal mehr Menschen töten und krank machen als sämmtliche anderen Gifte zusammen genommen (von den Mikroorganismen spreche ich hier nicht als Giften, denn diese nimmt man nicht bewußt ein). In der That hat der Alkohol alle Eigenschaften eines Giftes: er wird vom Organismus resorbirt, bewirkt in ihm schon in sehr kleinen Dosen (siehe Thesen 5 und 6) erhebliche Störungen, verändert die Gewebe und ernährt sie nicht. Das an Alkohol nicht gewöhnte Gehirn reagirt sofort in pathologischer Weise schon bei sehr kleinen Dosen. Die akute Vergiftung (Rausch) geht vorüber. Aber lange Wiederholungen bewirken die chronische Vergiftung (chronischer Alkoholismus) mit irreparablen Gewebsentartungen. Man hat zwar behauptet, der Alkohol sei als sogenannter „Eiweißsparer" eine Art Nahrungmittel (verlangsame die Eiweißspaltung). Diese Ergebnisse sind jedoch von Miura im Laboratorium von v. Noorden widerlegt worden. Und wären sie richtig, so würden sie dennoch nur Lug und Trug darstellen: denn was nützt eine Eiweißersparniß durch Vergiftung? So viel wie etwa die Fettbildung durch Phosphor oder Arsenik. Die normale Eiweißspaltung darf nicht ohne Störung der Oekonomie des Körpers verlangsamt werden. Man möge Gifte vorübergehend als Medikamente anwenden, doch daraus keinen Grund ableiten, sie in die normale Diät einzuführen. Ein solches Beginnen ist verhängnißvoll.

Hosted by Google

Der Alkohol ist das gefährlichste und fürchterlichste aller Gifte, denn er richtet die größten Verwüstungen in der Menschheit an. Was ist die Blausäure, was sind Quecksilber oder Tollkirschen daneben! Niemand vernarrt sich in diese Substanzen. Alle Menschen fürchten und vermeiden sie und so sind ihre relativ seltenen Opfer die Opfer eines Versehens, eines Selbstmordes oder eines Mordes. Ganz minimale Quantitäten verschiedener Gifte, die unbewußt durch chemische Umsetzungen in unseren Organismus gelangen, sind freilich unschädlich, z. B. Spuren von Phosphor, von Cyanverbindungen und auch von Alkohol; gegen diese eifern wir nicht, da sie keine Gewohnheit und keine Sucht erzeugen.

Man muß mich recht verstehen. Die Gefahr des Alkohols liegt erstens in dem Alkoholdurst, in der Alkoholsucht, die er erzeugt und worin er allen narkotischen Giften, wie Opium, Morphium, Cocain, indischer Hanf, Aether, Hyoscin, Chloral, Chloroform u. s. w., ähnlich ist; zweitens in der Lähmung und Betäubung des Gehirns; drittens in der allgemeinen Sitte, ihn zu den täglichen Diätmitteln zu rechnen; viertens in den furchtbaren Verheerungen, die er individuell und sozial in Folge Dessen und durch die Art seiner toxischen Wirkung (von der ich nachher sprechen werde) anrichtet. Aus diesen Gründen ist es eine Absurdität, den Thee und den Kaffee mit ihm zu vergleichen, obwohl es täglich geschieht. Diese harmlosen Genußmittel enthalten zwar in minimaler Menge eine toxische Substanz. Sie erzeugen aber weder eine Sucht, noch Verbrechen, noch Todesfälle, noch Krankheiten, noch Entartungen. Sie lähmen und betäuben das Gehirn nicht. Wer davon etwa unwohl oder schlaflos wird, hört sofort auf, sie zu genießen, und damit ist die Sache abgethan. Der Theeismus und der Kaffeeismus sind aufgebundene Bären, die nicht existiren oder nur mit tausend anderen in das Kapitel der Suggestion gehören und daher nicht bekämpft zu werden brauchen. Etwas schlimmer steht es mit der Nikotinvergiftung (Tabakgenuß). Doch selbst diese ist ein Spatz gegenüber dem Drachen des Alkoholismus und es wäre Kraftvergeudung, mit Artillerie darauf zu schießen.

Man muß festhalten, daß schon die leichteste Erheiterung, die erste Lösung der Zunge, die durch Bier oder Weingenuß erzeugt wird, auf Gehirnvergiftung durch den Alkohol beruht. Nur die Gewohnheit und das Vorurtheil lassen uns das Bedenkliche dieser Erscheinungen übersehen. Würden sie nach dem Genuß einer neuen, noch unbekannten Substanz entstehen, so würde man sofort erschrecken und über Vergiftung klagen.

4. In sämmtlichen gegohrenen und gebrannten Getränken bildet der gleiche Aethylalkohol den hauptsächlichsten giftigen Bestandtheil, also im Bier, im Wein, im Obstwein und in allen Branntweinsorten, gleichviel, ob jene Getränke, wie man sich ausdrückt, reell oder gefälscht sind. Nur im Absynth kommt dazu noch

Hosted by Google

ein anderes Gift zu erheblicher Wirkung. Der Fusel und ähnliche sogenannte Unreinlichkeiten kommen in den geistigen Getränken in zu kleiner Menge vor, um die Giftigkeit des Aethylalkohols wesentlich zu erhöhen, was durch die Experimente Straßmanns und Joffroys sowie durch die Erfahrungen der Trinkerasyle unwiderleglich dargethan worden ist.

Es ist ein altes Märchen, die sogenannten „Unreinlichkeiten" des Alkohols als die Quelle des Uebels zu bezeichnen. Die hierauf bezüglichen veralteten Angaben des Dujardin Beaumetz waren gründlich falsch, wie Professor Joffroy in Paris neuerdings gezeigt hat, denn sogar der reine Fusel zeigt sich, von Hunden genossen, nicht sehr erheblich giftiger als der Aethylalkohol und er kommt in unseren geistigen Getränken nur in minimalen Dosen vor. Daher hat der früher so warm für die Reinigung des Branntweines eintretende Direktor des schweizerischen Alkoholmonopols, Herr Dr. Milliet, selbst den Ausdruck „Fuselfabel" gebraucht und zum Wohlgeschmack der Trinker den gereinigten Schnaps mit ungereinigtem vermengt. Straßmann fand, daß die gleichen Dosen gereinigten Aethylalkohols in gleicher Konzentration die gleichen Thiere töteten wie ungereinigter Fuselschnaps. Und die Erfahrung zeigt, daß wir in der Trinkerheilstätte Ellikon hauptsächlich Wein- und Bieralkoholiker haben, denn selbst die meisten derjenigen Insassen jener Anstalt, die in den Tabellen als daneben noch Liqueur trinkend angegeben werden, tranken nur sehr wenig davon und waren wesentlich durch Wein oder Bier alkoholisirt.

5. Die sorgfältigen, langjährigen, vergleichenden Experimente von Kraepelin, Smith, Fürer, Aschaffenburg u. A. m., die mit schwachen Dosen (10 bis 40, sogar mit nur 7 K.-Cm.) verdünnten Aethylalkohols beim Menschen operirten, beweisen eben so unwiderleglich, daß schon solche schwache Dosen sämmtliche geistige Funktionen deutlich herabsetzen, d. h. zugleich verlangsamen und die Zahl der Irrthümer vermehren, so die Aufmerksamkeit, die Ueberlegungfähigkeit, die Gedankenassoziation, das Gedächtniß, die Logik. Die Empfindungen werden abgestumpft, was der Mensch bei den stärkeren (unangenehmen) Empfindungen, wie Schmerz, Kälte, Wärme, angenehm findet. Diese giftige Wirkung, verbunden mit der folgenden, täuscht uns und giebt uns nach Alkoholgenuß die Illusion des Wohlseins und der Kraft.

Die zahlreichen und klassischen Experimente des Professors Kräpelin in Heidelberg und seiner Schüler können nicht genug zum Studium und Nachdenken empfohlen werden. Alle erdenkliche Sorgfalt wurde dabei verwendet. Freunde und Feinde des Alkoholgenusses wurden mit gleichem Ergebniß dazu verwandt, um Tendenz und Suggestion auszuschließen. Ich will nur die Experimente an Setzern hervorheben, bei denen der kleinste Alkoholgenuß die Zahl der Fehler stets vermehrte, und auch die Thatsache, daß die störende und lähmende Nachwirkung eines einzigen Glases Bier sich

Hosted by Google

noch bis mehr als vierundzwanzig Stunden nach dessen Genuß nachweisen ließ. Die Feinheit und konstante Gleichmäßigkeit der Ergebnisse jener zahlreichen Experimentreihen lassen sich nur aus den Originalarbeiten ermessen und in ihrer durchschlagenden Bedeutung würdigen. Was bedeuten dagegen all die abgedroschenen Phrasen der goldenen Mäßigkeit, der guten Gabe Gottes (die Tollkirsche und der Manzanillabaum sind auch Gaben Gottes), des „edlen" Pokales, des erfreuten Menschenherzens u. s. w.

Sehr wichtig und grundlegend ist neben der Thatsache der Giftigkeit sehr kleiner Alkoholdosen die, daß das sirenenhafte, betrügerische Wesen des Alkohols auf seiner die Empfindung und die Assoziationen lähmenden, betäubenden Wirkung beruht. Daher kann er zugleich die subjektive Täuschung der Erwärmung bei der Kälte, der Erfrischung bei der Hitze, der Kräftigung bei der Erschöpfung (oder auch bei thatsächlicher Abschwächung), des Witzes bei der Dummheit, des Geistreichen bei plattem Unsinn, des Wohlseins bei der Krankheit u. s. w. erzeugen. Er stumpft alle Unlustgefühle ab und erzeugt eine oft verhängnißvolle Lust, denn nicht so selten stirbt der durch ihn „Erfrischte" am Hitzschlag, der „Erwärmte" am Erfrierungtod, der subjektiv Gebesserte an einer Krankheit, oder fällt der subjektiv Gestärkte aus Schwäche um, — da, wo es ohne Alkoholgenuß nicht geschehen wäre. Die Nordpolfahrten (Nansen u. A.) geben treffliche Illustrationen dazu. Mit Recht hat Bunge betont, daß aus dem selben Grunde der Alkohol die Langeweile tötet und Faullenzer erzeugt.

6. Aus den Experimenten von Parkes, Kraepelin, Frey, Destrée u. A., aber auch aus den Erfahrungen in den englischen Armeen in Egypten, aus der so gut wie absolut abstinenten Polarexpedition Nansens, aus allen Sportarten, wie Bergsteigen, Velofahren, Dauerlauf u. s. w., aus den täglichen, oft verglichenen Erfahrungen der Abstinenten aller Länder geht eben so sicher hervor, daß die Muskelkraft resp. Leistung durch den Alkohol gelähmt, d. h. herabgesetzt wird, und zwar bei starken Dosen sofort und bedeutend, bei sehr mäßigen erst nach einer kurzen Periode (nach 10 bis höchstens 20 oder 30 Minuten) der Beschleunigung oder Erhöhung. Diese Wirkung erscheint mehr als vorübergehender Nervenreiz und wird von der nachfolgenden Lähmung überwogen. Nur in einem für uns unwesentlichen Punkt giebt es noch Differenzen: Frey betont die Wichtigkeit der ersten, vorübergehenden Leistungerhöhung sehr mäßiger Dosen nur beim schon erschöpften Muskel, während Destrée sie überall, aber unwesentlich findet. Für Dauerleistungen der Muskeln sind alle Experimentatoren völlig klar und einig, daß selbst die schwächsten Dosen alkoholischer Getränke beeinträchtigend wirken, eben so für alle rein geistigen Thätigkeiten.

Dieser These ist nicht viel hinzuzufügen. Neuerdings hat sie wieder durch Professor Fick in Würzburg, durch die Siege der abstinenten englischen Armee in Atbara und Khartum (Egypten), durch den Sieg der alkoholabstinenten vegetarischen Dauerläufer in Deutschland u. s. w. glänzende Bestätigungen

Hosted by Google

erfahren. Daß bei allen Sports und Kraftleistungen, besonders aber bei Dauerleistungen, der Abstinente — ceteris paribus — stets über den mäßig Alkohol Trinkenden siegt (also bei sonst gleichen Kräften), ist eine nun so tausendfach bewiesene Thatsache, daß sie keiner Bestätigung mehr bedürfte, wenn das Vorurtheil nicht so unbändig groß wäre. Der Befehl des Generals Miles an die amerikanischen Truppen in Santiago, wo immer möglich, keine alkoholischen Getränke, auch keinen Wein und kein Bier zu genießen, giebt meiner These eine neue Sanktion. Auch nach Dr. Wulffert verdanken die Vegetarier ihre Vorzüge nicht der Fleischenthaltung, sondern der Alkoholenthaltsamkeit. Die großartigen, ans Fabelhafte grenzenden Leistungen von Nansen und Johannsen bei ihrer Nordpolfahrt geschahen bei reiner, ausschließlicher Fleischkost, aber bei totaler Alkoholenthaltsamkeit. Diese Thatsache verdient, festgenagelt zu werden.

Ich habe selbst die Vermehrung meiner Leistungfähigkeit seit der Alkoholabstinenz, d. h. vom achtunddreißigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahr, gegenüber dem sehr mäßigen Alkoholgenuß vor dem achtunddreißigsten Lebensjahr so konsequent und vielfältig erprobt, daß die Lehre der schwächenden Wirkung auch der mäßigsten üblichen Alkoholdosen (Wein und Bier; andere Sorten trank ich nicht) für mich so fest steht wie ein mathematischer Satz.

7. Die Lebensdauer wird durch den starken Alkoholgenuß bedeutend abgekürzt. Aber auch durch einen mäßigen Alkoholgenuß wird sie im Durchschnitt um etwa sechs Jahre vermindert. Dies geht konsequent und unzweideutig hervor aus den seit 30 Jahren fortgesetzten Statistiken der englischen Lebensversicherungsgesellschaften mit besonderen Sektionen für die Abstinenten. Diese geben einen starken Rabatt und machen doch bessere Geschäfte, weil viel weniger Todesfälle eintreten, als nach den üblichen Berechnungen zu erwarten wären. Laut eidgenössischer Statistik sterben über 10 Prozent unserer Männer über 20 Jahre ausschließlich oder mit an Alkoholismus in den fünfzehn größten Städten der Schweiz.

Die Länder, die am Wenigsten Alkohol konsumiren (in Europa Norwegen und Schweden) haben die längste Lebensdauer. Von 1851 bis 60 betrug in Schweden die Sterblichkeit 21,7 pro Mille im Jahr, von 1860 bis 94, d. h. seit der Durchführung der großen Alkoholreformgesetze (1860), nur noch 17,5. In Dänemark betrug sie von 1851 bis 60 im Durchschnitt 20,6 pro Mille, von 1860 bis 94 19 pro Mille. Während in Schweden die Verminderung 4,2 pro Mille betrug, betrug sie in Dänemark, wo kein Alkoholgesetz erlassen wurde und fast so viel getrunken wird wie früher, trotz den übrigen Fortschritten der Hygiene nur 1,6 pro Mille. In Schweden mußten 1860 von den Rekruten 36 Prozent wegen Untauglichkeit zurückgestellt werden, 1890 nur noch 20 Prozent, und zwar zeigte sich die Besserung stetig zunehmend seit 1860, genau wie bei der Sterblichkeit. In Norwegen ist es noch besser.

Hosted by Google

Die englischen Lebensversicherungsgesellschaften „Temperance and General provident Institution“, „Sceptre“ u. s. w. versichern die Abstinenten in einer besonderen Sektion. Die erste (von 1866 bis 81 — die späteren Zahlen sind ganz ähnlich, liegen mir aber jetzt nicht vor —) zeigt Folgendes:

	Zahl der im Voraus berechneten Todesfälle	Zahl der erfolgten Todesfälle	Prozent
Allgemeine Sektion	4080	4014	99
Sektion der Abstinenten	2418	1704	70

Also 29 Prozent weniger bei den Abstinenten. Und thatsächlich war die Zahl Derjenigen, die in dieser Zeit von einer Sektion in die andere übertraten, ganz minimal und ohne Einfluß auf die Ergebnisse, was durch genaue Nachforschungen festgestellt wurde. Deshalb erhalten die Abstinenten eine große Prämienermäßigung.

Dem Spezereihändler in England ist der Detailverkauf (per Glas) von geistigen Getränken nicht gestattet. Seine Mortalität beträgt (vom fünfundzwanzigsten Lebensjahr an) 18,9 pro Mille, die des Schankwirthes dagegen 33,4 pro Mille. Weitere Vergleiche sorgfältigster Art wurden angestellt von der British Medical Association zwischen übermäßigen Trinkern, mäßigen Trinkern*) und Abstinenten. Ferner ließen sich die Sterblichkeitziffern der Abstinenten Rechabites mit denjenigen der Nichtabstinenten Odd-Fellows vergleichen. So kommt White (Intern. Monatschrift zur Bekämpfung der Trinksitten, März 1898) zu dem Schluß, daß der Mann, der vom achtzehnten Lebensjahr an abstinent ist, durchschnittlich $7^3/_4$ Jahre länger lebt als derjenige, der es nicht ist.

Die erwähnte schweizerische Statistik wird seit mehreren Jahren vom Herrn Direktor Guillaume sorgfältig durchgeführt; den Aerzten werden besondere Karten für die Todesursachen zugestellt, aus denen sie den Namen des Verstorbenen, der auf einem abtrennbaren Coupon steht, selbst entfernen. So werden Arzt und Verstorbene nicht kompromittirt, das ärztliche Geheimniß wird gewahrt und die Wahrheit kann festgestellt werden.

8. Krankheiten aller Art werden gefördert und verlaufen schwerer, oft tötlich, in Folge der Alkoholtrinksitte. Die Krankenkassen abstinenter Vereine und die viel geringere Morbidität des abstinenten Theiles der englischen Armee sowie die Erfahrung am Krankenbett beweisen es.

Die Zahlen sprechen hier beredt. Die Morbidität des abstinenten Drittels der englischen Armee in Indien ist kaum halb so groß wie die des einen der beiden nicht abstinenten Drittel. Während fünfzehn Jahren zeigten

*) Unter 4057 Nichtabstinenten wurden nur 1707 als gewöhnlich nüchtern, also als durchaus mäßig bezeichnet. Es wäre gut, bei uns ähnliche Erhebungen zu veranlassen.

Hosted by Google

die nichtabstinenten Gegenseitigkeit-Unterstützungsgesellschaften „Foresters“ und „M. U. Exp. Rural Towns“ 27,66 und 26,20 Krankheitwochen per Versicherten im Durchschnitt, während die abstinenten „Sons of Temperance“ in dem selben Zeitraum nur 7,48 Krankheitwochen per Versicherten aufwiesen. Das ist leicht erklärlich, denn der Alkohol erzeugt nicht nur viele Leiden, sondern verschlimmert auch die bestehenden. Man bedenke nur, wie er den Verlauf der Lungenentzündungen, der Wundheilung u. s. w. erschwert, wie er Gicht, Verdauungleiden, Nervenleiden, Nierenleiden, Herzleiden u. s. w. verschlimmert oder unterhält und wie oft die Abstinenz allein solche Leiden heilt. Sehr oft habe ich selbst gesehen, wie Personen, die aus anderen Gründen abstinent geworden waren, derartige langjährige Leiden zu ihrer freudigen Ueberraschung in kurzer Zeit verloren haben. In egoistischem Sinn kann der ärztliche Stand dem Alkohol dankbar sein, denn er ist ein Hauptklientenlieferant. Wären alle Menschen abstinent, so könnte vielleicht eine Hälfte der Aerzte ihren Beruf wechseln.

9. Die Alkoholvergiftung bewirkt direkt sehr oft Krankheit und Tod. Sie ist eine zweifache: akute oder Rausch und chronische — chronischer Alkoholismus — durch fortgesetzten stärkeren Alkoholgenuß. Je nach den Anlagen der Organe eines jeden Menschen werden diese oder jene Organe zuerst durch den Alkohol ruinirt. Besonders verdorben werden das Seelenorgan: das Gehirn, ferner Herz und Blutgefäße, Magen, Leber, Nieren und Geschlechtsdrüsen. Die Alkoholiker sterben demnach schließlich bald am Säuferwahnsinn oder Blödsinn, bald an Herzverfettung und Wassersucht, bald an alkoholischen Leber- und Nierenkrankheiten, durch die fettige Entartung und Schrumpfung dieser Organe. Beim mäßigeren Alkoholgenuß kommt es nicht so weit, aber diese Organe, besonders Gehirn und Magen, leiden doch mehr oder weniger, je nach der Höhe der genossenen Quantitäten und der Resistenzkraft des Einzelnen. Die schlimmen ethischen und sozialen Folgen unserer Alkoholtrinksitten kommen von der Alkoholvergiftung des Gehirnes und der Geschlechtsdrüsen, und zwar sind sie: Irrsinn, Verbrechen, ökonomischer Ruin und Entartung der Nachkommenschaft.

Die direkten toxischen Folgen des Alkoholismus sind allbekannt und hier kurz resumirt worden. Man muß sie mit These 7 (Mortalität) im Zusammenhang betrachten.

Früher wurde der Branntwein als Hauptsünder angesehen. Doch muß man immer mehr erkennen, daß Bier, Wein, Absynth und sogar Obstwein kaum harmloser sind. Man trinkt größere Massen. Das ist Alles. In Frankreich und Algier sind die Verheerungen des Absynthes fürchterlich; dieser mit anderen Giften noch vermischte Alkohol begünstigt konvulsivische Erscheinungen und geistige Störungen. Die Verheerungen des Bieres, besonders auf Herz und Nieren, haben Bollinger und Sendtner in München mit der entsprechenden schrecklichen Mortalität dargethan.

Hosted by Google

Der Alkohol bewirkt vor Allem bei chronischem Gebrauch eine fettige Entartung der Gewebe, die dadarch mürbe und brüchig werden und ihre Elastizität und Festigkeit verlieren. Man sieht Das besonders bei den Blutgefäßen, die geschlängelt, erweitert, steifwandig und brüchig werden, was man bei den blaurothen Händen und Gesichtern der Trinker und erst recht an ihren inneren Organen betrachten kann. Man sieht es in milderer Form schon bei der Schaar jener Halbmäßigen, die an manchen Orten das Gros der Bevölkerung mit ihren beleibten, aufgedunsenen Figuren ausmachen. Man wolle nur den Bierbayern, den waadtländischen Reblandbewohner, den belgischen Schnapsbruder und den französischen Absyntheur mit dem abstinenten Mohammedaner vergleichen. Die schlanke, mehr blasse, hagere Gestalt des Korangläubigen mit seinen gut zusammengezogenen Blutgefäßen, seiner Zähigkeit, Flinkheit und Kraft bildet mit den zuerst Genannten einen von Weitem auf der Straße sichtbaren Kontrast, der ganz zu seinem Vortheil ausfällt und durch die alkoholische Gestalt der in Algier zum Absynthtrinken von den Franzosen verführten und korrumpirten Araber erst recht in seinen Ursachen bestätigt und ins richtige Licht gestellt wird.

Eine andere Varietät der Alkoholwirkung auf die Gewebe ist die harte Schrumpfung oder Cirrhose, wie wir sie bei der Leber, den Nieren und zum Theil auch beim Gehirn beobachten. Hier gehen die normalen Elemente erst recht zu Grunde. Im Magen und Darm sind es besonders chronische Katarrhe, Schwellungen, Geschwüre und Blutungen, die das reizende und verwundende Gift bewirkt.

Der letzte Satz der These 9 erklärt die schreckliche soziale Wirkung des Alkohols durch die Vergiftung des Gehirnes und der Geschlechtsdrüsen.

10. Etwa 30 Prozent der männlichen Aufnahmen in Irrenanstalten, die Alkoholiker aufnehmen, gehören zum direkten alkoholischen Irrsinn. Die indirekten Opfer der Trunksucht ihrer Vorfahren bilden einen vielleicht noch größeren, jedoch nicht zählbaren Theil der Insassen der Irrenhäuser.

Diese Zahl wechselt je nach den Lokalitäten, d. h. je nachdem die Alkoholdeliranten in Spitälern oder Irrenanstalten aufgenommen werden. Der Rausch ist ein kurzer Irrsinn und der Berauschte ist thatsächlich unzurechnungfähig, obwohl nicht alle Gesetze Das anerkennen wollen. Der chronische Alkoholist und der Alkoholdelirant sind vollendete Geisteskranke. Es giebt auch periodische Trinker, eine Alkoholepilepsie, Alkoholmelancholie und -manie, alkoholische Gehirnlähmungen und Schrumpfungen, die in unheilbaren Blödsinn übergehen. Als Lehrer an der Hochschule und Direktor der kantonalen zürcherischen Irrenanstalt habe ich in achtzehn Jahren 607 Sektionen selbst gemacht, worunter 38 Alkoholiker. Dieses vom Dr. Brehm bearbeitete Material zeigt, daß das Gehirngewicht der Alkoholiker auffallend

Hosted by Google

gering ist, ungefähr wie bei der Verrücktheit (Paranoia), und daß es durchschnittlich etwa 70 Gramm weniger als bei den akuten Geisteskrankheiten beträgt, die ungefähr das normale Gewicht haben. Bedenkt man, wie ungeheuer fein und komplizirt das Gehirngewebe beschaffen ist, so muß man die Verheerungen würdigen, die eine Abnahme von 70 Gramm (ca. $^1/_{19}$ des ganzen Gewichtes) an Schrumpfungen und Dergleichen bedeutet.

Am Schlimmsten jedoch dürfte die Produktion von Irrsinn und Schwachsinn bei den Nachkommen der Trinker sein. Man spricht immer von Vererbung als Hauptursache der Geistesstörungen und übersieht dabei, daß die Vererbung nichts schafft, sondern nur Vorhandenes den Nachkommen überträgt oder durch die Keimverbindungen kombinirt. Also müssen andere Faktoren den Entartungskeim in das Keimplasma legen; und es ist nicht schwer, zu beweisen, daß ein Hauptfaktor des Entartungbeginnes der Alkohol ist (die vorhin angeführte Thatsache bei den schwedischen Rekruten deutet schon darauf hin). In der That hat sich bei einer Statistik der belastenden erblichen Faktoren in der Aszendenz der Geisteskranken, verglichen mit der geistig Gesunder (Dissertation des Fräuleins Jenny Kohler, unter meiner Leitung ausgearbeitet), die hervorragende Rolle der Trunksucht erwiesen.

11. Eben so sind 30 Prozent der männlichen Selbstmorde in der Schweiz laut eidgenössischer Statistik ganz oder theilweise die Folge des Trinkens.

Diese These braucht keine Erläuterung. Sie ergiebt sich von selbst aus den anderen.

12. Etwa die Hälfte aller Verbrechen und drei Viertel der Verbrechen gegen die Person geschehen laut umfangreichen Statistiken aller Länder (Baer u. A.) unter dem Einfluß des Alkohols. Bei theilweise durchgeführter Abstinenzreform (Maine, Norwegen, Kanada) sinkt die Zahl der Verbrechen bedeutend. Bei Steigerung des Alkoholkonsumes steigert sich diese Zahl eben so stark (Frankreich). Dies zeigt sich auch, wenn man den Konsum in einzelnen Städten und Landestheilen vergleicht (Massachusetts). Aber auch die Häufigkeit der Verbrechen und Unfälle am Sonntag, Sonnabend Abend und Montag (Lang), die Erfahrungen aller Untersuchungrichter und Experten in Strafsachen stimmen damit überein und täglich bestätigen die Zeitungen jene Erfahrungen.

Nirgends zeigt sich die verderbliche Wirkung des Alkohols auf das Menschenhirn so deutlich wie bei der Statistik der Verbrechen. Die Lähmung der Empfindung und des Denkens, die Unbesonnenheit, verbinden sich mit einer triebartigen Impulsivität im Handeln, welche die Betrunkenen und Halbbetrunkenen zu Verbrechen führen, die sie zu spät bereuen, wenn die Alkoholwirkung vorüber ist. Eine große Zahl ihrer Verbrechen, ja die Mehrzahl macht auf die Umgebung nicht den Eindruck von Thaten Betrunkener; sie gehen noch gerade und lallen noch nicht, denn dann ist das Stadium der Gefährlichkeit gewöhnlich vorbei. Aber eine große Reizbarkeit verbindet sich

Hosted by Google

mit zorniger Empfindlichkeit, Betäubung aller Besonnenheit und Lähmung der Ueberlegungen der Vernunft. Bald ist dann eine Gewaltthat, ein Mord begangen; und später bemüht sich der Jurist, zu beweisen, der Kerl sei doch nicht so betrunken gewesen, daß er nicht wußte, was er that, oder, er hätte seine Natur kennen und sich nicht betrinken sollen, oder gar, er habe sich absichtlich mildernde Umstände angetrunken. Vielleicht trinkt sich, zwar ohne vorhergehende Absicht, der selbe Richter am selben Tag ein Aeffchen selbst an. Aber so ist der menschliche Geist beschaffen. Der Trinker muß doch Unrecht haben, auf ihm und seinem „Laster" muß man reiten, um die Ehre der ihn zum Trinken verführenden allgemein trinkenden Gesellschaft zu retten. Saufen ist ordonanzmäßig, so lange Einem dabei kein Pech passirt. Wenn aber, — dann wehe dem Trinker! Das ist unsere Moral!

Und dabei beweist die Statistik unerbittlich die direkte Abhängigkeit der Zahl der Verbrechen in einem Lande oder Landestheil vom Alkoholkonsum. Es giebt zwar Verbrechen, die vom Alkoholgenuß unabhängig sind, aber erstens ist es die Minderzahl und zweitens werden sie meist von geistig oder ethisch degenerirten Menschen begangen, deren defekte Gehirne nicht zum geringsten Theil dem Alkoholismus ihrer Vorfahren zu verdanken sind.

Leider ist die Zahl der Unfälle, die dem Alkohol zuzuschreiben sind, nicht statistisch festgestellt (man denke nur an Eisenbahnangestellte u. s. w.). Aber der Zusammenhang ist auch hier so klar, daß die Unfallversicherungen den Abstinenten sofort und ohne Schwierigkeit erhebliche Prämienermäßigungen gewähren.

13. Die Untersuchungen, Erhebungen und Experimente vieler Irrenärzte und auch des Kinderarztes Demme haben längst bewiesen, daß die Nachkommenschaft der Alkoholiker, in Folge der alkoholischen Entartung ihrer Geschlechtsdrüsen, eine erschreckende Zahl Idioten, Zwerge, Geisteskranker, Epileptiker, Schwächlinge aller Art und Säufer aufweist. Diese Erfahrung wurde neuerdings durch Hodge an der Nachkommenschaft künstlich alkoholisirter Hunde sehr drastisch illustrirt und experimentell bestätigt.

Um die hierauf bezügliche Frage ganz zu verstehen, muß man festhalten, daß es zwei grundverschiedene Arten der erblichen Belastung durch Trunksucht giebt: a) die eben erwähnte, wichtigste, die Neues schafft und durch die direkte Alkoholvergiftung der Keimdrüsen (Spermatozoen und Eier) wirkt. Sie erzeugt, wie man sieht, die verschiedenartigsten Entartungen von Körper und Hirn; b) die einfache erbliche Uebertragung einer Disposition zum Trinken, einer Resistenzunfähigkeit gegen alkoholische Getränke, bei der schon schwache Dosen betrunken machen oder ein unwiderstehliches Verlangen nach mehr, eine „Sucht" erzeugen. Diese Trunksucht der Psychopathen erzeugt an und für sich nichts Neues, sie ist nur der Ausdruck einer übertragenen, erblichen Anlage und geht als solche auf die Nachkommen über.

Hosted by Google

Professor Demme in Bern studirte die Nachkommenschaft von zehn kinderreichen Familien, bei denen der Vater und zum Theil die Vorfahren Trinker waren, und von zehn anderen, deren Aszendenz zwar nicht abstinent, aber nüchtern war. Die erste Gruppe (Trinker) erzeugte 57 Kinder; von diesen starben zwölf an Lebensschwäche bald nach der Geburt, 36 litten an: Idiotismus (8), Konvulsionen und Epilepsie (13), Taubstummheit (2), Trunksucht mit Epilepsie oder Chorea (5), Mißbildungen des Körpers (3), Zwergwuchs (5); nur 9 entwickelten sich körperlich und geistig normal. Von diesen war bei sieben nur der Vater trunksüchtig gewesen, Mutter und Aszendenz nicht. Von den 37 Kindern, deren Vorfahren oder Mutter auch trunksüchtig waren, blieben nur zwei normal. Die zweite Gruppe (Nüchterne) erzeugte 61 Kinder. Davon starben drei an Lebensschwäche und zwei an Magen- und Darmkatarrh bald nach der Geburt; zwei weitere erkrankten an Veitstanz und zwei hatten körperliche Mißbildungen. Zwei blieben geistig zurück, ohne Idioten zu sein; 50 entwickelten sich durchaus normal. Fügen wir hinzu, daß die zehn Trinkerfamilien nicht auffällig mit Geistesstörungen erblich belastet waren. Nur in einer davon waren zwei Fälle von Epilepsie und einer von schwärmerischer Veranlagung unter den Vatersgeschwistern und in einer zweiten ein wahnsinniger Vatersbruder. In einer dritten kam Selbstmord der Mutter in Folge der Trunksucht des Vaters vor.

Hodge, der Entdecker der sichtbaren Veränderungen bei lebenden Nervenzellen nach intensiver Arbeit, hat auch durch Experimente an Hunden die zuerst erwähnte keimverderbende Wirkung des Alkohols bei den Nachkommen alkoholisirter Hunde nachgewiesen. Die Einwirkungen auf Körper und Geist der so erzogenen Hunde erinnert ganz auffallend an die eben erwähnte Statistik Demmes beim Menschen (Experiments on the Physiology of Alkohol 1897).

14. Alle Erhebungen und Statistiken beweisen, daß viel Armuth durch die Trunksucht erzeugt wird.

So ist es. In Nordamerika wurde eine bedeutende derartige Erhebung gemacht und — mit Ausnahme einer überhaupt abweichenden Gemeinde — kam überallher die Antwort, daß viele Arme durch Trunksucht verarmt waren, dagegen nicht, daß die Trunksucht durch Armuth erzeugt werde. In der That beweisen die erwähnten Erhebungen des eidgenössischen statistischen Bureaus in Bern, daß die Prozentzahl der Alkoholismus-Todesfälle bei Wohlhabenden höher ist als bei Armen. Wer nichts hat, kann eben nicht so viel trinken; und die selbe Thatsache findet ihren Ausdruck in der anderen Thatsache, daß in üppigen Jahren mehr getrunken wird als in mageren. Es ist also ein total verfehltes Unternehmen, die Trunksucht aus der Armuth ableiten zu wollen.

Ich beeile mich, hinzuzufügen, daß es eben so verfehlt wäre, das soziale Elend und die soziale Armuth an und für sich der Trunksucht allein zuzu-

Hosted by Google

schreiben. Das Elend der abstinenten Araber kommt z. B. vom Fatalismus des Islams, das Elend der Inder von ihrer Unwissenheit, ihrem fanatischen Aberglauben, dem Klima, der Uebervölkerung u. s. w. Wer dürfte leugnen, daß Industrie, Ausbeutung und die Mißwirthschaft an einem großen Theil des proletarischen Elends in Europa schuld sind! Aber man braucht nicht diese Misere noch künstlich durch ein soziales Gift zu vermehren, das außerdem die Hirnkraft und die Lebenselastizität lähmt und die Fähigkeit des Volkes, sich selbständig geistig und körperlich zu heben, so hochgradig beeinträchtigt, wie es die geistigen Getränke thun. Die Abstinenz ist ein negativer Vortheil. Aber wir brauchen die Befreiung vom Alkohol, um die positiven sozialen Reformen wirksam durchsetzen zu können.

15. Indirekt werden venerische Krankheiten, Verschwendung, Faulheit, Verflachung des Geistes, Lockerung des Familienlebens durch die Trinksitten gefördert und die moralischen Grundlagen der Gesellschaft immer mehr zerrüttet.

Diesem Kapitel wird viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Im Alkoholrausch verfällt meist der Jüngling der Verführung zur Unzucht und venerischen Ansteckungen. Statt Das durch Prostitutionhäuser, d. h. den Teufel durch Beelzebub, verhüten zu wollen, sollte man bei Bacchus den Hebel ansetzen. Es hieße, Eulen nach Athen tragen, wenn man die Förderung der Verschwendung, der Faulheit, der flachen Bierwitze, der Lecture der blödesten, gemeinsten Presse und der Lockerung des Familienlebens durch die Trinksitten näher begründen wollte. Jeder weiß darüber nur zu viel. Weniger überlegt man wohl dagegen, wie viel von der Vernachlässigung der Klassiker, der höheren Kunst, des feineren Geschmackes, der tieferen und feineren Geistesbildung überhaupt heutzutage dem Kneipenleben und speziell der Bierversimpelung zu verdanken ist. Jedenfalls sehr viel mehr, als der gedankenlose Modemensch von heute sich träumen läßt. Das beweist das Bedürfniß nach Geistesbildung, das sozusagen jeder abstinent gewordene Mensch im Gegensatz zu früher bekommt. Aesthetik und Ethik werden bei Jedem durch den Alkohol mehr oder weniger beeinträchtigt und daher durch die Abstinenz gefördert, — natürlich im Verhältniß zu den Anlagen und dem Bildungsgrade des Einzelnen.

16. Die nationalökonomische Bilanz der Alkoholproduktion und des Alkoholkonsumes ergiebt ein furchtbares Defizit, um nicht zu sagen: einen Nationalbankerott. Die Schweiz vertrinkt jährlich weit über 200 Millionen Franken. Dabei übersteigt der Import den Export um ein Bedeutendes. Das heißt mit dürren Worten, daß wir für Alkohol dem Ausland viel mehr zahlen, als wir von ihm erhalten, und daß der Verdienst schweizerischer Brauer und Rebbesitzer und des schnapsbrennenden Bundes ganz aus der Tasche anderer Schweizer fließt, die dazu noch dem Ausland zahlen. Und das Alles, um unser Volk nutzlos zu vergiften und zu schädigen, nützliche Nahrungmittel in Alkohol zu verwandeln u. s. w. Es heißt, blind sein, wenn man diese Wahrheiten verkennt. Die Abstinenten bilden

Hosted by Google

endlich keine Gefahr für die Rebkultur, denn sie fördern den Konsum von Obst und unvergohrenen Obstsäften, während umgekehrt die Chemie die Herstellung von Wein mittels Branntwein täglich besser und feiner fördert.

Die Kurzsichtigkeit der Staaten, die ihr Budget auf den Alkoholhandel zum Theil begründen und die Alkoholproduktion als Nationalreichthum preisen, ist wirklich groß. Es ist ein Reichthum, der seinen Besitzer aussaugt und zu Grunde richtet, die besten Kräften des Landes lähmt und korrumpirt. Selbst der Export, auf den manche Länder so viel geben, bildet eine ungesunde Industrie. Man kann nicht Andere auf die Dauer schädigen, ohne selbst schließlich darunter zu leiden, von der Immoralität der Sache selbst noch abgesehen. Dieses Gebahren erinnert mich an das gut verbürgte, geflügelte Wort der Frau eines Absynthfabrikanten, die ihrem Manne während einer Soirée sagte: „Vends en, mais n'en bois pas!“ Darin liegt die ganze soziale Moral des Alkoholhandels und sie richtet sich von selbst. Die Händler — und es giebt deren viele —, die nicht danach leben, pflegen selbst die Opfer des Alkohols zu werden. Das Deutsche Reich soll jährlich für ungefähr 1 Milliarde 700 Millionen Mark geistige Getränke konsumiren und 1552000 Hektar Ackerland für die Produktion solcher Getränke verwenden. Dr. Bode berechnet, daß dafür jeder Einwohner des Deutschen Reiches jährlich 62 Pfund Brot erhalten könnte.

Schon Albrecht von Haller (Die Alpen, 1792) sang im Angesicht einer Alpenlandschaft, wo die Weinreben nicht wachsen:

„Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,
Man preßt kein gährend Naß gequetschter Beeren ab;
Die Erde hat zum Durst uns Brunnen hergegeben
Und kein gekünstelt Saur beschleunigt unser Grab.
Beglückte, klaget nicht! Ihr wuchert im Verlieren.
Kein nöthiges Getränk, ein Gift verlieret Ihr!
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Mensch allein trinkt Wein, — und wird dadurch zum Thier.“

Ja, — und fügt noch Bier und Schnaps heute hinzu! Und es ist doch so leicht und einfach, zu einem der „Beglückten“ Hallers zu werden. Man braucht nur dem ganzen Alkoholgepansch, mitsamt dem Gott Bacchus und seinen taumelnden „Freuden“, mit dürren Worten „Valet“ zu sagen.

Obendrein haben die flüssige Kohlensäure, die Pasteurisation der Obst- und Traubensäfte und Aehnliches mehr in neuerer Zeit die Möglichkeit gegeben, zu billigen Preisen vorzügliche, erfrischende Getränke herzustellen, die einen gesunden, angenehmen, manche sogar einen nahrhaften Ersatz für die alkoholischen Getränke bieten. Es hat sich sogar in Bern eine größere Gesellschaft zur Herstellung alkoholfreier Weine und Obstweine (Säfte) nach der

Hosted by Google

Methode des Professors Müller-Thurgau gebildet, die in Worms eine deutsche Filiale hat und vorzügliche, gesunde, die nahrhaften Bestandtheile des Obstes und der Trauben enthaltende Produkte liefert, deren Alkoholfreiheit kontrolirt wird. Aber diese Dinge müssen sich erst Eingang verschaffen.

Man darf nie die Macht des Nachahmungtriebes und der Denkträgheit der menschlichen Schafheerde unterschätzen. Das Angebot der alkoholischen Ueberproduktion fördert die Nachfrage mächtig. Weiter überlegt wird dabei nicht.

17. Der mäßige Alkoholgenuß läßt sich vom Mißbranch nur stufenweise und ganz unvollständig trennen. Zudem nützt er nicht und schadet nur. Der Gebrauch eines sozialen Giftes von der Art des Alkohols ist an sich ein Mißbrauch. Fast kein Trinker will Trinker sein oder werden. Unmerklich und unbewußt wird er durch die Schwächen seines Gehirnes und das Beispiel der Anderen dazu geführt. Jedes Glas vermindert seine Fähigkeit, zu überlegen und zu widerstehen. Nicht er, sondern die allgemein trinkende Gesellschaft ist schuld an seiner Trunksucht und trägt die Verantwortung dafür.

Wo hört der mäßige Gebrauch auf, wo fängt der Mißbrauch an? Mancher wähnt sich bei sechs Litern Bier täglich mäßig*), während Andere einen halben Liter schon im Kopf spüren. Man hat gesagt, Jeder müsse sich kennen und wissen, was er vertragen könne. Darin liegt eine große Täuschung. In der That giebt es Menschen, die sich vollständig alkoholisiren und daran sterben, ohne jemals einen Rausch gehabt zu haben. Diese Menschen haben es in der Regel nicht gemerkt. Uebrigens haben wir diese Frage schon beantwortet. Es giebt keine legitime Mäßigkeit im Gebrauch eines so tückischen Giftes. Die „Mäßigen" sind die (unbewußten) Verführer, hat Bunge gesagt. Das Wort klingt hart, trifft aber den Nagel auf den Kopf. Sie unterhalten die Trinkgewohnheiten der Gesellschaft dadurch, daß sie sie fashionabel, salonfähig machen, auf solche Weise diese Gewohnheiten akkreditiren und den Irrthum befestigen, sie seien harmlos, sogar nützlich oder gar unumgänglich nothwendig. Der Säufer stößt ab, der Mäßige aber verführt, wenn er den verderblichen Saft anbietet, wie die Schlange und die Eva mit dem Apfel im Paradies nach einander thaten. Auch hier wird der Verführte wieder zum Verführer und die Zahl der Opfer ist Legion, denn die Eigenschaften des Alkohols und sein Einfluß auf das Gehirn sorgen für eine immer weiter um sich greifende Durchseuchung des Volkes.

18. Die wachsende Zahl der Abstinenten hat den Beweis froher und gesunder Geselligkeit ohne Alkohol bereits zur Genüge geliefert. Bedenken wir, daß, wenn eine mehr oder weniger stumpfsinnige Gesellschaft zu ihrer Erheiterung Alkohol braucht, diese Erheiterung einzig durch Gehirnvergiftung erzielt wird, so richtet sich diese soziale Unsitte von selbst.

*) Ein Gericht in München hat in einem Lebensversicherungprozeß geurtheilt, daß man sich bei sechs Liter Bier täglich nicht zu Tode trinken könne. Und doch war der Mann daran gestorben!

Hosted by Google

Die Germanen fügen sich selbst eine schwere und ungerechte Beleidigung zu, wenn sie behaupten, ohne Alkohol keine frohe Geselligkeit pflegen zu können. Zum Glück haben die muthigen Pioniere der Abstinenzvereine siegreich diese Fabel widerlegt. Es giebt nichts Fröhlicheres und Lustigeres als ein Guttemplerfest in Schweden, Norwegen, Norddeutschland und der Schweiz; und der Alkoholgegnerbund hat im letzten Winter in Zürich monatliche alkoholfreie Abendunterhaltungen mit Tanz organisirt, an denen fünfzig bis hundert Personen Theil nahmen und die nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller Theilnehmer — auch der nicht abstinenten Eingeladenen — mit zu den fidelsten und nettesten zählten, die sie je erlebt hatten. Freilich vermißt man Einiges dabei, jedoch nicht ungern: Orgien, Spektakel und Katzenjammer kommen dort niemals vor und sind undenkbar. Um drei Uhr morgens ist man so nüchtern und so anständig wie um acht Uhr abends, so daß ängstliche Mütter ihre Töchter unbedenklich daran Theil nehmen lassen können. Der Geist bleibt frisch und ungelähmt bis zuletzt; und die Arbeit des folgenden Tages leidet kaum oder gar nicht.

Man erwidert den Abstinenten noch, sie begeben sich eines Genusses. Eines künstlichen allerdings, aber dafür gewinnen sie so viele andere Genüsse zurück durch Gesundheit, Frische und Zähigkeit, daß der Verlust mehr als ausgeglichen wird. Der Mensch kann nicht über eine gewisse Dose hinaus überhaupt sinnlich genießen. Uebergenuß führt zum Ekel; und Entbehrung eines Genusses fördert das Genießen anderer Dinge. Das gilt doppelt da, wo ein Genuß das Wohlbefinden schädigt, wie es beim Alkohol der Fall ist. Nach einer großen Bergtour schmeckt ein Stück Brot besser als die feinste Speise am Schluß eines üppigen Mahles.

19. Die Haupt- und Schluß-These der schweizerischen Abstinenten lautet: „Es ist im Interesse einer gesunden Entwickelung unseres Schweizervolkes, eine allmähliche Beseitigung der alkoholischen Getränke als Genußmittel zu erstreben."

Zum Schluß muß ich noch kurz sagen: die ganze sogenannte Alkoholfrage beruht auf einem gigantischen kulturgeschichtlichen Vorurtheil. Alles darin ist das überlieferte Vorurtheil einer antiken, rohen, ja barbarischen Sitte: die künstliche Vergiftung des menschlichen Gehirnes durch ein narkotisches Gift. Wer Das einmal erkannt hat, soll resolut das Glas bei Seite stellen und zunächst mit der Alkoholenthaltsamkeit einen halbjährigen Versuch machen. Ist er selbständig genug, so wird er dann dabei bleiben. Auf diesem Wege wird die Alkoholgefahr allmählich beseitigt werden.*)

Chigny. Professor Dr. August Forel.

*) Wer sich für die Frage der Alkoholbekämpfung interessirt, wird in der Internationalen Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten, Leopoldshöhe,

Hosted by Google

Die Nachtigal.

Unten in dem grünen Thal liegt ein kleiner, runder Teich. Auf der einen Seite stößt er an den langgestreckten schmalen Grasgarten des nahen Bauernhauses, an dem gegenüber liegenden Ufer wird er von dichtem Erlen- und Weidengebüsch eingefaßt. Die älteste Weide ragt hoch über die anderen empor, hüllt die kleineren schonend in ihre Zweige und schützt sie vor Sturm und Sonnenbrand. Die schlanken, grüngefiederten Gerten beugen sich leicht zu dem Wasser hinunter, als wollten sie auf den Grund sehen oder als lauschten sie auf ein geheimnißvolles Lied aus der feuchten Tiefe, während der Wasserspiegel wie ein großes dunkles Auge sehnsuchtvoll zu der silbernen Weide aufschaut; neigt sie sich unter einem Lufthauch und berührt ihn anmuthig kosend, dann läuft ein Zittern über ihn hin bis an den äußersten Rand. . .

In dem Gebüsch wohnte eine Nachtigal. Wenn die Sonne sank und der Wasserspiegel dunkler und dunkler wurde, bis er dalag wie eine schwarze Tafel, dann ließ sie ihren süßen Gesang erschallen und unerschöpflich war der Liederquell in ihrer Brust.

„Warum singst Du eigentlich, Frau Nachtigal?" fragte sie eines schönen Tages ein junger, aber altkluger Frosch, der behaglich auf dem größten Blatte einer Wasserrose saß und wartete, daß ihm eine unvorsichtige Fliege in das breitgähnende Maul flöge. „Es ist im Ganzen doch eine wenig einträgliche Beschäftigung; Du fängst weder Fliegen noch Raupen dabei; wirklich: Du hast keine Ursache, zu singen. Nimm mirs nicht übel, aber ich bin für das Reelle."

„Warum ich singe?" gab die Nachtigal verwundert zurück; „ja, weshalb sollte ich denn nicht singen? Freilich, Raupen und Käfer und Fliegen fange ich derweilen nicht, aber Das schadet nicht; ist denn das Leben nicht auch ohne Beute schön? Ich wiege mich auf den schwanken Zweigen der

---

Baden und Basel (Schriftenstelle des Alkoholgegnerbundes, Postfach 4108) einen vorzüglich redigirten Sprechsaal finden. Kleinere Blätter sind die „Freiheit" in dem selben Verlag, ferner der deutsche und der schweizer Guttempler. Die wackeren Führer des Guttemplerordens, Herr Hafeningenieur Asmussen in Hamburg-Eimsbüttel und Herr Arnold Trueb, Sekretär des militärischen Departements in Bern, und der Centralpräsident des Alkoholgegnerbundes, Herr Direktor Blocher, Neue-Welt bei Basel, können ferner über die Kampforganisationen Auskunft ertheilen. Fräulein Dr. Bayer, Arzt in Bern, befaßt sich mit der Organisation der Frauen im Kampf gegen den Alkohol.

Hosted by Google

silbernen Weide; ist es heiß, so berge ich mich im dichten Laube der dunklen Erlen und abends labt mich der kühle Duft, der vom Wasser aufsteigt. Der sanfte Mond kommt zu mir herab in den Teich und der goldene Abendstern blinkt mir freundlich zu. Sieh: da steht er über dem Bauernhof gerade zwischen zwei rosigen Wolken. Wenn ich diese Schönheit sehe, so schwillt mir vor Lust das Herz in der Brust und dann muß ich singen."

Und sie sang. Froh und fromm klang ihr Lied durch die abendstille Luft, daß die Frösche im Teich aufhörten, zu quaken, die Mücken nicht mehr tanzten und drüben im Hofe der junge Bauer in Hemdsärmeln auf der Bank vor der Hausthür seine Pfeife aus dem Munde nahm und durch das offene Fenster in die dumpfe Stube hineinrief: „Horch, horch, die Nachtigal singt!" Und die Spazirgänger, die durch das Thal zur nahen Stadt heimkehrten, standen wie gebannt, legten den Finger auf den Mund, hielten den Athem an und winkten den verspäteten Nachzüglern, still zu sein: Die Nachtigal singt! Horch, horch, die Nachtigal singt! Ach . . .!

Eine Mücke hatte unfern der Nachtigal auf einem Weidenblatt gesessen. Als das Lied verstummte, meinte sie: „Ich verstehe Dich, Frau Nachtigal. Mir gehts wie Dir. Wenn die Sonne scheint und das Wasser glänzt, dann läßt mirs keine Ruh, ich rufe die Gefährten und wir tanzen. Die Sonnenstrahlen sind unsere glänzenden Straßen, wir schwärmen hinauf und hinab, hin und her, kreuz und quer, bald mit Diesem, bald mit Jenem, — und freuen uns des kurzen Lebens in athemloser Lust. Taumeln Mücken nieder und fängt sie der Vogel oder schluckt sie der Frosch, — nun: hin ist hin! Im Nu ists um sie geschehen, sie räumen den Platz, nachdem sie den Tanz genossen. Wir Anderen aber tanzen weiter."

„Und was wird aus Euch?" fragte die Nachtigal.

„O, uns vernichtet im Spätherbst ein Frost in einer Nacht. Wir wissen nichts davon. Wie die Sonnenstäubchen vergehen, die über dem Wasser glänzen, so vergehen auch wir. Man muß nicht daran denken. Vergessen und den Augenblick genießen, tanzen, tanzen und vergessen: Das ist das Wahre! So schwerfällige, plumpe Geschöpfe wie der platschende, quakende Frosch da unten können Das natürlich nicht begreifen; die sind nur auf den Beutefang aus und fühlen sich im Schlamme wohl. Du aber, Frau Nachtigal, Du solltest tanzen, wie wir. Dann hättest Du doch was von Deinem Leben. Und nun gute Nacht!" An den Erlen hingen alte überwinterte Früchte, wie kleine Eicheln, davon war eins das Blockhaus der Mücke und sie kroch hinein.

Ein Weilchen wars still. Die Nachtigal im Gebüsch und der Frosch am Ufer schwiegen, in Nachdenken versunken; dann aber begann der Frosch noch einmal: „Hm, hm, Alles, was die tolle Mücke da geschwatzt hat, habe ich nicht verstanden, aber sie kann Dir wirklich keinen Rath geben, Nachtigal,

Hosted by Google

sie sieht ja das Einfachste nicht einmal ein. Sieh, es ist doch was Anderes mit Dir als mit der bissigen Mücke. Du bist allein. Die Mücken dagegen sind immer in Schwärmen beisammen und auch mir antworten die Meinen, wenn ich rufe; höre nur." Und er rief: „Quak, Quak!" und „Quak, Quak!" kam es alsobald aus dem Wasser zurück. „Hast Dus gehört?" rief er stolz hinauf, „ja, so allein wie Du möchte ich nicht leben und sollte ich gleich eine Nachtigal sein. Du thust mir wirklich leid, darum sage ich Dir noch Eins: Höre nicht auf die tändelnden Mücken; Du weißt, ich bin ihnen unendlich überlegen, ich vernichte ihrer Zehn in einer Minute, ich kann Dir sagen, daß ihr ganzes Leben nichts Reelles ist, sondern eine große Tollheit und Thorheit. Ich dagegen rathe Dir: denke an die Zukunft, suche einen Gefährten, baue ein solides Nest, lege Eier und mache Dich nützlich. Dann hast Du Grund, zu singen." Platsch, platsch, — und weg war er, die Nachtigal sah nur noch die gurgelnde Stelle, wo er in das Wasser gehüpft war, und hörte, wie rechts und links die Gefährten ihn mit lautem Quak! Quak! begrüßten.

Da fiel der erste milde Mondenstrahl durch die Spitzen des Tannenwaldes in das Thal. Die Nachtigal fing wieder an, zu singen, aber leiser und mit tieferem Ton und durch das Lied klang es wie eine Frage: Warum, warum bin ich allein? Und sie besann sich, wer ihr wohl antworten könnte, wenn sie riefe. Der Gedanke verließ sie nicht mehr. Täglich, wenn die Mücken tanzten, sah sie ihnen zu und dachte: „Ihr tanzt zusammen, aber ich bin allein; und allnächtlich, wenn die Frösche sich quakend unterhielten, sagte sie zu sich selbst: Ihr sprecht zusammen, ich aber singe nur für die Anderen und Niemand antwortet mir. Ich bin allein, allein."

Da setzte sich einmal ein munterer Fink auf die Weide. Die Nachtigal fing an, zu rufen, aber er antwortete ihr nicht. „Kannst Du nicht singen?" fragte sie endlich den bunten Gast.

„Gewiß kann ichs", antwortete der Fink, „ich dachte aber, Du riefest Deinen Gefährten, nicht mich. Ich habe keine Zeit mehr, mit Dir zu singen, denn mein Gefährte wartet auf mich. Wir bauen unser Nest, siehst Du, und Das kostet Arbeit; es wird warm und weich, damit die Eier gut liegen, und der Rand wird hoch, damit die Kleinen nicht hinausfallen. Nur einen Augenblick ruhe ich hier aus, dann trage ich den Strohhalm dort unten fort zu meinem Schatz." Und weg war er, griff den Halm mit dem Schnäbelchen und trug die Beute froh zum Nestbau heim.

„Auch er hat einen Gefährten, wie die Mücke und der Frosch," dachte die Nachtigal; „bin denn nur ich einsam unter allen Wesen? Ich will mich umsehen in der Welt." Sie saß tonlos still mit gesenktem Kopf, bis der Abend kam. Dann flog sie auf die höchste Spitze der nächsten Tanne

Hosted by Google

und lugte aufmerksam aus. Erst sah sie hinüber nach dem Hofe. Da saß der junge Bauer auf der Steinbank bei der Hausthür und neben ihm sein blonder Schatz und er hielt ihre Hand in der seinen; auf dem braunen Schindeldach gurrten zwei weiße Tauben, flogen auf das Dach des Taubenschlages, dann auf die Stange, die weit hinausstand, und verschwanden in der kleinen Thür. Ueber das neue hellrothe Ziegeldach der Scheune huschten schwarze Schatten, — zwei Katzen waren es, die Haschen spielten; rechts davon, neben der Pforte des Grasgartens, stand ein Baum, da hinauf flog der Hahn und schwerfällig folgte ihm ein Huhn nach dem anderen; sie duckten sich, plusterten sich auf, steckten den Kopf unter den Flügel und schliefen ein. Nichts von Alledem entging der aufmerksamen Nachtigal. Inzwischen war es ganz dämmerig geworden; nun blickte sie auf und sah am Himmel rosige Wölkchen ziehen, eins neben dem anderen, und zwischen ihnen funkelte der helle Abendstern. Die Nachtigal sah ihn an, seufzte tief auf und rief ihm zu: „Auch Du bist allein! Sei mir gegrüßt! Dir soll, nur Dir, mein schönstes Lied ertönen!“ Und sie sah ihn immer und immer wieder an und fühlte sich getröstet; aber plötzlich bemerkte sie, daß links von ihm ein anderer, kleinerer Stern aufgetaucht war und ihm nachzog, immer ihm nach, ihm nach, — nein: auch der Stern war nicht allein!

Da faßte die Nachtigal ein heißes Weh. „Wohin ich auch blicke,“ schluchzte sie leise, „da sehe ich Alle zu Zweien, nur ich, nur ich bin verlassen.“ Und sie fühlte eine Sehnsucht, als ob ihr klopfendes Herz springen sollte, und es wäre vor Schmerz gesprungen, wenn sie nicht gesungen hätte. Aber sie sang; und sie sang wie nie zuvor. Das Lied quoll machtvoll hervor, so tief und ernst wie Orgelton im Dom; dazwischen klang es zart und fein wie süßes Harfenspiel; und dann schluchzte sie in bangen Sehnsuchtlauten, daß die junge Braut mit der blonden Flechtenkrone drüben auf der Steinbank ihr Gesicht an der Schulter des Liebsten barg. So erleichterte die Nachtigal ihr Herz und tröstete sich, bis sie wehmüthig dachte: „Bin ich auch allein, so bin ich doch reich in meinem Schmerz, denn ich habe mein Lied, mein Lied!“

Da fügte es sich, daß eines Abends, als ihr Lied verklungen war, ein lieblicher Laut ihr antwortete. Die Nachtigal bebte, sie wußte nicht, warum, und wollte ihrem Ohr nicht trauen, aber lauter und lauter erklang der Ton und näher und näher flog der Gast, bis er dicht neben ihr saß: ja, der Gefährte war da! Ein heller Jubelruf klang über das Wasser und den Hof bis zu den rosigen Himmelswolken und dem goldenen Abendstern hinauf und hinab bis zu den Fröschen auf dem Grunde des Teiches: „Er ist gekommen, er ist gekommen, der Gefährte ist da! Ich bin nicht mehr allein!“ Die rosigen Wolken lächelten zart herunter, der Abendstern blitzte verständnißvoll auf, der

Hosted by Google

Mond erglänzte im schönsten Licht und der Frosch hüpfte schnell auf das breite Blatt der Wasserrose. Er kam gerade noch recht, um der Nachtigal Ade! Ade! nachrufen zu können, denn schon hatten die Beiden ihre Flügel gehoben und schwebten über dem Wasser. Neugierig folgte ihnen der Frosch mit gespanntem Blick; und da sah er, daß zwei glänzende Perlen, eine schwarze und eine weiße, von der Brust der Nachtigal langsam durch die Luft herunterfielen und sich in Duft auflösten. „Was war Das?" dachte der Frosch; „was hat Frau Nachtigal da verloren? Dergleichen habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Nun, sicher ists nichts Reelles gewesen."

Die Nachtigal aber baute mit dem Gefährten kunstgerecht das Nest; ihr Sehnen war erfüllt, ihr Schmerz gestillt: sie war nicht mehr allein.

Da war es nun still unter der Weide und rings umher und Alle vermißten den holden Gesang der einsamen Nachtigal und wünschten, sie käme zurück. Nur der Frosch sagte: „Nein, es ist gut so; Frau Nachtigal ist glücklich im warmem Nest. Das ist was Reelles. Was that sie eigentlich hier?"

Nach einiger Zeit — wie lange es gedauert hatte, konnte der Frosch nicht sagen, er wußte nur bestimmt, daß es nach dem Tage (nicht vorher) geschah, an dem er den fettesten Brummer des ganzen Jahres gefangen hatte — also nach einiger Zeit saß der Frosch einmal auf dem breitesten Blatte der Wasserrose und ließ sich von der Sonne bescheinen. Ihm war so recht wohlig zu Muth; in schläfriger Behaglichkeit bewegte er nur aus Gewohnheit die breiten Kiefern und blinzelte ein Bischen mit den vorstehenden Augen; aber plötzlich riß er sie weit auf und vergaß, das Maul zu schließen. Sah er denn recht? Ja, wirklich und wahrhaftig, da flog ein Vogel durch die Luft über das Wasser hin stracks auf die alte grüne Weide zu: die Nachtigal wars! „Grüß Gott! Grüß Gott, Frau Nachtigal!" rief der Frosch fröhlich, war mit einem behenden Sprunge am Ufer, setzte sich ins Gras und glotzte die Zurückgekehrte an. Als er sie aber ein Weilchen beobachtet hatte, fügte er unsicher hinzu: „Du blickst so unruhig umher, fehlt Dir was? Kann ich etwa mit einer Fliege dienen?"

„Nein, o nein", flüsterte die Nachtigal, „ich danke Dir, ich bin satt."

„Aber Du siehst Dich so sonderbar um . . . . . suchst Du was?"

Da schluchzte die Nachtigal auf: „Ich suche mein Leid und mein Lied, — mein Lied." Elisabeth Gnauck-Kühne.

Hosted by Google

Die Frau in der Gegenwart.

In der alten Pinakothek in München sieht man einen Kupferstich eines altdeutschen Malers; ich wüßte den Namen im Augenblick nicht mit Sicherheit zu nennen; aber es war ein Zeitgenosse Albrechts Dürer. Man sieht auf diesem Kupferstich einen Mann in einer sehr eigenthümlichen und ihm selbst augenscheinlich auch sehr zu Herzen gehenden Situation. Er kriecht auf allen Vieren. Es ist ein Mann so in den Dreißigern, groß und stark, mit einem mächtigen Vollbart. Er sieht dem Beschauer gerade ins Gesicht mit einem kläglichen Blick, der zu sagen scheint: Ich weiß mir nicht zu helfen. Weißt Du vielleicht, wie mir zu helfen ist? Dem Mann geht es auch gar nicht gut, denn auf seinem Rücken sitzt eine starke, üppige Frau, auch so an der Grenze der Dreißig. Die Frau fühlt sich sehr wohl, ja, sie ist entschieden übermüthig und ihr Blick sagt dem Beschauer: Siehst Du, ich weiß mir zu helfen. Ich habe mir meinen Liebsten gut dressirt; auf Dem reite ich herum, so viel ich Lust habe.

Das war die Frauenfrage vor vierhundert Jahren. So wurde sie von den denkenden Männern jener Zeit aufgefaßt und sie drückten in ihrer Weise bildlich aus, daß sie unlösbar sei. Der Beschauer aber, für den Das doch eben nur die Frauenfrage vor vierhundert Jahren und nicht die von heute ist, sagt sich überlegen: Ungewöhnlicher Schafskopf, der Mann. Das muß unbedingt ein Dekadent aus dem Jahre fünfzehnhundert und so und so viel gewesen sein. Warum steht er nicht einfach auf und schüttelt seine Megäre herunter? Er könnte ihr auch gleich einen handgreiflichen Ausdruck seines geistigen und körperlichen Uebergewichtes zukommen lassen. Doppelt reißt nicht.

Ich bin selbst auch der Meinung, daß die Frauenfrage, die in diesem Kupferstich bildlich dargestellt ist, sehr leicht zu lösen wäre. Einer, der ein Mann ist, kommt überhaupt gar nicht in die Situation, sich die Frau auf den Rücken steigen und sich von ihr kutschiren zu lassen. Für eine große Zahl der Männer und Dichter unserer Zeit aber liegt die Sache anders; man kann kaum ein Buch aufschlagen oder ein Theaterstück ansehen, ohne daß der Herr der Schöpfung Einem mit dem kläglichen Gesicht des menschlichen Vierfüßlers auf dem alten Kupferstich entgegenschaute: immer sitzt ihm irgend ein „dämonisches Weib“, „ein geistreiches Weib“, eine Sphinx, ein Vampyr, eine Dirne oder ein Drache auf dem Nacken und tyrannisirt ihn, — und er erzählt weit und breit, wie Alles zugegangen ist, d. h. wie er sich nie zu helfen gewußt hat.

Das ist die eine Seite der Frauenfrage, die sogenannte psychologische. In der Dichtung hat sie sich bisher noch als unlösbar erwiesen; und Das ist

Hosted by Google

sehr schön, denn dadurch wird uns Gelegenheit gegeben werden, noch viele so hervorragende Werke wie bisher zu genießen. Im Leben wird sie freilich immerwährend und in den meisten Fällen in aller Stille gelöst, zwischen jedem Mann und jeder Frau, in jedem Ehe- oder Liebesverhältniß. Sie wird sich immer unterordnen, wenn er der Mann ist, ganz stillschweigend und ohne alles Hin- und Herreden, und wenn er nicht der Mann ist, wird sie sich auch unbedingt nicht unterordnen; es wird aber sehr viel dabei hin- und hergeredet werden. Ueberall, wo das Weib eine Leitung findet, also ein Vertrauen empfindet, ist es folgsam. Nicht nur das gute, sondern auch das böse Weib; sogar die Schlechte wird sich nicht so übel anlassen, wo sie die ruhige und feste Hand fühlt. Wo sie aber diese ruhige und feste, vor Allem aber diese ruhige Hand nicht fühlt, da ist das Weib, auch das gute, auch das beste Weib unfolgsam. Es wird unfolgsam aus Unsicherheit, aus Aengstigung, — es fühlt sich plötzlich allein, es fühlt sich plötzlich von Dunkel umgeben, allein im Dunkeln, und schlägt um sich im Tappen und Suchen nach einem Ausweg. Dieses Suchen nach einem Ausweg nennt man in unserer Zeit den Selbständigkeitdrang des Weibes.

Und es greift auch gleich wieder nach einer Hand, nur daß es dann nicht die körperrliche Hand eines Mannes ist, die es auch gar nicht zu fassen bekommen würde, weil es verzweifelt wenig solcher hilfreichen und helfenkönnenden Männerhände heutzutage giebt, sondern es ist die papierne Hand eines geistigen Führers. Die papiernen Hände sind ja das große Merkzeichen unserer Geist und Kraft in Papier akkumulirenden Zeit.

Ich habe in meinem „Buch der Frauen" eine Anzahl solcher Frauen geschildert, die sich durch die papiernen Hände geistiger Führer leiten ließen. Mehrere von diesen Frauen hatten sich einen europäischen Namen errungen und gehörten zu den berühmtesten Frauen der Zeit. Alle machten sich in der Oeffentlichkeit geltend und errangen eine bedeutende Anerkennung. Wären sie gegen den Geist der Zeit gegangen, statt mit ihm, so wären sie eben so heftig verfolgt und unterdrückt worden, wie sie, von ihm gegängelt, gelobt und erhoben wurden. Denn es ist keineswegs gestattet, dem „Geist der Zeit" in die Karten zu sehen: dann wird er intolerant. Die Ketzerriecherei und Ketzerrichterei ist in unserer Zeit ein Hauptsport der „freien und freiesten Geister". Sollte der oder jener Vertheidiger von „Wahrheit und Recht" sich gekitzelt fühlen, mich zu widerlegen, so kann ich mit Beispielen aufwarten. Jene im „Buch der Frauen" geschilderten Frauen fühlten sich vom Geist der Zeit ergriffen und ließen sich von ihm leiten. Aber sie bezahlten ihre Anpassungfähigkeit an ephemere Zeitströmungen mit innerer Zersprengtheit. Einige gingen daran zu Grunde, andere haben sich schon selbst überlebt.

In einem anderen Buche, „Wir Frauen und unsere Dichter", zeichnete

Hosted by Google

ich dann einige der „führenden Geister“ unserer Zeit. Die, welche die sichtbarsten Führer waren, führten auch — geleitet von der Anerkennung hervorragender Zeitgenossen — am Sichtbarsten ins Absurde. Gegen das Ende ihrer Laufbahn war der Geist allzu wahrnehmbar erloschen und die Materie allzu greifbar übrig geblieben. Man hatte sich eben zu eifrig den „Zeitideen“ angepaßt und diese Zeitideen geriethen leider allzu rasch in Auflösung. Marie Baschkirtsew und Sonja Kowalewskij, Anna Charlotte Edgren und Amalie Skram und Eleonore Duse, — sie brachten es doch zu Etwas. Und was will man denn weiter im Leben, als daß man es zu Etwas bringt? Aber Eleonore Duse hat öffentlich erklärt, ihr ekle vor der schlechten Theatermache, der sie gezwungen sei, Leben einzublasen aus der Fülle ihrer Seele; und jene beiden früh verstorbenen Russinnen, deren Jugend und Unerfahrenheit geblendet worden war von dem Phosphoresziren westeuropäischer Ideen und Lebensanschauungen, sie siechten und dorrten an ihnen hin, verrenkt und ausgetrocknet bis in die Tiefen der Seele. Und was anders ist denn der Unterton in Marie Baschkirtsews Tagebüchern und Sonja Kowalewskijs Erzählungen als der Jammer der verschmachtenden Seelen? Ein russisches Weib aber kann nicht mit verschmachtender Seele leben und alt werden. Und Amalie Skram, die mit einer unübertroffenen Kraft und Natürlichkeit die Materie und nur die Materie malte? Schlug nicht die Materie über ihr und ihrer großen Begabung zusammen? Und wer spricht noch von Frau Edgren, um die ein mißbilligendes Schweigen sich sofort breitete, da sie das Glück schmeckte, Weib und Mutter zu werden? Und sollen wir uns jetzt gleich näher einlassen mit den männlichen Anpassungfähigen an den Geist der Zeit, mit den Ibsen, Björnson, Tolstoi, Strindberg? Geht nicht schließlich der suchende Leser von diesen „Führern“ noch öder in der Seele, als da er zu ihnen kam?

Hinter jenen Frauen, „die gefunden hatten“, was es nun eben zu finden gab, aber steht die große Schaar Derer, die nichts fanden, — weil sie sich nicht anzupassen vermochten. In der „Psychologie der Frau“ habe ich einige solche Frauen geschildert; auch wie kläglich ihre Anpassungversuche ausfielen. Sie alle tragen Spuren eines schweren, allzu schwer gewordenen Kampfes und mehrere von ihnen sind seelisch und körperlich auf eine seltsame und peinliche Weise dadurch entstellt und verkrümmt worden. Und auch sie paßten sich ja schließlich an, aber mit wie viel größeren Verlusten als jene, die doch noch eine schöne Menschlichkeit, einen aufrichtigen Blick übrig behielten! Und doch lag der Unterschied gar nicht so sehr an der verschiedenen Beschaffenheit dieser und jener Frauen als an dem Zersetzungprozeß der Zeitideen und der sie tragenden Gesellschaftschichten selbst. Das Niveau senkte sich immer mehr und drückte immer tiefer hinab.

Hosted by Google

Und endlich jene Ungezählten und Zahllosen, die gar nicht sichtbar werden, keinen Moment lang irgend eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich lenkten? Alle jene Sucherinnen, die einfach hinaus und suchen mußten, weil es auch nicht den kleinsten geschützten Winkel, die dürftigste geistige Zuflucht mehr im Kreise der Ihren für sie gab? Alle Jene, die man mit einem: Hilf Dir selbst! hinaus in den materiellen und geistigen Nothstand stieß und die doch einen zu gesunden Sinn hatten, um sich mit Haut und Haar der Leitung der geistigen Fremdenführer zu überlassen, die an allen Ecken standen und in wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Blättern fleißig ausgeboten wurden? Oder die sich ihnen eine Zeit lang überließen und von ihnen abfielen? Man fällt nicht ungestraft von den herrschenden Ideen und führenden Geistern der Zeit ab. Man büßt die in dieser Welt so dringend erforderliche Protektion dadurch ein und sieht überall um sich herum nur gesperrte Wege. Ein Studium idiotisirt, ein Beruf mechanisirt; Das ist sehr häufig so in unserem Spezialitätenjahrhundert, — und wie viel häufiger beim Weib als beim Mann! Das Bauernweib mit fünf bis acht Kindern um sich herum ist mit fünfzig Jahren frisch und rüstig, voll Mutterwitz und, wenn man seinen Dialekt nur erst versteht, voll überraschender Einsicht und Kenntniß von Wirklichkeit und Menschen; aber wie sehen die kinderlosen oder kinderarmen, gelehrten oder geistig angeregten Damen in der Mehrzahl der Fälle in dem selben Alter inwendig und auswendig aus? Und was wird aus den Frauen, die sich entsetzten vor dem Methodisirt- und Eingereihtwerden, als sie in jungen Jahren ausgingen, zu suchen? Kennt Jemand, hat Jemand Blick und Schilderungvermögen für das seelische Elend jener unzähligen und absichtlich übersehenen Weibkräfte, die sich nicht einreihen und eingliedern lassen in die Marschtruppen zu den vorhandenen oder zu erobernden „Berufen“ und die den „geistigen Führern“ und Schlagwörtern Widerstand leisten aus jener Jungfräulichkeit der Seele, die eben so der Vergewaltigung oder widerwärtigen Paarung widersteht, wie der Leib des Weibes sich auflehnt gegen die seinem Instinkt gleichgiltige oder abstoßende Berührung? Giebt es denn nur eine körperliche Keuschheit? Giebt es nicht auch eine seelische Keuschheit, die eine Vorbedingung jener ist und die sich gegen die geistige Befruchtung durch die „herrschenden Ideen“ eben so empören kann wie der Körper gegen eine körperliche?

Wo bleiben nun diese Widerspenstigen, denen kein Weg offen ist zwischen der Dumpfheit stagnirender Anschauungen und eines sie abschüttelnden Heims und der modernen „Laufbahn“ des Weibes? Wo, wie und in welcher Art helfen sie sich durch? Oder gehen sie zu Grunde? Ueber sie kann man keine statistischen Tabellen aufstellen und mit Zahlen beweisen. Sie waren eben ungeschickt zum Kampf ums Dasein und verdienen nur ein abfertigendes Achselzucken. Aber das Weib überhaupt hinausstoßen in den „Kampf ums

Hosted by Google

Dasein", — von der Dirne auf der Straße und der ärmsten Industriearbeiterin an bis hinauf zu den höheren und höchsten Stellungen, wo das Weib mit dem Mann „konkurriren" soll: Das heißt einfach, das Wesen des Weibes verkennen und es zur Entartung zwingen, zu körperlicher und seelischer Entartung.

Doch was will man? Was viele Jahrhunderte aufbauten und einige Jahrhunderte untergruben, Das hat man in diesem Jahrhundert ganz zu Fall gebracht. Nachdem der Mensch von seiner transszendentalen Hälfte abgelöst war, hat man ihn allein auf sich selbst gestellt, auf sein Ich, seine Endlichkeit. Man hat den Menschen von sich selbst „Besitz ergreifen" lassen. Man hat hinter ihm die ganze Kontinuität seiner seelischen Entwickelung abgeschnitten und ihm statt ihrer eine Deszendenztheorie gegeben; und vor ihm hat man die weitere und übersinnliche Kontinuität seines Wesens gleichfalls abgeschnitten und ihm statt ihrer diese Welt zum uneingeschränkten Eigenthum geschenkt, — so viel er nämlich davon seinen werthen Konkurrenten und Mitmenschen aus den Klauen reißen kann. Und diesem auf solche Weise zwiefach verstümmelten Menschen ließ man nicht einmal die dritte und einfachste und materiellste Möglichkeit, sich auszuleben: mit dem Weibe. Nein, unsere theoretischen Materialisten haben, wenn es zum Stück kommt, auch auf die Materie ein böses Auge und zwacken ihr ab, was nur immer möglich ist. Und so wurde auf physischem Gebiet der „Haß der Geschlechter" und auf wirthschaftlichem „die Gleichheit von Mann und Weib" erfunden und damit hatte die Aufklärungphilosophie ihren babylonischen Thurmbau gekrönt. Wahrlich, Ideen, der Puritanergehirne würdig, in denen sie zuerst entsprangen.

So sind wir denn dazu erzogen, gebildet und angeleitet worden, uns zu „individualisiren". Sich individualisiren, heißt eigentlich, aus einem gelehrten Terminus in die gewöhnliche menschliche Sprache übertragen, zwischen sich und seinen Mitmenschen die Streitpunkte statt der Berührungpunkte herausfinden. Alle protestiren gegen Alle. Denn jeder meiner Mitmenschen sucht mich in meiner beschränkten Endlichkeit an allen Ecken und Enden noch mehr zu beschränken. Wenn ich mich berechtigter Weise meinen Gaben und Anlagen gemäß zu individualisiren suche, muß ich unwillkürlich einem Anderen in seinen gleichen Individualisirungbestrebungen ins Gehege kommen und daraus entsteht, kraft des Gesetzes der Reibung der Körper, nicht nur Wärme, sondern auch Streit. So kommt es, daß weder Mann und Frau noch Eltern und Kinder einander mehr vertragen können. Aus dieser Wahrnehmung entsprang zunächst die Formel von den Menschenrechten, aus der sich dann die andere vom Kampf der Geschlechter und von der Gleichheit zwischen Mann und Weib entwickelte, — Alles nur Ausdrucksformen für den Kampf Aller gegen Alle und die beseligende Theorie von der „freien

Hosted by Google

Konkurrenz", die ganz naturgemäß, was ja auch längst erkannt ist, dem Rohen, Rücksichtlosen, Brutalen auf physischem, dem Verschlagenen, Gewissenlosen, Platten und Plebejischen auf geistigem Gebiet das Uebergewicht verschaffen muß und verschafft.

Jene Vorwärtssucher, die am Wege starben, überrannt, niedergeworfen, vor Ermattung umgesunken oder meuchlings aus dem Hinterhalt getroffen, gehörten ehemals fast ausschließlich dem Männergeschlecht an. Das ist nicht mehr so. Jetzt sind es auch die Sucherinnen, die in Schaaren am Wege sterben und verderben. Und je feiner ihre Natur, je weiblicher ihre Seele, je ausgeprägter ihre Begabung ist, desto mehr Aussicht haben sie, zu Grunde zu gehen. Denn sie werden es dann nicht vermögen, sich vorzudrängen, sich herauszustreichen, sich anzupassen, kurz, alle jene Eigenschaften des modernen Streberthumes in sich zu entwickeln, zu denen die freie Konkurrenz im Kampf ums Dasein Mann und Weib in gleicher Weise — und Das ist auch ihre einzige Gleichheit — anhält.

Das wären die Unglücklichen. Aber nun die Glücklichen unter den Frauen? Was ist das Höchste, das sie vom Leben erwarten können? Eine reiche Heirath, vornehmen Umgang, hohen Patroninnen bei arrangirten Wohlthätigkeitvorstellungen, die schönsten oder einflußreichsten Männer als Verehrer, die elegantesten Toiletten und feinsten Equipagen oder, wenn ihre Eitelkeit den intellektuellen Weg geht — oder gehen muß —, einen berühmten Namen. Und die Allerglücklichsten, was finden sie? Sich geliebt wissen von einem bewunderten Mann. Und ihn aus sich geboren haben in seinen Kindern.

Persönliches Glück!

Wer aber das Leben gelebt hat, erst ohne persönliches Glück und dann in persönlichem Glück, Der weiß, daß es für das Weib gebliebene Weib die Beschränkung des persönlichen Glückes nicht giebt, denn das Weib in seiner Weibbethätigung will überall über sein persönliches Glück hinaus ins Allmütterliche. Diese Quelle der Wärme zu verschütten, ist seit ein paar hundert Jahren immer deutlicher die Entwickelunglinie des Fortschrittes gewesen. Das Weib ist nicht nur Weib durch seine physische Bethätigung als solches. Es ist — wenn es nicht als Zwitter und Spielart zur Welt gekommen oder durch Erziehung und Verbildung seelisch dazu geworden ist — auch Weib ohne und außer seiner Bethätigung als solches, kraft seiner Organe als Weib, die sein Wesen und Empfinden bestimmen. Es ist Weib, ob es nun geboren und empfangen habe oder nicht. Und nicht um „Berufe" handelt es sich für das Weib schlechtweg, sondern um solche Berufe, in denen es sein Allmuttergefühl bethätigen kann.

Es gab eine Zeit, wo diese Fragen nicht so brennend waren wie jetzt, — nicht, weil man damals noch nicht zu ihrem Verständniß „reif" war,

Hosted by Google

sondern, weil man sie einfach praktisch gelöst hatte. Im Mittelalter standen den Frauen eine große Menge Berufszweige und die erforderliche Ausbildung dazu offen. Sie waren damals nicht nur, wie jetzt, Lehrerinnen, Erzieherinnen, Krankenpflegerinnen, sondern sie nahmen auch an der ganzen Bildung ihrer Zeit theil, und zwar ausübend. Sie betheiligten sich an den meisten Studien, sie dichteten und schrieben Bücher, und zwar, was doch ein Fortschritt gegen heute war, der sie den Männern bedeutend näher brachte, sogar lateinisch. Sie waren Bildhauerinnen und Musikerinnen, der gesellige und schriftliche Verkehr war ein viel ausgebreiteterer als jetzt, die Rathschläge gelehrter und wegen ihres Geistes anerkannter Frauen wurden von Staatsmännern und Welt- und Kirchenfürsten gesucht und zur Erfrischung des gegenseitigen Geistes Jahre und Jahrzehnte lang währende Korrespondenzen geführt, was doch auch ohne die Erregung zärtlicherer Gefühle zwischen Mann und Weib auf die Dauer nicht möglich ist. Sie hatten Machtvollkommenheit über weite Landstrecken und leiteten persönlich komplizirte Verwaltungmaschinen, übten eine weitläufige Thätigkeit als Aerztinnen, wie man jetzt sagen würde: Naturärztinnen — weniger schön ausgedrückt: Kurpfuscherinnen — aus und bethätigen sich sonst noch auf vielfältige, mit Reisen und Männerverkehr zusammenhängende Weisen.

Man wird mir dagegen einwenden: Ja, als Klosterfrauen; als Nonnen stand ihnen freilich sehr viel offen, aber sie waren dann doch eben unerhört und unmenschlich gebunden. Nun, in der Reformationzeit waren sittliche Eiferer und die Reformatoren selbst vielfach anderer Meinung; sie erzürnten sich darüber, daß jene eben nicht genügend und gar nicht so gründlich gebunden waren, wie sie selbst sie gebunden hätten, wenn sie nun eben nicht Reformatoren, sondern z. B. Gegenreformatoren gewesen wären. Aber diese Seite der Sache ist für uns weniger belangreich. Man sagt gern: im Mittelalter wurde die geistige Entwickelung des Weibes durch Verzicht auf seine intime Bethätigung als Weib erkauft. Ja, wodurch wird sie denn jetzt in den allermeisten Fällen erkauft? Sind denn die Lehrerinnen und Buchhalterinnen und Telephonistinnen und Studentinnen vielleicht verheirathet? Darf auch nur eine Probirmamsell oder Ladnerin mit den erforderlichen Konsequenzen heirathen? Sind nicht die meisten Berufsfrauen — und in der gesellschaftlich aufsteigenden Skala desto strenger — Cölibatärinnen? Was haben sie denn also vor den mittelalterlichen Nonnen voraus? Daß sie sich selbst um ihr tägliches Brot plagen müssen, während jenen der Tisch gedeckt war. Und wenn wir der Sache auf den Grund gehen: lag nicht in dem Zudrang der talentvollen Frauen zu den Klöstern, wie jetzt zu den Studien, eine parallele Erscheinung, ein Instinkt der Ungeeigentheit zur Ausübung des intim weiblichen Berufes, der nicht nur in der Fähigkeit, Kinder zur Welt

Hosted by Google

zu bringen, sondern auch in der Fähigkeit zur Mütterlichkeit mit Allem, was das Wort ausdrückt, besteht? Mir will es aus mancher Beobachtung scheinen, als ob die geistig stark in Anspruch genommene Frau, ich meine nicht die Frau mit Mutterwitz, sondern die „denkende", die zum Studium angelegte Frau, oft unaufgelegt und ungeschickt zur Naturseite des Daseins ist. Sie unterscheidet sich dadurch ganz wesentlich von dem studirenden Manne. Während ihm das Denken oder Lernen eine Anregung zu anderen Lebensbethätigungen ist, geht für sie die geistige Anstrengung sehr viel rascher und allgemeiner in körperliche Ermüdung und Unaufgelegtheit über.

Nach der Reformation wurde dann Alles anders. Das Weib gerieth in eine Beschränkung und Zurückgedrängtheit, aus der es jetzt erst und nun mit Gewalt sich loszuwinden sucht. Seit mehreren Jahrhunderten ist es ausschließlich auf den Mann als Versorger angewiesen gewesen und der einzige Weg zu dieser Versorgung war Ehe oder Liebe. Heirath oder Prostitution: Das waren die beiden einzigen weiblichen Berufe. Und einige dienende Stellungen im Hause. Das ging so, bis der wachsende wirthschaftliche Nothstand den Mann zwang, nachzudenken, wie er sich, bei der steigenden Zahl seiner Lasten, der Belastung durch das Weib wenigstens theilweise entziehen könne. Die alten Formen dafür, mit ihren durchgeführten praktischen Organisationen, waren zerstört, vergessen oder in Mißkredit gekommen. Vorwärts ging die Entwickelunglinie. Also vorwärts! Und der Mann schüttelte seine Parasiten ab, in seine eigenen Berufe hinein, — die wurden dadurch aber für ihn nicht fetter! Er vertrieb die Parasitin aus dem Hause und er schuf sich dadurch eine Parasitin außer dem Hause: die Konkurrentin mit den geringeren Bedürfnissen, die ihn unterbietet, die sterile Arbeitbiene, die ihn, den Bedürfnißvolleren, verdrängt, das gefügigere Werkzeug für den sich ausbreitenden Kapitalismus; deshalb wird die Frauenbewegung überall, und nun zuletzt auch in Deutschland, mit so merkwürdigem Hoch- und Nachdruck gefördert. Aber nicht um Arbeit handelt es sich für das Weib, auch nicht nur um Wissen; welche Sicherheit und Erleuchtung gewährt denn das „Wissen" unserer Zeit? Es handelt sich für das Weib um produktive Arbeit, Das heißt: um die Arbeit, zu der es da ist und für die es bedingt ist. Und es handelt sich für sie um Einsicht, nicht um ein Nachbeten der Zeitanschauungen, sondern um deren Durchschauen. Ueber die produktive Arbeit des Weibes habe ich mich einmal schon hier in der „Zukunft" und in meinem Buch: „Zur Psychologie der Frau", wenn auch bisher nur kurz, ausgesprochen. Ueber die „Einsicht" des Weibes in die Geisteslage der Zeit wäre auch ein Kapitel zu schreiben. Ich will versuchen, das Wesentliche daraus nächstens hier anzudeuten.

Schliersee. Laura Marholm.

Hosted by Google

Physische Liebe.

Ein Buch liegt vor, das Jeder mit regstem Interesse von Anfang bis zu Ende lesen wird, ein beneidenswerth vornehm ausgestattetes Buch aus dem Verlage von Eugen Diederichs: Wilhelm Bölsches populärwissenschaftliches Werk über „Das Liebesleben in der Natur". Es enthält, in einer Reihe bunter Bilder abgefaßt, die Entwickelungsgeschichte der Geschlechtsbeziehungen von ihren muthmaßlichen Anfängen in primitiven Lebewesen bis empor zu den höheren Wirbelthieren, bis zum Menschen. Das, was dem Inhalt nach nicht neu, jedoch zerrissen und zerstreut in allerlei Lehrbüchern und Fachschriften, den Meisten zusammenhangloses Material bleibt, wird hier nicht nur in seinem naturwissenschaftlichen Totalsinn allgemein verständlich gemacht, sondern auch mit Hilfe einer gewissen Kunstform dem Gefüh und der Phantasie nahgerückt. Auf diese künstlerische Form, die er hier in den Dienst ernster Erkenntniß gestellt hat, legt der Verfasser ganz augenscheinlich besonderes Gewicht: ich möchte deshalb gleich sagen, daß sie mir da am Besten gelungen erscheint, wo sie sich aus reicher und breiter Schilderung des Thatsachenmaterials von selbst ergiebt; an allen solchen Stellen populärisirt sie eigentlich nicht: sie gestaltet und beseelt nur, was wir sonst in trockenen Ziffern und Namen notirt zu sehen gewöhnt sind, und gebannt, dankbar, folgt man dem Naturforscher, weil er ein Dichter, dem Dichter, weil er Naturforscher ist. Außerhalb solcher Einzelschilderungen, z. B. in den Uebergängen, die belehrend den Grundgedanken wieder anknüpfen oder weiterspinnen, im Ton der Anrede, in dem der Verfasser seinen Leser gewissermaßen bei der Hand nimmt und vorwärts führt, sinkt die benutzte Kunstform allzu merklich zu einem bloßen Populärisirungmittel herab, versetzt uns plötzlich auf ein ganz anderes Niveau, setzt uns als schülerhafte Zuhörer dem breit und gemächlich sich ergehenden Lehrer gegenüber.

Bölsche würde meinen, diese Ungleichheit im künstlerischen Ton entspringe zum Theil der gar so geringen Vertrautheit des Lesers mit den Ergebnissen moderner Naturwissenschaft, also der steten Nothwendigkeit, lehrhaft zu erinnern und auseinanderzusetzen. Er will ja eben, daß sein Buch diese Lücke stopfen helfe und uns damit endlich intim in eine Welt der Erkenntnisse einführe, die uns eigentlich doch schon lange umgiebt, jedoch unserer inneren Antheilnahme immer noch harrt. Mir aber kommt es vor, als verhielte es sich damit doch noch anders. Thatsächlich ist eine ganze Menge des von ihm beigebrachten Materiales Vielen nicht mehr fremd; und dennoch existiren keine rechten vertrauten Beziehungen zwischen ihnen selbst und dem Wissen ihres Verstandes um diese Dinge. Nicht so sehr am Kenntnißmangel liegt es wie vielmehr daran, daß Gefühl und Phantasie sich noch nicht damit beschäf-

Hosted by Google

tigen. Sonst müßte bereits längst aus ungezählten Büchern unserer Tage, aus den Blättern unserer Dichtkunst, ja aus unserem eigensten Leben in allen seinen Gemüthserregungen heraus schon Etwas von Dem tönen, was wir davon gelernt haben. Längst müßte es leise wandelnd auf unsere ganze Art, die Natur wahrzunehmen, zu fühlen, zu lieben, zu denken, gewirkt haben. Das ist nicht der Fall. Und darum schaut uns ein Buch wie Bölsches so wunderlich fremd und zugleich bekannt in die Augen, — wie wenn wir uns nicht recht besinnen könnten: „Lese ich denn da etwas ganz Neues oder ganz Altes? Wiederholt es mir nicht nur, was ich ohnehin weiß, oder habe ich noch nie Dergleichen vernommen?“

Ein Grund für diese noch herrschende Gefühlsfremdheit gegenüber den naturwissenschaftlichen Ergebnissen liegt jedenfalls in der Schnelligkeit, mit der sie bergehoch vor uns aufgewachsen sind, ehe wir sie uns irgend assimiliren konnten. Auch wer absolut vorurtheillos dieser raschen Weiterentwickelung folgte, blieb doch noch eine Zeit lang mit seinen Gefühlsgewohnheiten, seiner Phantasierichtung an den überlieferten, von seinem Verstand korrigirten Vorstellungen haften. Eine Fülle solcher Romantik von gestern spukt überall in unserer Literatur und auch in der praktischen Romantik unseres Lebens. Aber der einzige Grund ist Das doch nicht, — und besonders in Bezug auf den von Bölsche behandelten Gegenstand, auf die Entwickelungphasen und die Bedeutung des physischen Liebeslebens, scheinen es mir noch andere, tiefer wirksame Mächte zu sein, die Verstand und Gefühl nicht recht zusammenklingen lassen wollen.

Ich möchte zur Erläuterung irgend eine Episode aus dem Buch herausgreifen, die mir charakteristisch dafür scheint. Man sollte meinen, daß besonders fremd, unserem Gefühl gewissermaßen unschmackhaft, die Schilderungen der Zeugungformen sein müßten, die auf den primitivsten Stufen stattfinden. Man lese etwa die ausführliche Beschreibung der mannichfachen Arten, wie sich Infusorien oder Aufgußthierchen zu vermehren pflegen, wobei es sich im Grunde nur um eine Variante des Stoffwechsels zu handeln scheint, wenn sich zwei solche kleine einzellige Wesen, anstatt bloßer Nahrungaufnahme, ganz in einander hineindrücken, verschmelzen, um sich dann wieder in Kinderzellen zu zertheilen. Gut und grob kann man mit Bölsche davon sagen: „Der Vorgang des Kinderkriegens — blos eine höhere Form der Abscheidung eines Exkrementes; und die Liebe im Sinn der Verschmelzung zweier Individuen zum Zweck der Erzeugung eines Dritten — blos eine verfeinerte Form des Fressens.“ Ist es nun nicht auffallend, wie leicht sich diese groben Worte unter der Hand in Ausdrücke der sensitivsten Liebe des Menschen verwandeln lassen? Kann nicht Jemand, der unbefangen und wissensdurstig an solche Erkenntniß herantritt, sie leicht, gleich einem rohen, aber willigen Symbol, in alle Höhen seiner menschlichen Liebeswallungen hinaufheben? Und wäh-

Hosted by Google

rend seine Phantasie diese primitiven Vorgänge menschlich komplizirt und ins Reiche und Feine ausgestaltet, so weit sie nur irgend mag, unterschreibt er in voller Harmonie von Verstand und Gefühl Bölsches darauf folgende Worte: „Fressen und Exkrement bleiben am Ende eben so tiefe und erhabene Räthsel des Lebendigen wie Fortpflanzung und Liebe. Und nur das Eine scheint gerade durchzuleuchten, daß die letzteren Begriffe erst die sekundären, die höheren, die überbietenden innerhalb einer Entwickelungleiter darstellen."

Ganz anders verhält es sich mit der weiteren Entwickelung, trotzdem sie uns ja nun dem höheren Thier und uns selbst immer näher bringt. Die kleinen Einzeller machen nur noch eine kurze Höherentfaltung durch, die dann gleichsam in eine Sackgasse verläuft. Zwar bilden sich auch in ihnen schon Geschlechtsunterschiede des Männlichen und Weiblichen, kleine bewegliche Schwarmzellen und große träg ruhende Eizellen, es kommt zu festen Geschlechtsorganen und zu äußeren Geschlechtstheilen behufs Uebertragung der betreffenden Produkte: sie scheinen in diesem Punkt dem spätesten Thier, dem Menschen, wunderbar entgegenzustreben. Doch die übrige Organbildung kommt nicht über die allerersten Anfänge hinaus; allenfalls zeigt sich ein „Zellenmund", sogar ein langer Saugrüssel, auch an der entgegengesetzten Seite die entsprechende Oeffnung, ein „Zellenafter"; damit ist es jedoch aus. Die Bahn geht nicht glatt weiter vom Infusorium zum Menschen empor, sondern nimmt einen breiten Umweg über das Prinzip des Vielzelligen, der Zellengruppe; statt des individuellen isolirten Einzellers, der nur in der Zeugungverschmelzung sich verdoppelt, tritt eine Art sozialer Gemeinschaft von Zellen auf, deren steigender Fortschritt darauf beruht, daß die einzelnen Zellen in ihr mehr und mehr nur als Theile des Ganzen Geltung gewinnen und die Arbeit des Ganzen unter sich spezialisiren. Stand am Anfang der Stufenleiter etwa die kleine Amöbe, die noch mit ihrem ganzen winzigen Leibe frißt, athmet und liebt, so steht am Ende das entwickelte Wirbelthier, dessen Körper einer kunstvoll eingerichteten Fabrik gleicht, deren verschiedene Abtheilungen je eine bestimmte Funktion zu verrichten haben und nur, insofern sie Das thun, ihr Leben leben. Das Symbol von der Einzeller-Liebe, das trotz seiner Grobheit nur ein Wenig vermenschlicht zu werden brauchte, um auszudrücken, was auch der Mensch fühlt, wenn er liebt, paßt nun plötzlich gar nicht mehr hinein. Denn in diesem komplizirten Organ-Kunstwerk ist auch dem Lieben längst sein genau abgegrenzter Bezirk zugewiesen, an dem — um Bölsches drastische, durchaus treffende Bezeichnung zu gebrauchen — deutlich geschrieben steht: „Hier wird fortgepflanzt!" Und so verhält es sich eben darum, weil der Mensch das höchst entwickelte Thier ist und alle Höherentwickelung auf fortschreitender Differenzirung, auf immer feinerer Spezialisirung der Einzelorgane zu besonderen Geschäften beruht. Sicherlich geht ja auch

Hosted by Google

die ganze Welt unserer seelischen und geistigen Aeußerungen genau den selben Weg der stetigen Differenzirung vom primitiv-Einheitlichen zum komplizirt Unterschiedenen durch Arbeitstheilung. Aber wir sollten uns immer eindringlich vor Augen halten, um wie viel jünger, dünner, dümmer, unfertiger unsere sogenannten Geistesäußerungen gegenüber unserer Physis sind, — dieser uralten, urerfahrenen, hochvollendeten und reich entwickelten Welt. Der Geist ist nur ein kleiner, armer Schuljunge an der Hand seines großen, sehr weisen Lehrers, des Körperlichen. • Erst kürzlich, erst gestern, ward er geboren; und nur dieser rührenden, unreifen Jugendlichkeit, die ja leicht etwas Größenwahnsinniges hat, ist es zuzuschreiben, daß er selbst dieses Verhältniß für umgekehrt nimmt, ja, daß er in seinen Moral- und Religionanschauungen eine erzieherische, knechtende, dominirende Rolle gegenüber dem Körperlichen spielt. Mir scheint, daß man sich ganz besonders bei Betrachtung des Erotischen dieser Ungleichheit in den Entwickelungstufen von Geistigem und Physischem erinnern sollte. Man könnte sagen: in der nervösen Brunst des Thieres setzt etwas primitiv-Geistiges auf ungeheuer hoher körperlicher Stufe ein. Und auch noch im Liebesaufruhr des Menschen ist es nicht sehr viel weiter, ist es immer noch längst nicht der komplizirten Differenzirung des Physischen entsprechend. Vielmehr läuft es etwa noch analog Dem ab, was sich im uralten Reich der kleinen Einzeller begiebt, wenn diese ohne Weiteres ganz zu verschmelzen streben. Nicht zufällig erscheint Das unserer Art, zu lieben, als das passendere Symbol: wir fühlen noch den Wunsch nach absoluter Verschmelzung in jedem Zustand der Leidenschaft und keine Erkenntniß ändert Etwas daran, — wie auch schon im Thier, im stark empfindenden, nervenerfüllten Thier, die Sehnsucht und Gier seiner Sinne weit über den thatsächlichen physischen Vorgang selbst hinausschlägt, ihn sozusagen mit einem ganzen Mantel von wilder Ausschließlichkeit, bebender Hingebung, überdeckt. Die Liebe, wie vorurtheillos sie immerhin sich vom Verstande belehren lassen mag, kann nicht umhin, eine Kluft zu konstatiren zwischen Dem, was da ein winziges Partikelchen des Körpers, an einer bestimmten Stelle der großen Körperfabrik, vollbringt, und Dem, was sie unter absolutem seelischen Zwange auf den gesammten inneren Menschen in leidenschaftlicher Ueberschätzung bezieht, — beziehen muß. Empfänden zwei Liebende den Liebesakt so, wie er, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus, körperlich betrachtet werden muß: als eine einfache Gelegenheit, die einem weiblichen Eizellchen gegeben wird, sich von einer Anzahl männlicher Samenzellchen umwerben und endlich von einem unter ihnen befruchten zu lassen, so würden diese zwei Liebenden sich nur noch wie Schwiegereltern vorkommen, die ihren Kleinen Gelegenheit geben, sich zu verheirathen, noch dazu, ohne über diese Kleinen selbst näher Bescheid zu wissen: ziemlich leichtfertige Schwiegereltern, die Zufalls-Ehen stiften. Sie selbst sind dabei

Hosted by Google

so gut wie aus dem Spiel: in ihrer Liebesillusion, wo sie sich so wichtig nahmen, wo sie das seelische Ganze für das körperliche Theilchen einsetzten, waren sie im Grunde drollig, sie machten unbewußt einen Witz. Deshalb finden wir in so vielen Philosophien die Liebenden als die von der Natur Dupirten, als die unbewußten Mittel zu einem ihnen selbst dunklen Zweck, bald heiter, bald tragisch genommen. Das heißt nur, daß wir seelisch noch weit „zurück" sind, wenn wir liebestolle Begeisterungen träumen, und daß die Zeit einmal kommen mag, wo der Liebe auch seelisch ein bestimmter Bezirk und Kraftaufwand genau abgegrenzt sein wird, ohne daß sie rücksichtlos das ganze innere Wesen des Menschen affiziren darf. Man kann sich diese ferne Zeit ausmalen, wie man will: entgegen gehen wir ihr gewiß, und wenn wir sie erreicht haben, wird eben so gewiß die letzte Illusion einer Verschmelzung von Mann und Weib in der Liebe vernichtet, aufgeklärt worden sein, wie wir ja auch jetzt schon wissen, daß der Liebesrausch weit öfter unsere verschiedenen individuellen Besonderheiten nur vorübergehend betäubt und lähmt, als daß er sie wirklich in einheitlichem Schwunge aufheben und im geliebten Gegenstand aufgehen lassen könnte. Neue, überlegene Typen des Menschlichen, mit neuen Möglichkeiten und Reichthümern in sich, mögen dann erstehen. Aber wie jede überwundene Kultur nicht nur Neuem den Boden bereitet, sondern auch oft unermeßliche Schätze mit sich begräbt, so wird es auch dann vielleicht einen Verlust zu bedauern geben. Warum sollte nicht gerade aus der noch bestehenden Ungleichheit zwischen den Entwickelungstufen von „Körper" und „Geist" manches Tiefste und Schönste unseres inneren Lebens, unseres Liebens, hervorgehen, — warum sollte es nicht gerade an diese Grundkonflikte, an das Kampfvolle und Gefahrvolle, ja ans Tragische gebunden sein?

Wenn man Bölsches Buch liest, sieht man wohl siegreich Neues und immer Neues emporsteigen aus dem Dunkel der Zeiten. Aber was da langsam immer weiter zurücksinkt — das Alte —, Das könnte in irgend einem Fall einmal auch das Schöne gewesen sein, am Ende aller Zeiten.

Schmargendorf. Lou Andreas-Salomé.

Aus Samoa.

Am Geburtstag der englischen Königin lagen in diesem Jahr im Hafen von Apia zwei englische Kriegsschiffe, die kurz zuvor aus Viti angekommen waren, der englischen Kolonie, die nun ohne Kriegsschiff den Tag feiern mußte. Spiele der verschiedensten Art wurden unter Leitung des Konsuls veranstaltet und man trug Sorge, daß das samoanische Element bei diesen Unterhaltungen

Hosted by Google

in den Straßen Apias ja nicht zu kurz komme. Am Ende der Festlichkeiten hatten die leichtlebigen, stets zu Scherz und Spiel aufgelegten Samoaner wieder einmal den Eindruck, daß die Königin eine liebenswerthe alte Dame sei. Beabsichtigt war die Anwesenheit der Kriegsschiffe, die Ankunft des einen noch am Vorabende des Festtages, natürlich nicht. Eins mochte herübergekommen sein, um dem neuen Konsul mehr Relief bei der Feier zu geben; das andere hatte zwar einen Bohrapparat an Bord, um zu wissenschaftlichen Zwecken in der Ellicegruppe Bohrungen zu unternehmen; aber warum sollte es nicht den Umweg über Samoa machen? Oder spielte doch vielleicht die Politik mit? In australischen und neuseeländischen Zeitungen konnte man Andeutungen finden, daß es sich in Samoa anscheinend wieder zu regen beginne; da mochte England als eine der Vertragsmächte es für gut halten, einmal nach dem Rechten zu sehen.

Die Zeitungnotizen waren nicht ganz ohne Unterlage. In Leulumoega hatten einige Häuptlinge und Sprecher eine rothweiße Fahne gehißt, nicht einmal im Einverständniß mit dem Oberhäuptling Tamasese, dessen Macht und Einfluß freilich, gleich denen seiner Rangesgenossen, neben denen der Sprecher nicht beträchtlich sind. Allein Tamasese gehört zu der einst deutsch gesinnten Partei, die dann später von den Deutschen im Stich gelassen wurde, aber selbst heute noch deutsch gesinnt ist. Da konnte man wohl aus dem Hissen einer Phantasiefahne zur Noth folgern, daß es wieder einmal gegen die Partei des offiziellen Königs Malietoa gehen werde, daß man sich plötzlich etwas mehr zu regen gedenke. In Samoa selbst sah man die Sache recht ruhig an, so beunruhigend sie Dem erscheinen konnte, dem der Charakter der Samoaner fremd ist, und so willkommen sie dem politischen Macher sich darstellen mußte. Caesar nennt den Gallier rerum novarum studiosus; hätte er die ruhelosen Samoaner gekannt, er würde sie mit dem Komparativ bedacht haben. Wenn es dem Samoaner einmal zu Hause nicht mehr recht gefällt, begiebt sich gelegentlich ein ganzes Dorf auf die „malaga“; man setzt sich ins Boot und rudert unter fröhlichem Gesang nach einem befreundeten Dorfe, dort amusirt man sich nach Möglichkeit, und ist alles Eßbare da aufgezehrt, kehrt die lustige Gesellschaft heim, bereit, das nächste Mal selbst den Wirth zu spielen. Zur guten Jahreszeit kann man um Upolu und zwischen dieser Insel und Sawaii fast täglich mehr als einer „malaga“ begegnen. Kehrt ein Fremder im Dorf ein, so bietet seine Ankunft willkommene Gelegenheit zur Bereitung der Kawa; bleibt er über Nacht, so geht es kaum ohne Tanz bis in die späte Nacht ab, vor Allem aber ist er ein werthvoller Vorwand für ein überreiches Essen, bei dem auch wohl einige der langwierig herzustellenden und daher nicht oft bereiteten einheimischen Gerichte aufgetischt werden. Man liebt die Abwechselung. Selbst der Krieg ist mehr eine aufregende Unterhaltung als Krieg. Man kämpft nur bei Tage, denn die Nacht ist doch zum Schlafen da; man beschießt einander auf unendliche Entfernungen mit den trotz allen Verboten eingeführten Gewehren, denn auf Grund der Resultate von Beschießungen durch Kriegsschiffe hat sich die Ansicht gebildet, es komme vor Allem auf ordentliches Knallen an. Wird trotz aller Vorsicht Jemand erschossen, so beendet der Trauerfall sofort den Kampf, man schließt Frieden oder doch Waffenstillstand, — und widmet sich dem Essen. Es bedarf schon der Aufhetzung durch Weiße, um einen Krieg so ernst zu gestalten, wie er es zur Zeit der „Amerikaner“ Steinberger und Klein war.

Hosted by Google

Diese Zeiten liegen weit hinter uns und werden hoffentlich nicht wiederkehren, obgleich der famose Berliner Vertrag dauernd die schönsten Vorwände für Streitereien zu bieten vermag. Es ist eine jedem Reisenden bekannte Erscheinung, daß der Durchschnittsweiße, wenn er unter der Maske des Kulturträgers mit farbigen Eingeborenen in Berührung tritt, nicht ohne Geschick es vermeidet, die behauptete Ueberlegenheit auch zu beweisen. Da bittet z. B. ein Eingeborener seinen im Dienste der Weißen stehenden Landsmann um einen Trunk Wasser und erhält ihn in einem Trinkgeschirr des Weißen. Der prügelt seinen „boy", weil dieser ihm das Glas oder den Becher „verekelt", aber der „boy" fühlt sich geprügelt, weil er dem Anderen zu trinken gab, und findet den Weißen roh und herzlos. Anderswo wieder verbietet der sittenstrenge Missionar den einzigen Tanz der Eingeborenen, nicht nur, weil ihm das Wort naturalia non sunt turpia unbekannt ist, sondern, weil ihn seine höhere Kultur befähigt, in einer gesunden Sinnlichkeit die halbverhüllte Lüsternheit zu sehen. Aber der selbe Missionar ruft bei der jährlichen Steuerzahlung seiner Heerde Namen und Summe des Zahlenden laut aus, natürlich nur als Lob des Gebers, nicht etwa, weil er sich die Eitelkeit seiner Zöglinge nutzbar machen will. Im Allgemeinen betrachtet sich der Weiße als den Herrn, der nur für sich zu sorgen hat, und auch, wenn ihm die ungewohnte Selbständigkeit nicht zu Kopfe steigt, ist er selten in der Lage, in dem Eingeborenen den Mitmenschen zu sehen, dessen Anschauungen historisch berechtigt sind. Im Grunde ist der Weiße ja doch nur ein Eindringling; und will er dauernden Frieden haben, nicht nur den äußerlichen, der genau so weit reicht wie die Kanonen seiner Kriegschiffe, so wird er diesen Anschauungen gerecht werden müssen. Zwischen dem brutalen Eingreifen und dem schwächlichen Gehenlassen liegt wohl ein Weg, auf dem Sitten und Traditionen in einer beide Theile befriedigenden Weise umgeformt werden können. Nicht eben selten ist dem Naturvolk die äußere Erscheinung wichtiger als der tiefere Inhalt z. B. einer Ceremonie, es besitzt aber stets ein sehr feines Gefühl für gerechte und ungerechte Handlungen, — und gerade dieser Umstand erleichtert die Gestaltung zu einer dem Europäer unschädlichen Form und die Ueberleitung zu Zuständen, die einer höheren Kultur sich annähern. Ist oft mit dem Fortbestande alter Sitten, Gebräuche oder Fehden ein Fortschritt für den Weißen ausgeschlossen, so wird gewaltsames Eingreifen schließlich auch zu einem Stillstande führen müssen. Denn rechtliche, religiöse und sittliche Anschauungen pflegen bei Naturvölkern in engem Zusammenhang zu stehen; erfolgen bald hier, bald dort Eingriffe einer fremden Macht, die ausschließlich deren einseitigen Interessen entspringen, so lockert sich leicht der ganze Bau und als Resultat ergiebt sich die Auflösung und der schließliche Untergang eines Volkes, dessen natürliche Widerstandskraft dem Weißen nicht gewachsen war und dessen Urtheil nicht hinreichte, um aus dem Gebotenen nur das wirklich Assimilirbare auszuwählen. Abgesehen von allen anderen Gesichtspunkten führt Das dazu, daß der Händler seine Lieferanten und Käufer, der Pflanzer seine Arbeiter verliert und das Land schließlich „sich nicht mehr rentirt".

Auf der Gazelle-Halbinsel besteht die alte Einrichtung des Duk-Duk-Tanzes. Er war mit der Zeit zu Erpressungen benutzt worden und in eine Art Haberfeldtreiben ausgeartet. Es sollten friedliche und sicherere Rechtsverhältnisse geschaffen werden; und so griff man zu dem bequemen Mittel, den Tanz zu ver-

Hosted by Google

bieten. Der Erfolg war vorauszusehen: Mißstimmung der Eingeborenen und Fortsetzung des Tanzes im Geheimen oder an Orten, die dem Weißen nicht erreichbar waren. Jetzt ist der Duk-Duk an bestimmten Plätzen erlaubt, die Eingeborenen haben ihre kindliche Freude an den maskirten Tänzern und Keinem fällt es ein, gegen das mit Erlaubniß des Tanzes erlassene Verbot der unleugbaren Auswüchse zu handeln, obgleich damit thatsächlich dem Tanze ein wesentlicher Theil seines Inhaltes genommen und seine Bedeutung sehr vermindert ist.

In Samoa zerfällt die bevölkertste und wichtigste Insel Upolu in drei Distrikte, Aana, Tuamasaga, Atua, von denen jeder einen Oberhäuptling hat, dem sich Anhänger auf Tutuila und Sawaii anschließen. Jeder dieser Oberhäuptlinge war von dem anderen unabhängig. Eifersüchteleien, vielleicht auch die jeweiligen Interessen der Weißen führten zu gelegentlichen Fehden. Bekannte Vorgänge hatten den bekannten Vertrag zur Folge. Daß er seinen Zweck, friedliche und stabile Verhältnisse zu schaffen, erreicht hätte, hat wohl noch Niemand behauptet. Die Zufriedenheit der Weißen mit seinem Inhalt ist nur eine recht mäßige; sie wäre vielleicht etwas größer, wenn der Friede unter den Samoanern hergestellt worden wäre. Das geschah aber nicht; wirklicher Friede besteht auch heute noch nicht. Man brauchte wohl Jemanden, an den man sich halten konnte, und die Bureaukratie fand es bequem, den Häuptling von Tuamasaga, Malietoa, zum König von Samoa zu machen, der nun regiren, Steuern eintreiben u. s. w. sollte. Wenn die Samoaner damit nicht eben zufrieden waren, so lag es nicht daran, daß der deutschfreundliche Häuptling dem ganz in englischen Sympathien lebenden „König" gram war, sondern an Rangverhältnissen und Ueberlieferungen, die jedem Samoaner geläufig sind, den Europäern aber entweder unbekannt waren oder ihrer Diplomatie als quantité négligeable erschienen.

Die Tradition läßt die vier Brüder Ana, Tua, Saga, Waii die Inseln so theilen, daß ihnen Aana, Atua, Tuamasaga (die drei Distrikte auf Upolu) und Sawaii zufallen. Ana, der Aelteste, ist mit der höchsten Würde bekleidet und sein Gebiet gilt als das angesehenste; die von ihm stammende Häuptlingsfamilie der Tui-Aana ist daher die älteste und vornehmste auf Upolu und Sawaii. Anas Sohn heirathete Tuas Tochter, was die Vereinigung von Aana und Atua zur Folge hatte. Die Vereinigung von Tuamasaga und Sawaii unter dem Häuptling von Tuamasaga wurde in jüngster Zeit durch den Tod des Häuptlings von Sawaii möglich: so stand Tamasese von Aana-Atua dem Malietoa von Tuamasaga-Sawaii gegenüber. Beide sind Oberhäuptlinge, wenn man einen europäischen, freilich nicht ganz zutreffenden Namen brauchen will, „Könige"; ihre Machtverhältnisse sind annähernd gleich, nur dem Range nach steht Tamasese höher, — als Nachkomme des ältesten Bruders. Beide Kriegshäuptlinge erkennen über sich nur den Tuimanua an, einen Angehörigen der auf Manua ansässigen Moa-Familie, den ein mystischer, mit alten Sagen zusammenhängender Nimbus umgiebt. Doch hat dieser heilige Häuptling vielleicht nie, sicher jedoch nicht in neuerer Zeit, irgend welchen Einfluß auf politische Verhältnisse der großen, übrigens ziemlich entfernt gelegenen Inseln gehabt.

Konnte man nicht auf den „König" verzichten, so wäre samoanischer Anschauung nach der Tuimanua dazu geeignet gewesen; er konnte das abstrakte Königthum repräsentiren, unter ihm hätten Tamasese und Malietoa neben einander

Hosted by Google

regirt. Sollte einer der Häuptlinge der wirthschaftlich wichtigsten und bevölkertesten Inseln zum König gemacht werden, so hätte es nicht nur samoanischen, sondern selbst europäischen Ideen entsprochen, wenn diese Würde dem seinem Range nach Höchsten zugefallen wäre, dem Tamasese. Nun aber bedurfte es des Zusammenwirkens dreier Mächte, um den dritten Kandidaten zum „König" zu wählen, der noch dazu selbst gar nicht daran denkt, sich als über Tamasese stehend zu betrachten. Dem Samoaner fehlt eben vollständig der Begriff des Königs, der als Höchster über Allen steht; er kennt nur die Häuptlinge der politischen Distrikte, die entsprechend ihrer Abstammung zwar verschiedenen Ranges, aber darum doch völlig gleich berechtigt sind. Wollten die sich überall einmischenden Weißen einen einzigen Oberhäuptling haben, so konnte Das nur der vornehmste Distriktshäuptling werden, aber auch nur, nachdem ihm die Anderen die entsprechenden Titel übertragen, ihn also anerkannt hatten. Das gewählte Verfahren hatte die Folge, daß man sich über den Vertragskönig hinwegsetzte, der sich nun nach Belieben mit seinen weißen Beschützern unterhalten konnte, und daß die Zuneigung für die die alten Traditionen verhöhnenden Europäer nicht gerade wuchs; die Versuche, in Steuerfragen den Vertrag durchzuführen, mußten scheitern. Man verstand es in Atua eben so wenig, warum man an Tuamasaga Steuern zahlen sollte, wie man heute etwa in Württemberg sich veranlaßt sehen könnte, an Bayern Abgaben zu leisten, weil es eine dritte Macht so für richtig hält.

Der Friedensvertrag gab also den Anlaß zu neuen dauernden Verwickelungen; und wenn es seitdem gelungen ist, durch allerlei Kunststückchen einen oberflächlichen Friedenszustand aus einem Jahr in das andere zu retten, so bedeutet Das immer noch keinen wirklichen Frieden und Wühlereien finden nach wie vor günstigen Boden in der leicht erregbaren Bevölkerung. Die betheiligten Mächte mögen ungern offiziell an Samoa erinnert werden; aber das Land kann unter den bestehenden grotesken Verhältnissen nicht fortschreiten. Eine Revision des Vertrages ist nöthig; und wenn man sie vornimmt, wird es sich darum handeln, den Ideen der Eingeborenen gerecht zu werden. Das oberflächliche, an Formen hängende Volk dürfte nicht sehr schwer zu befriedigen sein. Man lasse jeden Oberhäuptling seinen Distrikt regiren, gebe ihm Ceremonienmeister, Kammerherren und Pagen; man berufe alljährlich feierliche Sitzungen der Herren; im Uebrigen aber zahlt Jeder seine Abgaben an die aus Weißen zusammengesetzte Regirung, die ihm eine kleine Apanage giebt, ihm Wege baut und den entscheidenden Richter stellt.

Dem Vertreter einer europäischen Regirung unter Eingeborenen ist es weit schwieriger, Aufschluß über deren Angelegenheiten und Ansichten zu erhalten, selbst wenn er ihre Sprache lernt, als dem Privatmann; denn der Eingeborene ist stets schlau genug, dem Beamten nach dem Munde zu reden; die Bureauthätigkeit und der zu knapp bemessene Aufenthalt thun das Uebrige, um einer eingehenden Beschäftigung mit dem Eingeborenen und der Gewinnung seines Vertrauens Schranken zu setzen. Ist es doch eine alte Erfahrung, daß man selbst in stark europäisch besiedelten Ländern die ausführlichste Auskunft über wirthschaftliche Verhältnisse gewöhnlich bei dem Wahlkonsul erhält.

Apia. Ernst von Drüben.

Hosted by Google

Finanzsorgen.

Was bedeutet der Ausdruck: „Aus der Mitte der Versammlung“? Aktionäre haben doch Namen. Nun aber geht über die jüngste Generalversammlung der so gut geleiteten Rheinischen Stahlwerke die folgende Notiz durch die Presse: „Schließlich wurde aus der Mitte der Versammlung noch die Einführung der Aktien an der brüsseler Börse angeregt, da gerade von belgischen Kapitalistenkreisen Industriepapiere besonders bevorzugt werden. Zu diesem Zweck seien keinerlei Kosten aufzuwenden, es sei lediglich die Errichtung einer Zahlstelle in Brüssel und die regelmäßige Uebersendung der Geschäftsberichte erforderlich. Der Aufsichtrath wird sich demnächst mit dieser Frage beschäftigen.“ Man beachte die Treuherzigkeit der Darstellung: nicht etwa ein Faiseur oder eine der rheinischen Banken hat zu billigeren Kursen einen großen Aktienposten erworben, um ihn nun, in der Hoffnung auf die neue brüsseler Spekulation, theurer wieder zu verkaufen, — nein, ein schlichter Mann des Volkes, einer „aus der Mitte der Versammlung“ hat plötzlich von Meiderich, dem Sitz der Stahlwerke, seine Blicke in der Richtung nach Brüssel erhoben. Und wie besorgt dieser biedere Deutsche um die Wünsche der belgischen Kapitalisten ist! Rheinische Stahlwerke stehen 232 und sind seit sechs Jahren nie unter 26 Prozent über Pari gewesen. Sie rentiren ihrer Dividende nach heute für den Besitzer noch mit ca. 6,46 Prozent, sind vollständig placirt und kaum einer lebhafteren Spekulation ausgesetzt. Welches Interesse sollten wir nun daran haben, ein so werthvolles Papier dem Auslande auszuliefern? Irgendwo muß freilich doch wohl ein Interesse stecken, denn der Aufsichtrath — „unvorbereitet, wie er war“ — versprach, sich dieser brüsseler Kotirungangelegenheit zu widmen. Eine ganz neue Aufgabe für einen Aufsichtrath, der doch wissen muß, daß an fremden Börsen auch Gefahren drohen können. Sobald nämlich die Kurse wieder einmal sinken, wird ein Platz wie Brüssel zunächst seine ausländischen Aktien schleunigst dahin zurücksenden, woher sie kamen, und die deutschen Besitzer könnten dann Kursstürze erleben, die ihnen sonst wohl erspart geblieben wären. Da es schon Börsentage bei uns gab, wo Deutsche Reichsanleihe auf englische Abgaben hin fiel und man dann sogar (freilich unrichtig) die londoner Notirung bedauerte, darf man für unsere Industriewerthe gewiß vorsorgliche Bedenken hegen. Den Besitzern von Bochumern, Laura, Harpenern und A.-E.-G. hat es bisher noch kein Glück gebracht, daß ihre Aktien z. B. auch von der wiener Spekulation herauf- und heruntergehandelt werden. Ich greife den Fall der Rheinischen Stahlwerke nur heraus, weil er in seiner für die Oeffentlichkeit bestimmten Form recht ungeschickt die Absicht merken läßt. Den künftigen Verkehr von deutschen Kohlen- und Eisenaktien in Brüssel muß man aufmerksam verfolgen; er dürfte wenig Gutes bringen und nur dem Theil der berliner Spekulation nützen, der zu Hause heute noch so hoch spielt wie früher, aber unter Ausschluß des Publikums, das man nun in dem börsengesetzlosen Belgien eher zu finden hofft als in dem „reformirten“ Berlin.

Die Millionen, die jetzt auch aus unseren Bankregionen nach Brüssel gewandert sind, machen zunächst einen Kreislauf durch. Die leitenden Herren in Berlin und Frankfurt sehen ihr eigenes Geld für neues Geld an und benutzen es, um daheim ihre Portefeuilles zu entlasten. Die Obligationen von der Trustgesell-

Hosted by Google

schaft der berliner Union dürften da noch das relativ beste Papier sein; aber unsere Banken sind ja mit industriellen Obligationen aller Arten bepackt. Sieht man sich die hohen Vergütungen an, die dem Käufer für ein längeres Liegenlassen seines frischen Besitzes angeboten werden, so glaubt man, es mit Pfandbriefen zu thun zu haben, deren Bonifikationen hier ja einmal geschildert wurden. Einzelne jüngere Banken sollen auf ihre neuen Aktien bis zu drei Prozent vergüten. Doch erlebt man auch zuweilen Kapitalsvermehrungen, die nur aus dem Wunsch hervorgehen, keine allzu hohe Dividende ausschütten zu müssen, damit die Aufmerksamkeit nicht erregt wird und die Quelle dann spärlicher fließt; deshalb vertheilt man den Ertrag auf ein paar Millionen mehr. In Brüssel dauern die Gründungen fort; auch die Belgier haben den Ausländerhaß der Franzosen zu fühlen. Die vor einigen Wochen gemeldete Umwandlung des alten Bankhauses Allard unterbleibt zu Gunsten der Umwandlung des größten brüsseler Agent de Change Brunner. Dieser Börsenmann ist vor etwa dreißig Jahren aus Westfalen eingewandert und hat es allmählich verstanden, die reichsten Elemente der katholischen Spekulation in seine Kundschaft zu ziehen. Das Aktienkapital wird 15 Millionen Frcs. betragen und Herr Brunner, der sein glänzendes Maklergeschäft in die Bank legt, erhält nach vorangegangenen 6 Prozent Dividende zunächst 12 Prozent für sich. Betheiligt sind an dieser einstweilen noch verschwiegenen Gründung alte Firmen in New-York und Frankfurt.

Der Montanmarkt hat, von einzelnen Börsenschwankungen abgesehen, seine einheitliche Tendenz verloren. Für Hüttenpapiere bleibt nach wie vor eine sehr gute Meinung fühlbar, während man gegen Kohlenwerthe insofern mißtrauisch ist, als man dort zwar die schönen Erträgnisse, aber auch die wachsenden Ausgaben sieht. Alles, was von der Beschäftigung in Hochöfen und Fabriken verlautet, deutet auf Jahresaussichten; und wenn man bedenkt, daß die Dampfmaschinen-Fabrikanten nur sehr späte Lieferfristen annehmen können, so müssen die Besteller doch auch dann noch einer sehr rentablen Verwendung sicher sein. Das ist aber nicht die Ursache, weshalb seit einiger Zeit ausländischen Konkurrenten bedeutende Bestellungen auf große Dampfmaschinen zufallen; hier wirkt die Haltung des technischen Gutachters mit, der gewöhnlich gern an einem einzigen Etablissement festhält, — und zwar durchaus nicht immer an dem, das auf seinen Rath viel Geld in kostspielige Versuche gesteckt hat.

Leitende Kräfte werden zu so verlockenden Bedingungen gesucht, daß der Staatsdienst bald vielleicht nur noch als ein Uebergangsstadium gelten wird. So sehen wir jetzt schon tüchtige Beamte aus dem preußischen Eisenbahndienst von 4000 auf 30 000 Mark springen, wenn gerade eine Trambahn einen Direktor braucht. In der Industrie engagirt man noch die persönliche Leistung, nicht, wie im Bankwesen, die grauen Haare und der Titel. Geht Das so weiter, dann wird man bald in Berlin von einem neuen Geheimrathsviertel sprechen können, das mit den preußischen Traditionen nicht das Mindeste mehr zu thun hat. Ein solcher Herr bezog vielleicht bisher als Beamter höchstens 12 000 Mark, erhält nun, als Bankornament, ein Fixum von 30 000 und verdient mit Tantiemen vielleicht 150 000 Mark. Aus diesen Räthe-Direktoren werden dann manchmal die wildesten Geschäftsjäger. Eine andere Sitte freilich scheint aufgehört zu haben, die nämlich, neuen Direktoren sofort etliche Hunderttausende baar auszuzahlen.

Hosted by Google

Kohlenaktien sind im Ganzen von allen Industriepapieren am Besten placirt, besonders seit den Jahren, wo der süddeutsche Markt hinzukam; aber die Unzufriedenheit der Großkapitalisten ist nicht mehr zu leugnen. Die Kurse haben schon lange ihren Rückschritt begonnen und selbst Leute, die an sozialen Gefühlen nichts zu verlieren haben, verfolgen jetzt aufmerksam die Lohnbewegung der Grubenarbeiter. Es handelt sich weniger um neue Forderungen der Arbeiter als um das ihnen schon Bewilligte. Man darf getrost behaupten, daß den Hauptvortheil aus dem Bestehen des großen Syndikates nicht die Aktionäre, sondern die Arbeiter gezogen haben. Wohin diese nur von der Nachfrage nach und dem Angebot von Händen abhängige Bewegung eines Tages noch führen kann, ist einstweilen unübersehbar. Der Mangel an Tagelöhnern ist so fühlbar, daß z. B. in manchen Städten nothwendige Erdarbeiten Wochen lang verschleppt werden müssen.

Die Transaktion der berliner Union ist anders gekommen, als das Publikum sie sich denken mußte. Nach allen früheren Aeußerungen erwartete man eine Kapitalserhöhung bei der Loewe-Gesellschaft, deren Aktien 478 notiren, aber nicht bei deren Freundin und Abnehmerin, deren Aktien überhaupt noch keinen Kurs haben. Nun hat Loewe es vorgezogen, sein Kapital nur indirekt, also ohne Dividendenverpflichtung, zu vermehren. Er läßt die berliner Union erhöhen, und zwar von 3 auf 18 Millionen, damit sie ihm u. A. seine elektrische Abtheilung abkauft. Diese Abtheilung besteht erst seit dem Jahre 1892; sie empfing ihren Hauptwerth durch die Patente der Union, der Loewe die Fabrikation dadurch ersparte, daß er ihr seine allerdings sehr guten Maschinen und Apparate monopolistisch verkaufte. Daß dieses Verhältniß mit einer Geldfrage zusammenhing, sieht man schon aus der Dauer des Vertrages: fünfundzwanzig Jahre waren da ausbedungen, während z. B. die wesentlich eingeschränktere Abnahmeverpflichtung der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft bei Siemens & Halske nur zehn Jahre umfassen sollte. Allerdings haben wir jetzt sogar einen Vertrag auf neunundneunzig Jahre erlebt: zwischen der Elektrizität-Gesellschaft Lahmeyer und Koburg-Gotha; es handelt sich um Kleinbahnen. Loewes Unternehmen hat den Charakter einer technischen Bank jetzt erst recht deutlich ausgeprägt.

Die politische Spannung wird am Klarsten durch die Diskonterhöhungen in London und Paris bezeichnet. Als die Gouverneure der Bank von England „nach kurzer Berathung“ ihre Rate um ein Prozent erhöhten, hatten sie wohl vorher beim Auswärtigen Amt angefragt. Und als die Bank von Frankreich, die in Geld und auch in Gold schwimmt, später das Selbe that, brach sie mit einem mehr als drei Jahre schon geltenden Prinzip. So lange steht der französische Bankdiskont auf zwei Prozent, unbeirrt von allen Schwankungen des deutschen und englischen Geldmarktes. Die Gründe, die nun zur Veränderung führten, müssen also doch sehr ernster Natur gewesen sein. Wie unerschöpflich dabei die Abundanz in Paris ist, geht schon aus der Thatsache hervor, daß es den großen dortigen Banken gar nicht einfällt, auf kurze Depositen jetzt einen etwas höheren Satz zu vergüten; vielleicht nicht einmal auf Depositen mit fünfjähriger Kündigung, für die dort bis zu vier Prozent vergütet wird. Unseren Bankleuten wird zwar aus London beständig geschrieben, man werde in der Faschoda-Frage unnachgiebig sein; aber sie wissen auch, wie zäh die öffentliche Meinung Englands am Frieden hängt. Dagegen fürchtet man das Bedürfniß gewisser französischer Kreise, sich

Hosted by Google

um jeden Preis Luft zu machen, und sah diese Furcht durch eine Friedenspetition des pariser Gemeinderathes bestätigt, die bei dessen sozialistischer Zusammensetzung einem Schachzug gegen die Militärpartei sehr ähnlich sah. Dann aber trafen, trotz Hicks-Beach, wieder beruhigende Briefe aus Paris ein, in denen namentlich über arge Mißstände gesprochen wurde, die sich bei der großen Truppenzusammenziehung wegen des Strikes gezeigt haben sollen, z. B. über Verpflegungnöthe, die dazu führten, daß die Truppen sich in den Markthallen, also vor Aller Augen, mit Lebensmitteln versorgen mußten. Auch sprach man ernsthaft von einem ganzen Bataillon, das auf dem Wege von Rouen Tage lang vergessen gewesen sei. Das Alles stimmte beruhigender, obgleich eine endgiltige Erledigung des Faschoda-Streites vorläufig noch nicht absehbar ist. Inmitten dieser Spannung machte weder eine neue Besitzergreifung Rußlands in China Eindruck noch die russische Verwahrung gegen etwa vorhandene expansive Neigungen Deutschlands in Kleinasien. Recht ungeschickt waren die Depeschen abgefaßt, die unser offiziöses Telegraphenbureau aus Pera veröffentlichte, z. B. die folgende: Man konstatirt in den deutschen Kreisen große Freude darüber, daß Kaiser Wilhelm und Kaiserin Auguste Viktoria durch die Exkursion auf der Anatolischen Bahn ihr Interesse für dieses bedeutende Unternehmen bekunden." Stammt Das aus der Deutschen Bank? Ich weiß es nicht; aber erstens wäre es interessant, zu erfahren, welches andere Dampfroß unser Kaiserpaar zu seinem Ausflug besteigen sollte, und zweitens sollte man glauben, daß eine so große Summe von deutscher Intelligenz und Arbeit, wie sie die Anatolischen Bahnen darstellen, auch ohne das bei einer Luftfahrt huldreich bewiesene Interesse reichliche Zinsen tragen muß.

Was von den Anleihereisen des Herrn Witte erzählt wird, ist falsch. In Berlin hat man den Russen eben erst 234 Millionen gegeben und brauchte Weiteres wohl kaum noch zu verweigern. Und in Paris ist schon seit anderthalb Jahren keine größere russische Anleihe mehr unterzubringen. Pluto.

Zwei Legenden.

Der Engel des Todes.

Und es geschah, daß der Ewige heimsuchte die Stadt Jerusalem mit Pestilenz um ihrer großen Sünden willen.

2. Und es zog der Engel des Todes nächtens durch die Straßen, der hielt ein schneidendes Schwert in seiner Hand,

3. damit rührte er die Thüren der Häuser, und welche Thür er anrührte, da starben die Kranken bei Sonnenaufgang.

4. Und die Gassen der Stadt waren leer und die Märkte verödet; und die Wächter machten unter den Thoren ein Feuer und zechten und wurden trunken. Denn sie sprachen: „Was soll es, daß wir über die Leichen straucheln? Wen

Hosted by Google

Gott ruft, Der wird auferstehen. Gestern waren wir Zwanzig, heute sind wir Sieben; was wird morgen sein?"

5. In der Straße aber, die da heißt Gehennom, wohnte eine Buhlerin mit Namen Thamar, nahe dem Südthor, die war schön von Angesicht und wohlgewachsen;

6. und hatte ihre Haare geflochten mit rosenfarbenen Bändern und schminkte ihre Wangen und trug güldene Spangen und Kettchen von Amethyst und Jaspis.

7. Da sie nun wachte die Nacht über an ihrem Fenster, kam der Engel des Weges, der glich einem Manne in schwarzen Kleidern und trug in seiner Hand ein geschliffenes Schwert.

8. Thamar aber winkte ihm und sprach: „Tritt herzu, Fremdling, und ruhe vom Wege. Siehe, meine Kammer ist geschmückt und duftet von Myrrhen. Draußen aber lauert die Pest und der Tod ziehet einher."

9. Und der Engel trat ins Haus. Sie aber sprach: „Ach, Herr, warum führest Du in Deiner Hand ein bloßes Schwert?" Und er erwiderte: „Stehet nicht geschrieben: mit dem Schwerte will ich Euch erlösen?" Und sie sprach abermals: „Herr, warum ist Dein Gewand schwarz wie der Abgrund der Nacht?" Und er antwortete und sprach: „Stehet nicht geschrieben: die Toten will ich ehren und um die Lebenden will ich trauern?"

10. Und er setzte sich nieder und sprach: „Singe mir ein Lied." Sie aber that, wie er befohlen hatte, denn ihre Stimme war lieblich, und hub an und sang:

11. „Saget nicht, meine Freundinnen, Töchter Israels, daß ich schön sei. Mein Geliebter naht und ich schäme mich meiner Gestalt; ach, er wird mich verachten. Schmücket mich mit Ringen und goldenen Gehängen und kleidet mich in Purpurseide, daß sein Blick auf mir ruhe; salbet mich mit Narden und Ambrabalsam. Komme, mein Freund und verschmähe mich nicht.

12. Lieblich bist Du, meine Freundin, wie die Morgensonne, und schön, wie ein Maientag. Lege ab die Gehänge, denn Deine Brüste sind feiner als Opale, thue weg die Spangen, denn Deine Lippen sind leuchtender denn Rubine. Meine Hand glättet Deine Haare und sie duften lieblicher als Myrrhen; mein Arm liegt um Deine Hüfte und Dein Leib ist frisch, wie eine köstliche Frucht. Deine Haupt ruhet an meiner Brust; meine Seele erzittert und mein Herz entfliehet vor Liebessehnsucht."

13. Und da sie also gesungen hatte, sprach der Engel des Todes: „Bereite das Lager." Und sie bereitete das Lager mit weißem Leinen und purpurner Decke. Da blieb er bei ihr, bis eine Stunde vor Tagesanbruch, da der Wind sich erhob und die Spatzen begannen zu schreien.

14. Und sprach zu ihr: „Sprich, was ist Dein Begehren? Siehe, ich gewähre Dir, was Du verlangest."

15. Thamar aber antwortete und sprach: „Wohlan, so begehre ich, daß Du ablassest von Dem, was Du begonnen hast in dieser Nacht, ehe daß Du hier eintratest." Er aber sprach: „Weib, kennest Du mich?"

16. Da antwortete sie: „Habe ich Dich nicht gesehen durch die Gasse schreiten? Dein Gewand war wie Rabenflügel und Dein Schwert wie Wetterleuchten. Bist Du nicht der Engel des Todes?"

17. Da erbebte er vor Zorn und sprach: „Nun wohl: es sei, wie Du

Hosted by Google

gesprochen. Aber freue Dich nicht, Dirne, und frohlocke allzu sehr. Hast Du mich überlistet, so will ich Dich überschreiten. Wisse, daß Du mich abermals erblicken sollst; doch nicht eher als über siebenzig Jahre. Bis dahin sollst Du leben und Deines Lebens satt werden." Also ward die Buhlerin gestraft.

Der Fünfsünder.

In den Tagen, da das Volk von Juda sich erhoben hatte wider die Knechte der Römer und verherrlicht worden war der Name des Heerführers, der genannt war Bar Kochba, Das ist: Sohn der Sterne,

2. in diesen Tagen geschah es, daß die Söhne Edoms schlugen mit der Schärfe des Schwertes das Heer der Juden und töteten mehr denn siebenzig Tausend.

3. Und war Klagen und Wehgeschrei in Juda, wie nie zuvor, weder zur Zeit Nebukadnezars noch jenes Kaisers, des Missethäters, deß Name nicht gedacht werde.

4. Denn der Statthalter mit Namen Rufus zertrat das Volk Juda mit eisernen Sohlen und schlug es mit ehernem Szepter und sein Thronsitz starrte von Blut.

5. Und er ließ ein Verbot ausgehen bei Todesstrafe über das ganze Land, daß Niemand bestatte die Leiber der Erschlagenen. Da hörte man Viele das Wort im Munde führen: „Lasset die Toten ihre Toten begraben"; und Die also sprachen, entgingen dem Gericht und nannten sich die Lebendigen.

6. Zu dieser Zeit geschah es, daß Rabbi Meïr mit seinen Jüngern über Land zog; und da sie nahe der Stadt Uscha waren, sahen sie einen Menschen am Wege liegen, der war schwer verwundet und wollte sterben. Und der Rabbi Meïr trat zu ihm und sprach: „Wer bist Du und wer hat Dich geschlagen?"

7. Der aber erwiderte und sprach: „Herr, wende ab von mir Dein Antlitz, denn ich bin ein Sünder vor Gott dem Herrn und unrein vor dem Gesetz." Da sprach Meïr abermals: „Was hast Du begangen?"

8. Und der Mann erhob seine Stimme und schrie: „Wehe mir! Denn ich bin Der, den sie den Fünfsünder nennen. Ich bin Unterhändler mit Dirnen, ich putze das Schauspielgebäude; ich trage die Gewänder der Dirnen ins Badhaus; ich tanze vor ihnen und schlage die Pauke."

9. Rabbi Meïr aber sprach: „Hast Du denn niemals Gutes gethan in Deinem Leben?" Und der Mann erwiderte: „Da ich einstmals das Schauspielhaus säuberte, fand ich ein Weib. Die jammerte, weil ihr Mann gefangen saß, und hatte nichts, daß sie ihn loskaufte. So wollte sie sich den Knechten der Römer hingeben, daß sie ihn löste. Da ich Dies hörte, verkaufte ich mein Bett und gab ihr das Geld."

10. Und Rabbi Meïr fragte zum Letzten: „Nun sprich: wer hat Dich geschlagen?" Da antwortete der Fünfsünder: „Die Knechte der Römer haben mich geschlagen, darum, daß ich meinen Sohn bestattete."

11. Da erhob der Rabbi seine Stimme und rief: „Fahre hin und schlafe über Nacht. Am Morgen aber wird der Herr Dich erlösen. Wo nicht, so erlöse ich Dich." Da verschied der Mann in Frieden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 5. November 1898.

Braunschweig.

Das Herzogthum Braunschweig hat seit einigen Jahren den zweifelhaften Vorzug, zu den „interessanten Ländern“ gezählt zu werden. Man beschäftigt sich mit ihm mehr, als seiner eigenen politischen Bedeutung entspricht, weil in ihm Verhältnisse sich abspielen und Fragen zur Erörterung gelangen, die weit über seine Grenzen hinaus von Bedeutung sind. Wenn deshalb die Aufforderung an mich herantritt, über diese Dinge mich zu äußern, so finde ich Das ganz begreiflich; glauben doch naturgemäß die ferner Stehenden bei den Nächstbetheiligten die besten Aufschlüsse erhalten zu können. Und doch ist diese Hoffnung trügerisch. Denn worüber sollten die Landeseinwohner besser unterrichtet sein als andere Leute? Ueber die Stimmung im Lande und die Wünsche der Bevölkerung, — ja, darüber haben sie ein Urtheil, aber leider sind Das Faktoren, die für die Frage, was geschehen wird, kaum in Betracht kommen. Vielleicht wird man es in späteren Jahrhunderten wunderbar finden, daß nicht über die Gestaltung seines Schicksals in erster Linie das Land selbst zu entscheiden hat; aber heute stehen wir noch auf der Entwickelungstufe, daß das Land nur als Objekt von widerstreitenden Rechtsansprüchen und Interessen in Betracht kommt. Das, worüber ich Auskunft geben kann, ist also nicht die Zukunft, sondern die Gegenwart. Aber um sie zu verstehen, muß man auch die nächste Vergangenheit in Betracht ziehen; und da deren Ereignisse den Nächstbetheiligten besser in Erinnerung zu sein pflegen als dem großen Publikum, so glaube ich, hier in der That einen Vorzug zu besitzen und in der Lage zu sein, die Kenntniß der Leser dieses Blattes zu bereichern.

Wer die Zeit seit 1870 als urtheilsfähiger Mensch mit erlebt hat, muß sich wirklich ganz seltsam berührt fühlen, wenn er die heutigen politischen Verhältnisse in meinem lieben Heimathlande mit den vor etwa dreißig Jahren

Hosted by Google

bestehenden vergleicht. Damals galten die Begriffe nationalliberal und politisch urtheilsfähig, ja fast auch bürgerlich-ehrbar, so ziemlich als gleichbedeutend. Daß in einem der drei Reichstagswahlkreise ein anderer als ein nationalliberaler Kandidat gewählt werden könnte, schien so völlig ausgeschlossen, daß die Gesammtkosten einer Reichstagswahl für alle drei Kreise sich auf die Auslagen für ein Inserat im „Tageblatt" beschränkten, in dem das Wahlkomitee die Namen der aufgestellten Kandidaten bekannt gab. Freilich verfügte in der Hauptstadt die Sozialdemokratie über einige Tausend Stimmen, aber gegenüber der geschlossen auftretenden Bürgerschaft konnte sie an einen Erfolg nicht denken; und in den anderen beiden Kreisen erfolgte die Wahl meistens annähernd einstimmig. Den ersten Stoß erlitt diese unbedingte Herrschaft der nationalliberalen Partei durch die Spaltung im Jahre 1881; und 1884 war bereits die Erbitterung unter den feindlichen Brüdern so groß geworden, daß im ersten Kreise bei der Stichwahl ein Theil der Sezessionisten für den Sozialdemokraten stimmte und ihm zum Siege verhalf. Seitdem ist durch das Aufkommen der agrarischen und der welfischen Bewegung die politische Lage immer verworrener geworden; und bei der letzten Wahl wurden nicht allein zwei Sozialdemokraten gewählt, sondern der dritte Abgeordnete ist ein Kompromißkandidat, der freilich auch von nationalliberaler Seite unterstützt wurde und erklärt hat, der Fraktion als Hospitant beitreten zu wollen, der aber zugleich eingeschriebenes Mitglied des Bundes der Landwirthe und der Welfenpartei ist. Das nationalliberale Programm ist ja elastisch genug, um solche politische Monstrositäten zu gestatten.

Wenn ich von „der" Welfenpartei sprach, so ist Das etwas ungenau, denn es giebt nicht eine Partei dieser Art, sondern zwei solche. Beide standen einander sogar bis vor Kurzem nichts weniger als freundlich gegenüber, wie schon daraus hervorgeht, daß bei der letzten Wahl dem schließlich gewählten welfisch-nationalliberal-bündlerischen ein echt welfischer Kandidat entgegengestellt wurde. Diese beiden Richtungen auseinanderzuhalten, ist durchaus nöthig, wenn man die hiesigen Verhältnisse richtig würdigen will.

Die erste der beiden Gruppen hat sich um die von ihr herausgegebene Wochenschrift „Brunonia" gesammelt und wird deshalb in Ermangelung eines anderen anerkannten Namens regelmäßig nach ihr genannt. Ihre Anhänger stehen durchaus auf dem Boden der Ereignisse von 1866 und wollen ein geeinigtes starkes Deutschland unter Preußens Führung. Sie feiern die Geburtstage sowohl des Kaisers als des Herzogs von Cumberland und beim Tode Bismarcks brachte ihr Blatt einen Artikel, in dem das Verdienst des Verstorbenen um die nationale Wiedergeburt Deutschlands gepriesen wurde. Ihre einzige welfische Forderung ist die Rückkehr des Herzogs von Cumberland auf den Thron und die Beseitigung der ihm bisher entgegengesetzten

Hosted by Google

Hindernisse; als Weg dazu betrachten sie eine Verständigung zwischen dem Kaiser und dem Herzog. Wesentlich anders ist die Stellung der „Landesrechtspartei". Auch sie freilich will das Deutsche Reich erhalten sehen, aber nicht in der jetzigen Form, sondern ihr Ideal ist ein föderalistisches Großdeutschland, möglichst unter Einschluß Oesterreichs, ja, ihr maßgebender geistiger Führer erklärte mir noch neulich, daß der alte Bundestag vor der jetzigen Verfassung Deutschlands weitaus den Vorzug verdiene. Allerdings hat auch diese Richtung nicht die Rückgängigmachung der Ereignisse von 1866 unmittelbar in ihr Programm aufgenommen und ihr Vorstand hat mich vor längerer Zeit, als ich behauptet hatte, daß sie die Wiederherstellung des Königreiches Hannover verfolge, öffentlich dahin berichtigt, daß die Partei freilich mit den hannoverschen Welfen sympathisire, sich aber nicht mit ihnen decke, vielmehr ihre Wirksamkeit auf das Herzogthum Braunschweig beschränke. Man wird mir zugeben, daß dieser Unterschied zu fein ist, um in weiteren Kreisen Verständniß zu finden.

Man sollte denken, daß bei einem so scharfen Gegensatz beider Richtungen von einer gemeinsamen Wirksamkeit kaum die Rede sein könne; und in der That hatte sich die Feindschaft vor einem halben Jahr so zugespitzt, daß maßgebende Brunonen ernsthaft einen offenen Bruch mit der Landesrechtspartei und deren Bekämpfung bei den Wahlen ins Auge faßten. Da ist denn als Retterin in der Noth die Regirung eingetreten, indem sie — wie man wohl annehmen darf, auf preußischen Einfluß hin — alle Staats-, Gemeinde- und Kirchenbeamten ohne Unterschied zum Austritt aus den „vaterländischen Vereinen" zwang und dadurch die Kraft der erwähnten nationalen Strömung lähmte, denn naturgemäß fand diese gerade in den Beamtenkreisen ihren Stützpunkt. Seit ihrer Fernhaltung sind deshalb die Brunonen immer mehr in die radikalere Richtung hineingetrieben worden und in neuester Zeit werden ernsthafte Versuche gemacht, die Verschmelzung beider Parteien herbeizuführen.

Uebrigens muß zugestanden werden, daß, auch abgesehen von diesem Erfolg der Regirungskunst, beide Richtungen in einer gemeinsamen Operationbasis einen nicht unwesentlichen Berührungpunkt haben. Ihr nächstes praktisches Ziel ist, wie schon bemerkt, der Regirungantritt des Herzogs von Cumberland. Beide erkennen die formelle Berechtigung der jetzigen Regentschaft vorbehaltlos an, da sie zugeben, daß die Voraussetzung des Regentschaftgesetzes, nämlich die zeitweilige Verhinderung des zur Thronfolge Berechtigten an der Regirungübernahme, durch den Widerspruch Preußens und den diesem Rechnung tragenden Bundesrathsbeschluß vom zweiten Juli 1885 gegeben sei; sie halten aber diese Behinderung für ungerechtfertigt, da der Herzog vom Cumberland in seinem Patent vom achtzehnten Oktober 1884 ausdrücklich sich ver-

Hosted by Google

pflichtet habe, die Regirung nach Maßgabe der Reichsverfassung zu führen, also den Bestand Preußens nicht anzutasten. Ihre Forderung geht deshalb vor Allem auf Aufhebung des Bundesrathsbeschlusses. Wenn die Brunonen mehr die Form eines Wunsches und des Ausdruckes des Vertrauens auf die Gerechtigkeit des Kaisers, die Anhänger der Rechtspartei mehr diejenige einer Forderung wählen, so ist Das wohl das Ergebniß der eben bezeichneten Verschiedenheit der Grundauffassung.

Die äußere Entwickelung der welfischen Bewegung ist die eines meteorartigen Aufflammens. Noch 1887, also bei der ersten nach dem Tode des Herzogs Wilhelm erfolgten Reichstagswahl, erhielt der welfische Kandidat im ersten und zweiten Kreise je 600 Stimmen, während man im dritten einen Kandidaten gar nicht aufgestellt hatte. Bei den folgenden Wahlen einschließlich 1893 hielt man sich sogar ganz zurück. Es war deshalb ein geradezu wunderbares Ergebniß, daß am fünfzehnten Juni 1898 im ersten Wahlkreise der welfische Kandidat mit 5423 Stimmen fast zur Stichwahl gelangte. Im zweiten Kreise betrugen, obgleich die Brunonen sich dem Kompromiß angeschlossen hatten, die welfischen Stimmen 3059; und nur im dritten Kreise hatte man es nicht über 1534 gebracht. Offenbar wollten die Wähler eine Antwort auf die Unterdrückungpolitik der Regirung geben. Aber damit allein ist die Thatsache eines solchen Umschwunges noch nicht erklärt. Und ich betrachte es als den wesentlichsten Theil der mir gestellten Aufgabe, die Frage zu beantworten, welche Umstände dabei mitgewirkt haben und welche weitere Entwickelung man hiernach zu erwarten hat.

Ich will nun wirklich nicht den höchster Achtung werthen Naturen zu nahe treten, die sich durch rein ideales Legitimitätgefühl oder durch persönliche Sympathie mit einem ins Unglück gerathenen Herrscherhause bestimmen lassen, sich zu welfischen Führern aufzuwerfen. Eben so giebt es zweifellos Andere, die freilich durch diese Motive nicht getrieben werden, die vielmehr, wenn es sich lediglich um ihre persönliche Neigung handelte, nicht auf welfischer Seite stehen würden, die aber über den Rechtspunkt nicht wegkommen können, die Thronbesteigung des Herzogs von Cumberland als die einzige mit dem einmal bestehenden Recht vereinbare Lösung ansehen und deshalb die Aufwerfung der Frage, ob man sie wünschen oder nicht wünschen solle, gar nicht zulassen. Aber beide Gruppen zählen naturgemäß ihre Vertreter überwiegend in den höher gebildeten Kreisen. Die große Masse läßt sich stets durch ihr eigenes Interesse bestimmen; und so beruht auch die Stärke der welfischen Bewegung meines Erachtens nicht auf den bezeichneten Grundlagen, sondern sie stützt sich ganz überwiegend auf die Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Verhältnissen. Es liegt einmal menschlich nahe, daß man eine Besserung unbefriedigender staatlicher Zustände in erster Linie von einer Aenderung an der

Hosted by Google

Spitze des Staates erwartet; solche Stimmung ist deshalb stets der empfänglichste Boden für legitimistische Regungen, die den Gedanken des Rechtes halb bewußt, halb unbewußt als Aushängeschild benutzen. Die Mehrheit der jüngst abgegebenen welfischen Stimmen rührt von Leuten her, die unter allen Umständen für eine oppositionelle Partei stimmen wollten und in dieser Lage dem welfischen vor dem sozialdemokratischen Kandidaten den Vorzug gaben. Daher kam auch der gleichzeitige Rückgang der sozialdemokratischen Partei. Schon in Hannover spiegelt sich Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit der allgemeinen politischen Lage im Sinken und Anschwellen der welfischen Stimmen. Wie viel mehr gilt Das für Braunschweig! Besondere Sympathien für das hannoversche Königshaus haben hier niemals bestanden; und Ereignisse, wie der Verfassungbruch und die Vertreibung der Göttinger Sieben, konnten unmöglich dazu beitragen, sie ins Leben zu rufen. Man hatte sich seit Jahrzehnten an den Gedanken gewöhnt, daß das Land demnächst mit Hannover vereinigt werde, und hatte sich in dieses Schicksal gefunden; aber so wenig man 1866 den Sturz des Königshauses bedauerte, so wenig würde 1884 die Bevölkerung in ihrer großen Mehrheit besonderes Widerstreben an den Tag gelegt haben, wenn es sich darum gehandelt hätte, eine andere als die welfische Dynastie zu begründen. Das Einzige, worauf man Gewicht legte, war die Erhaltung der staatlichen Selbständigkeit; und man machte kein Hehl daraus, daß die preußischen Steuern und die preußische Bureaukratie zwei Dinge seien, denen man um Alles in der Welt fern zu bleiben wünsche. Wurde deshalb eine Annexion an Preußen entschieden abgelehnt, so ist auch der daneben wohl aufgeworfene Gedanke einer Stellung als Reichsland niemals aus dem Nebel theoretischer Erörterung herausgetreten.

Ist, wie ich sagte, der Nährboden der welfischen Bewegung überwiegend die Unzufriedenheit mit den vorhandenen Zuständen, so entsteht die weitere Frage nach dem Grunde dieser Unzufriedenheit. Nun braucht man in unserer heutigen Zeit in Deutschland eigentlich nicht nach solchen Gründen zu suchen, denn sie liegen leider mehr als genügend in unserer allgemeinen inneren Politik. Aber es giebt in Braunschweig doch noch besondere Umstände, die in diesem Sinne wirken. Man hat ja oft Preußen die Fähigkeit abgesprochen, moralische Eroberungen zu machen; und in der That, wenn es eines Beweises hierfür bedürfte, so wäre er in Braunschweig geliefert. Gleich der erste Akt, mit dem das preußische Regiment nach dem Tode des Herzogs sich einführte, war ein geradezu unerhörtes Benehmen. In der Nacht vom siebenzehnten zum achtzehnten Oktober 1884 war der Herzog fern in Sibyllenort gestorben und schon im ersten Morgengrauen, bevor die Nachricht bekannt geworden war, wurde eine Proklamation des Generalmajors von Hilgers angeschlagen, die sich in nichts von einer solchen unterschied, in der einem er-

Hosted by Google

oberten Lande mitgetheilt wird, daß von jetzt ab sein Schicksal durch die Entscheidung des Siegers bestimmt werde. Fühlte doch sogar der sofort zusammengetretene Regentschaftrath sich veranlaßt, hiergegen Protest einzulegen, indem er zum Ausdruck brachte, daß es eines solchen Auftretens nicht bedurft habe, um die gesetzliche Erledigung der Thronfolgefrage zu sichern. Zweifellos hatte man in militärischen Kreisen geglaubt, auf welfische Unruhen gefaßt sein zu müssen, und deshalb für nöthig gehalten, jedem solchen Versuche von vorn herein durch äußerste Schneidigkeit entgegenzutreten. Aber welche Leute mögen es gewesen sein, die solche Berichte nach Berlin erstatten konnten! Wäre damals schon der Ansatz zu einer welfischen Partei vorhanden gewesen, so hätte sie den denkbar günstigsten Boden gefunden. Aber nicht allein war Das nicht der Fall, sondern der Herzog selbst hatte das Seinige gethan, daß die Mißstimmung sich nicht in diese Bahn ergießen konnte, da er, entgegen den von berufenster Seite abgegebenen Erklärungen, der Herzog habe der Stadt Braunschweig einen Theil seines Vermögens vermacht, weder ihr noch dem Lande das Allergeringste zugewandt hatte. Obgleich die Regirung das Testament bis zur Erledigung der Reichstagswahl geheim zu halten suchte, war doch die Enttäuschung der Bevölkerung durch den letzten Willen des Herzogs ein wesentlicher Grund für die Eroberung des ersten Wahlkreises durch die Sozialdemokratie.

Seitdem haben die militärischen Behörden diesen Faden weiter gesponnen. Wenn man 1893 Reserveoffiziere ernsthaft verwarnte, weil sie als Mitglieder des nationalliberalen Parteivorstandes nicht blindlings für die Militärvorlage eintraten, sondern den Antrag Bennigsen unterstützten, wenn ein preußischer Regimentskommandeur sich über einen Beamten beschwerte, weil er ihm die Unzulässigkeit des Reitens auf den Promenadenwegen in höflichster Form vorgehalten hatte, wenn ein als Reservist eingezogener Polizeibeamter geschuhriegelt wurde, weil er außerhalb seiner militärischen Stellung die Offiziere nicht gegrüßt hatte, so waren Das nur einzelne typische Fälle, in denen sich die Neigung zum Prätorianerregiment kundgab, die aber selbst einer so loyalen Bevölkerung, wie der braunschweigischen, allmählich das Blut erhitzte. Aber den militärischen Behörden hat sich die preußische Eisenbahnverwaltung würdig angeschlossen. War früher eine Art Boykottirungsystem geübt, um den Verkauf der Eisenbahnen an Preußen zu erzwingen, so hatte man nun in Braunschweig gehofft, mit diesem Opfer wenigstens die Behandlung auf gleichem Fuß mit den preußischen Landestheilen zu erkaufen. Aber diese Hoffnung wurde enttäuscht; und nicht allein die Handelskammer, sondern auch der Landtag hat der allgemeinen Unzufriedenheit mit einer Schärfe Ausdruck gegeben, wie man sie bei diesen zahmen und friedlichen Körperschaften nicht erwarten sollte. Ja, man beschränkt sich nicht darauf,

Hosted by Google

die Interessen der Bevölkerung mit Füßen zu treten, sondern man scheut in neuester Zeit selbst vor Beleidigungen der Behörden nicht zurück. Daß die Eisenbahnverwaltung in ihren zahlreichen Prozessen bisher recht selten der siegreiche Theil gewesen ist, wird von unbefangener Seite als Beweis dafür angesehen werden, daß sie nicht selten ungerechte und unbillige Ansprüche mit Hartnäckigkeit verfolgt hat. Wenn die Eisenbahnbehörde umgekehrt darin eine Ungerechtigkeit der Gerichte sieht, so mag man ihr diese Anschauung lassen, so lange sie sie still im Schrein ihres Herzens verbirgt; aber wenn sie offen die Richter, die ein ihr ungünstiges Urtheil gefällt haben, der Parteilichkeit beschuldigt, wenn sie alle Mitglieder eines Senates des Oberlandesgerichtes aus dem Grunde als befangen ablehnt, weil sie in einer anderen gegen sie entschiedenen Sache mitgewirkt haben, so ist Das ein Verfahren, das man einem rabiaten Prozeßquerulanten nachsieht, das aber, von einer Staatsbehörde angewandt, geradezu unerhört ist.

Ich glaubte, den Lesern einige Angaben thatsächlicher Art zu schulden, um mein vorhin ausgesprochenes Urtheil nicht ganz ohne Beweis zu lassen; zu näherem Eingehen in solche Dinge ist hier nicht der Ort.

Aber bildet auch diese allgemeine Unzufriedenheit den Nährboden, wie ich es nannte, für die welfischen Bestrebungen, so müßten doch auch Pflanzen vorhanden sein, die in diesem Boden wachsen, und Das können nur Umstände sein, die zu der Frage der Herrschaftform und der Person der Herrschers eine unmittelbarere Beziehung haben. Nun ist wohl zweifellos jedes Provisorium, jeder Zustand, von dem man weiß, daß er nur ein Uebergang sein soll, etwas Unerfreuliches; und je länger er dauert, desto mehr wird sich, zumal wenn schon an sich Stoff für Unzufriedenheit vorhanden ist, die Neigung entwickeln, den provisorischen Charakter des Zustandes als solchen für die empfundenen Mängel verantwortlich zu machen. Das trifft auch in Braunschweig zu. Wenn man die Leute fragt, was für Uebelstände denn eigentlich durch das Provisorische der jetzigen Verhältnisse herbeigeführt würden, so erhält man wohl niemals eine klare Antwort, und es wäre in der That schwer, sie zu geben. Aber es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, daß man eine endgiltige Ordnung herbeisehnt, und in der That bedeutet ja ein dauernder Uebergangszustand einen inneren Widerspruch.

Im Zusammenhang hiermit kommt dann endlich auch die Persönlichkeit des Regenten selbst in Betracht. Gegen ihn werden eigentliche Vorwürfe von keiner Seite erhoben, ja gerade die Welfen haben sogar stets mit Nachdruck betont, daß Prinz Albrecht seiner Stellung durchaus gerecht geworden sei, und erkennen ein besonderes Verdienst darin, daß er niemals den Versuch gemacht habe, den Charakter seiner Regirung als einer bloßen Vertretung des eigentlich Berechtigten zu verdunkeln. Und doch steckt hier ein erheblicher

Hosted by Google

den Wunsch weiter Kreise, die Regentschaft durch eine dauernde Ordnung ersetzt zu sehen, ja, wenn man genau nachdenkt, so handelt es sich um ein Moment von stark tragischer Bedeutung, das wohl verdient, nachdrücklich hervorgehoben zu werden.

Wenn nämlich die Welfen die Zurückhaltung des Regenten loben, so darf man nicht verkennen, daß von anderer Seite gerade aus ihr ein gewisser Vorwurf hergeleitet wird; man beschuldigt den Prinzen, daß er kein Interesse an dem Lande nehme, ihm innerlich fremd geblieben sei, und findet darin — mit Rücksicht darauf, daß die Einwohnerschaft ihm in ganz besonders freudiger Weise ihre Sympathien entgegengebracht habe — sogar eine gewisse Undankbarkeit, die nun wieder eine Abkühlung jener Sympathie zur Folge gehabt habe. Schon das erste Auftreten des Prinzen gab Anlaß zu solchen Gefühlen. Wenn er bei seinem feierlichen Empfange auf die ihm gewidmeten warmen Begrüßungworte entgegnete: „Ich stehe hier im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers", so wird man ohne Mühe verstehen, daß man zwischen dieser Aeußerung und einem kalten Wasserstrahl eine gewisse Verwandtschaft entdeckte: war in ihr doch deutlich genug gesagt, daß eigene Neigung für den übernommenen Beruf den Bestimmungsgrund nicht gebildet habe. Dem Anfang entsprach der Fortgang. Als bei der Forderung einer Erhöhung der Civilliste dieser Anspruch damit begründet wurde, daß der Prinz streng zwischen seiner privaten und seiner Regentenstellung unterscheide, daß er die Civilliste durchaus nur für Ausgaben der zweiten Art verwende, aber nicht geneigt sei, darüber hinaus aus eigenen Mitteln Opfer zu bringen, mußte man sowohl die Gerechtigkeit dieses Standpunktes wie die Richtigkeit der beigebrachten Rechnung anerkennen, — und trotzdem fand man in dieser kaufmännischen Behandlung der Frage etwas Ernüchterndes, Kühles, Fremdes. Aehnlich liegt es bei der den weitaus größten Theil des Jahres dauernden Abwesenheit des Regenten; man kann nicht behaupten, daß sie zu einer Beeinträchtigung der Regirungthätigkeit Anlaß gebe, sieht aber doch in ihr einen Beweis dafür, daß der Prinz an dem Ergehen des Landes, in dem er so selten weile, keinen besonderen Antheil nehme.

Sind diese Vorwürfe begründet? Ich sprach von einem tragischen Moment und finde es an dieser Stelle. Tragisch nennen wir ein Schicksal, wenn der Held Etwas thut, das wir bedauern und das eine befriedigende Lösung verhindert, wenn er aber doch nicht anders handeln kann, ohne andere, gleichwerthige Pflichten zu verletzen. Das liegt hier vor. Ich bin überzeugt, Prinz Albrecht wird das Bedauern der Bevölkerung über seine Zurückhaltung völlig verstehen, — und doch sieht er gerade in ihr die ernste Pflichterfüllung. Nichts hätte für sein Zartgefühl verletzender sein können, als wenn in welfischen Kreisen der Argwohn Boden gefaßt hätte, er beabsichtige, in Braunschweig

Hosted by Google

für sich und seine Familie ein warmes Nest zu bereiten, nachdem er den gesetzlich berechtigten Thronerben verdrängt habe. Deshalb aber mußte für ihn von Anfang an die Erwägung in erster Linie stehen, gerade einem solchen Argwohn keine Unterlage zu bieten, und diesen Zweck konnte er nur erreichen durch ein Auftreten, das den nicht welfischen Elementen der Bevölkerung als unfreundlich erscheinen mußte.

Es ist überhaupt eine — wenngleich in weiten Kreisen verbreitete, so doch — irrige Auffassung, daß bei der Unterstützung der Regentschaft des Prinzen Albrecht durch die maßgebenden preußischen Faktoren die Absicht vorgelegen hätte, in Braunschweig eine neue Dynastie zu gründen. Ich leugne nicht, daß ich selbst Das früher geglaubt habe, und in der That schienen gewichtige Gründe dafür zu sprechen. Wollte man die Welfenherrschaft beseitigen, so konnte man Das, falls man von einer Annexion an Preußen und der Schaffung eines Reichslandes absah, nur durch Einsetzung eines anderen Herrscherhauses. Dem standen offenbar die allergrößesten rechtlichen und politischen Schwierigkeiten entgegen, aber wenn man überhaupt den Versuch machen wollte, sie zu überwinden, so konnte der einzige Weg nur der sein, daß man Thatsachen schuf, die schließlich stark und zwingend genug wurden, um die Fesseln des formalen Rechtes zu sprengen und politische Bedenken zu besiegen. Eine Thatsache dieser Art war vor Allem neben einer gewissen Dauer des zunächst als Uebergang betrachteten Verhältnisses der eigene Wunsch der Bevölkerung. Ich sagte vorhin, daß man sie als quantité négligeable betrachte; aber Das gilt nur so lange, wie es dem Interesse der maßgebenden Personen entspricht. Wollen diese Personen Etwas erreichen, so giebt es einen vorzüglichen Stützpunkt, wenn man sich auf das dringende Verlangen des Landes selbst berufen kann. Wollte man diesen Feldzugsplan verfolgen, so mußte offenbar der zu seiner Durchführung ausersehene Regent suchen, sich die Sympathien der Bevölkerung in dem Maß zu erwerben, daß schließlich nach zehn oder zwanzig Jahren ein möglichst einstimmiger Beschluß des Landtages die Ueberführung des provisorischen in einen definitiven Zustand forderte. Ich habe schon vor mehreren Jahren Gelegenheit gehabt, von berufener Stelle zu hören, daß ein solcher Plan niemals vorgelegen hat. Ist Das aber richtig, so kann ich, sofern man trotzdem die Beseitigung des Welfenhauses wollte, in der Einsetzung der Regentschaft beim besten Willen keine vorausschauende Politik entdecken, denn wenn man einen Baum erzielen will, so thut man nicht gut, erst Schößlinge zu pflanzen, die man später wieder auszureißen beabsichtigt, sondern man muß gleich von Anfang an das richtige Reis nehmen und sich festwurzeln lassen: dann wird man nach fünfzehn Jahren schon einen werthvollen Stamm besitzen.

Was wird jetzt werden? Diese Frage wird in neuester Zeit wieder

Hosted by Google

mit besonderem Eifer erörtert, zumal, nachdem für den Prinzen der kürzlich erfolgte Tod seiner Gemahlin einen menschlich verständlichen Grund geschaffen hat, seine Stellung aufzugeben. Von den verschiedensten Seiten hört man, daß er erklärt habe, nicht nach Braunschweig zurückkehren zu wollen, und mehrfach wird in dem Prinzen Adolf von Schaumburg, dem Schwager des Kaisers, der Mann gesehen, der berufen sei, zunächst als Regent und später vielleicht als Herzog einzutreten. Eine Unterstützung für diese Vermuthung sieht man darin, daß seit dem Beginn des Winterhalbjahres die Neffen des Prinzen, die Söhne des Fürsten von Schaumburg-Lippe, hier wohnen und die Schule besuchen; vor einigen Monaten ging sogar das Gerücht, die Gemahlin des Prinzen Adolf sei hier gewesen und habe tief verschleiert das Schloß besichtigt, — als ob die Entscheidung von der Frage abhinge, ob die künftigen Wohnräume den Herrschaften gefielen! Es ist nicht zu leugnen, daß verschiedene Umstände eine baldige Entscheidung wahrscheinlich machen. Man will wissen, daß der Herzog von Cumberland seinem Vater auf dem Totenbett versprochen habe, niemals auf Hannover zu verzichten. Ist er durch ein solches Versprechen verhindert, eine Erklärung dieser Art abzugeben, die von Preußen nicht entbehrt werden kann, wenn es seinen Widerspruch gegen die Thronbesteigung aufgeben will, so liegt es nahe, an den Ausweg zu denken, daß der Herzog zu Gunsten seines Sohnes auf sein Thronrecht verzichtet; dieser ist durch kein Versprechen gehindert, die von Preußen geforderte Erklärung abzugeben, und steht auch den Ereignissen von 1866 freier gegenüber als sein Vater. Aber auch für die Stellung Preußens ist Das von Bedeutung. Betrachtet man den Verzicht auf Hannover als Vorbedingung für die Thronfolge in Braunschweig, so ist, streng genommen, eine endgiltige Ausschließung des Welfenhauses niemals möglich, denn die Verweigerung jener Erklärung bildet ein Hinderniß nur für die jeweilig zur Regirung berufene Person, läßt aber die Möglichkeit offen, daß spätere Generationen ihren Frieden mit Preußen machen. Dagegen kann man nicht einen Zustand, der begrifflich nur als Uebergang Sinn und Bedeutung hat, Jahrhunderte hindurch bestehen lassen. Es liegt deshalb nahe, den Abschluß in der zweiten Generation zu fordern, d. h. sich auf den Standpunkt zu stellen, daß freilich außer dem unmittelbar Berechtigten auch noch dessen Sohne die Entscheidung offengehalten werde, daß aber, wenn auch er sie nicht treffen will, ein Dauerzustand geschaffen werden müsse. Von beiden Gesichtspunkten aus ist deshalb ein wichtiger Zeitpunkt die Volljährigkeit des Prinzen Georg, des ältesten Sohnes des Herzogs von Cumberland. Und dieser ist am achtundzwanzigsten Oktober eingetreten.

Auch noch ein anderer Umstand scheint einer baldigen Erledigung günstig. Man hat mancherlei Anhaltspunkte für die Annahme, daß der

Hosted by Google

Kaiser persönlich einer Verständigung mit dem Welfenhause nicht abgeneigt ist. Dafür spricht nicht allein die Rückgabe des Welfenfonds, sondern vor Allem eine Begegnung zwischen den beiden fürstlichen Häuptern in Wien beim Begräbniß des Erzherzogs Albrecht. Wenn hier der Kaiser den Herzog nicht allein traf, sondern ihn mit Handschlag begrüßte, so kann man daraus schließen, daß das zwischen ihnen bestehende gespannte Verhältniß bereits eine Art Regelung erfahren hatte. Daß trotzdem bis jetzt eine formelle Verständigung nicht erfolgt ist, glaubte man, sich durch eine Rücksichtnahme des Kaisers gegen Bismarck erklären zu können; denn daß der erste Kanzler eine endgiltige Beseitigung des Welfenhauses wollte, steht wohl außer Zweifel. Nach dem Tode Bismarcks ist dies Hinderniß gehoben. Vielleicht ist allerdings die zu Ungunsten des Prinzen Adolf erfolgte Erledigung der lippischen Thronfolgefrage für die Verständigung mit dem Herzog von Cumberland insofern nachtheilig geworden, als der Kaiser, wie es scheint, den lebhaften Wunsch hat, seinem Schwager einen Fürstenthron zu verschaffen, und jetzt geneigt sein könnte, an Braunschweig zu denken.

Uebrigens hat sich durch die Volljährigkeit des Prinzen Georg eine Verschiebung der Verhältnisse vollzogen, auf die in den welfischen Blättern mit Nachdruck hingewiesen wird, während sie in anderen Kreisen noch keine Beachtung gefunden zu haben scheint, die aber unter Umständen von großer Bedeutung werden kann. Nach dem Regentschaftgesetz ist die dort angeordnete Art der provisorischen Regirung — zunächst durch den Regentschaftrath und dann durch die Wahl eines Regenten in der Landesversammlung — neben der Behinderung des erbberechtigten Thronfolgers am sofortigen Regirungantritt noch weiter von der Voraussetzung abhängig, daß nicht sofort nach der Thronerledigung ein nach Maßgabe der Verfassung berechtigter Regent, d. h. der nächstberechtigte regirungfähige Agnat, die Regirungverwesung übernimmt. Ein solcher war 1884 nicht vorhanden; oder wenigstens waren die an sich berechtigten Personen (in erster Linie der Herzog von Cambridge) nicht geneigt, ihr Recht auszuüben. Anders läge es dagegen jetzt, wo in dem Prinzen Georg ein solcher Agnat vorhanden ist. Sollte deshalb Prinz Albrecht seine Regentschaft niederlegen und nach dem Regentschaftgesetz „eine Wiederholung der Wahl in gleicher Weise" stattfinden müssen, so läßt sich nicht ohne Grund behaupten, daß jetzt zunächst das agnatische Recht einzugreifen hätte, d. h. daß Prinz Georg befugt wäre, durch Uebernahme der Regentschaft alles Weitere zu erledigen. Da der Bundesrathsbeschluß vom zweiten Juli 1885 gegen ihn nicht ergangen ist, so würde man sich auch nicht auf diesen Beschluß berufen können, um einen solchen Anspruch auszuschließen, es würde vielmehr, um diesen Erfolg zu erreichen, mindestens eines wiederholten Beschlusses bedürfen und dadurch eine Zuständigkeit des Bundesrathes zum Eingreifen begründet werden, deren politische Tragweite nicht zu unterschätzen ist.

Hosted by Google

Was zum Schluß die Stellung der Bevölkerung zu dieser Frage anlangt, so ist, wie sich aus der Zahl der welfischen Stimmen in Verbindung mit den vorhin angeführten Umständen ergiebt, der Wunsch, durch die Thronbesteigung des Herzogs von Cumberland oder seines Sohnes geordnete staatsrechtliche Verhältnisse hergestellt zu sehen, zweifellos jetzt wesentlich stärker geworden, als er vor einigen Jahren war; und da dieser Wunsch weit über die eigentlichen welfischen Kreise hinaus getheilt wird, so darf man ziemlich sicher behaupten, daß eine solche Erledigung am Meisten willkommen geheißen werden würde. Die Kandidatur des Prinzen Adolf findet im Lande recht geringe Sympathien, weil man in dem lippischen Thronfolgestreit auf der Gegenseite stand und das nach dem Spruch des Schiedsgerichtes vom Kaiser an den Prinzen gerichtete Telegramm entschieden mißbilligte. Vor Allem aber macht es böses Blut, daß einzelne preußische Zeitungen davon sprechen, der Kaiser habe seinen Schwager für den braunschweigischen Thron bestimmt, und dadurch die Auffassung zu vertreten scheinen, als ob die Entscheidung in dieser Frage nicht dem Lande selbst zustände, sondern ihm durch äußere Macht genommen werden solle. Man benutzt nicht ohne Erfolg von welfischer Seite dieses Auftreten der Zeitungen, um gegen Vergewaltigung zu protestiren; und wenn man bedenkt, daß nach ausdrücklicher Bestimmung des Regentschaftgesetzes die Wahl des Regenten dem Landtage übertragen ist, so muß es verletzen, dieses Recht bei Seite gesetzt und das Land als eine Sache behandelt zu sehen, über die ohne seine Mitwirkung einfach verfügt wird.

Wie die verworrenen Verhältnisse demnächst einmal ihre Klärung und Ordnung finden werden, ist zur Zeit noch nicht mit irgend welcher Wahrscheinlichkeit zu sagen; aber daß solche Zustände gerade vom Standpunkt des monarchischen Gefühles durchaus bedauerlich sind: diese Auffassung wird sich jedem unbefangenen Beurtheiler aufdrängen.

Braunschweig. W. Kulemann.

Hosted by Google

Unsere Ideologie.*)

Meine früheren Artikel haben gezeigt, daß Reinhold, wenigstens den Worten nach, unter dem transszendentalen Beistande der hegelschen „Idee", sich eine optimistische Ideologie gestattet, neben der sogar die Programme des utopistischen Kommunismus — und diese beginnen selbst, sich zu ernüchtern — fast ledern erscheinen können. Reinhold spricht, wie schon nachgewiesen, von „Wundern", die seine „Idee" verrichten werde; nach ihm vermag die Idee den bösen Weltwillen „zur Umkehrung und Verneinung seiner selbst, zu dem unglaubhaften und doch wahren Zustand zu bringen, wo die Vorstellung (Idee) dem Willen den Dienst kündigt, wo die edle Sklavin den Herrn überwindet". Niemand hätte hiernach so wenig Berechtigung, dem Sozialismus irgend welcher Richtung ideologischen Optimismus vorzuwerfen, wie Reinhold selbst. Dennoch besteht seine Taktik dem „Gelehrten-Sozialismus" gegenüber wesentlich darin, uns mit den Staatsromantikern und mit dem träumerischen Kommunismus in einen Topf zu werfen. An einer Stelle behauptet Reinhold wörtlich: „Die utopistische Phantasie der Dichter und Reformer, die abstrakte Theorie des politischen (revolutionären) und gelehrten Sozialismus haben es sich leicht gemacht und frischweg die unendliche Steigerung der Idee behauptet." Diese Behauptung ist nach ihrem sachlichen Inhalt einfach unwahr; die Idee hat Reinhold einen Traum angethan, die an blauen Wundern fruchtbare „Idee" blieb ganz Reinhold überlassen; wir haben weder überhaupt noch „frischweg" die Steigerung, geschweige die unendliche Steigerung der „Idee" behauptet. An und für sich ist ja wohl jede Theorie mehr oder weniger „abstrakt"; und wenn unser Sozialismus überhaupt nur theoretisiren und nicht vielmehr auf Grund der empirischen Sozialwissenschaft und Nationalökonomie sich mit den größten praktischen Sozialreformaufgaben der Zeit beschäftigen würde, so könnten wir ja den Vorwurf der „abstrakten Theorie", so vag und leer er ist, mit Gelassenheit hinnehmen. Ein anderes Gesicht erhält aber der Vorwurf dadurch, daß unsere „abstrakte Theorie" zur Umsturzträumerei gestempelt und der staatsromantischen und sozialrevolutionären Ideologie gleichwerthig an die Seite gestellt wird. Gegen diese Unterstellung eines Mannes, der die Mission der theoretischen Vernichtung des Gelehrten-Sozialismus übernommen hat, dürfen wir in diesen Tagen hochgehender Rückwärtsströmungen nicht schweigen. Der Gelehrten-Sozialismus ist von den Kommunisten der Sozialdemokratie nicht eben zart behandelt worden. Er konnte sich Das leicht gefallen lassen, ohne von der Abwehr viel Aufhebens zu machen. Wir haben die gewaltige Bedeutung selbst der

*) S. „Zukunft" vom 1., 8. u. 22. Oktober 1898.

Hosted by Google

sozialistischen Ideologie so wenig herabgesetzt wie etwa diejenige, welche Rousseau, die Encyklopädisten und die Physiokraten für die Emanzipation des Dritten Standes als Vorläufer der ersten Revolution gehabt haben. Gegenüber der Bestrebung, uns die revolutionären Ideologen an die Rockschöße zu hängen, um den „cant“ der praktischen Sozialreform aus der Welt zu schaffen, dürfen wir nicht eben so still sein.

Wollte ich mit der Einrede der Inkompetenz operiren, wie es Reinhold uns gegenüber versucht hat, so könnte ich mir die Sache sehr leicht machen. Wer wenigstens mit Worten so im „praktischen Optimismus“ der „Idee“ schwelgt, wie Reinhold es in der nachgewiesenen Weise wirklich gethan hat, dürfte sich nicht gerade beklagen, wenn man ihm sagte, er solle es unterlassen, mit Steinen zu werfen, da er selbst im Glashause sitze. Reinholds Lichtgestalt der Idee ist jedoch, wie ich schon gezeigt habe, so ätherisch und überirdisch, daß sie selbst durch Glasscheiben ohne jedes Klirren ins Weltall verfliegt; sein praktischer Optimismus ist die leerste Schönrednerei. Ich habe also doch kein Recht zu der auf den ersten Blick so nah gelegten Einrede der Inkompetenz; und auch den Schein sophistischer Klopffechterei möchte ich vermeiden. Ich habe dagegen allen Grund, eine ganz andere Ideologie, nämlich das pessimistische Phantasiren Reinholds, sehr ernst zu nehmen; nicht, weil es mehr der Wirklichkeit der sozialen Dinge entspräche als die sozialoptimistischen Hirngespinnste, sondern, weil es eine von Erschütterung und Umsturz freie Weiterentwickelung der geschichtlich gegebenen Gesellschaft in entgegengesetzter Richtung noch ungünstiger beeinflussen könnte, als es durch jene sozialromantischen und sozialrevolutionären Phantastereien geschieht, die uns Reinhold ankreidet. Er stellt im metaphysischen Schaumschlagen selbst eine abstrakte Theorie auf, die nur als pessimistische Ideologie charakterisirt werden kann. Diese Ideologie kann, wenn sie in die Praxis der Staats- und Geldmächtigen übersetzt werden würde, recht unheilvoll wirken, ganz abgesehen davon, daß in der strengen Konsequenz des nach Reinhold die Welt beherrschenden Willensatomismus unabweisbar der Anarchismus liegt.

Eine besondere Ausführung über „Sozialismus und soziales Entwickelungsgesetz“ wird genauer zeigen, daß wir nicht in „abstrakter Theorie“, sondern in konkretester Erörterung das größte Problem, das zu unserer Zeit der praktischen Volkswirthschaft gestellt und nach der unentfliehbaren Nothwendigkeit des sozialen Entwickelungsgesetzes von der Geschichte selbst auf die Tagesordnung gesetzt ist, nach seiner realen Bedeutung angefaßt haben. An dieser Stelle habe ich unsere Auffassung nur im Allgemeinen zu skizziren. Die seit der ersten französischen Revolution zum vollen Durchbruch gekommene kapitalistische Organisation der Volkswirthschaft gilt uns als die relativ vollkommenste Ordnung, die von der Volkswirthschaft bis jetzt erreicht worden ist.

Hosted by Google

Wir halten sie noch nicht für ausgelebt, was wenigstens ich seit dreißig Jahren wiederholt nachdrücklich betont habe; große Reste älterer wirthschaftlicher Ordnungen bestehen fort und sie werden nach meiner Ansicht nie ganz verschwinden. Reinhold weiß Das; denn er sagt, in wohlgefälliger Uebernahme einer Stelle meines „Kapitalismus und Sozialismus", wörtlich: „Der Kapitalismus bedeutet nach der Ausführung Schaeffles kulturgeschichtlich einen ungeheuren ökonomischen Fortschritt der Menschheit, und zwar in erster Linie dadurch, daß er dem Grundgesetz der Wirthschaftlichkeit eine selbständige Vertretung sichert, rein ökonomische Motive als organisirende Kraft in die soziale Produktiongemeinschaft einsetzt, dann dadurch, daß er auch die übrig bleibenden sonstigen Formen gemeinsamer Güterbildung und Güterverwendung: Familienwirthschaft, Staat, Gemeinde-, Kirchen-, Schul- und Vereinsverbände, zu einer rein ökonomischen Gebahrung nöthigt... Die Produktivkräfte sind nur zur höchsten Steigerung zu bringen dadurch, daß ihnen durch individuelle Freiheit und soziale Impulse die wirthlichste Selbstindividualisirung überlassen wird." Reinhold fruktifizirt diese Stelle, die er sogar in einem Separatabdruck verbreitet wünscht, gegen den gelehrten Sozialismus. Er vergißt dabei nur, daß die selbe Auffassung auch in beiden Auflagen meines „Bau und Leben" festgehalten ist. Der Kapitalismus bleibt von uns als gewaltiger Fortschritt der Geschichte anerkannt. Die Frage des praktischen Sozialismus ist nur, ob nicht vom geschichtlich gegebenen Boden der kapitalistischen Volkswirthschaft aus „die Produktivkräfte durch individuelle Freiheit und soziale Impulse zu wirthlichster Selbstindividualisirung" noch in weit höherem Grade angeregt werden können, als es heute zutrifft, ob nicht Kapitalvergeudungen und Arbeitlähmungen stattfinden, die vermeidbar sind. Einen Fortschritt über den Kapitalismus hinaus giebt es für mich wenigstens nur in der Richtung, daß auch in den Massen mit einem gesteigerten Interesse an der Produktivität der Arbeit der soziale Impuls gesteigert wird, für Alle zusammen noch höhere Produktionerträge zu erreichen, als es jetzt durch bloße Profitsucht und Verlustgefahr des Kapitals gesichert ist, und dazu eine Vertheilung der Früchte aller Produktiongemeinschaften zu gewinnen, bei der „die Bejahung des Willens zum Leben" oder, wie wir einfacher sagen, auch der Trieb der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung am Besten fährt. Von dieser Linie ist meine Auffassung auch nicht um Haaresbreite in der Richtung auf ideologischen Kommunismus jemals ins Schwanken gerathen und darum bin ich in Beziehung auf Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit prinzipiell auf dem Boden der bestehenden Gesellschaft und beim eigensten Wesen des wirklichen Menschen stehen geblieben. Wie schief dagegen die Ebenen sind, auf die Reinholds abstrakte Theorie gerathen ist und gerathen mußte, werde ich leicht zu zeigen vermögen.

Nur dann wäre es eine müssige Spielerei gewesen, die Frage der

Hosted by Google

Weiterbildung der kapitalistischen Gesellschaftordnung in der Richtung größerer Wirthlichkeit für Arbeit und Kapital aufzuwerfen, wenn diese Ordnung als die letzte und höchste Stufe sozialer Produktiongemeinschaft anzusehen und als solche auch anerkannt wäre. Aber weder das Eine noch das Andere ist der Fall. Der privatkapitalistische Betrieb, der unserer bestehenden Volkswirthschaft das Gepräge giebt, erscheint so wenig wie früher die patriarchalen und feudalen Organisationformen als fehlerfrei. Wir haben, unabhängig von der marxischen „Kritik des Kapitals" und von Lassalles Vernichtung der „Bourgeois-" und „Kommerzienraths-Nationalökonomie", die Fehler geprüft und sie vom Standpunkt wirthschaftlichster Gestaltung der sozialen Produktion- und Einkommenprozesse zugeben müssen; wir haben unleugbare Gebrechen, die immer schärfer hervortreten, die bei dem thatsächlichen wie entwicklungsgesetzlich nothwendigen Umschlage der Konkurrenz ins Monopol immer fühlbarer werden, immer größere Gefahrenfür die Volkswirthschaft unmittelbar, mittelbar auch für den Staat und das ganze ideelle Volksleben herbeiführen, nur nicht vertuscht. Dabei ergab sich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit der Weiterbildung der geschichtlichen Volkswirthschaft, jedoch immer nur in einer mit Beziehung auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vom Kommunismus sich immer weiter entfernenden Richtung.

Wie lagen denn thatsächlich die Dinge in der sozialen Gesetzgebung zu der Zeit, da der „Gelehrten-Sozialismus" mit seiner Kritik und mit all seinem „cant" praktischer Sozialreformen hervorzutreten begann? Darüber kann ich für meine Person mich kurz ausweisen. Als ich von der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre an als sozialwissenschaftlicher Schriftsteller mich an der Erörterung der Zeitfragen zu betheiligen anfing, hatte die ultraliberale Gesetzgebung ein privates und öffentliches Wirthschaftrecht geschaffen, das Reinholds Ideal des in alle Individuen zerstreuten absoluten Willens so weit entgegenkam, wie es überhaupt möglich war. Die anarchische Konkurrenz, ohne zureichende aus dem Gemeininteresse geschöpfte Streitordnungen, der wirthschaftliche Krieg aller Einzelnen gegen alle Einzelnen war so recht entfesselt. Man predigte von allen Dächern, daß daraus die reine Harmonie entspringen müsse; wer an Bastiat-Schulzes Glauben rüttelte, wurde in den großen liberalen Zeitungen geächtet. Diese dem sozialen Willensatomismus Reinholds völlig kongeniale Rechtsbildung konnten wir nicht billigen. Es war schon vor dreißig bis vierzig Jahren klar, daß der Krieg Aller gegen Alle in planloser Konkurrenz nur mit größter Disharmonie, mit dem Sieg der Mächtigeren, schließlich sehr weniger Mächtigsten, d. h. mit der Geldherrschaft des Großkapitals zugleich in der Volkswirthschaft und im Staat enden könne. Nicht die atomistische Zersplitterung, sondern die Zusammenlegung aller, auch der schwachen Kräfte, die Genossenschaft in privatrechtlichen und in öffent-

Hosted by Google

lichen Verbänden, praktischer Sozialismus im weitesten und besten Sinn des Wortes, war für Jeden gewiesen, der Augen hatte, zu sehen. In dieser Richtung bewegte sich meine Auffassung von meiner ersten wissenschaftlichen Schrift im Jahre 1856 an. Einen streitlosen und rivalitätlosen Zustand herstellen zu wollen, ist mir niemals eingefallen; wir dachten nur an eine Ordnung, die weniger Kapital vergeude als die wild losgelassene, immer „weiter wüstende" Konkurrenzanarchie und das Interesse an höchster Produktivität der ganzen Nationalarbeit in höherem Grade und allgemeinerem Umfang wecken und beleben würde. Auch eine öffentliche Produktiongemeinschaft, die kommen mag, habe ich ohne stärkstes Walten individueller Rivalität zwischen sämmtlichen Produktiontheilnehmern stets für die baare Unmöglichkeit gehalten und sie offen für eine solche erklärt.

Gegenüber der damals allein herrschenden Theorie des Sozialatomismus oder, wie wir es nannten, Ultraliberalismus und Individualismus ließen wir uns allerdings mit dem Schreckwort Sozialismus und Kollektivismus nicht bang machen. Wir durften nicht verkennen, daß schon der Kapitalismus mit seiner immer gewaltigeren Zusammenfassung von einzelnen Arbeitkräften und Sonderkapitalien zu großartig sozialen Produktion- und Umsatzkörpern längst weit über den Atomismus des Weidefressens der Thiere hinaus war, daß er schon fortgeschrittenste Wirthschaftgemeinschaft, daß er einen rechtlich freiwilligen, thatsächlich durch Profitstreben und Hungersgefahr erzwungenen Kollektivismus im weiteren Sinn des Wortes, daß er selbst schon hochgradige Produktiongemeinschaft darstellt. Die kapitalistische Produktiongemeinschaft trieb und treibt heute in der Jugendblüthe der Kartelle, der Ringe, der Bazare und anderer thatsächlicher Monopole der Kommassation ganzer Erwerbszweige entgegen, während der gemeinnützige Regulator des früheren, noch mehr kleinbürgerlichen Kapitalismus, die freie Konkurrenz, mehr und mehr dem faktischen Monopol, hiermit aber der ungeheuerlichsten, auch für legitime Könige auf die Dauer unerträglichen Geldherrschaft auf allen Gebieten des Volkslebens Platz macht, — und zwar mit immanenter entwickelungsgesetzlicher Nothwendigkeit Platz machen muß. Die vom illusionären Sozialismus gestellte Frage der Einführung öffentlicher Produktiongemeinschaft konnte unter solchen Umständen nicht einfach ignorirt werden. Es war vielmehr zu untersuchen, ob überhaupt, ob nicht wenigstens theilweise und schrittweise, immer aber ohne Umsturz auch öffentlichrechtliche — aber nicht staatliche — Produktiongemeinschaften denkbar seien, um die schreienden und wachsenden Mißstände einer ausschließend privatkapitalistischen Gesellschaftordnung mehr oder weniger zu überwinden und damit höhere Produktivität der Nationalarbeit nebst wirksamerer Vertheilung der Früchte der jetzt schon kapitalistisch privatrechtlichen Produktion- und Umsatz-

Hosted by Google

gemeinschaft, also mehr und bessere Bejahung des Willens zum Leben, allmählich herbeizuführen, und zwar mit Hilfe einer stärkeren, allgemeineren Belebung, nicht unter Ertötung der unvertilgbaren Grundtriebe menschlicher Natur. Dieses Problem mußte nach dem gewaltigen Ernst, der ihm von der Geschichte aufgeprägt ist, nach der Pflicht und mit dem Muthe der Wissenschaft angefaßt werden. Die große Aufgabe kann nur noch von „blinden Blindenleitern" der Nationen, nur von Jenen ignorirt werden, von denen Kant sagt, sie „glauben, mit Maulwurfsaugen mehr sehen zu können als aufrecht stehende Leute mit offenen Augen". Die Frage, ob das fortschreitende Auslaufen des Kapitalismus ins Monopol zu einer fast Alle und Alles bedrohenden Geldherrschaft führen soll, die in der Geschichte bisher immer den Anfang des Endes oder doch einen längeren Verfall der Nationen bedeutet hat, ob es nothwendig ist, den Weltdespoten volkswirthschaftlich und sonst immer „weiter wüsten" zu lassen, ob es nicht möglich wäre, die ungeheure Gefahr durch theilweise und nach wirklichem Bedürfniß langsam vor sich gehende, kein wohlerworbenes Recht verletzende Einführung öffentlicher — nicht staatlicher — Produktionkorporationen und Umsatzanstalten zu beschwören, nicht nur dem Verfall zu wehren, sondern weiterem wirthschaftgeschichtlichen Fortschritt die Bahn frei zu machen —: diese Frage ist heute noch viel unumgänglicher als vor vierzig Jahren, da wir sie zu diskutiren anfingen. Sie kann nach meiner unmaßgeblichen Ansicht von einer weiterblickenden Staatskunst, die über die Weisheit des Vogels Strauß hinaus ist, gar nicht mehr bei Seite geschoben worden. Mehr oder weniger öffentliche Zusammenfassung der produktiven Kräfte ist wenigstens nach einiger Wahrscheinlichkeit so unausbleiblich wie die immer machtvollere, unaufhaltsame Zusammenfassung durch eine bald schon zu riesigen Dimensionen angeschwollene Genossenschaftbewegung; wenigstens ist sie denkbar und diskutirbar. Nicht die sozialdemokratischen Lohnarbeiter, sondern die Großkapitale, die Geldkönige und die Riesenvermögen selbst scheinen von der Geschichte berufen zu sein, eine über sie hinausführende Volkswirthschaft unbewußt herbeizuführen. Da ist nichts abstrakte Theorie, sondern Alles handgreifliche Wirklichkeit.

Es ist jedoch kein „Medusenhaupt", dem die Wissenschaft und die Staatskunst hier ins Antlitz zu schauen haben. In der Volkswirthschaft würde nur kommen, was überall in anderen Bereichen des Volkslebens neben den Privatanstalten schon da ist und dort nur früher kommen mußte: mehr öffentliche Zusammenfassung der vereinzelten Kräfte für die Ausrichtung des wirklich auf öffentliche Gemeinschaft angelegten Theiles der verschiedenen Sozialfunktionen. Mir ist es heute noch weniger als vor einigen Jahrzehnten begreiflich, daß auch jene Schichten, die schon in der Stellung öffentlicher — akademischer, kirchlicher, pädagogischer, militärischer, kommunaler und civil-

Hosted by Google

staatsdienstlicher — Berufsarbeit stehen, bis zum Heulen und Zähneklappern sich vom Kollektivismus aufregen lassen. Dazu giebt der nicht illusionäre Kollektivismus, wenn er überhaupt durchdränge, um so weniger Anlaß, als der Prozeß seiner Verwirklichung ein sehr langsamer sein müßte und der Gang seiner reformatorischen Durchführung ein völlig schonender wenigstens sein kann. Die für die jetzt besser gestellten Schichten in Aussicht stehenden Verzichte auf Vortheile würden wahrscheinlich ein unendlich kleineres Uebel darstellen, als es vernichtende Umsturzversuche sein würden. Die Gefahren eines ungezügelt monopolistischen Kapitalismus sind selbst das größere Uebel; er läßt — den Fideikommißbesitz ausgenommen — kein Familieneigenthum auch nur bis in die dritte Generation hinein gesichert erscheinen, bedroht alle Klassen der Civilisation vom Staat bis zur Wissenschaft mit Knechtschaft gegen die Geldmacht weniger Millionäre und Milliardäre. Wenn der Staat selbst schon durch den Konstitutionalismus aufgehört hat, erblicher Privatzubehör einiger bevorzugter Familien zu sein, wenn die Beamten schon lange nicht mehr „servi majores“ und „servi minores“ sind, wie es die Ministerialen und Offizialen der Feudalzeit und der Frohnhöfe waren: was ist es denn, wenn das Gemeinwesen veranlaßt wird, auch den Massen des wirthschaftlich beschäftigten Volkes den Adel eines unmittelbaren, nach der Rangordnung der tüchtigeren Leistung bezahlten, nicht bureaukratisch und nicht staatlich, sondern selbständig und gut demokratisch eingerichteten öffentlichen Berufsdienstes mehr oder weniger zu verschaffen? Für die ruhige wissenschaftliche und staatsmännische Auffassung trägt wenigstens unser Kollektivismus kein Medusenhaupt. Die öffentliche wie die freigenossenschaftliche Sozialisirung des Hauptstammes jeder Art gesellschaftlicher Funktionen ist — so schloß ich meine Erörterung — an sich ein uralter, wenn auch noch auf keinem Gebiet vollkommen durchgeführter Prozeß. Sie bedeutet die Ueberführung wesentlicher Theile aller Arten sozialer Selbsterhaltungthätigkeit aus der früher ausschließend familienrechtlichen und privatrechtlichen Gestaltung in Institutionen des öffentlichen Rechtes, wohlgemerkt des öffentlichen, nicht nothwendig und allein des Staatsrechtes, womit der alberne Vorwurf fällt, daß der Kollektivismus nur centralistischer Staatskommunismus sein könne. In Kirche, Staat, Schule, Wissenschaft steht das Prinzip des Kollektivismus schon in leibhaftiger Wirksamkeit und in der Volkswirthschaft kommt es aus bestimmten Gründen (II 337 f.) nur später zum Durchbruch. Gälte es als Fortschritt, wenn alle Kleriker wieder auf die Selbständigkeit des Hausgeistlichen kämen, wenn alle Lehrer wieder Haussklaven oder Freigelassene oder „Schulknechte“, wenn alle Staatsbeamten wieder Ministerialen und Hofbediente werden sollten, d. h. wenn das reine und ausschließende Privat- und Familieneigenthum an sämmtlichen Sozialfunktionen wiederhergestellt werden würde? Wäre Das ein Fortschritt zur Freiheit und

Hosted by Google

nicht vielmehr ein ungeheuerlicher Rückschritt zur Unfreiheit? Wer Das verneinte und dann immer noch seine Kinder lieber Berufsbeamte als „freie" Lohnarbeiter im Privatdienst werden ließe, würde mit seinem Thun sein Reden Lügen strafen, mit dem Munde Individualist, in der Praxis Kollektivist sein.

Alles kommt nur darauf an, die Weiterentwickelung der Volkswirthschaft, welche Formen sie unter dem mitbestimmenden Einfluß weiterer Entwickelung der Technik auch annehme, sich ohne Umsturz vollziehen, namentlich aber die jedenfalls nur theilweise durchbrechende Weiterentwickelung auf die fortbestehenden Gebiete der bisherigen Wirthschaftordnungen günstig zurückwirken zu lassen. Reinhold hätte nur dann das Recht, uns „die Bekämpfung des Bestehenden" vorzuwerfen, wenn er uns beweisen würde — was er uns nicht bewiesen hat und gar nicht beweisen kann —, daß die Sonne des geschichtlichen Fortschrittes im mammonistischen Thal Ajalon zum Stillstand kommen müsse, daß der Kapitalismus das einzige Kind des Chronos sei, das der Vater nicht wieder aufzehren dürfe, daß die gepriesene alte Weisheit, wonach die Erhaltung nur als stetigliche Fortbildung — conservatio continua creatio! — statthaben könne, nur in unseren Tagen zur Narrheit geworden sei, kurz, daß die Geschichte darin bestanden habe, nichts, was Fortschritt heißt, geschehen zu lassen. Dann sind aber nicht nur wir, sondern auch alle produktiven Staatsmänner zuchthauswürdige Verbrecher gewesen und einer unserer besten Historiker, Droysen, war ein Thor, da er sagte: „In der Bewegung der sittlichen Welt die neuen Gedanken zu ahnen, auszusprechen, zu verwirklichen, ist die geschichtliche Größe; sie besteht darin, Namen zu geben der rollenden Zeit." Die Weiterentwickelung kann ohne Umsturz geschehen, die geschichtlichen Prozesse positiver Bildungen öffentlichen Rechtes können der nur verwüstenden Umwälzung entzogen werden und das ganze Bestreben des Gelehrten-Sozialismus ist darauf gerichtet, zerstörende Revolutionen zu verhüten. Dem bloßen Umsturz, dem allgemeinen Kladderadatsch haben wir von je her die Möglichkeit auch nur des geringsten Erfolges positiver, dauernder Neubildungen abgesprochen; darüber, daß auch die wüthendsten Revolutionäre nicht im Stande sind, die Gesellschaft auf einmal und für immer von unterst zu oberst zu kehren, brauchten und verdienten wir eine Belehrung durch Reinhold wirklich nicht. Solchen Wahnglauben haben wir nie gehegt, sondern nur darauf hingewiesen, daß Umsturzversuche zwar nie Neues schaffen, aber schon in Wochen und Tagen so ungeheure Zerstörungen anrichten können, daß man am Besten durch bewußte Fortbildung des Bestehenden ihnen vorbeugt. Diese Ansicht darf uns am Wenigsten Reinhold verargen, der einmal in Freiheit gesetzt gewesene Sklaven als blutlechzende Bestien bezeichnet. Auch nach unserer Ansicht kann die positive schöpferische Arbeit nur im Säuseln des Windes, in der milden Reformtemperatur gedeihen, aber dem fruchtbaren Schaffen

Hosted by Google

können Stürme vorangehen, die wir eben vermieden sehen möchten. Nach meiner ausgesprochenen und (2. A. II, 335) begründeten Ansicht ist unter allen konservativen Illusionen keine so trügerisch wie die, welche einem Mehr an öffentlicher Produktiongemeinschaft jede geschichtliche Möglichkeit deshalb abstreitet, weil der Kollektivismus Alles auf einmal auf seine Töpferscheibe setzen, überall auf einmal anfangen und daher im Ganzen scheitern müsse; vielmehr ist nur das Gegentheil hiervon denkbar und von uns gedacht worden. Nicht nur für die Masse der Arbeiter in Stadt und Land, sondern selbst für Millionen Kleinbesitzer, die Bauern nicht ausgenommen, daher auch für den Staat, namentlich den königischen, kann unabweisbar es ein Interesse werden, mit dem nicht illusionären Sozialismus sich abzufinden. Am harten Bauernschädel wird nur die revolutionäre Umsturzträumerei stets abprallen, nicht auch die von starken öffentlichen Gewalten vertretene Sozialreform.

Die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit von immer mehr freigenossenschaftlicher, aber auch von öffentlicher Produktiongemeinschaft hat sich für mein Denken zuerst aus der Anschauung einzelner Thatsachen ergeben, die sich vor unseren Augen eingestellt haben und immer weitere Steigerung erfahren. Ich vermochte dann aber die Eventualität einiger Ausbreitung kollektivistischer Bildungen um so weniger als Vorschwebung phantastischen Träumens rundweg abzuweisen, nachdem ich mich gefragt hatte, ob Gestaltungen öffentlicher Produktiongemeinschaft mit dem allgemeinen Gesetz der sozialen Entwickelung im Widerspruch stehen. Diese Frage vermochte ich um so weniger zu bejahen, je mehr ich mich mit diesem Gesetz beschäftigte. Die besondere Anwendung des allgemeinen Entwickelungsgesetzes — des Gesetzes sozialer Entwickelung durch auslesende Daseinskämpfe — auf das besondere Sozialgebiet der materiellen Güterversorgung, auf die Volkswirthschaft, schließt, wenn ich es richtig verstehe und anwende, das frühere oder spätere Weiterwachsen in öffentliche Produktiongemeinschaft hinein keineswegs aus. Die Nöthigung zur Wirthlichkeit ist eine allgemeine; je mehr man mit vorhandenen Kräften haushält, desto mehr steigt Das, was Jeder sucht, die Macht, zu leben und immer besser zu leben, für das Volk im Ganzen wie für die Einzelnen. Das Gebot der Wirthlichkeit tritt aber auf dem Gebiete der Herstellung der zum Leben nothwendigen Sachgüter, d. h. in der Volkswirthschaft, als die Nöthigung, mit möglichst geringen Kosten an Arbeit und an Kapitalssubstanz möglichst viel Ertrag und Einkommen zu erlangen, besonders drängend hervor. Die nie aufhörenden Kämpfe der Menschen mit der Natur in der Produktion wie die ununterbrochenen Erwerbskämpfe der Menschen unter einander um die Vertheilung der Güter fordern immer ausgedehntere und intensivere Zusammenfassung von Einzelkräften, immer mehr Arbeitstheilung und Arbeitvereinigung, immer höhere und weitere Gruppenbildungen. Der heutige Prozeß wachsender Konzentration

Hosted by Google

des Kapitals und das Auslaufen der Konkurrenz der Privatkapitale in Privat- und Genossenschaftmonopole ist nur die neueste, höchste Steigerung einer entwickelungsgesetzlich allgemeinen und nothwendigen Thatsache. Dieser Prozeß ist für uns kein Ergebniß abstrakter Deduktion nach dem logischen Dreitakt des Hegelianismus, auch nicht eine Folgerung aus der Mehrwerththeorie, sondern eine von der geschichtlichen Erfahrung bestätigte Wirkung des sozialen Entwickelungsgesetzes im Allgemeinen und der besonderen Anwendung dieses Gesetzes auf die materielle Güterversorgung, die Volkswirthschaft, den Sozialstoffwechsel. Sieg und Forterhaltung in den materiellen Daseinskämpfen sind bedingt durch die Bildung immer größerer Zusammenfassungen von Kapital und Arbeit; jede Jahrescampagne der Volkswirthschaft hinterläßt immer stärkere Wirthschaftmächte und nöthigt Alle zur Führung des Daseinskampfes mit immer größerer Macht, was nur von Einzelnen für sich allein, allgemeiner nur durch Vereinigung der Einzelkräfte, durch private oder öffentliche, aber immer gewaltigere Bestände an Produktionmitteln erreicht werden kann. Nie, auch nicht zur Zeit des dem Verfall entgegengehenden Alterthumes und des seinem Ende zueilenden Mittelalters, ist der Prozeß der Kapitalanhäufung so gewaltig und mit solcher reißenden Schnelligkeit vor sich gegangen wie in unseren Tagen.

Die positiven Gestaltungen, die aus der jetzigen Richtung der volkswirthschaftlichen Geschäftskonzentration hervorgehen werden, genau und im Einzelnen vorauszusagen, ist zwar so unmöglich, wie die Einzelvoraussicht in jeder früheren Phase der volkswirthschaftlichen Entwickelung es war; wir haben auch gar nichts prophezeit, obwohl Reinhold beflissen ist, uns und insbesondere mir durch die nach beiden Seiten unrichtige Zusammenstellung mit Engels das Zeichen falscher Prophetie anzuheften. Darum ist die scharfe Beobachtung, in der die Entwickelung jeder Zeit treibt, dennoch keine „müssige", geschweige frivole oder charlatanhafte Gedankenspielerei. Man kann nicht emsig genug beobachten, man muß immer aufs Neue beobachten, um nach den für jede Zeit gegebenen Umständen das richtige wissenschaftliche Licht für die gestaltende Politik zu gewinnen; mit Reinholds heiliger Pilgerreise und der hegelschen „Idee" als „einziger Wirklichkeit" ist da nichts zu erreichen. Im Einzelnen und Besonderen hängt außer von dem moralischen Niveau der Zeit unberechenbar Vieles von der Weiterentwickelung der Technik ab. Für die weiteren Triumphe der Technik ist aber heute noch kein Ende abzusehen. Ihre letzten großen Errungenschaften, Elektrotechnik und Telephonie, mögen einer größeren Decentralisation in der Gliederung der Geschäfte, einer räumlichen Wiederverknüpfung von Haushaltung und Produktionthätigkeit Vorschub leisten. Die selben Fortschritte der Technik können der häuslichen Beschäftigung vieler jetzt mehr oder weniger brach gelegten und vergeudeten weiblichen Arbeitkräfte, vielleicht auch der

Hosted by Google

genossenschaftlichen Gesammterhaltung bäuerlicher Kleinbetriebe und einiger Zurückhaltung von Händen selbst beim Großgutbetrieb sich günstig erweisen; es mag gelingen, mit Hilfe der genannten Errungenschaften der Technik und im Zusammenhang mit großer Reform des Wohnwesens der kleinen Leute die im Schwitzsystem schmachtenden hausindustriellen Arbeiter zu erlösen; relativ mag zerstreute Beschäftigung dem Fabrikbetrieb gegenüber wieder mehr an Ausdehnung gewinnen. Was aber auch die Technik weiter bringen mag, so wird dagegen die Oekonomik, der unentfliehbare Zwang zu größter Wirthlichkeit, ihren bisherigen Gang der Konzentration aller, auch der zerstreuten Beschäftigung, den Drang zu großgeschäftlichem Produziren und Absatz nicht rückgängig machen; die steigende Aufstapelung von Kapital und Arbeit wird durch alle weiteren Fortschritte der Technik, namentlich der Verkehrstechnik, nur noch zunehmen können. Je mehr relative Selbständigkeit aller Theilnehmer an größeren Produktiongemeinschaften wiedergewonnen, je mehr Einzelinteresse für die Gesammtarbeit in jedem Mitproduzenten erweckt werden wird, desto mehr mag Produktion in öffentlicher Berufsarbeit erforderlich werden. Mit gutem Grund richtet sich zur Zeit die nationalökonomische Aufmerksamkeit auf die thatsächlichen Monopole aller Art. Die Kartelle, Syndikate, Trusts u. s. w. haben unleugbar Lichtseiten; sie gestatten, die Kapitalsvergeudungen der Konkurrenzanarchie zu vermeiden und eine für Arbeit und Kapital wohlthätige Planmäßigkeit der Produktion zu erreichen. Sie steigern aber auch die Macht zur Ausbeutung der Lohnarbeiter und aller Konsumenten. Ob es der freien Gegenvereinigung der Lohnarbeiter in den Koalitionen und der Gegenvereinigung der Konsumenten in den Wirthschaftgenossenschaften allein und ausreichend gelingen kann, der monopolistischen Ausbeutung durch Wenige mit Erfolg die Stirn zu bieten, ist namentlich hinsichtlich des Preises der unentbehrlichen Sachgüter sehr fraglich. Die Monopole können da schon eine volkswirthschaftliche, geschweige politische und sonstige Nothwendigkeit ergeben, in der Richtung auf öffentliche Produktion weiter auszugreifen.

Diese ganze Auffassung habe ich angesichts der klaren Thatsachen zeitgenössischer Entwickelung vertreten. Im Licht der allgemeinen Entwickelunglehre habe ich das Koalitionwesen beider Klassen, die Kartell-, Trust-, Ring- und Bazarbildung, sowie die ganze bald unübersehbare Genossenschaftbewegung, den Drang einer nationalgenossenschaftlichen Zusammenfassung auch der Landwirthschaft aufzufassen und für die Praxis der Politik erfaßbar zu machen gesucht. Von müssiger Spielerei und metaphysischer Hirnweberei ist nicht die Rede, wenn für große Zeitprobleme praktische Lösungen gesucht werden. Phantastische Ideologie und praktischer Idealismus oder, wie Reinhold mißverständlich sagt, „praktischer Optimismus“ sind himmelweit verschiedene Dinge. Der praktische, den historischen Boden festhaltende Idealismus wird darin be-

Hosted by Google

stehen, für die in den Zeitgenossen schon lebendigen Interessen, für die zum geschichtlichen Fortschritte drängenden Bestrebungen klare Gedanken zu gewinnen, für die politisch gegebenen Probleme praktisch ausführbare Ideale zu formuliren, welche „die Wirklichkeit auf Distanz" bedeuten. Das muß umsichtig und kann von der Wissenschaft nur hypothetisch geschehen; selbst dem praktischen Staatsmann ist dabei große Reserve geboten und ich persönlich möchte die Methode des Experimentes, die Reinhold rechtfertigt, stets mit der äußersten Vorsicht in der Sozialpolitik angewendet wissen. Es kann nicht fehlen, daß der praktische Idealismus auch zu mehr oder weniger falschen Vorschlägen sich verirrt. Ich selbst lehne eine Reihe solcher Vorschläge ab, z. B. den Staatssozialismus, d. h. alle Verstaatlichung, so weit sie nicht unerläßliches Mittel für die eigensten Staatsfunktionen ist; Verstaatlichung und Veranstaltlichung sind für mich nicht gleichbedeutende Dinge; weiter das famose Miterbrecht des Staates am Privat- und Familieneigenthum; ich verwerfe jede maßgebende Verlegung der Sozialpolitik in die Finanz-, insbesondere in die Steuerpolitik; eben so die Nationalisirung des Grundeigenthumes, sei es nach den Theorien von Henry George und Flürscheim, sei es nach den praktischen Rezepten des ersten jüdischen Finanzministers im Buch Mosis I, 41 ff., ferner die Anwendung öffentlicher Zwangsbetriebsformen auch da, wo die freie Genossenschaft und die Privatunternehmung besser, eben so gut oder wenigstens leidlich den Dienst thun. Der Kritiker jedes Vorschlages in der Sozialpolitik hat aber die Pflicht, die Fehler auch zu erweisen und durch praktischere Vorschläge zu ersetzen. Das aber thut Reinhold mir gegenüber nicht. Keinen einzigen meiner kritischen Hauptanwürfe gegen den dem Monopol zueilenden Kapitalismus, keine der hypothetisch erörterten positiven Grundreformen und der dafür vorausgesehenen Folgen faßt Reinhold auch nur mit einem Worte an. Er müßte sie doch alle als Hirngespinnste zuvor dargethan und dafür die eigenen pessimistischen Träumereien als die volle Wirklichkeit erwiesen haben, ehe er sich gegen uns den Vorwurf erlaubt, daß wir frischweg die Steigerung der Idee ins Unendliche behaupten, d. h. daß wir mit der Sozialreform Phantasiesport treiben. Die Behauptung, alle Sozialisten seien Ideologen, auch diejenigen, die nach Reinhold eigentlich keine sind, genügt ihm: dixi! Bei solchem Andichten läßt es sich dann freilich leicht so darstellen, als ob unsere Sozialreform reiner cant, geräuschvoller Schwindel sei, daß wir uns als jedes positiven Gedankens baar, als impotent und bankerott, als Schön- und Bauchredner „leerer Worte" erwiesen haben. Reinhold unterstützt seinen Beweis unserer sozialpolitischen Nichtigkeit durch ein wohlberechnetes Manöver des Totschweigens. Mit keinem Wörtchen erwähnt er, daß ich auf die allgemeine Arbeiterversicherung, die selbst nach Reinhold nicht zum cant gehört, sowohl praktisch als theoretisch,

Hosted by Google

sowohl in der gesetzgeberischen als in der wissenschaftlichen Formulirung einen — urkundlich erweisbaren und Reinhold gewiß nicht unbekannten — Einfluß geübt habe. Meinen Vorschlag einer fundamentalen genossenschaftlichen Kreditreform nach dem Grundsatz der Verschuldungsgrenze, den ich zuerst gemacht habe, ignorirt er ebenfalls; von diesem Vorschlag hat selbst Herr Dr. Miquel im Landtage bemerkt, daß man nicht wissen könne, ob mir nicht die Zeit noch Recht geben werde.

Dürften wir auf ein langes Gedächtniß der Leser und Gönner Reinholds mit eben der Zuversichtlichkeit uns verlassen, wie Reinhold auf ihr kurzes Gedächtniß zu bauen scheint, so könnten wir uns die Quälerei abermaliger Widerlegung unserer angeblichen Ideologie einfach ersparen. Er sagt ja gelegentlich vor seinen Lesern selbst, daß wir nicht dem ideologischen Idealismus huldigen. Mir hat er wörtlich bezeugt, daß bei mir von „Ideologie" und „Professorenweisheit" nicht die Rede sei. Die Sozialdemokratie soll ich „tötlich getroffen", gegen sie „die ganze Wahrheit mit Feuerzungen geredet" haben. Reinhold kann sich mir gegenüber nicht dahinter verschanzen, daß die von ihm angeführte Stelle in meiner „Aussichtlosigkeit" sich finde, nicht aber in „Bau und Leben des sozialen Körpers". Ich habe auch früher nicht als „sozialreformfreundlicher und enthusiastischer Jüngling" geschrieben. Alle meine Einwendungen gegen die Illusionen des sozialdemokratischen Kommunismus, die von Reinhold verwerthet werden, sind schon in der ersten Auflage von „Bau und Leben" eingehend begründet, wovon der Leser durch den einfachen Blick auf die kurzen zugehörigen Schlußstellen sich überzeugen kann. Ich stand im zweiundvierzigsten Lebensjahr und war im Besitz einer reichen Anschauung des praktischen Lebens, als ich die erste Auflage schrieb, und habe, da ich mit fünfundsechzig Jahren mein Werk nochmals herausgeben konnte, kein Wort von meiner Auffassung zurückgenommen oder zurückzunehmen gehabt; selbst in der „Quintessenz des Sozialismus" hatte ich, obwohl ich da den Gedankengehalt des sozialdemokratischen Kollektivismus darzustellen und nicht zu kritisiren hatte, nachdrücklichst einen Kommunismus nach den Grundsätzen der utopistischen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit als unausführbare Träumerei behandelt. Ich bin nicht nur nicht mehr, ich war nie ideologischer Sozialist. Wäre ich es aber in der ersten Auflage gewesen, so wäre ich es auch jetzt noch, da ich in der zweiten Auflage den Standpunkt der ersten Auflage wörtlich — und ich will es gestehen: mit verstärkter Ueberzeugung — festgehalten habe. Nicht nur mir, auch Adolph Wagner muß Reinhold am Schluß einräumen, daß er ein ideologischer Sozialist gar nicht ist. „Zieht man," so sagt er, „das Fazit der Untersuchungen Wagners, so läßt sich die überraschende, von Niemand erwartete Thatsache feststellen, daß auch dieser gelehrte Kathedersozialist mit beiden Füßen auf dem Boden der historischen Gesellschaft steht und in fast

Hosted by Google

allen und jedenfalls in den entscheidenden Fragen über die Volkswirthschaft des Eigeninteresses nicht hinausgekommen ist.“ Annähernd richtig ist diese Bemerkung, überraschend aber kann das „Fazit“ nur Dem sein, der mit Vorurtheilen an Wagner herangetreten ist. Und Aehnliches gilt von Marlo, von F. A. Lange, der die Unausführbarkeit der staatsromantischen Ideologien ausdrücklich betont, endlich von John Stuart Mill, obwohl er dem St. Simonismus in seiner Jugend persönlich nah gestanden hatte. Mill stellt ja schließlich in dem Wort, das Reinhold selbst anführt, den nicht ideologischen Begriff der Freiheit entscheidend dem Kommunismus gegenüber und sagt: „Wenn eine Vermuthung gewagt werden darf, so scheint die Entscheidung hauptsächlich von der einen Erwägung abzuhängen, welches der beiden Systeme sich mit der größten Ausdehnung der menschlichen Freiheit und Entwickelung verträgt.“

Reinhold wärmt nun gegen den Gelehrten-Sozialismus eine Reihe von Vorwürfen auf, die oft abgewiesen sind und, was mich betrifft, bei dem flüchtigsten Blick auf ein paar Seiten der betreffenden Schlußausführungen meines Werkes sich als aus der Luft gegriffen erweisen. Ich nenne u. A.: die Insinuation panökonomistischer Ueberschätzung der materiellen gegenüber den ideellen Interessen, den Vorwurf sozialer Stegreifschöpfungen, den Vorwurf der Feindschaft gegen alles Privateigenthum und der Ausschließung alles öffentlichen Eigenthumes, das weder Staats- noch Kommunaleigenthum wäre, den Vorwurf, ein allgemeines Staats-Arbeitzuchthaus für Alle einrichten zu wollen, während ich doch auch für öffentliche Produktiongemeinschaften die Regulirung aller Preise durch fortdauernden freien Wettbewerb aller Arbeitkräfte nach dem sozialen Werth der individuellen Leistungen nachdrücklichst betont habe, u. s. w. Ich darf mich darauf beschränken, an den eigentlichen Unterscheidunglehren, an den Forderungen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit, an der Gemeinschaftidee nachzuweisen, daß wir und nicht Reinhold den Boden der geschichtlichen Gesellschaft unter den Füßen und die Natur des „wirklichen Menschen“ für uns haben. Vorläufig will ich nur noch Etwas sagen, das mich auch vor dem Verdacht schützen soll, als wollte ich durch erneute Abstandnahme vom illusionären Sozialismus den Gelehrten-Sozialismus vor den Augen mächtiger Sozialreaktionäre weiß waschen. Hätte ich, was zum Glück nicht der Fall ist, in der Theorie nur die Wahl zwischen sozialistischem Optimismus und kapitalistischem Pessimismus, so würde ich dem ersten den Vorzug geben. Was man von Reinholds abstrakt pessimistischer Theorie nicht sagen kann, gilt wenigstens von den Illusionären der sozialistischen Weltverbesserung. Der optimistisch ideologische Sozialismus ist nach Reinhold „eine der großartigsten Manifestationen der Idee“ und wieder nach Reinhold ist „der Optimismus die Quelle jeder schöpferischen That, der Pessimismus der Tod des aktiven Handels“. In der That haben die sozialistischen Utopisten eine gewaltige

Hosted by Google

Wirkung erzielt: sie haben die Massen mit Idealen erfüllt; sie haben gewaltige Triebkräfte für die praktisch mögliche Sozialreform erweckt. Rousseau und der physiokratische Leibarzt Ludwigs des Fünfzehnten, Quesnay, waren die optimistischen Ideologen der Emanzipation des Dritten Standes und sind dennoch Bahnbrecher der Bourgeoisie und des Kapitalismus geworden, obwohl Das, was Ideologie an ihnen war, nicht in die Wirklichkeit übersetzt wurde noch je übersetzt werden kann. Die alten Stände des ancien régime hatten das Recht, die Lehren des contrat social und der Physiokratie ideologisch abstrakte Theorien zu nennen; diese Ideologien haben dennoch mächtig dazu beigetragen, die alte Gesellschaft von Grund aus zu wandeln und ein neues, zuerst kleinbürgerliches, bald und nothwendig großbürgerliches, „bourgeoises" Zeitalter heraufzuführen. Deshalb darf man die Ideologien heutiger Wortführer des Vierten Standes auch nicht als Bagatelle behandeln; in abermals hundert Jahren — vielleicht früher, vielleicht später — kann in der civilisirten Welt ein Zustand eingetreten sein, der heute so wenig vorauszusehen oder auch nur zu ahnen ist, wie 1789 die jetzt herrschende kapitalistische Ordnung zu ahnen war. Dieser Zustand mag über den Kapitalismus als nicht utopistischer Kollektivismus eben so weit hinausreichen wie das kapitalistische Bürgerzeitalter über die Gesellschaft des alten vor 1789 bestehenden Gesellschaftzustandes. Von Allem, was Reinhold in seinem Buch geredet hat, ist mir am Unverständlichsten geblieben, daß er dem Sozialismus jede Zukunft abspricht, weil dieser durch die erste französische Revolution hätte durchdringen müssen, wenn er überhaupt möglich wäre. Die praktische Umgestaltung, die für die ideologische Umsturzbewegung der ersten Revolution ein halb bewußtes Ziel gewesen ist, nämlich die Emporhebung des Bürgerthumes neben und über den zwei alten Ständen, ist in hundert Jahren vollständig zum Durchbruch gekommen. Das sollte die heutigen Legitimisten des Dritten Standes lehren, daß auf Erden Alles vergänglich ist. F. A. Lange hat Recht, wenn er sagt: „Unter allen Träumen ist der thörichteste der, sich die Verhältnisse der Gegenwart verewigt zu denken. Der Traum eines Philisters, der auf die Ewigkeit unserer Zustände hauptsächlich aus der Regelmäßigkeit schließt, mit der er mittags seine Suppe auf dem Tisch findet, ist eben bedeutunglos, er ist ein Ergebniß passiver Gedankenlosigkeit, während die Träume eines Plato, Thomas Morus und der neueren Kommunisten doch wenigstens durch Gedanken hervorgerufen sind, die in der Menschheit niemals aussterben und die, obwohl sie niemals zu völliger Verwirklichung gelangen, doch auch niemals ohne Einfluß auf den Gang der Geschichte bleiben." Und Reinhold sagt es ja selbst: „Der Idealismus ist die Quelle jeder schöpferischen That, der Pessimismus aber der Tod des aktiven Handelns."

Stuttgart. Albert Schaeffle.

Hosted by Google

Schulbureaukratie.

Daß wir am Ende des neunzehnten Jahrhunderts leben, weiß Jeder. Und doch muß man es sich zuweilen mit besonderem Nachdruck sagen, weil man sonst glauben könnte, ins Mittelalter versetzt zu sein. Staunend greift man sich an den Kopf mit dem Ruf: Ist es denn möglich, daß heute Solches geschehen kann?

Aber was ist denn geschehen? O weiter nichts, als daß in den gesegneten Fluren des Leistenweins ein Schulmeister gehetzt worden ist, von seinem Inspektor nebst dessen Hilfstruppen. Was braucht man sich da weiter aufzuregen? Es wird ihm schon recht geschehen sein. Ist gewiß einer von der aufgeblasenen, widerhaarigen Sorte gewesen, die Alles besser wissen und selbst unseren Herrgott meistern will. Da ists durchaus nöthig, daß ein scharfes Regiment drüber kommt. Denn sonst — wohin kommen wir denn — u. s. w. u. s. w.

Das ist etwa die Rede des biederen Durchschnittsphilisters, der sich zuweilen in den fürs Leben nöthigen Aerger hineinsprechen muß. Diesmal freilich hat er sich ganz vergeblich ereifert. Denn der Lehrer, um den es sich handelt, ist nicht aus gewöhnlichem Holz geschnitzt. Deshalb verlange ich nicht etwa eine Ausnahmestellung für ihn. Gewiß nicht. Nur ein Wenig Verständniß für seine Art, sich zu geben und zu arbeiten. Das ist doch wohl das Wenigste, was man von einem christlichen Schulinspektor erwarten darf, daß er ein Herz hat für seine Lehrer; daß er jeden in seiner Eigenart zu nehmen weiß; daß er sichs angelegen sein läßt, mit Rath und That jedem beizuspringen, wo es im Interesse der Jugendbildung nöthig ist; daß er die Arbeitlust seiner Lehrer wach zu halten und zu steigern versteht. Wer Das nicht kann, wer nur den Herrscher, den Schulpapst herauszukehren vermag, Den sollte man lieber im Strafarbeithaus anstellen, als Aufseher für Sträflinge. Ein Schulinspektor, der sich vornimmt, seine „Methode" in der Schule durchzuführen, nach seinem Kopf allein Alles zu kommandiren, nach seiner Pfeife Alles tanzen zu lassen, ist sehr weit davon entfernt, der Jugend zu dienen und ihren Erziehern zu helfen. Er hat nicht den Geist Pestalozzis erfaßt. Die Schablone ist sein Ideal. Daß äußerlich Alles glatt geht, wie bei einer gut geölten Maschine, ist sein Stolz. Am Liebsten sind ihm die Lehrer, die keine eigene Meinung haben, im Gehorsam ersterben und Alles ohne Zögern willig ausführen, was befohlen wird. Wohl Denen, die sich so glücklich entwickelt haben, daß sie dem Gesetz der Anpassung auch in den schwierigsten Lagen gerecht werden können. Aber wehe dem Unglücklichen, der unter Mühe und Schweiß bestrebt war, sich eine eigene feste pädagogische Ueberzeugung zu bilden, sich ernstliche Gedanken über seinen Erzieherberuf

Hosted by Google

zu machen, seine Unterrichtsarbeit fort und fort genau zu überdenken, um den besten Weg für die Jugend zu finden, deren wahrhafte Förderung seine einzige Sorge ist. Er hat sich durchgerungen zu einem klaren Standpunkt; danach richtet er seine Arbeit ein; Das ist seine Lust, zu sehen, wie sicher die Kinder unter seiner Führung voranschreiten; Das hebt ihn und macht ihn innerlich frei in der Tretmühle der täglichen Kleinarbeit. Und doch wehe ihm? Ja, wenn er das Unglück hat, unter einem Inspektor zu arbeiten, dessen höchstes Ideal die Schablone ist, der sich damit brüstet: „In meinem Bezirk giebt es nur eine Methode, die von mir für richtig befundene. Alles Andere ist Ketzerei, muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Wer aber widerstrebt, Der soll schon zahm gemacht werden. Dafür ist ja die Temporaliensperre da. . .“

Sollte es aber wirklich solche Tyrannen geben? Sollte es möglich sein, daß am Ende unseres Jahrhunderts ein Schulinspektor sich einbilden könnte, daß er der methodischen Weisheit letzter Schluß sei und daß alle seine Untergebenen sich ihm zu beugen hätten? Der keine Ahnung davon hätte, welche Verwüstungen er mit solcher Tyrannei anrichten kann?

Ja, es ist möglich. In dem würzburger Schulstreit können wir diese Tragoedie verfolgen, den Kampf zwischen einer Inspektion, die es auf Herrschaft und Unterwerfung abgesehen hat, und einem Lehrer, der seinem pädagogischen Ideal nicht untreu werden will.*)

Fassen wir das Prinzipielle des Streites ins Auge, Das, was auch weitere Kreise interessiren dürfte, so treffen wir auf die große, ernste Frage, wie weit die Herrschaft des Staates auf dem Schulgebiet gehen dürfe. Diese Frage ist nicht neu; sie hat ihre Geschichte, die sich an die Namen Herbart, Fichte, Schleiermacher, W. von Humboldt, Mager und Dörpfeld knüpft. Sie hat auch unter der scharfen und eingehenden Beleuchtung dieser Männer ihre ausreichende Beantwortung gefunden. Ich möchte sie in folgende Punkte zusammenfassen: 1. Der Staat ist zwar der Schulherr und führt als solcher durch seine Organe die Aufsicht, aber seine Macht ist hier naturgemäß eine beschränkte, da sie auf die freiwillige Mitarbeit aller am Schulwesen betheiligten Organe angewiesen ist. 2. Diese freiwillige, aus innerer Lust geborene Mitarbeit kann sich nur da einstellen, wo hinreichender Spielraum für freie, individuelle Bewegung gegeben ist. 3. Deshalb wird der Staat als oberste

*) Ueber diesen Kampf berichten uns drei Schriften: 1. F. A. Schröder, Die Rechtsunsicherheit der Volksschullehrer und der Schulbureaukratismus. Leipzig, A. Hahn. 1898. 2. Dr. von Steidle, Die Wahrheit bezüglich des Falles Zillig in Würzburg. Würzburg, A. Göbel. 1898. 3. F. A. Schröder, Hofrath Dr. von Steidle und die Wahrheit im Fall Zillig in Würzburg. Leipzig, A. Hahn 1898. (S. auch die Kammerverhandlungen in München, April 1898; Stenogr. Bericht No. 420/21.

Hosted by Google

Centralstelle für die Verwaltung der geistigen Güter der Nation wohl die Ziele für die verschiedenen Schulgattungen feststellen, auf deren Zusammenwirken der Fortschritt der nationalen Arbeit beruht. Er wird auch stets nachprüfen dürfen, ob diese Ziele erreicht werden, aber ein direkter Eingriff in die Wege, die zu diesen Zielen hinführen, ist nicht zu empfehlen, weil dadurch leicht ein Zwang ausgeübt werden kann, der die Arbeitlust und Freudigkeit untergräbt und mancherlei Konflikte heraufbeschwört.

Leider hat der Thatendrang unserer Schulinspektionen nicht selten die Grenzen verwischt, die durch die Natur der Sache selbst gezogen sind. Er ist über die Grenzen hinausgedrungen in Gebiete, die ihm verschlossen sein sollten. Da darf man sich nicht wundern, wenn der Widerspruch sich regt. Denn je tüchtiger der Lehrer ist, um so schärfer schlägt sein pädagogisches Gewissen. Handlangern gegenüber braucht man nicht besorgt zu sein. Sie thun, was ihnen befohlen wird. Aber selbständige Naturen, die ihre Lebensarbeit mit Gewissenhaftigkeit, Treue und Einsicht vollziehen, fühlen sich gedrungen, die Befehle, die ihrer Arbeit von außen her eine bestimmte Richtung geben wollen, an der eigenen Ueberzeugung zu messen. Stimmt Beides überein, so wird es gehen. Stehen sie sich aber schroff gegenüber, dann wird der charaktervolle Lehrer widersprechen, wenn er nicht mit sich in Widerspruch gerathen will. Die Klugheit allerdings räth ihm, zu schweigen, aber sein Gewissen treibt ihn, zu reden. Eine einsichtvolle Inspektion wird Das auch willkommen heißen, — eine Inspektion, die sich auf Gründe und Untersuchung der Gründe einläßt. Sie wird dann leicht auch über manche Schärfen, ja Uebertreibungen des Lehrers hinwegsehen können, wenn sie nur die Ueberzeugung hat, daß er mit aller Hingabe seines Herzens für die ihm anvertraute Jugend sorgt, in Führung und Unterricht. Wenn freilich die Macht allein gebieten soll, dann verhüllt die Gerechtigkeit ihr Haupt. In dem würzburger Schulstreit ist es geschehen. Er ist ein typisches Beispiel dafür, wie der Bureaukratismus alles frische, selbständige Streben lähmt und dadurch die Sache schädigt, die er zu fördern meint. Kaum auf irgend einem Gebiet dürften seine verheerenden Wirkungen so verderblich sein wie auf dem des Schulwesens. In der Schule kommt es vor Allem auf den frei schaffenden und gestaltenden Geist des Lehrers an. Die schöpferische Thätigkeit des Lehrers ist das belebende Element, das durch rechte Aufsicht gestärkt werden soll, durch Machtsprüche von oben aber nur zu oft gelähmt wird. Solche Einsicht verlangen wir von der Schulbehörde. Selbst wenn im würzburger Schulstreit des Lehrers Verhalten nicht ganz einwandfrei gewesen sein mag, so liegt die Hauptschuld doch auf der Seite der Schulinspektion, die sich unfähig gezeigt hat, die Kraft des Lehrers Zillig an die rechte Stelle zu setzen, sie in rechter Weise zu fördern und im Dienste der Jugenderziehung zu voller Entfaltung zu bringen.

Jena. Professor Wilhelm Rein.

Hosted by Google

Die beiden Pilger.

Eine Felswand fiel mehrere hundert Fuß steil ab wie eine Mauer. Ungefähr in ihrer Mitte führte ein schmaler Pfad, gerade breit genug für eine einzige Person. Er war fast ganz in den Felsen hineingehauen und nur selten benutzte er einen schmalen natürlichen Vorsprung.

Das Gestein war nackt und braun. Aber zuweilen hing eine dünne Brombeerranke nieder und streifte den Hut des Wanderers. Diese Felsenwand zog sich wohl zwei Stunden weit hin. An ihrem Fuß dehnte sich ein Thal aus, das lachte. Da waren weite hellgrüne Wiesenflächen, zwischen denen sich der silberne Strom hinzog, und geradlinige Aecker, die braun oder goldgelb waren; und ganz weithin erhob sich schroff eine zweite Wand gegen den dunkelblau leuchtenden Himmel; auch sie war nackt und braun und nur oben war ein ganz dünner dunkler Strich gegen den Himmel, Das war der Wald. In der Mitte des Thals, an dem Strom, lag das Kloster, das aus braunen Steinen gebaut war und in dem Glocken läuteten.

Der Felsenweg durfte nur abwechselnd den einen und den anderen Tag von der einen und der anderen Seite begangen werden, damit sich nicht zwei Wanderer mitten auf ihm trafen; denn weil er zu schmal war, konnte Keiner an den Anderen vorbei; und es war auch nicht möglich, auf ihm umzukehren.

Nun gingen eines Tages gleichzeitig zwei Pilgersleute von den entgegengesetzten Seiten auf den Weg. Jeder trug einen Muschelhut, einen braunen Mantel und Sandalen; in der Hand hielt Jeder einen mit Eisen beschlagenen Pilgerstab. In der Mitte des Weges trafen sie einander. Da hing eine blühende Ranke herab, um die Bienen summten. Die Pilger blickten einander ins Auge und es fand sich, daß sie sich gleich sahen wie Zwillinge. Sie versanken in gegenseitige Betrachtung. Die Sonne stand in der Mitte des blauen Himmelsbogens und es blitzte viel in dem Fluß unten. Während sie einander ins Auge blickten, bemerkte Jeder, daß der Andere immer die selbe Bewegung machte wie er selbst, als ob der Eine immer des Anderen Spiegelbild sei. . . Und plötzlich wußten sie auch, daß Jeder vom Anderen Alles wußte und daß Das genau das Selbe war, was sie Beide in sich hatten und was ihnen früher geschehen war. Da wurde es Jedem klar, daß der Andere er selbst sei; und sie gingen mit zitternden Knien auf einander zu; aber in einer Spanne Entfernung blieben sie dann wieder stehen, denn Jeder spürte deutlich, daß der Andere genau ein wirklicher Anderer war.

Zwischen ihnen hing die Brombeerranke; und ihre Blüthen und zackigen Blätter zeichneten sich als Schatten auf der Wand ab.

Sie schwiegen lange und sahen einander traumverloren ins Gesicht. Und nach einer langen Weile tönte ganz dünn von unten herauf das Läuten der Klosterglocken; ihre Lippen bewegten sich leise zum Gebet, während sie eng, mit herabhängendem Arm, an die steile Wand gepreßt standen. Ein dünner Rauch, durchsichtig blau, kräuselte sich vom Kloster in die Luft.

Sie dachten auch, wie es wäre, wenn sie durch die Luft hindurchschritten, wie auf einer kristallenen Brücke, über das Thal mit dem Fluß, den Aeckern, dem Kloster, zum jenseitigen Gebirge.

Das aber quälte doch Jeden am Meisten: ob der Andere wirklich er selbst

Hosted by Google

sei oder wirklich ein Anderer; und wenn er er selbst, was er denn dann sei? Jeder wußte: sie waren gestern Abend bei frommen Leuten eingekehrt und dann waren sie heute früh mit einem Segensspruch weiter gewandert; er und der Andere, sie waren viele Monate gepilgert; sie hatten am Heiligen Grabe gekniet. Aber damals war es doch nur Einer gewesen, der Andere war noch nicht da; und wie war denn Das möglich, daß er ihn nicht hätte bemerken sollen?

Da hörten sie hinter sich ein leises, vorsichtiges Tappen, wie von Sandalen, und dann eine freundliche Stimme, die sprach: „Geh weiter, Brüderlein, geh vorwärts, Brüderlein." Hinter Jedem von Beiden stand wiederum ein Pilgersmann, der genau so aussah wie sie: in Muschelhut und braunem Mantel und Sandalen und mit langem, grauem Bart. Als alle Vier einander erblickten, glitt das Entsetzen über ihr Gesicht.

Und dann kamen weitere Pilger; und sie hörten wieder die Worte: „Geh weiter, Brüderlein, geh vorwärts, Brüderlein," — und es durchschauerte sie, während die freundliche Sonne vom Himmel lachte und unten geradlinige Felder lagen. Immer mehr Pilger kamen von beiden Seiten; „Brüderlein, Brüderlein" wurde von hellen, freundlichen Stimmen gerufen; und sonst war kein Laut in der klaren Luft... Kein Laut war in der klaren Luft.

Später erhob sich dann ein Murmeln, leise. Und es wurde überlegt. Dann wurde gegangen, auf einer kristallenen Brücke, die sich in einem hohen Bogen über das Thal mit dem blitzenden Fluß spannte. Viele Pilger gingen auf der kristallenen Brücke, Pilger mit grauen Bärten, Pilger, die vorsichtig ihre Füße setzten, um den Kristall nicht zu beschädigen. Einer dieser Pilger wagte lange nicht, seinen Fuß auf den Kristall zu setzen. Als der Letzte des Zuges schon weit hinaus war, faßte er sich endlich Muth; dabei hatte er aber ein trauriges Gefühl über die Bienen, die summten. Und dann kam das Thal so schnell zu ihm in die Höhe und die Felswand wurde neben ihm hochgerissen, daß er die Augen schloß, denn er meinte, er läge im Traum; und da er einen linden Schmerz im Herzen fühlte, freute er sich auf das fröhliche Erwachen auf einer Lagerstatt von duftendem Heu, wo unten mit Geräthen geraſſelt wurde.

Aber als er die Augen öffnete, war das Thal zu ihm heraufgekommen; nur die kristallene Brücke mit den übrigen Pilgersleuten schwebte hoch über ihm. Sie blitzte so stark, daß er es mit den Augen nicht aushalten konnte. Er selbst stand mit seinen Sandalen in einer blumigen Au und neben ihm war ein Ordensbruder in weißem Kleide. Dieser faßte ihn bei der Hand und sagte in freundlichem Tone: „Komm mit, Brüderlein;" und während er hinaufwies, zu der kristallenen Brücke mit den vielen Pilgersleuten, sagte er: „Sie kommen an, ja, sie kommen an." Er führte ihn in das Kloster, wo auf dem Hof, von dem mit Säulen geschmückten Kreuzgang umschlossen, viele Rosen blühten und Schmetterlinge flogen. Und auch der Pilger dachte: „Sie kommen an, ja, sie kommen an."

Und als er dann an der Abendtafel saß, neben dem Abt, der einen großen Ring mit einem köstlichen Stein trug, und an der Tafel die weiß gekleideten Brüder saßen, da erzählte er von seiner Pilgerfahrt, und wie es in Jerusalem gewesen sei. Und er war auch auf dem Libanon gewesen und hatte die Cedern Salomonis gesehen. Das waren hohe Bäume mit breiten Aesten ganz oben, unter denen es schweigsam war.

Paul Ernst.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Hohe Politik, kritische Randbemerkungen zum internationalen Leben der Gegenwart. Berlin, Hermann Walther. 1898.

Schon in der kurzen Zeit, die seit der petersburger „Friedenskundgebung" verstrichen ist, ist die Presse aller Länder und aller Parteischattirungen darüber einig geworden, daß diese Kundgebung völlig werthlos sei. Diese Ansicht wäre vielleicht zutreffend, wenn der Zar wirklich, wie man allgemein behauptet, schlechthin eine „allgemeine Abrüstung" forderte oder grundsätzlich nur darauf abzielte, „dem stetigen Fortschreiten der Rüstungen" ein Ziel zu setzen. Abrüstungsverträge oder ähnliche internationale Vereinbarungen wären allerdings bei der gegebenen Lage der Dinge eben so unsinnig wie erfolglos. Diese Wahrheit ist keineswegs neu; sie ist auch schon früher erkannt und selbst von Leuten, die durchaus nicht mit dem großen Strom der journalistischen Durchschnittsweisheit einherschwimmen, begründet worden. Aber steht denn der Zar auf dem Standpunkte, den ihm die „Organe der öffentlichen Meinung" fast ausnahmelos imputiren? In seinem Manifest spricht er doch ganz klar aus, daß es wesentlich darauf ankomme, zwischen den Mächten einen „wahren Frieden" zu etabliren, als dessen eben so natürliche wie höchst wünschenswerthe Konsequenz sich dann freilich eine „Abrüstung" in gewissem Maß ergeben kann und ergeben soll. Das Manifest ist also lediglich ein Appell an die Diplomatie, deren Beruf es ist, den Frieden auf eine positive Grundlage zu stellen und dafür zu sorgen, daß er nicht nur aus der Furcht des Einen vor der physischen Uebermacht des Anderen resultirt. Man verlangt von Petersburg her nichts Anderes als eine Reform der bisherigen diplomatischen Technik, die nachgerade höchst kümmerlich erscheint und nicht mehr auf der Höhe der Zeit steht, denn sonst würde die von dem Zaren in geradezu klassischer Weise gezeichnete, unsäglich tragikomische Trostlosigkeit des internationalen Lebens unmöglich sein, die kein Denkender verkennen kann oder etwa darum wird bestreiten wollen, weil die internationalen Verhältnisse stets eben so trostlose, mitunter noch elendere waren als jetzt. Von einer Diplomatie im heutigen Sinne des Wortes kann überhaupt erst seit dem sechzehnten Jahrhundert gesprochen werden, seit der Zeit, da den Menschen zum ersten Male das Bewußtsein kam, daß die Kulturmächte einander als gleichberechtigt anzuerkennen haben, und man von dieser Anschauung her dann allerdings nicht über den Gedanken hinausgelangte, daß es möglich sein müsse, eine bestimmte „Staatengesellschaftordnung" zu schaffen, ohne der Souverainetät oder der Entwickelungfähigkeit der einzelnen darin begriffenen Mächte auch nur im Entferntesten zu nah zu treten. Eine Formel für die praktische Verwerthbarkeit dieser „Völkerrechtsidee", die in Wahrheit die antike und mittelalterliche Welt von der modernen scheidet, konnten oder wollten die genialen diplomatischen Publizisten oder publizistischen Diplomaten, unter denen der Niederländer Grotius besonders glänzend hervortritt, nicht finden. Aber die Diplomaten hätten doch seitdem ein Vierteljahrtausend Muße gehabt, das Fehlende nachzuholen: statt aber auf dem Fundament weiterzubauen, das die Klassiker ihrer Zunft gelegt hatten, machten sie sich vielmehr daran, es allmählich wieder über den Haufen zu werfen. Die Schulung

Hosted by Google

der Diplomatie muß eine andere werden als bisher. Diese Schulung hat heute, wo abermals eine große Periode der Kolonisation- und Civilisationpolitik anzuheben scheint, mit der Tradition der Schule aus der zweiten Hälfte des ablaufenden neunzehnten Jahrhunderts ziemlich gründlich zu brechen und dafür wieder an die niederländische Renaissance anzuknüpfen, in der auch der Konkurrenzkampf der europäischen Völker im Hinblick auf die überseeische Politik den größten Staatsmännern die Solidarität der Kulturwelt zum Verständniß brachte und auf die man jetzt auch sonst in Kunst und Wissenschaft so vielfach zurückgreift. Mit viel mehr Fug, als vor ein paar Jahren Rembrandt dem deutschen Volk als Erzieher empfohlen wurde, kann sein Landsmann und Zeitgenosse Grotius den modernen Diplomaten als erzieherisches Vorbild hingestellt werden; im Geist dieses großen Meisters fortzuarbeiten, darf sich eine im besten Sinne des Wortes moderne Diplomatie nicht abhalten lassen: weder durch die publizistische Wissenschaft, die, seit jener klassischen Epoche fast durchweg streng von der praktischen Diplomatie gesondert, aus Kritiklosigkeit oder unwürdiger Liebedienerei vor den Machthabern die diplomatische Technik immer für so vollkommen erklärte, daß die Frage nach ihrer Verbesserung nicht gestellt, geschweige denn beantwortet zu werden brauche, noch durch das Treiben der Friedensapostel, die allerdings instinktiv die ganze Misere des internationalen Lebens herausfühlten und eine Umgestaltung verlangten, dabei aber in der That sich begnügten, so hohle, unbrauchbare Phrasen vom Stapel zu lassen, daß sie die gute Sache allgemein in Mißkredit brachten. Weil diese Art von Leuten schlechterdings nicht das Zeug in sich hatte, das eigentliche, technische Wesen der Sache zu begreifen und sie nach allen Seiten hin nüchtern auszudenken, darum soll nun erwiesen sein, daß es auch jedem Sachverständigen unmöglich sein müsse, in der fraglichen Hinsicht gesunde und brauchbare Gedanken zu Tage zu fördern. Das Manifest des Zaren verneint diese Frage: es wendet sich einfach an die Sachverständigen, um eine befriedigende Lösung des Problems herbeizuführen: nicht, weil die Friedensapostel Dem vorgearbeitet haben, sondern, weil trotz allen friedensapostolischen Faseleien eine Reform der diplomatischen Technik eben so ausführbar wie nachgerade unerläßlich erscheint. Es ist also klar, daß es sich bei diesem Problem nicht um Das handelt, was die Friedensapostel wollen, d. h. nicht um den ewigen Frieden, ein Postulat, das überhaupt nur durch eine geradezu tragische Verwirrung der Begriffe formulirt werden konnte; und auch nicht um eine Verallgemeinerung der Idee von internationalen Schiedsgerichten, die, wie jeder Schiedsrichter, niemals an ein formales Recht gebunden sind, sondern, gleichsam als Gesetzgeber des einzelnen Falles, nach ihrem eigensten subjektiven billigen Ermessen die Machtsphäre jedes einzelnen Staates bestimmen bezw. derjenigen eines anderen gegenüber beliebig abgrenzen können, sondern lediglich um die mit Hilfe eines „Staatengrundvertrages“ zu bewirkende grundsätzliche Stabilisirung des jeweiligen, seiner Natur nach zunächst nur thatsächlichen „status quo“, der dadurch zu einer „Rechtsordnung“ umzugestalten ist, daß man einen ordentlichen Staaten- oder Völkergerichtshof — im Gegensatz zu Schiedsgerichten — konstituirt, zur Entscheidung aller Meinungverschiedenheiten zwischen zwei Kontrahenten mit Bezug auf das objektive Recht des einzelnen konkreten Falles; und weiter darum, diese Stabilisirung von vorn herein nur für eine zeitlich genau begrenzte Frist zu berechnen, nach deren Ablauf dann grundsätzlich wieder

Hosted by Google

die bisherige Anarchie Platz zu greifen hätte, d. h. jede Macht nach wie vor, ohne sich dadurch eines formalen Rechtsbruches schuldig zu machen, ihre eigene Sphäre nach Gutdünken, eventuell auch auf dem Wege der Gewalt, also eines Krieges, bestimmen bezw. durch Einbruch in eine fremde Machtsphäre erweitern könnte, wenn sie es für erforderlich achtet, um ihre eigene Lebensfähigkeit zu erhalten oder ihre geschichtliche Sendung oder Das, was sie dafür ansieht, entsprechend zu erfüllen. Ein auf diese Weise zu schaffendes „periodisches Staatensystem", innerhalb dessen natürlich jede Verschiebung der bestehenden Verhältnisse durch Uebereinkunft der Interessenten zulässig ist und mit dem sich übrigens auch jede Regirung, selbst oder gerade wenn sie den status quo ansicht, befreunden könnte, weil sie ja dadurch handgreiflich darthun würde, ihn grundsätzlich als unabänderlich nicht anzusehen, — ist, rein juristisch gedacht, freilich nur eine halbe Maßregel, besonders, weil einem Staatengerichtshof niemals eine Exekutivinstanz, im eigentlichen juristischen Sinne, beigelegt werden könnte, um seine Urtheile etwa zwangsweise einem renitenten, souverainen Staat gegenüber zur Durchführung zu bringen; aber die Maßregel ist auch oder besonders diplomatischer, hochpolitischer Natur und als solche durchaus eine „ganze", vermuthlich außerordentlich erfolgreiche: es könnte, in diesem Sinne, durch den Staatengrundvertrag vereinbart werden, daß jeder Vertragsbruch einer kontrahirenden Macht einen casus belli gegen die vertragtreuen Kontrahenten bezw. einen casus foederis für diese dem Rechtsbrecher gegenüber bedingen soll, wie Aehnliches ja schon öfter in Allianceverträgen bestimmt wurde; es wäre ferner den Mächten damit endlich einmal, wenigstens zeitweilig, alle Veranlassung zu jenem Verfolgungwahnsinn genommen, zu dem sie jetzt noch in ihren Beziehungen zu einander besessen sind, so daß Einer dem Anderen schlechterdings nichts gönnt, weil er glaubt, daß dieser Andere immer Alles haben will; und es würde daher die eigentliche Bedeutung eines periodischen Staatensystems auf dem Gebiete der Staaten- und Völkerpsychologie liegen, mit der eine geläuterte hohe Politik vor allen Dingen zu rechnen hat. Ein eben so selbstverständliches wie wichtiges psychologisches Gesetz aber, das nicht nur für die Individuen, sondern auch für die Völker gilt, ist, daß die Rüstungen gegen Angriffe von außen her bei Jedem in dem selben Maß abnehmen, in dem die Wahrscheinlichkeit solcher Angriffe abnimmt. Mit einem periodischen Staatensystem würde also wenigstens theilweise eine allgemeine Abrüstung ohne jede besondere darauf gerichtete Abmachung angebahnt sein; und jedenfalls hätten „Abrüstungverträge" nur dann eine praktische Bedeutung, wenn sie sich an die Gründung von Staatensystemen anlehnen, da dann jeder Kontrahent in seinem eigensten Interesse bereit sein wird, einen solchen Vertrag nicht nur dem Buchstaben, sondern auch dem Geist nach zu erfüllen, und da ferner alle Kontrahenten, welche die segensreichen Wirkungen eines periodischen Staatensystemes an ihrem eigenen Leibe erfahren hätten, es sicherlich nur allzu gern nach Ablauf seiner Geltungdauer immer wieder, vermuthlich für immer längere Fristen, fortsetzen würden.

Das Ganze hat, wenn es auch begrifflich etwas Anderes bedeutet, doch äußerlich eine sehr große Aehnlichkeit mit dem bürgerlichen Gottesfrieden des Mittelalters, durch den die Kulturwelt einst ja auch, hauptsächlich in Folge psychologischer Wirkungen, aus dem Zustande des Faustrechtes in den einer festen, staatlichen Rechtsordnung übergeleitet wurde und der zunächst doch auch

Hosted by Google

lediglich gleichsam den formalen Zuschnitt des gesellschaftlichen Lebens betraf. Eben so würde durch eine solche temporäre völkerrechtliche Organisation den einzelnen Mächten nicht vorgeschrieben werden, was sie zu wollen bezw. als ihren geschichtlichen Beruf anzusehen oder bis wohin sie ihre Interessensphäre der der anderen Mächte gegenüber auszudehnen haben, sondern nur, in welcher Form sich die hohe Politik jedes Einzelnen bewegen soll, deren Inhalt zu bestimmen, lediglich die Sache jedes souverainen politischen Organismus von sich selbst aus ist und bleiben muß. Das periodische Staatensystem ist die Formel, bis zu der die Entdecker der Völkerrechtsidee nicht vorzudringen vermochten; und eine Diplomatie, die nicht versteht, mit dieser Formel zu operiren, sie praktisch im Einzelnen anzuwenden, steht nicht auf der Höhe der Zeit. Deshalb werden die von Petersburg her angeregten Konferenzen ergebnißlos verlaufen, wenn sich auf ihnen nur eine Anzahl von Dutzenddiplomaten, von Vertretern der hergebrachten, schablonenhaften, handwerksmäßigen Routine zusammenfindet. Zum Glück giebt es aber unter den Diplomaten manche, in denen wenigstens eine Ahnung von der gewaltigen Rückständigkeit der bisherigen hohen Politik aufzudämmern beginnt, und noch andere, die zum vollen Verständniß der hier entwickelten Anschauungen gelangt und eben so von der Nothwendigkeit wie Möglichkeit überzeugt sind, sie praktisch durchzuführen. Beschickt man die Konferenz mit Staatsmännern dieses Schlages, dann kann sie sehr leicht einen bedeutsamen Wendepunkt der Weltgeschichte bezeichnen, dessen Eintritt von jedem Einsichtigen lange erwartet werden mußte; denn in Erstaunen setzen könnte eine solche Wendung höchstens jene politischen Kannegießer, die nicht begreifen, daß der grundsätzliche „Internationalismus", richtig aufgefaßt, nicht nur geradezu gleichbedeutend mit einem gesunden „Nationalitätprinzip" ist, sondern auch in Wahrheit den direktesten Gegensatz zu dem verschwommenen Kosmopolitismus der Völkerverbrüderung-Enthusiasten darstellt; oder die famosen Konjekturalpolitiker, die vom Parterre nach der Diplomatenloge schielen und horchen, um die dabei für sie abfallenden, natürlich des geistigen Bandes entbehrenden Brocken als die Quintessenz aller Staatskunst weiterzugeben, nicht aber Jemanden, der sich durchaus auf den Standpunkt der praktischen Diplomatie stellt und die Aufgaben dieser Kunst für die moderne Zeit richtig erkennt. Als Beleg dafür darf sich gerade der Verfasser wohl ohne Ueberhebung auf seine kleine Schrift über die „hohe Politik" berufen, die fertig vorlag, ehe das Manifest des Zaren erschien, es aber, vor der Drucklegung, noch zu berücksichtigen vermochte. Es war eben längst mit voller Sicherheit zu erwarten, daß die im Vorstehenden dargelegten Erwägungen über kurz oder lang einen Ausdruck auch von amtlicher, autoritativer Stelle her finden würden; einigermaßen überraschen konnte nur, daß es gerade der Zar ist, der diese Aufgabe der Kulturwelt stellt. Aber im Grunde ist darin nur eine neue Bestätigung für die alte Erfahrung zu finden, daß die russische Diplomatie jeder anderen nicht nur an Verschlagenheit im machiavellistischen Sinne, sondern auch an wirkliche Weite und Tiefe des Ausblickes für die Forderungen der Zeit stellenweise erheblich überlegen ist. Dem Rüstungfieber kann, soll und wird durch die „Friedenskonferenzen" zunächst kein Einhalt gethan, wohl aber der Völkerrechtsidee etwas besser als bisher zum Ausdruck verholfen worden. Die Mächte, deren Diplomatie Das nicht

Hosted by Google

einsehen und danach handeln wollte, würden sehr bald, trotz allen Aufwendungen für militärische und maritime Zwecke, ins Hintertreffen gerathen. Gerade im nationalen Interesse wird jede Macht ihr Möglichstes zu einem praktischen Ergebniß der Konferenzen beizusteuern haben; und durch ein solches Ergebniß wird, wie gesagt, allmählich, gleichsam unwillkürlich, doch dem Militarismus zu Leibe gerückt werden und damit jede Macht die auf andere Weise gar nicht denkbare Möglichkeit erhalten, die Mittel flüssig zu machen, die erforderlich sind, um die großen Fragen der Zeit, namentlich die soziale, befriedigend, ohne den Umsturz aller bisherigen Kultur, zu beantworten und so den allerschwersten dem Bestande der modernen Staaten drohenden Gefahren vorzubeugen.

B. O. T. Schafter.

Der Heilige. Ein Drama in drei Akten. E. Ebering, Dramaturgisches Institut.

Unter allen künstlerischen Problemen erschien mir stets das Geschick der Unzeitgemäßen das tiefste. Darunter verstehe ich Alle, die nicht in jener Zeit leben, die ihrem Wesen entspricht und in der sie Großes zu leisten berufen wären: alle Vorgeborenen und Nachgeborenen. Der „Zufall der Geburt" zerstört hier viele edle Kräfte. Wie solche Menschen, die ihrer Zeit im Innersten fremd sind, doch ihr sich anzupassen suchen, will ich an einem Beispiel darstellen. Ich will zeigen, wie ein Mann, den glühende Aufopferungslust treibt, in unserer Zeit sich seine Mission sucht und findet. Frühere Jahrhunderte — die überaus Zufriedenen unserer Zeit nennen sie die dunklen — hätten ihn wohl zum religiösen Märtyrer gebildet. Er hat den religiösen Fanatismus Derer, die sich ein leuchtendes Ziel gestellt haben; er selbst bringt jedes Opfer und verlangt von dem Jünger das Selbe. Der Jünger ist eine Frau. Sie bringt ihm durch die Auslieferung eines entscheidenden Dokumentes, das sie durch arge List von ihrem Gatten erlangt hat, den Sieg: die glückliche Vollendung eines von ihm mit Kraft und Klugheit unternommenen Strikes. An einen duldenden Heiligen dachte ich, wie man sieht, nicht; wohl aber an einen jener Kämpfenden, die den Zorn und die Kraft hatten, denen kaum ein Mittel zu schlimmer Art war und die nun mit ihrem gewaltthätigen, auffaugenden Wesen in einem so sehr geänderten Leben stehen. Darin — im Widerspiel zwischen Mensch und Zeit — lag das Problem; und ob die versuchte Lösung die richtige war, haben die Leser nun zu entscheiden. Einstweilen nur die Leser; denn dem wahrlich nicht für den Buchhandel geschriebenen Drama hat bis jetzt keiner der Theatergewaltigen eine schützende Zufluchtstätte geboten. Ich verarge Das den Herren, die in unbeamteten Jahren so furchtbar „literarisch" waren, wirklich nicht. Ich weiß wohl, daß ihnen das „Weiße Rößl" und das „Liebe Ich" keine Zeit lassen, sich mit jungen Leuten zu beschäftigen, die anmaßend genug sind, ihnen mit Problemen und Versuchen zu kommen, statt, wie Klügere, in Börsenwitzen oder in den Fliegenden Blättern nach den Keimen zu suchen, die auch in der unvergleichlichen realistischen Aera im Geistesleben des deutschen Volkes so köstlich gedeihen.

Wien. Ludwig Bauer

Hosted by Google

Eine Warnung.

Wenn es nun zu einem Kriege zwischen Frankreich und England gekommen wäre? Der Faschoda-Zwischenfall zeigt, wie leicht es sich bisher unsere Bank- und Börsen-Optimisten machten, als sie gleichsam die goldene Zeit des ewigen Friedens angebrochen sahen. Erst in den letzten Wochen kamen Besorgnisse bei uns auf; man sagte sich, einzelne Führer der französischen Armee könnten ein starkes Interesse an einem die Erregung ablenkenden Kriege haben. Daß die Furcht so plötzlich entstand, sollte zum Nachdenken stimmen. Selbst arge Pessimisten glaubten nicht an einen Kampf zwischen England und Frankreich; dazu ist es ja nun auch nicht gekommen. Aber die Thatsache bleibt bestehen, daß in Falmouth unterseeische Minen gelegt, in Portsmouth elektrische Scheinwerfer aufgestellt wurden und das britische Marineamt mit den Schiffsgesellschaften Transportvereinbarungen getroffen hatte; auch waren die in London lebenden Franzosen schon von ihrem Konsul aufgefordert worden, sich zum Militärdienst bereit zu halten. Lange sah man in England nicht solche Kriegsvorbereitungen; und man darf nicht daran zweifeln, daß die Sache sehr ernst war, um so ernster, als ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich vielleicht noch zu lokalisiren wäre, während ein Krieg zwischen England und Frankreich ziemlich sicher zu einem Weltkriege führen müßte.

Was fingen aber in einem solchen Falle unsere Großbanken an? Die lebhafteste und meistseitige von ihnen wird bekanntlich schon lange eine Friedensbank genannt, weil sie, wie das Spottwort sagt, einen Krieg absolut nicht vertragen könne. Heutzutage würden aber bald auch die übrigen Institute in schlimme Verlegenheiten gerathen. Man braucht nicht zu fürchten, daß etwa ein run die Depositen-Abtheilungen stocken ließe — in dieser Beziehung scheint wenigstens an den ersten Stellen Alles sehr sorgsam vorgesehen zu sein —: was aber würde aus den ungezählten Millionen, die als Accepte in der Handelswelt cirkuliren und um deren Deckung es im Augenblick einer kriegerischen Ueberrumpelung zweifelhaft genug stehen könnte? Die Banken haben ihre Tratten einzulösen, einerlei, welchen Regreß sie nachher an deren Aussteller nehmen werden. Das ist eine alte Sorge, die schon seit Jahren von kritischen Köpfen erörtert wird, bei der bisher aber stets nur unser außerordentlich überspannter Waarenkredit in Frage kommen konnte. Jetzt ist der noch überspanntere Industriekredit hinzugetreten; und, wie hier schon betont wurde, die mit industriellen Obligationen vollgestopften Portefeuilles der Banken suchen auf jede erdenkliche Weise Entlastung. In einer gefährlichen Stunde würde also die finanzielle Lage durch in solchem Umfang früher kaum gekannte Engagements in technischen Geschäften aller Art verschärft werden. Ich wiederhole nur das Wort eines klugen Bankmannes, wenn ich sage, daß im Kriegsfalle außer Rothschild kein Mensch bezahlen könnte. Das ist in der Form vielleicht übertrieben, aber im Grunde wahrscheinlich ganz zutreffend.

Dabei darf man nicht einmal annehmen, daß ein zwischen England und Frankreich isolirter Krieg die Klemme bei uns weniger peinlich gemacht hätte. Im Gegentheil: so lange das britische Reich selbst außer Spiel bleibt, haben wir noch immer den größten Geldgeber zur Verfügung. Was in London aber schon die Möglichkeit einer internationalen Verwickelung bedeutet, haben wir jetzt gesehen. Wir haben eine englische Diskonterhöhung erlebt, weil die Direktoren aus Downing-Street ungünstige Faschoda-Nach-

Hosted by Google

richten empfangen hatten, und wir sahen auf diese Nachrichten hin die Bank von allen Seiten Gold heranziehen. Wäre nicht am Donnerstag die Meldung von einem fast sicheren Nachgeben der Franzosen gekommen, dann hätte der Diskont weiter erhöht werden müssen, — nicht etwa, um Goldverschiffungen z. B. nach New-York zu verhindern, sondern, um noch mehr Gold hereinfließen zu lassen. Trockene Zahlenmenschen haben in jenen Tagen noch immer vom new-yorker Wechselkurs gesprochen, während es doch ganz klar war, daß in Tagen, wo die Kriegsschiffe ihre Kohlenbestände auffüllen, auch die Bank ihre Goldvorräthe stärker als sonst vermehren muß. Zum Bezahlen im Kriege, in fremden Ländern, gehört eben Gold und es ist erst ein paar Jahre her, seit man die Häufung des russischen Goldschatzes allgemein auf Kriegsabsichten deutete. Bei der Fülle unserer heutigen Engagements wäre ein plötzliches Versiegen der englischen Geldquelle den deutschen Banken übel bekommen. Die ersten Spuren des Unbehagens waren ja schon sichtbar; und charakteristisch ist die Erklärung eines Direktors der Bank von England: in Wirklichkeit bestehe eine große Abundanz, die aber durch die allgemeine Zurückhaltung in Folge der Kriegsgefahr in Knappheit verwandelt worden sei.

Wenn die Verstimmung zwischen den Westmächten nur noch vierzehn Tage länger gedauert hätte, wäre sie auch dem kleinsten deutschen Fabrikanten fühlbar geworden. Die Banken von England und Frankreich hätten nur noch eine Goldpolitik gekannt, d. h. jeden Diskontosatz angenommen, der nicht etwa das Entnehmen von Sovereigns oder Napoléons hinderte, sondern auch noch so viel neues gelbes Metall wie irgend möglich verschaffte. Auch unsere Reichsbank mußte dann ihre Rate schnell erhöhen, damit die Zwanzigmarkstücke nicht weggingen. So wären Handel und Gewerbe zwischen zwei Feuer gerathen: in London und Paris hätten die berliner Banken, statt weiter zu empfangen, in Folge von Kündigungen noch zurückzahlen müssen und auf dem heimischen Markt hätte der Zinssatz die Waaren- und Betriebsgewinne mehr oder weniger verkürzt. Wer bürgt dafür, daß ähnliche Zwischenfälle nicht unversehens wieder eintreten? Deshalb muß endlich die Frage gestellt werden: Haben sich unsere Großbanken bei ihren rastlosen Geschäftsausdehnungen auch eine Rückzugslinie offen gehalten?

Jeder Deutsche, der sein Vaterland liebt, wird dessen technische und geschäftliche Entwickelung mit Stolz ansehen und dabei auch der Verdienste unserer Banken gedenken müssen. Man mag das Kapital noch so egoistisch nennen: es ist seit vielen Jahren in gewissem Sinne patriotisch geworden. Den ganzen Schatz ihrer Erfahrung haben unsere Finanzleute der Industrie zugewandt, sie haben mit ihr jede Sorge getheilt und jede Vorsorge fast allein ersonnen, bis dann endlich die Hüttenmänner und Großfabrikanten vom Bankwesen genug gelernt hatten, um sich mündig zu machen. Seitdem fehlt der Thatkraft, die unsere Arbeitmärkte nährt, die Hemmunginstanz. Die Hochfinanz steht nicht mehr über dem Ausdehnungdrang der Industrie, sondern ist nur noch deren Handlanger, — oft freilich ein Bischen in dem Sinn, wie Bismarck der Handlanger seines Kaisers war. Immerhin sind unsere Bankiers meist nicht mehr, wie einst, die über industrielle Geschäfte entscheidenden Faktoren, sondern nur noch die Geldgeber und Geldmacher. Sie werden da als Spezialisten in ihrer Branche eben so ausgenützt wie Chemiker, Mathematiker, Elektriker u. s. w. Wenn die Zeiten wieder schlechter werden und das Schwinden des Geldes wieder dessen Unentbehrlichkeit zeigt: erst dann

Hosted by Google

werden die größten Industriellen vielleicht wieder geneigt sein, ihre Bankdirektoren nicht mehr als Fachsimpler anzusehen, sondern sie als Berather zu schätzen.

Die Situation hat für die Industriellen sicherlich ja auch ihre Vortheile. Sie tragen die moralische Verantwortlichkeit für ihre Papiere nicht, sondern überlassen sie großmüthig den Firmen, die den Prospekt unterzeichnet haben. Zeigt sich dann später, daß ein Industrieunternehmen sich gewaltig überhoben und sein Kapital unter sehr kurzer Voraussicht auf vorübergehende große Aufträge vermehrt und beschwert hatte, so sinken natürlich die Kurse und die Dividenden. Dann kommt die wahrhaftige Presse, die sich von ihrem Gewissen gedrängt fühlt, dem „Volk" stets einige Namen hinzuwerfen, und erklärt: Diese Aktien haben die Firmen X und Y zu dem und dem Kurs herausgebracht. Als aber die Aktien so gestiegen waren, daß die Zeichner mindestens 100 Prozent Nutzen einsäckeln konnten, wurde den Emissionhäusern nie ein Extralob gespendet. Aber sobald es zu verdammen gilt, müssen sie daran glauben und die eigentliche Ursache, der rastlose Nachdruck der Industriellen, wird in keinem Blatt erwähnt. Man sollte lieber die Warnerstimmen beachten, die trotz der starken Beschäftigung unserer Industrie und den daraus entstehenden Lohnbesserungen doch von einer Ueberspannung des Bogens abrathen. Wer den Aufschwung und Niedergang einzelner Geschäftsperioden schon erlebt hat, weiß auch, daß in der Gründerzeit zwar ein gewisses Wohlleben der Arbeiter, viel mehr aber nach dem Krach ihr Elend sichtbar wurde. Und heute sind die Arbeiter in ungeheuren Mengen in großen Städten thätig, wo die Entlassung Tausender die erregten Sinne der Darbenden leicht auf die Häuser und Kassen der vom Schicksal Begünstigten hinlenken könnte. Sobald aber in der Industrie das eigentlich ganz zwecklose Drängen aufhörte, würde alles Das gemächlich ausgeführt werden, was jetzt in Ueberstürzung und ruinösem Wettkampf geleistet wird. Dabei werden die „Hände" von Tag zu Tag knapper. Ein schlesischer Gutsbesitzer, der durchaus kein „Agrarier" ist, schilderte mir neulich, wie die Industrie ihm seine Tagelöhner wegnehme, so daß ohne das Wetterglück die Ernte auf dem Felde verfault wäre. Und zum Mähen braucht man doch Menschen; da helfen keine Maschinen. Die Industrie bezahlt eben Löhne, die man auf Gütern auch beim besten Willen nicht aufbringen kann. Was drängt aber unsere Industrie? Nicht Rüstungen, sondern fast nur die unersättliche Geschäftslust. Das technische Proletariat aus den „besseren" Ständen, das wir jetzt haben, sollte man auch nicht ohne Besorgniß wachsen sehen.

Die deutsche Elektrotechnik z. B. braucht zur Verzinsung ihrer Aktien- und Obligationen-Bestände für 300 Millionen Jahres-Aufträge. Glaubt man wirklich, daß diese Verzinsung noch länger als zwei Jahre möglich ist, obwohl die Straßenbahnen, in den soliden Ländern wenigstens, so ziemlich umgewandelt sind und auch Beleuchtung und Kraftübertragungen bald annähernd durchgeführt sein werden? Was dann? Maschinen, die stillstehen, rosten und ein großer Stamm von Arbeitern, der entlassen werden muß, ist später oft nicht wieder zusammenzubringen. Wenn aber all Das, was jetzt hastig gemacht wird, in Ruhe und Stetigkeit gemacht würde, dann hätte man auf viele Jahre hinaus nichts zu fürchten. So steht es auf den meisten Industriegebieten, seit die Hochfinanz nicht mehr entscheidet und beschließt, sondern gehorsam folgt... Die Faschoda-Frage mag die Industriellen lehren, wohin die übertriebene Anspannung der Kräfte in einem Kriegsfalle führen müßte und auch im Frieden stets führen kann. Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. November 1898.

Auf der Anklagebank.

Royer-Collard, der als Parlamentsadvokat zuerst die Grundsätze der Girondisten bekannt hatte und der später der Restauration der Bourbonen ein eifriger und geschickter Vorkämpfer geworden war, hielt in den letzten Tagen des Jahres 1817 eine Rede, in der er die Einführung von Volksgerichten als die unentbehrliche Vorbedingung für die zu erstrebende Freiheit der Presse bezeichnete. Der Gedankengang des Redners war einfach und menschenverständig; er sagte: „Die Gewalten werden, wie die Individuen, durch Neigung, Sitten und natürlichen Trieb zur Willkür verleitet; der Lärm ist ihnen lästig, die Bewegung beunruhigt sie, der Tadel schmeckt ihnen bitter; die Freiheit der Presse, vor der sie verantwortlich sind, erscheint ihnen als Feind, und da sie die Unbequemlichkeiten stärker als die Vortheile dieser Freiheit empfinden, so muß man befürchten, daß sie die Grenzen des Erlaubten immer mehr verengen werden. Um inmitten so unbestimmter und schwankender Definitionen seine Meinung frei aussprechen zu können, dazu braucht man nicht Richter, sondern Schiedsrichter; und Schiedsrichter findet man nur in der Jury, deren Sprüche in England Landesurtheile, judicia per patriam, heißen. Ich stelle deshalb das unumstößliche Prinzip auf, daß es keine geschützte Freiheit der Presse giebt, geben kann, wenn sie nicht auf der völligen Unabhängigkeit der Jury beruht.“ Royer-Collard vertrat in der Kammer der Restauration — einer neidenswerth reichen Kammer, wo neben dem ersten Casimir-Périer der General Foy und Benjamin Constant saßen — die philosophische Schule und er wurde als ein unpraktischer Doktrinär häufig belächelt.

Hosted by Google

Er unterschied sich in seinen politischen Anschauungen auch wirklich nicht allzu sehr von unseren Liberalen, die nach zusammengelesenen allgemeinen Grundsätzen, ohne Rücksicht auf seine besondere Individualität, den verfeinerten Organismus einer Volkheit leiten und lenken wollen. Aber diese alten Liberalen erschöpften sich nicht in der Sorge um das Wohlergehen des mobilen Kapitals und der satten Großstadtbewohner; sie fanden Ehre darin und höchsten Ruhm, die Hüter des Rechtes zu sein und gegen die Willkür Mächtiger die Schwachen zu schützen. Das ist seit den Tagen des jubilirenden Caprivismus anders geworden; unsere Liberalen von heute — oder mindestens ihre Führer — sind auch in den Rechtsfragen längst schon Profitwütheriche geworden, sie rühren sich kaum noch, wenn zu Ungunsten ihrer Gegner dem Recht eine Beugung oder Verletzung droht, und sie haben der Scham so munter entsagt, daß ihnen die Richtersprüche gegen Andersgläubige fast immer zu mild und zu gelind erscheinen. Der Unklugheit ihres Beginnens sind sie sich nicht bewußt; sie leben von der Hand in den Mund und schienen lange ganz vergessen zu haben, daß selbst der große Caprivi eines Tages wieder in die Versenkung verschwinden und dann auch für sie die Zeit der politische Prozesse zurückkehren konnte. Jedenfalls muß man auf die Unterstützung der liberalen Doktrinäre heutzutage verzichten, wenn es gilt, die Tradition Royer-Collards und seiner Genossen aufzunehmen.

Welcher Lärm hätte sich wohl erhoben, wenn unter Bismarck in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ein großer Unbekannter sich erfrecht hätte, auf die Unabhängigkeit der Richter eine schmähliche Pression zu versuchen? Vier Jahre nach seinem Rücktritt haben wir dieses Schauspiel erlebt: in dem vom Ertrag des Guanohandels gespeisten Blatte ist den preußischen Richtern in harter Rügerede vorgehalten worden, daß sie die Beamtenbeleidigung, die ausnahmelos mit Gefängniß zu strafen sei, „zumeist nur da, wo der angegriffene Beamte selbst zu den Richtern zählt", mit der genügenden Strenge zu ahnden pflegen. Noch ist mitkeinem wirklich bindenden Wort gesagt worden, daß der Kanzler des Reiches und — namentlich — der preußische Justizminister jede Gemeinschaft mit dem Schandartikel des Guanoblattes ablehnen, noch ist wegen der in diesem Artikel enthaltenen bewußten Verleumdung des Richterstandes von keinem Staatsanwalt die Anklage erhoben worden. Ein Anderes aber ist über allen Zweifel hinaus festgestellt worden: „man" ist nicht nur unzufrieden damit, daß die Richter die fürchterliche That der Kanzler-Beleidigung nur mit großen Geldbußen

Hosted by Google

und nicht mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestrafen, nein: „man" hat auch an einem Richter, der in einem politischen Prozeß den auf ihn vielleicht gesetzten Erwartungen nicht entsprochen hatte, bereits sein Müthchen gekühlt. Wer dieses geheimnißvolle „Man" ist, läßt sich nur auf dem Wege des Indizienbeweises ergründen; unter Bismarck würde es über die Person des Attentäters keinen Zweifel geben und das Gezeter über eine schamlose Korruption würde bis zu den Wolken erschallen.

Am siebenten April 1893 hatte der Herausgeber der „Zukunft" vor der ersten Strafkammer des Landgerichtes I zu Berlin sich wegen einer angeblich begangenen Majestätbeleidigung zu verantworten. Die Beleidigung sollte in dem Aufsatze „Monarchen-Erziehung" begangen sein; der Staatsanwalt mochte aber dem Gewicht der Anklage selbst nicht recht trauen, denn er versuchte, sie durch einen anderen, viel früher erschienenen Artikel, „König Phaeton", besser zu stützen. Beide Artikel wurden vor Gericht verlesen und danach wurde der Angeklagte freigesprochen. Das verkündete Urtheil enthielt wichtige und werthvolle Stellen; es wurde darin gesagt: „In dem Artikel findet man eine Reihe unzweifelhafter Wahrheiten. Die Ehrfurcht vor einem Fürsten zeigt sich nicht darin, daß man ihm byzantinisch zu Füßen liegt und ihm schmeichelt, sondern die wahre und echte Ehrfurcht vor dem Monarchen besteht darin, daß man auch ihm gegenüber die Wahrheit hochhält, vorausgesetzt, daß man ihr keine strafbare Form giebt. Wenn in dem Artikel gesagt wird, ein König müsse auf dem Thron sich erst selbst erziehen, so ist Dies eine Wahrheit, die nicht in verletzende Form gekleidet ist. Wenn man von der erhabenen Person des Kaisers absieht und die Gelehrtenwelt, die Richter u. s. w. betrachtet, so muß man sagen, daß z. B. die Erziehung des Richters doch erst beginnt, wenn er in die Praxis hineingreift. Die theoretische Vorbildung eines Königs ist gewiß gut und nützlich, aber sie allein macht ihn doch noch nicht zum Herrscher. Die Erziehung gerade auf einem so hervorragenden Posten dauert fort durchs Leben, und wenn der Angeklagte Dies ausführte, so ist er dabei getragen worden von großer Ehrfurcht gegen den Kaiser. Der junge Kaiser, in seiner Thatkraft, seinem Elan, mit seinem mächtigen und guten Willen, glaubte, mit seinen Reformen rasch vorwärts gehen zu können; und wenn in dem Artikel gesagt ist: er habe wahrscheinlich geglaubt, in kürzerer Frist durchdringen zu können, so liegt darin wohl eine Wahrheit, aber keine Beleidigung. Der Angeklagte vertritt den Grundgedanken, daß, wie jeder

Hosted by Google

nach Vollkommenheit trachtende Mensch nie aufhören dürfe, an sich selbst zu arbeiten und zu erziehen, so auch jeder Monarch mit seiner Thronbesteigung sich diesem Werke der Selbsterziehung widmen müsse und daß so viele Byzantiner, gefällige Fälscher, welche diesen Selbsterziehungprozeß durch Mangel an Aufrichtigkeit und Absperrung der Wahrheit vom Throne hindern oder erschweren, weder für den Monarchen noch für die Allgemeinheit Gutes wirken. . . . Daß der erste Theil dieses Artikels nicht mit Beziehung auf den Deutschen Kaiser geschrieben ist, ergiebt sich auch aus dem Umstande, daß im zweiten Theile mit voller Offenheit die Person Seiner Majestät des Deutschen Kaisers genannt ist. Auch in den Ausführungen dieses Theiles aber kann eine Verletzung der Ehre Seiner Majestät nicht gefunden werden, denn es ist nicht behauptet — wie die Staatsanwaltschaft annimmt —, daß es dem Kaiser an dem Willen oder der Fähigkeit, sich selbst zu erziehen, mangele, sondern nur, daß ihm die Selbsterziehung und das Vorwärtsschreiten erschwert werde. Die Annahme, daß der Angeklagte in versteckter Weise Se. Majestät den Kaiser habe treffen wollen, erscheint um so weniger zulässig, als der Artikel von monarchischen Gedanken durchdrungen ist. . . . . Der Angeklagte war daher freizusprechen und die Kosten des Verfahrens waren der Staatskasse aufzuerlegen."

Dieses Urtheil war vom Landgerichtsdirektor Schmidt in öffentlicher Sitzung verkündet und an erster Stelle unterzeichnet worden. Acht Tage, bevor der Herausgeber der „Zukunft" wegen einer angeblichen, wieder auf zwei künstlich zusammengekoppelte Artikel gestützten Caprivi-Beleidigung vor der selben Strafkammer zu erscheinen hatte, trat Herr Alexander Schmidt von dem Vorsitz dieser Kammer und von jeder strafrichterlichen Thätigkeit zurück und er bat zehn Tage später um seinen Abschied. Da bald bekannt wurde, daß Herr Schmidt über die „Nackenschläge" geklagt hatte, die ihm der gegen Harden geführte Prozeß zugezogen habe, so wurde natürlich auch bald davon gemurmelt, der muthige Richter sei „gemaßregelt" worden; und als später die Fehde um Herrn Brausewetter entbrannte, brachte ein Korrespondent der Münchener Allgemeinen Zeitung das Gerücht in die Oeffentlichkeit. Darauf erschien in der Norddeutschen ein gesperrt gedrucktes Dementi, in dem erklärt wurde, die Versetzung des Herrn Schmidt an eine Civilkammer sei auf dem gesetzlich vorgeschriebenen Wege, durch die Entscheidung des aus dem Landgerichtspräsidenten, den Direktoren und

Hosted by Google

dem ältesten Rath bestehenden Kollegiums, erfolgt und auf diese Entscheidung stehe der Justizverwaltung „ein maßgebender Einfluß" nicht zu; die Beweggründe der im Dezember 1893 getroffenen Entscheidung entzögen sich selbstverständlich der öffentlichen Kenntniß; das bereits am siebenten April 1893 ergangene Urtheil in der Strafsache gegen den Schriftsteller Harden sei aber nicht der Beweggrund gewesen. Durch die Zusammenstellung dieser beiden Daten sollte vielleicht der Schein erregt werden, als könnten zwei durch neun Monate getrennte Vorgänge nicht in einer ursächlichen Verbindung stehen; dann mußte der Verfasser der Sperrnotiz seine Leser für ungewöhnlich dumm halten, denn vor dem Dezember, Das weiß jeder Eingeweihte, gab es überhaupt keine Gelegenheit, Herrn Schmidt zu beseitigen, und bei dieser ersten Gelegenheit ist er beseitigt worden, — und zwar nicht, wie der Notizfabrikant keck behauptet, durch einen Beschluß des zur Entscheidung berufenen Kollegiums. Dieser Theil der anscheinend „hochoffiziösen" Erklärung steht in schroffem Widerspruch zu den Thatsachen, deren genaue Kenntniß wir einer Darstellung des Herrn Schmidt verdanken.

Als die hoffentlich nur scheinbar hochoffiziöse Erklärung — oder Verdunkelung — ins Norddeutsche Allgemeine Leben trat, hielten einige Freisinnskämpen es für angezeigt, wieder einmal das Vaterland zu erretten und schnöde Verdächtigungen der gebietenden Herren abzuwehren. In der Vossischen Zeitung, die zum Lob des neuen und neuesten Kurses und zu läppischen Verleumdungen des Herrn Miquel immer weißes Papier frei hält, erschien ein Artikel, in dem gesagt wurde, die Versetzung eines Strafrichters in eine Civilkammer sei die alltäglichste Sache von der Welt und Herr Schmidt müsse einen Ueberfluß an Empfindlichkeit oder Privatvermögen besitzen, um sich dadurch zum Abschiede drängen zu lassen. Gegen diesen Artikel kehrte sich die Berichtigung des Herrn Schmidt, die in der Vossischen Zeitung unter der milderen Form einer Erklärung abgedruckt wurde. Herr Schmidt stellte darin Folgendes fest: seine Enthebung vom Vorsitz einer Strafkammer und seine unfreiwillige Versetzung in eine Civilkammer ist im Schoße des Kollegiums angeregt, von diesem aber abgelehnt worden; die Motive dieser „Anregung", die ganz außerhalb der Person des Richters lagen, haben Schmidt dann veranlaßt, seinen Abschied nachzusuchen, und er ist „in eine recht wenig günstige Lebenslage" gelangt. Gegen die Behauptung eines Zusammenhanges zwischen dem Versuch einer unfreiwilligen

Hosted by Google

Amtsenthebung und dem Prozeß Harden hat Herr Schmidt sich mit keiner Silbe gewandt. Schon daraus konnte jeder nicht absichtlich Verblendete den wahren Sachverhalt erkennen; den größten Theil der biederen berliner Presse hat Das aber nicht gehindert, frisch und froh fortzufälschen, und nirgends hat man die Frage gehört, wie es denn kommt, daß auf Kosten des Deutschen Reiches in scheinbar hoch offiziösen Notizen glatt und schlank die Unwahrheit verkündet wird.

Dieser Zustand wird nachgerade langweilig. Wenn die liberalen Mannesseelen die großen Grundsätze ihrer doktrinären, aber achtbaren Ahnen heute um ein Billiges geben, so ist Das ihre Sache, und wenn sie einer unpopulären und unproduktiven Regirung Schuhputzerdienste leisten, so kann man auch dieses herzige Vergnügen ihnen gönnen. Wir Anderen aber haben es allgemach satt, als Antwort auf ernste Beschuldigungen Pistolengeknatter (Fall Polstorff) und unkontrolirbares offiziöses Gefasel (Fall Schmidt) hinnehmen zu sollen. Uns kann es, bei der Unsicherheit der Rechtsprechung, jeden Tag begegnen, daß wir uns vor irgend einem Gerichtshofe wegen irgend eines angeblichen politischen Vergehens verantworten müssen; und wenn wir für die Unabhängigkeit der Richter eintreten, dann wird sogar das Reichsgericht uns nicht bestreiten können, daß wir in Wahrnehmung berechtigter und höchst individueller Interessen handeln. Ist diese Unabhängigkeit noch in dem wünschenswerthen und nothwendigen Umfange gesichert?... Bei einer solchen Frage vergeht der Spaß und auch die Luft an künstlerischer Form schwindet; nichts bleibt übrig als das bittere Bedauern darüber, daß die Frage überhaupt gestellt werden mußte und konnte.

Es mag zweifelhaft sein, ob das von Royer-Collard empfohlene Mittel unter allen Umständen günstig wirken würde. Im Allgemeinen hat man mit den Laiengerichten nicht solche Erfahrungen gemacht, daß man zu jeder bunt zusammengewürfelten Jury ein blindes Vertrauen haben könnte, und bei politischen Prozessen wäre in einer Zeit sozialer Zerklüftung, namentlich in großen Städten, außerdem immer mit der Gefahr zu rechnen, daß unter den Geschworenen eine Partei dominirt, die alle öffentlichen Vorgänge nur durch die fraktionell gefärbte Brille kennen gelernt hat. Der jetzt geltende Zustand ist — wenn es endlich gelingt, den vagen Begriff der formalen Beleidigung so präzis zu fassen, daß auch der Laie ihn verstehen und sich nach ihm richten kann — nicht unerträglich; er wird es erst in dem Augenblick, wo die heute so gern citirte

Hosted by Google

öffentliche Meinung Grund hat, an der Unabhängigkeit der Richter zu zweifeln. Der Landgerichtsdirektor Schmidt hat ein Urtheil verkündet, daß der freien Kritik weite Schranken setzt; bei der nächsten Vertheilung der Geschäfte hat der Präsident des Landesgerichtes I die Versetzung Schmidts in eine Civilkammer „angeregt", das Kollegium hat aber diese ganz ungewöhnliche Anregung einer unfreiwilligen Versetzung abgelehnt; trotzdem hat Herr Schmidt, in dem Gefühle, lästig geworden zu sein, und durch ganz bestimmte Aeußerungen veranlaßt, sich moralisch verpflichtet geglaubt, seinen Abschied zu nehmen und in einem bedrängten Privatleben nothdürftig sich einzurichten. Diese Thatsachen sind erweislich wahr und es ist ein Irrthum — oder es besteht die Absicht, den Thatbestand zu verdunkeln —, wenn immer wieder behauptet wird, die Entfernung Schmidts hänge nicht mit dem Majestätprozeß gegen Harden zusammen. Herr Schmidt hat nicht die allergeringste Veranlassung, irgend Etwas an den Vorgängen zu beschönigen oder zu vertuschen, und es ist auch durchaus nicht anzunehmen, daß die Veröffentlichung der Angelegenheit ihm unwillkommen ist. Er hat als Richter mannhaft und muthig seine Pflicht erfüllt; und man darf nicht daran zweifeln, daß der Landgerichtsdirektor a. D., wenn es nöthig werden sollte, an der Stelle, wo er einst Recht sprach, künftig auch als Zeuge für das Recht und die Wahrheit auftreten wird.

* * *

Dieses Bruchstück eines vor fast fünf Jahren geschriebenen Artikels habe ich hier abgedruckt, um zu zeigen, mit welchen Empfindungen ich am letzten Oktobertage nach Moabit fuhr, wo ich mich wegen vier angeblich begangener Majestätbeleidigungen verantworten sollte. Man darf nicht etwa glauben, daß der Fall Schmidt da draußen schon vergessen ist; die Diener und Boten sogar sprechen noch heute mit scheuem Bedauern von dem Schicksal des allgemein beliebten Direktors und in den Urtheilsprognosen, die in den Korridoren und im Anwältezimmer von klugen oder fürwitzigen Männern gewagt wurden, kehrte immer die Wendung wieder: „Ja, wenn die Sache mit dem alten Schmidt nicht passirt wäre,...!" „Dann würde ich freigesprochen, meinen Sie", lautete stets meine Antwort; und ich fügte jedesmal hinzu: „Nun, ich muß trotzdem freigesprochen werden, denn ich bin unschuldig und hoffe, meine Unschuld so bündig beweisen zu können, daß kein gewissenhafter Richter den Muth haben wird,

Hosted by Google

mich zu verurtheilen." Das sagte ich nicht ins Blaue hinein; vorragende Männer, Juristen und Politiker, hatten die Artikel, auf die sich die Anklage stützte, mit gründlichster Aufmerksamkeit mehr als einmal gelesen und keine Spur einer Majestätbeleidigung darin gefunden; von den pièces de résistance, „Pudel-Majestät" und „An den Kaiser", hatte Bismarck, der sie noch las und lobte, gesagt, es sei ein Glück, daß solche Wahrheiten im Deutschen Reich irgendwo ausgesprochen würden: wie sollte ich da an die Möglichkeit einer Verurtheilung glauben? Und doch hatte die Erinnerung an den Mann, der, weil er mich freisprach, aus dem Dienst geärgert wurde, mich durch die unruhvollen Wochen vor der Hauptverhandlung begleitet. Für ihn hatte sich unter Juristen und Publizisten, obwohl über sein trauriges Geschick nirgends ein Zweifel bestand und besteht, keine einzige Stimme erhoben; und von der Ehrung, die ihn vielleicht erfreut hätte, kann ich erst heute erzählen. Bismarck ist tot, noch aber leben vernehmbare Zeugen des Vorganges: als ich fünf Tage nach dem Freispruch neben dem Gutsherrn von Friedrichsruh beim Frühstück saß, erhob er das mit edlem Forster gefüllte Glas und sagte: Je bois à la santé du nommé Schmidt! Er that es, weil nach seiner Ansicht dieser Mann richtig die Raumesweite bezeichnet hatte, die der monarchischen Kritik heutzutage im Interesse des Reiches gewahrt bleiben muß, und ich erzähle die kleine Geschichte, weil einem Manne, der für seine Ueberzeugung gelitten hat, die ihm wahrscheinlich werthvollste Anerkennung nicht vorenthalten werden darf. Meinen fünf Richtern, von denen einer bei dem Urtheil über die „Monarchen-Erziehung" mitgewirkt hatte, habe ich sie nicht erzählt; es schien mir nicht anständig, den Fall Schmidt auch nur mit einer Silbe zu streifen. Aber der Geist des entamteten Landgerichtsdirektors ging während der Prozeßwoche in dem rothen Kriminalpalast um, überall wurde von ihm geraunt und geredet und sein Schatten verdunkelte sogar die straffe Gestalt des Oberstaatsanwaltes am Kammergericht, der mit dem ihm untergebenen Vertreter der Anklage noch im Sitzungsaal eifrig konferirte. Ists da ein Wunder, wenn der Angeklagte des Mannes gedachte, auf dessen Platz nun ein jüngerer Direktor saß? Von dem in Spötterreden jedem Verurtheilten zugestandenen Recht, acht Tage lang aus vollem Hals auf seine Richter zu schimpfen, habe ich bisher keinen Gebrauch gemacht, werde ich auch künftig keinen Gebrauch machen. Ich kann über den Landgerichtsdirektor Felisch und seine Beisitzer nicht klagen; sie waren vom ersten bis zum letzten Tage höflich und rücksichtvoll, beschränkten mich in meiner Vertheidigung nicht, liehen, so schien mir, verständig klingenden Gründen

Hosted by Google

ihr Ohr, und wenn die Ungeduld der Ermüdeten sich einmal regte, dann galt sie nicht mir, — und erst recht nicht dem Justizrath August Munckel, der die Güte gehabt hatte, mit seiner Autorität, seinem sicheren forensischen Takt und seinem immer, auch in der schärfsten Zuspitzung, liebenswürdigen Witz einem politischen Gegner als Plaideur Hilfe zu leisten. Unsere Beweisanträge hielten sich streng in den von der Staatsanwaltschaft gewiesenen Bahnen, ich unterdrückte die mehr oder minder schönen Reden, die ich in langen schlaflosen Nächten seit dem Juni so oft in die Kissen gestammelt hatte, und sagte nur das unerläßlich Scheinende, wir verschleppten die Verhandlung nicht um eine Minute und gaben deshalb nie zu Konflikten oder unwilligen Regungen Anlaß. Aeußerlich vollzog sich Alles glatt und in den besten Formen; und die Betrachtungen, die sich mir über das Wesen unserer Strafprozeßführung aufdrängten, will ich in ruhigerer Stunde zu schildern versuchen. Keinen Augenblick habe ich die ehrliche Absicht der fünf Herren bezweifelt, das Recht zu finden und gerecht zu urtheilen. Ob sie aber sämmtlich in meiner Sache auch völlig unbefangen sein konnten? Bewußt wären sie sicher nicht um Haaresbreite vom festen Rechtsboden gewichen und keine Gunsthoffnung, keine Furcht vor künftiger Kränkung hätte sie zum Wanken oder Schwanken gebracht. Aber die feinsten psychischen Vorgänge spielen sich unter der Bewußtseinsschwelle ab. Gerade der begabte, von seiner Berufspflicht und deren Bedeutsamkeit ganz erfüllte Beamte wird nach einer Erweiterung seiner Wirkenssphäre streben. Der Landrichter will Rath, der Rath Direktor, der Direktor Präsident werden, — nicht aus Streberei, auch gewiß nicht nur, um in eine höhere Gehaltsklasse aufzurücken, sondern, weil an diesen Zielen die Möglichkeit freierer Bethätigung winkt. Hat sich in einer den „Gewalten", nach Royer-Collards Wort, oder, wie man heute lieber sagt, den „maßgebenden Stellen" wichtigen Sache an einem weithin sichtbaren Beispiel nun einmal gezeigt, daß einem Richter der Ausdruck seiner Ueberzeugung verdacht werden kann, dann ist damit schon ein Druck auf die geistige Freiheit aller mit ähnlichen Sachen beschäftigten Richter geübt. Und wenn vor so prädisponirten Richtern der Angeklagte steht, der ihrem Kollegen einst Unheil gebracht hat, dann kann eine nicht ins helle Bewußtsein dringende Autosuggestion sehr leicht von vorn herein die Stimmung trüben. Der Angeklagte ist politisch höchst „mißliebig"; daß seine Verurtheilung gewünscht wird, lehrt schon der von der Anklagebehörde aufgewandte Apparat, der in solchem Umfange noch nie erschaut ward. Der Direktor, der ihm 1893 den Freispruch verkündete, ist aus dem Amt geärgert worden; der Richter, der bei dem un-

Hosted by Google

bequemen Urtheil mitwirkte, ist noch immer Landgerichtsrath; und der Wunsch, aus der Kammer zu scheiden, vor die der Mißliebige gestellt werden muß, ist, wie sich beweisen ließe, schon im Jahre 1894 von Landgerichtsräthen geäußert worden. Wäre es nicht menschlich, dem Psychologen nicht leicht verständlich, wenn solche Erwägungen des Wesens Tiefe stimmten? Keiner der fünf Herren wird sich gesagt haben: „Wir müssen den Harden verurtheilen"; in jedem von ihnen aber, auch Dessen bin ich gewiß, lebte das latente Gefühl: „Wenn wir den Harden noch einmal freisprechen, wird es uns furchtbar verübelt, die Staatsanwaltschaft berichtet über uns an das Justizministerium, — und wer weiß, was bei der neuen Geschäftsvertheilung im Dezember geschieht!" Mit so belasteten Vorstellungen traten sie an die umständliche Sache heran.

Ich möchte nicht mißverstanden sein: hätte ich den Verdacht, die Herren könnten bewußt ihr Urtheil gefärbt haben, dann würde ich nicht zögern, ihn auszusprechen. Er ist keine Sekunde lang in mir aufgekommen. Aber ich kann mich auch nach der Verurtheilung nicht von der Gewohnheit lösen, eine Katze eine Katze zu nennen und auszusprechen, „was ist". Die Legende von der Unabhängigkeit der Richter klingt ja sehr schön; gewiß: sie sind unabsetzbar, aber sie können geärgert, bei Beförderungen übergangen und zu ewiger Beisitzerqual verdammt werden. Die berühmte öffentliche Meinung könnte helfen und aus der liberalen Halbheit ein Ganzes machen, ein unerschütterliches Bollwerk forensischer Freiheit; wo aber war im Fall Schmidt die Stimme dieser öffentlichen Meinung? Wer interessirt sich heutzutage bei uns denn überhaupt für juristische Fragen, wenn es sich nicht um sensationelle Hintertreppengeschichten handelt? Der kaum für die Berichterstatter ausreichende Raum, der in unseren Gerichtssälen dem „Publikum" gewährt ist, giebt auf diese Frage die deutlichste Antwort. Die deutsche Presse zetert, weil Herr Alfred Dreyfus, der Preußenfresser, in einem Landesverrathsprozeß, der in jedem Staat unter Ausschluß der Oeffentlichkeit geführt worden wäre, heimlich abgeurtheilt worden ist, aber sie hat — von vereinzelten Stimmen abgesehen, die meist aus dem sozialdemokratischen Lager kommen — natürlich keine Zeit, sich darum zu bekümmern, ob im Deutschen Reich ein Schriftsteller hinter verschlossenen Thüren nach dreitägigem Inquisitorium mit einer sechs Monate währenden Einsperrung bestraft wird, weil er in literarisch anständigen Formen zu sagen gewagt hat, was mindestens neun Zehntel des Volkes denken und was auf allen Bierbänken, in allen Amtsstuben sogar täglich beseufzt, bespöttelt und bezischelt wird. Weil ich diese öffentliche Meinung, die nur durch private Faul-

Hosted by Google

heiten möglich wurde, eben so wie die unsichtbare Macht der Autosuggestion seit manchem Jahr kenne, weil der Fall Schmidt mir einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen hat und weil ich in einem von keiner öffentlichen Beachtung gespornten und geschützten, von keiner öffentlichen Kritik und Kontrole geleiteten Richterstande die Kraft und den Muth zu übermenschlicher Leistung nicht zu finden hoffen durfte: deshalb gab ich, trotz dem unentwurzelbaren Bewußtsein meiner Unschuld und guten Absicht, die Sache vom ersten Augenblick an verloren... Das am vierten November gefällte Urtheil, das eine sechsmonatige Festungstrafe über mich verhängt, halte ich in allen drei Punkten für objektiv ungerecht und für unvereinbar mit den von der selben ersten Strafkammer des berliner Landgerichtes I im April 1893 verkündeten Grundsätzen, die mir, dem damals Freigesprochenen, Richtung und Grenzen weisen mußten. Ich werde jedes gesetzliche Mittel anwenden, um dieses Urtheil zu beseitigen, und werde überzeugt sein, damit im eigensten Interesse des deutschen Richterstandes und der deutschen Publizistik zu handeln.

Denn — darüber wollen wir uns nicht täuschen —: erhält dieses Urtheil Rechtskraft, dann ist es mit jeder ernsten und ehrlichen publizistischen Thätigkeit auf politischem Gebiet im deutschen Norden wenigstens vorbei. Ich sage, eine Aeußerung des Kaisers habe deutlich bewiesen, daß die Bosheit ihm mit Unrecht manchmal eine Neigung zuschrieb, die einer tieferen Region entstamme, — und werde bestraft, weil ich eine Ansicht „weiterverbreitet" haben soll, die nach der Auffassung des Gerichtshofes für den Kaiser beleidigend wäre und die ich, weil ich sie — zwar nicht für beleidigend, aber — für politisch schädlich halte, als in erfreulichster Weise widerlegt bezeichnet hatte. Ich erwähne die Möglichkeit, die nach meiner Ueberzeugung unhaltbare Beschlagnahme des Artikels „Pudel-Majestät" könne die Staatsanwaltschaft zu argen Mißgriffen verleiten; der inkriminirte Artikel wird, weil er, wie festgestellt wird, nicht die winzigste Spur einer Beleidigung enthält, nach fast fünf Monaten freigegeben, die Anklagebehörde hat mich also nach der Ansicht des Gerichtshofes grundlos geschädigt und bedrängt, — aber ich werde wegen angeblicher Beleidigung des Oberstaatsanwaltes Drescher bestraft, den ich nicht genannt, an den ich bei der Ausmalung künfter Möglichkeiten gar nicht gedacht hatte. Aus einer politischen Stimmung entsteht mir nach Bismarcks Tode eine kleine Dorfgeschichte, „Großvaters Uhr", in der erzählt wird, wie ein Bauer durch strenge Zucht, zähe Arbeit und Pünktlichkeit seine Wirthschaft in die Höhe bringt, wie der Wunder heischende Aberglaube der Dorfbewohner sich an eine alte

Hosted by Google

Wanduhr klammert und ihr, nicht dem stillen und emsigen Wirken des getreuen Haushalters, das Gedeihen der Arbeit danken zu müssen wähnt, wie der Erbe des Alten sich an dem Aberglauben ärgert, die unmoderne Uhr in die Rumpelkammer schickt und auch später, als er sie, um seine mürrischen Leute froher zu stimmen, mit bunten Gewinden bekränzt, das längst wohl verrostete Werk nicht wieder gehen läßt. Wenn man, wie es der Ankläger wünscht, diese Vorgänge ganz einfach auf das Verhältniß zweier Hohenzollernkaiser zu Bismarck überträgt, dann hat man den folgenden „Sinn": der alte Kaiser hat Alles selbst gemacht, Bismarcks Leistung war nicht beträchtlicher als die einer Dutzenduhr, die der Besitzer zur bestimmten Stunde aufzieht und reinigt, an des Kanzlers Gestalt aber heftete sich ein thörichter Aberglaube und Wilhelm der Erste ließ mild lächelnd den Wahn walten. Daß diese Deutung von mir nicht gewünscht oder gar beabsichtigt gewesen sein konnte, daß sie Allem widerspräche, was ich je über Bismarcks Verhältniß zu seinem alten Herrn gesagt habe, hat auch der Gerichtshof erkannt und als festgestellt betrachtet. Einerlei: paßt nicht der erste Theil, so paßt vielleicht doch der zweite, — und ich werde mit fünf Monaten bestraft, weil ich dem jungen Bauern, der als mit väterlicher Unraft belastet geschildert wird, Wesenszüge gegeben habe, die nach der völlig subjektiven, völlig unbegründeten Auffassung des Gerichtshofes auf den regirenden Kaiser bezogen werden müssen. Der Sinn der kleinen Geschichte verträgt also die Deutung nicht, die zu einer „Identifizirung" der erdichteten mit toten und lebenden Personen nöthig wäre; thut nichts: an einer Stelle, sagen, ohne den Schatten eines Beweises, vier oder fünf Richter, habe ich dennoch „identifizirt" und muß diesen Frevel hinter Schloß und Riegel büßen. Den fünf Herren ist jede literarische Thätigkeit, die nicht für Fachzeitschriften geübt wird, ist der Zustand von der Befruchtung bis zum mählichen Werden eines lebendigen Werkes fremd und es kann mir deshalb nicht gelingen, ihnen zu erklären, daß ich einen Bauern reden, handeln und von Gesinde und Nachbarn beurtheilen lassen muß, wie ein bäuerliches Milieu es gebieterisch verlangt, und daß ich ein elender Stümper wäre, wenn ich einen Bauern so sprechen, handeln und beurtheilen ließe wie den Kaiser eines großen, modernen Reiches. Kein einziger von allen mir bekannten Juristen hielt es für möglich, daß dieser bescheidene novellistische Versuch mir eine Strafe eintragen könne, allen schien dieser Theil der Anklage unhaltbar; meinen fünf Richtern schienen fünf Monate Festung eine angemessene Sühne für diesen Streifzug in ein sonst fremdes Gebiet, der nur eine neue Form für die alte Wahrheit finden sollte, daß man in einer dumpfsinnigen

Hosted by Google

Gesellschaft ungestraft auch die Macht des Aberglaubens nicht gering schätzen darf. Was wäre aus Straußens Julian und aus Abels Theodat geworden, die wirklich „Identifizirungen" beabsichtigten, wenn wir es in Preußen vor Achtundvierzig schon so herrlich weit wie heute gebracht hätten? Was geschähe mit den Herren Fulda und Philippi, den Verfassern der auf fast allen deutschen Hofbühnen gespielten Dramen „Der Talisman" und „Das Erbe", wenn ihnen mit dem selben löblichen Eifer wie mir Herz und Nieren geprüft würden? Aber ich vergesse: diese Herren sind eben nicht „mißliebig" und werden deshalb gar nicht erst angeklagt. Auch der Verfasser des „Caligula" wird nicht vor den Richter gestellt. Von mir aber werden drei Tage lang in geheimer Sitzung ungefähr vierzig Artikel vorgelesen, die ich im Laufe von sieben Jahren in verschiedener Stimmung geschrieben habe und von denen kein einziger auch nur inkriminirt worden ist; sie sollten meine „Tendenz illustriren". Ich verpflichte mich, mit Hilfe dieser allerliebsten Methode gegen den Redakteur jedes Blattes eine Anklage zu begründen, und nehme dabei weder die Norddeutsche Allgemeine noch die Kölnische Zeitung, sondern höchstens den Reichsanzeiger und das Kleine Journal aus... Die voll und ganz liberale Presse der Reichshauptstadt sollte sie von ihrem Haßgefühl gegen mich nicht verblenden lassen; sie hat den Fall Schmidt totgeschwiegen und findet jetzt über das Dreitagewerk kein armes Wort. Hier aber handelt es sich nicht um die gleichgiltige Person, sondern um die sehr ernste und sehr wichtige Sache; es kann auch einmal anders kommen: selbst den großen Grafen Caprivi hat eines Tages ja ein Liebenbergwind weggeweht. Mich mögen die guten Leute beschimpfen; was liegt an mir? Das gegen mich verhängte Urtheil aber sollten sie mit allen erreichbaren Waffen bekämpfen; wenn es in Leipzig bestätigt wird und Rechtskraft erlangt, ist für einen ernsten politischen Publizisten im Deutschen Reich künftig kein Raum.

... Ich bin müde und schließe für heute. Während des Prozesses und nach der Urtheilsverkündung habe ich ein paar hundert Briefe, sehr viele Telegramme und Blumengrüße erhalten, die mir beweisen, daß außerhalb des Holzpapierbereiches die Bedeutung der Sache empfunden worden ist. Ich kann nicht jedem Einzelnen danken und muß mich darauf beschränken, hier meiner dankbaren Freude Ausdruck zu geben. Freundliche Sympathiebeweise können uns allein aber nicht zu besseren Zuständen helfen. Drei Tage lang saß ich auf der Anklagebank; es ist Zeit, daß dieser unbehagliche Sitz jetzt den Trägern und Schützern der wichtigsten Rechtsinstitutionen eingeräumt wird.

M. H.

Hosted by Google

Satan und Prometheus.

Nichts ist den Menschen in ihrer vieltausendjährigen Entwickelung schwerer angekommen als das abstrakte Denken. Der Weg vom begriffarmen Gehirn des Urmenschen bis zur nackten Logik eines Spinoza und Kant ist ein ungeheurer. Der Denkprozeß des Multiplizirens war für die Deutschen des neunten Jahrhunderts noch zu schwierig: sie standen noch auf der Stufe der wiederholten Addition. Aber die selben Menschen, die weder lesen noch schreiben konnten, denen nur die einfachsten Prozesse des Rechnens zugänglich waren, haben die Mythen von Adam und Eva, vom Sündenfall, von der Götterdämmerung, vom Nibelungenring, von Prometheus und zahllose andere erfunden, — und wir müssen angesichts solcher schöpferischen Leistungen dennoch sagen: diese Unbekannten und Unwissenden waren große Denker und Dichter. Die selben großen Eindrücke, die uns am Tiefsten packen, Werden und Vergehen, Vernichtung und Zeugung, Geburt und Tod und Schicksal, Winter und Sommer, die Umwälzungen der Erde und der Völker, der unlösbare Zwiespalt von Pflicht und Trieb, ergriffen auch Jene, und wenn sie nicht abstrakt und scharf darüber zu denken vermochten, so vermochten sie es in grandiose Bilder zu fassen. Und diese Bilder, in denen die Alten Urphänomene des Kosmos und der Menschenwelt festgebannt haben, haben ihre Bedeutung für uns behalten, weil die Kulturveränderungen gering sind im Verhältniß zu unserem natürlichen und kosmischen Dasein und weil das Gebiet des geistigen Lebens, das Jenen das allein zugängliche war, auch für uns noch immer das höchste ist: über dem Philosophen und Forscher, der zu erklären versucht und so wenig befriedigt, steht der räthselbefangenen Menschheit noch immer der Dichter, der indirekt durch Darstellung das Leben deutet. Das Bild sagt immer noch mehr als die Definition.

Und so haben sich die Mythen jener halbwilden Generationen erhalten und wir haben sie übernommen und immer wieder suchen wir in diese uralten, so dehnbaren und doch so prägnanten Symbole Probleme des eigenen Lebens einzukleiden. Man spricht oft von den „unsterblichen“ Gestalten eines Dichters: die Gestalt eines Dichters hat so viel „Unsterblichkeit“, wie sie symbolische Kraft hat.

Einer dieser Typen, aus Zeiten, die so fern liegen, daß sie nur mehr wie titanische Wolkengebilde hinter uns erscheinen, Zeiten, deren Leben, wenn es sich vor uns entrollen könnte, grotesk erscheinen würde, hat mehr als alle anderen die Phantasie der großen Dichter aller Epochen unserer Kultur beschäftigt, so sehr, daß die Verschiedenheit des Völkergeistes und die Entwickelung der Weltgeschichte in seiner wechselnden Auffassung sich spiegelt. Mit seinem griechischen Namen heißt dieser Typus Prometheus.

Hosted by Google

Das Prometheus-Problem hängt mehr als irgend ein anderes mit dem tiefsten ethischen Problem der Welt zusammen, dem Problem von Gut und Böse. John Stuart Mill, den sein Vater „ohne Gott" erzog, kam dennoch als Knabe dahin, sich die Welt als einen Kampf guter und böser Wesen zu erklären. Und jedes einzelne Menschenleben spiegelt bis zu einem gewissen Grade die Entwickelung der Gesammtheit ab. Die Urmenschen lebten gewiß jenseits von Gut und Böse. Aus dem Gefühl und Begriff des Schädlichen hat sich sicher spät und allmählich Gefühl und Begriff des Bösen entwickelt, bis eine sehr verfeinerte Empfindung „gut" und „nützlich", „böse" und „schädlich" im gewöhnlichen Sinne völlig trennte, um sie später wieder in einem höheren Sinn zu vereinen. Damit sind wir aber auch an den Grenzen unserer Erkenntniß angelangt. Ein logisches Fundament der Moral zu finden, ist bisher Niemandem gelungen.

Wir helfen uns mit der Offenbarung, d. h. mit unserem inneren, unkontrolirbaren Gefühl. Der hoch entwickelte, insbesondere der moderne Mensch verläßt sich bewußt auf dieses individuelle Kriterion in seinem Geist, der minder entwickelte Mensch und der Mensch vergangener Zeiten projizirt die innere Offenbarung nach außen. Gerade weil sie für Das, was „gut und böse" ist, ein logisches Fundament nicht fanden und weil die Menschen autoritätsüchtig sind und es noch viel mehr waren, fanden sie nur den Ausweg: „Das muß ein Gott, also ein Wesen außer und über uns, Einem von uns gesagt haben." „Gott" aber war und ist uns zu allen Zeiten Das, was wir nicht kontroliren können: das Ungeheure über und um uns und der innere Richter in uns selbst. Diese beiden Vorstellungen wurden von den Menschen verschmolzen und ein mehr oder minder anthropomorphes Bild in der Phantasie als ihr Träger ausgestaltet.

Dann aber kam die Frage: Obgleich dieser große, allmächtige Gott das Gute befohlen, doch so viel Böses? Woher kam es in die Welt? Wer ist schuld? Wer arbeitet dem Gott entgegen? Und wie der Knabe Mill kamen die Völker zur Zweitheilung der Mächte. Den Zwiespalt in ihrer Empfindung und ihrem Geist projizirten sie wiederum in die Welt hinaus und noch weiter hinter sie ins Jenseits, ins metaphysische, transszendentale Gebiet der „Mächte". So entstand die Lehre von den zwei Prinzipien, die einander bekämpfen. Man findet sie verschiedenartig entwickelt in fast allen Glaubenssystemen. Am Reinsten wurde der Gegensatz vielleicht von den Persern ausgearbeitet. Doch auch in der zoroastrischen Lehre waren beide Mächte, die der Urgottheit entsprangen, von Anfang an gleich rein und gut und erst der Neid gegen Ormuzd verführte Ahriman zum Kampf. Die Entwickelung des jüdischen Mythos wurde sicherlich durch die persische Lehre beeinflußt. In der „Genesis" finden wir noch keine Klarheit; und die Auffassung des kleinen Volkes der

Hosted by Google

Juden würde uns kaum interessiren, wenn sie nicht dadurch eine solche Wichtigkeit bekommen hätte, daß die beherrschende christliche Lehre an sie angeknüpft hat. Die Schlange spielt bei der ersten Sünde noch eine unklare Rolle, sie ist zunächst nichts als ein verhaßtes Thier, dem man eine Schuld zuzuschieben leicht geneigt war. Bei der zweiten Sünde, dem Morde Kains, kommt sie überhaupt nicht vor. Viel später erst ist die Schlange zum Satan geworden und in der entwickelten christlichen Anschauung finden wir deutlich die zwei Reiche, wie Ormuzd und Ahriman, wieder.

Und auch Satan ist, wie Ahriman, Einer, der ursprünglich gut war, ein Rebell, ein gefallener Engel, der sich der Alleinherrschaft Gottes aus Hochmuth nicht fügte und die gerechte Strafe erhielt und sie in alle Ewigkeit weiter erleiden wird.

Wie ganz anders stellte sich das selbe Problem den skeptischen und reiner denkenden Griechen dar! In den ersten kosmogonischen Kämpfen, in den aufeinanderfolgenden Reichen des Uranos, des Chronos und des Zeus spielen „Gut und Böse" gar keine Rolle. Es sind, wie schon die Namen sagen, Bilder unverstandener Urvorgänge, meist der egyptischen Spekulation entlehnt. Sobald aber die Herrschaft des Zeus, des guten und gerechten Gottes, konstituirt ist, tritt auch der Rebell gegen Gott auf, nicht, wie Satan, als der Empörer aus Neid, kein häßlicher, finsterer Dämon, sondern schön und ehrwürdig, ein kluger Titan, der Schöpfer und Wohlthäter der Menschen, nicht ihr Verführer und Verhetzer, sondern Prometheus Pyrphoros, der ihnen das Licht bringt, „der gerechten Themis kluger Sohn", „der jede Kunst den Sterblichen gelehrt", von dem Zeus (alles Dies im Drama des Aischylos) verlangt, „daß er der Menschenliebe sich entschlage" und der, für die Rebellion gegen die Weltregirung von Zeus bestraft, sagen darf: „Νηλεῶς ὧδ ἐρρύθμισμαι Ζηνὶ δυσκλεὴς θέα!" „Kein ruhmvoll Schauspiel bin ich für den Gott!" Welch ein Abstand in der Auffassung der nach Freiheit dürstenden Griechen von der an die Despotie gewöhnter Orientalen! Einen „Hymnos der Unfrömmigkeit" hat Nietzsche das Drama des Aischylos genannt und Professor Jodl hat in einem Vortrag über den ethischen Gehalt der Prometheussage zu erklären versucht, wieso man dem frommen Volk der Athener, das manchmal recht grimmige klerikale Anwandlungen hatte, solch ein Schauspiel bieten durfte. Wie Dem immer sei: man durfte es ihm bieten und die tiefer Denkenden haben gewiß nicht verfehlt, aus dem Drama die logischen Konsequenzen zu ziehen. Und was uns am Meisten auffallen muß: in der Akademie zu Athen stand, wie Pausanias berichtet, ein Altar des großen Empörers und alljährlich hielten Jünglinge einen Fackellauf zu seinen Ehren ab.

Sobald wir aber nach der Feststellung dieses Unterschiedes in Gestaltung und Behandlung die griechische und die jüdisch-pfäffische Sage genau ver-

Hosted by Google

gleichen, entdecken wir überraschende Aehnlichkeiten. Die ganze mythische Urgeschichte des Menschengeschlechtes trägt hier und dort verwandte Züge. Die Verderbniß des Menschengeschlechtes und die Sintfluth sind bekanntlich Beiden gemeinsam und die Fabel von Epimetheus und Pandora klingt in eigenthümlicher Weise an die von Adam und Eva an. Aber ganz überraschend wirkt, daß, wie hier Prometheus den Menschen das Licht und alle Künste und Kenntnisse gab, so auch Satan dem ersten Paare die verbotene Frucht vom Baum der Erkenntniß bot. Und Beide, die so in liebevoller oder böswilliger Absicht für die erste Aufklärung eintreten, sind gestürzte Rebellen, abtrünnige Freunde des regirenden Gottes, die seinen Unterthanen ein Stück von seinem Geheimniß verrathen haben. Noch mehr: nach einer kabbalistischen Tradition war Satan genau wie Prometheus der Schöpfer des Menschen.*) Und sie führen Beide endlich den gleichen Beinamen: Pyrphoros und Luzifer. Mag die Tradition Recht haben, daß Satan seinen Beinamen Luzifer nur einem Irrthum des Eusebius verdankt, der eine Stelle im Jesaias, die dem König von Babel galt und diesen als den gefallenen Morgenstern anredete, mißverständlich auf Satan bezog; abgesehen davon, daß Niemand wissen kann, wie viele apokryphe und verloren gegangene Mystiker der Frühzeit schon vor ihm die selbe Beziehung gemerkt: solche Irrthümer sind kein bloßer Witz der Weltgeschichte und kein Zufall. Satan und Prometheus sind eine Gestalt, wie sie sich in verschiedenen Völkerphantasien spiegelte. Es ist der Geist der Rebellion, wie ihn die Griechen und wie ihn Christen und Juden sahen, wie er einem revolutionären und wie er einem autoritären Geschlecht sich darstellte.

Wir besitzen keine authentische Erklärung der Tragoedie des Aischylos; aber die Symbolik ist kaum zweifelhaft und immer ist Prometheus als der denkende, titanisch strebende Menschengeist verstanden worden, als Der, dem die Menschen Alles verdanken, der Alles prüft, der Uebermenschliches thut und Uebermenschliches leidet, Prometheus, der Vorsinnende — so ist wenigstens die bewußte griechische Etymologie, mag auch der Name altarisch und ursprünglich anders zu deuten sein —, der typische geniale Mensch, oder sagen wir: die Menschheit, von ihrer genialen Seite gesehen, der stets verkannte Wohlthäter, der gegen den stumpfen Widerstand der Welt ankämpft. Denn was ist denn der regirende Gott Anderes als eine Schöpfung des Gehirns der Menge, die in seinem Namen das namenlose Unrecht thut? Immer, sagt Emerson, haben die Ungläubigen aus Liebe zum Glauben die Gläubigen verbrannt.

Den ganzen Gram unverstandenen Schaffens spricht Prometheus aus, wenn er von seiner „freudenlosen Liebe“ zu den Menschen spricht, von dem

*) Die Sekte der Bogumilen im Balkan nahm Das noch im elften und zwölften Jahrhundert an.

Hosted by Google

„Dank, der kein Dank ist" der „ἄχαρις χάρις", die sie ihm spenden. Die ganze Qual des Bahnbrechers! Prometheus ist der typische Revolutionär, das Sinnbild der emporringenden, nach Feuer und Licht dürstenden Menschheit. Diese Auffassung wird in noch tiefere Gründe der Menschheit gezogen, wenn es richtig sein sollte, daß der griechische Prometheus, der Sohn des Japetos mit dem indischen Pramat-esa, dem Sohn des Japati, dem erst geschaffenen Menschen identisch ist.

Wie endet der Prometheus des Alterthumes? Unter wildem Erdbeben, zertrümmerten Bergen, unter Blitzen und düsterstem Wolkenwirbel versinkt der an den Felsen geschmiedete Titan und seine letzten Worte sind:

„O heilige Macht meiner Mutter! O Luft!
O Aether, Du Quell des gemeinsamen Lichts,
Das Du rings um die Erde hinflutheſt! O seht,
Wie Ungerechtes ich dulde!"

Leopardi schrieb einmal, er kenne „kein entsetzlicheres und thränenvolleres Wort" aus dem Alterthum als den letzten Ausruf des Brutus nach der Schlacht bei Philippi: „O Tugend, Dir folgte ich durch das Leben und nun sehe ich, daß Du nur ein leeres Wort bist." Viel schrecklicher noch und leidvoller scheint mir das Wort des Prometheus, der im Namen einer gequälten und gefesselten Menschheit der Gottheit das Wort zuschleudert: „Wie Ungerechtes erduld' ich!", der sich im Namen der ganzen Existenz und des Jammers der Kreatur aufbäumt gegen die Weltregirung und ihr zuruft: „Was ich dulde, was mir geschieht, ist Unrecht!"

Der letzte Theil der antiken Dichtung, „Der entfesselte Prometheus", ist verloren gegangen; wenn wir wollen, können wir auch Das sinnbildlich nehmen: das Alterthum hat die Menschheit nicht erlöst. Unter Orkanen gleich denen am Schluß des aischyleischen Dramas ist seine Welt versunken.

Das Mittelalter, die Welt der Gewalt und der Autorität, beginnt; der jüdisch-christliche Mythos beherrscht die Welt. Prometheus ist vergessen; oder vielmehr: er existirt nur noch in seiner hebräischen Tracht, als Satan; er ist in der That der gefallene Engel des tagbringenden Sternes, einst der Schönste der Engel, nun eben so häßlich, wie er einst schön war. Riesengroß und zottig, dreihäuptig, mit schrecklichem Rachen und Fledermausflügeln, als den großen Wurm, il gran verme, im Mittelpunkt der erstarrten Erde, am Weitesten vom Licht Gottes entfernt: so zeichnet ihn Dante. Wie klar ist da die symbolisirende, götterschaffende Phantasie der Menschen: in autoritären Zeiten ist der Geist der Empörung ein ekelhafter, teuflischer Wurm, in revolutionären richtet sich der Titan in der ganzen Schönheit des Morgensternes empor. So geht es ja allen Ideen, Ereignissen und Menschen. Jedem heftete Sympathie und Antipathie der Beurtheiler die entgegengesetzten Masken auf.

Hosted by Google

Man denke sich nur das Bild der französischen Revolution im Kopf eines Legitimisten und eines Jakobiners, das der Sozialdemokratie in der Phantasie eines ihrer Anhänger und in der eines Polizeikommissars. Vor mir liegen zwei Zeichnungen; die eine auf dem Umschlag einer sozialistischen Zeitschrift stellt einen halbnackten Mann mit Schwert und Schild im Kampf mit dem Drachen der Reaktion dar, das andere, ein Bild aus einem klerikalen Blatt, zeigt einen Ritter mit dem Heiligenschein im Kampf mit dem Drachen der Revolution. So erscheint der selbe Mensch, der sich und seiner Partei bewußt ist, aus Menschenliebe für die Massen einzutreten und sie in Bewegung zu setzen, und so für sie die Rolle des Prometheus spielt, den Herrschenden als ein gewissenloser Verhetzer, also in der Rolle des Verderbers der Seelen.

Ich kann nicht nachweisen, ob nicht in irgend einer obskuren Schrift früherer Jahrhunderte der Titan erwähnt wird; aber zu einer Rolle in der Literatur gelangt er erst wieder im achtzehnten Jahrhundert.*) Im siebenzehnten zeichnete Milton wiederum die Gestalt des Satans; wie sehr haben sich die Zeiten seit Dante geändert! Er zeichnete den gewaltigen Rebellen wider Willen so imponirend und groß, daß fast alle Beurtheiler ihn interessanter finden als den Gott. So hebt sich langsam das Bild des gefallenen Engels. Was Milton wider Willen that, Das thut Byron bewußt. Schon in seiner Satire: „Die Vision des Gesichts" tritt Luzifer in dunkler Majestät auf, so daß er die himmlischen Schaaren entschieden in den Schatten stellt; durch den scherzhaften Ton des Gedichtes bricht ein Anflug von Ernst beim Auftreten Satans. Der Dichter kann mit dem Rebellen nur sympathisiren. Entscheidend für die veränderte Auffassung ist der „Kain", das Stück, das den Orthodoxen so teuflisch erschien, daß es eine Hauptveranlassung war, daß sie Byron und seine Poesie als die „satanic school" bezeichneten. „Ich kann doch den Luzifer nicht sprechen lassen wie den Bischof von London", schrieb Byron an seinen Verleger und fuhr fort: „Ist mein Luzifer unfrömmer als der Satan Miltons oder als der Prometheus des Aischylos?" Es steht, wie Goethe sagt, im „Kain" allerdings „nichts Anderes, als was in der Bibel steht", — aber die Beleuchtung ist eine ganz andere. Das Recht und die Logik stehen auf der Seite Kains und Satans, nicht auf der Abels und des Herrn. Und eben so ist es im Mysterium „Himmel und Erde", das die Legende von der Sintfluth zum Gegenstand hat —: der Dichter sympathisirt offenbar mit dem untergehenden Geschlecht Kains und nicht mit der frommen

*) Wie ich aus einer Stelle bei Herder ersehe, hat Baco von Verulam irgendwo den Prometheus-Mythos erwähnt und gedeutet; es ist mir nicht gelungen, die Originalstelle bei Baco ausfindig zu machen; von besonderem Einfluß auf die Entwickelung der Gestalt in der Literatur war sie jedenfalls nicht.

Hosted by Google

Familie Noahs. Und hierin lag keineswegs eine Ehrfurchtlosigkeit Byrons, keine Blasphemie, wie der englische Klerus tobend behauptete; Byron war kein Atheist und kein Gegner des Christenthumes, wie Shelley; was in dem Stück lag und die Theologen so erbitterte, war, daß es die unerbittlichen Konsequenzen aus ihrer unheiligen Gottesauffassung zog, daß es den Gott so darstellte, wie sie ihn darstellen, ohne es freilich zugeben zu wollen, — als Den, der schuldig werden läßt und dann verdammt.

Die moderne Weltanschauung ist milder geworden und jüngst erst hat ein Künstler die Höllenfahrt Christi als die endgiltige Erlösung der Sünder dargestellt. Es giebt eine protestantische Sekte in Süddeutschland, die die „Wiederbringung aller Dinge", Das heißt: die Erlösung aller Sünder durch den Opfertod Christi, lehrt. Und diese milde Anschauung hat eigenthümliche Vorläufer. Eins der ältesten Denkmäler der italienischen Literatur ist der „Contrasto" Satans und der Jungfrau Maria vom Fra Bonvesin de Riva. In diesem Dialog eines Mönches des dreizehnten Jahrhunderts spricht Satan eigenthümliche Vorwürfe aus. Er sagt:

„Auch ich bin ein Geschöpf des wahren Schöpfers; für eine einzige Sünde bin ich auf ewig verloren und kann nicht erlöst werden, ich armer Vernichteter! . . . Ich hab' gar sehr zu klagen gen den allmächtigen Gott, daß er mich schuf, mich armen, zu brennen in brennendem Feuer. Ich führe gen Gott die Klage, daß er nicht so gut mich schuf, daß ich nicht sündigen konnte, noch in Verdammniß gehen und fest geblieben wäre, so wie die Engel, die gut. . . . Denn Gott ist ja allmächtig, er hätt es wohl können thun, . . . ihn hätte es nichts gekostet, ihm hätte es nichts geschadet, . . . er hätte mich gut können machen, wenn er nur hätte gewollt, dann wäre ich fest geblieben und ihm hätt es nichts geschadet. Es scheint fast, als wäre er fröhlich über mein schreckliches Leid; ich hab wohl gerechte Gründe, gegen ihn feindlich zu sein, er hat mich zerstört und getötet, gebracht mich in große Trauer, statt daß er mich halten können in großer Wonne und Lust."

Und da die Jungfrau ihm vorwirft, daß es ja in seinem freien Willen gestanden, das Gute und das Böse zu thun, erwidert er:

„Und gesetzt auch, es wäre so: bevor er mich geschaffen, er, der die Herrschaft hat, er wußte ja gut im Voraus, daß ich einst sündigen würde, daß ich mich verderben würde und fallen in jedem Fall. Und da also Gott gewußt hat, bevor er mich erschuf, daß ich mich würde verderben durch eine einzige Sünde, wozu erschuf er mich denn, um nachher verloren zu sein? Ich wäre heute kein Teufel, wenn er mich nicht hätte erschaffen! Und setzen wir selbst, der Schöpfer wäre darob nicht zu tadeln, daß er mir selbst überlassen die Wahl des Guten und Bösen, so hätte, da er doch wußte, daß ich einst freveln würde, erschaffen er mich nicht sollen; und darin kann ich ihn tadeln. Es scheint, daß es ihm gefallen, Das dürfte die Wahrheit sein, daß Teufel sein sollten und Unheil stiften und freveln. Sonst hätte statt meiner und Aller, die wir im Brande sind, er Andere geschaffen, die Güte in sich gehabt."

Hosted by Google

Der Text des ganzen Gedichtes*) läßt darauf schließen, daß der Verfasser, ein Mönch, Dies ohne Nebengedanken, ohne geheime Zweifel, mit der bloßen Logik der Naivetät niedergeschrieben habe. Aber schon lange vor ihm hatten große Lehrer der Kirche, wie im vierten Jahrhundert Gregor von Nazianz und im neunten Scotus Erigena, der größte Denker seiner Zeit, die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht glauben wollen. Der Erste sprach von „einer menschenfreundlicheren und des strafenden Gottes würdigeren Art", die maßgebenden Bibelstellen auszulegen. Gregor von Nyssa und Origenes gingen so weit, auch dem Teufel Besserung und endlich Seligkeit zuzugestehen. Ungefähr in den selben Jahren wie Fra Bonvesin dichtete der tiefsinnigste aller provençalischen Dichter, Peire Cardinal, sein gewaltiges Rügelied an den Schöpfer, dessen wichtigste Strophen (in der Uebersetzung von Friedrich Diez) die folgenden sind:

„Ich dicht' hiermit ein neues Rügelied,
Das hören soll am Tage des Gerichts
Er, der mich schuf und bildete aus nichts:
Denn wenn er dort zur Rechenschaft mich zieht
Und mich hinabstößt zu der Hölle Schaaren,
So sag ich: „Herr, Du solltest mild verfahren,
Denn ich bekämpfe stets die böse Welt,
Erlaß mir drum die Pein, wenn Dirs gefällt.

Sein ganzer Hof soll voll Verwundrung sein,
Wenn ich vertheidige mein gerechtes Theil:
Ihm, sag' ich, gilts nicht um der Seinen Heil,
Sofern er sie verdammt zur Höllenpein;
Denn wer verliert, was er doch kann gewinnen,
Mit vollem Recht muß Dem sein Gut zerrinnen,
Er nehme drum, zum Mehren stets bereit,
Die Abgeschiednen auf mit Freundlichkeit.

Nie sollte uns sein Thor verschlossen sein,
Und daß der heilge Petrus es bewacht,
Dient ihm zur Schande; nein, aus eigner Macht,
Vergnügt und lachend zöge man dort ein!
Denn der Hof will mir nicht vollkommen scheinen,
Wo ein Theil lacht, indeß' die Andern weinen;
Und wird er auch als hoher Herr verehrt,
Wir hadern doch, wenn er den Eintritt wehrt.

Verzweifeln will ich nicht an Deiner Huld,
Nein, ganz auf Dich zu baun, ist mein Entschluß.
Drum habe Du mit Leib und Geist Geduld
Und sei mir hilfreich, wenn ich sterben muß.

*) Es wurde herausgegeben von J. Bekker in den Monatsberichten der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften, Sitzung vom 5. August 1850.

Hosted by Google

Zum Mindsten würde der Vertrag mir frommen:
Schaff mich dahin, von wo ich hergekommen,
Wo nicht, nun, so verzeih mir mein Vergehen,
Denn lebt' ich nicht, so wär' es nicht geschehen!"

Das war in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; und heute hat bei uns der Vorsitzende eines Gerichtshofes die Meinung ausgesprochen, daß, wer die Höllenstrafen leugne, auch die Existenz Gottes leugne. Wie hold erscheint neben diesem Gottesbegriff, neben dem Gott, dem unbarmherzige Pfaffen ihre eigene Intoleranz und Grausamkeit andichten, die Lehre des Zoroaster, in der nach dem Weltgericht der Brand nur drei Tage und drei Nächte währen wird! In diesem Brande werden Ahriman und seine Dews völlig vernichtet werden — nicht weiter in Pein verbleiben —, die Sünder aber durch die Flammen geläutert ins Paradies eingehen.*)

So hatten schon lange vor Lord Byron Einzelne die Sache der Verworfensten unter allen Kreaturen geführt und unter der großen Zahl geheimer Sekten, die sich vom Christenthum mehr oder minder abtrennten, sind die Satanverehrer bekannt; George Sand erwähnt in ihrem Roman „La comtesse de Rudolstadt" vermuthlich auf Grund historischer Quellen**) eine böhmische Geheimsekte, die Satan als „Celui à qui on a fait tort" verehrt, „Der, dem das große Unrecht geschehen". Wen erinnern diese Worte — ob sie nun historisch oder nur eine Erfindung der Dichterin sein mögen — nicht an den letzten Klageruf des antiken Prometheus? Im achtzehnten Jahrhundert jedoch trat Satan überhaupt in den Hintergrund. Immer mehr hatten sich in der künstlerischen Darstellung von Dante über Milton bis Byron seine Züge verändert. Immer gewaltiger, immer majestätischer war der Rebell geworden, bis er zuletzt die christlich-semitische Teufelsmaske völlig abwarf und wieder in der hohen Gestalt des griechischen Titanen dastand. Einer Zeit, die in der Empörung, im stolzen Selbstgefühl, im Trotz des Menschengeistes keine Sünde mehr sah, war der Teufel nicht mehr das richtige Symbol. Auch ließ der Griechengott sich leichter offen ins Unrecht setzen; und so wird Das, was ich in diesen Ausführungen darthun will, aufs Schönste bestätigt durch das Phänomen, daß im Jahrhundert der Revolution kaum ein großer Dichter auftritt, den nicht das Prometheus-Problem angezogen und beschäftigt hat.

---

*) Aehnlicher Ansicht innerhalb der christlichen kirchl. Literatur Justinus.

**) Trotz allem Suchen habe ich diese Quellen nicht gefunden. Dobrasky in seiner Geschichte der böhmischen Picarden und Adamiten (Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften Jgg. 1788) spricht wohl von den sogenannten „Grubenheimern" oder „Famnicy", von einem Satanskult erwähnt er jedoch nichts.

Hosted by Google

Im Juli 1816 schrieb Lord Byron in der Villa Diodati bei Genf sein Gedicht an Prometheus, in das er seinen ganzen stolzen Schmerz und den ganzen Triumph der Empörung ergoß. Aber er fand darin auch die bezeichnenden Worte:

„Die Güte war Dein göttliches Verbrechen,
Der Menschen Elend hast Du lindern wollen,
Des Geistes Ketten wolltest Du zerbrechen!"

Prometheus zieht nämlich in der neuen Aera, die all Das von der Revolution erwartete, was das alte Regime nicht gebracht hatte, ganz eigenthümliche Gewänder an: er wird mit den großen Hoffnungen und Werken der Menschheit bekleidet.

Das verloren gegangene Werk der antiken Literatur wollte der zarteste, reizvollste Dichter unseres Jahrhunderts neu schaffen. Eine „Geisterstimme" hat Carlyle die Dichtungen Shelleys genannt; ein unschuldiges, feines und gütiges Knabengesicht zeigen seine Portraits; wie ein Elf mit einer Keule erscheint er, wenn er mit seinem unerhörten Radikalismus an die gewaltigen Probleme der Menschheit geht. Shelleys „Entfesselter Prometheus" giebt sich im Beginn ganz als Fortsetzung zu dem Drama des Aischylos; selbst einzelne Bilder des griechischen Dichters, wie die Bezeichnung des Adlers — „den beschwingten Hund des Himmels" —, hat Shelley absichtlich in sein Werk aufgenommen. Es hebt an mit der grandiosen Rede des Prometheus an Zeus:

„Beherrscher der Dämonen und der Götter . . .

die man in der ganz vortrefflichen neuen Uebersetzung des Dramas von Helene Richter nachlesen mag.*)

Noch einmal erscheint Merkur und mahnt zur Unterwerfung. Er fragt:

„Du hast vielleicht die Jahre nicht gezählt,
Die trägen, die Du in der Qual verbringen mußt?

Und Prometheus erwidert:

Vielleicht kann der Gedanke sie nicht zählen,
Allein sie gehn vorüber!

Merkur: Wenn statt Dessen
Du könntest in dem Licht der Götter weilen
In süßestem Genuß?!

Prometheus: Ich ließe nicht
Die öde Schlucht, das reuelose Leid!

Merkur: Ach, ich bewundre Dich und habe Mitleid!

Prometheus: Du habe Mitleid mit des Himmels Sklaven,
Die für sich selbst Verachtung hegen müssen,
Doch nicht für mich, dess' Geist in Frieden ist,
So wie das Licht still in der Sonne thront.

*) Reclams Universalbibliothek No. 3321, 22.

Hosted by Google

Wie eitel ist dies Schwatzen!
Ruf' Deine Höllengeister, mich zu quälen!

Das ist titanisch, ist wie mit dem Griffel des Aischylos geschrieben. Und wenn die Erde (so wie Byron in seinem Gedicht) dem Prometheus zuruft:

O klug bist Du und gut! Und hören auch
Die Götter nicht auf diese Stimme, bist
Du dennoch mehr als Gott, indem Du gütig
Und weise bist!

so liegt darin neben einem ganz persönlich shelleyschen Ton — der Feindschaft gegen das Wort „Gott" — noch immer nichts, was dem Wesen des menschenliebenden Titanen widerspräche. Aber schon vorher hat uns der Prometheus Shelleys dadurch überrascht, daß er bereut, Jupiter geflucht zu haben; er wünscht, daß kein lebendiges Wesen Schmerz leide. Und je weiter wir kommen, desto christlicher wird dieser Prometheus: Jupiter versinkt, da seine Stunde gekommen ist, und die Erde, der Mond, Asia, Panthea, die Horen und alle Geister brechen in Jubelhymnen aus; der Schnee schmilzt, die Eisrinde des Mondes bricht und der Mond bedeckt sich mit Blüthen. Die Allliebe triumphirt, Geister, Menschen und Thiere sind selig, das Reptil wird dem Gott gleich, — es ist die Erlösung durch die Liebe.

Was ist diese Entfesselung des Prometheus anders als eine jubelnde Auferstehungfeier des gequälten Menschenerlösers? Dieser Prometheus ist keineswegs mehr der empörte Menschengeist in seinem Stolz und Trotz, dieser Prometheus ist nur die Liebe. Wie seltsam, daß gerade Shelley, der erbitterte Gegner des historischen Christenthums, der eigentliche Antichrist unter den modernen Dichtern, ein so überchristliches Stück geschrieben, daß er fast wie Bileam gezwungen war, wider die eigene Absicht zu sprechen! Nur die Namen in diesem Stück sind griechisch; mit wenigen Veränderungen von Namen, Szenen und einzelnen Allegorien hätte er mit dem selben Inhalt ein Stück „Christus" oder die „Wiederkehr des Messias" schreiben können. Denn Das, was im letzten Akt dargestellt wird, ist nichts Anderes als der Anbruch des Tausendjährigen Reiches, das Shelley mit seiner Zeit von der Humanität, der allgemeinen Menschenliebe, erwartete. Die Träume der Menschen bleiben immer die selben. Wie die Männer der Revolution in Frankreich den Heiland als „le bon Sansculotte Jésus" zu ihrem Vorläufer machten, so erscheint in dem Stück Shelleys der Gekreuzigte dem Prometheus als sein Vorläufer, — und so führt uns eine seltsame Brücke von Satan über Prometheus zu dem Stifter, der ja auch von Staat und Geistlichkeit als Rebell verurtheilt und ans Kreuz geschlagen wurde. Hier könnte man auch daran erinnern, daß Hilarius in einem Hymnus Christus den wahren Luzifer genannt hat. „Name ist Schall und Rauch"; der Geist ist Alles.

Hosted by Google

Wenden wir uns von diesem seltsamsten Ausläufer der Prometheus-Literatur nach Deutschland. Nur der Vollständigkeit wegen sei der „Entfesselte Prometheus“ Herders erwähnt, ein schwaches, poesieloses Stück, in ähnlichem Geist wie das Shelleys gehalten, aber arm und leidenschaftlos und salbungvoll, ein Stück, das den Vorwurf der „Humanitätduseligkeit“ beinahe verdient. Aber schon fünfundzwanzig Jahre vor ihm hatte Goethe, der Vereiniger der Kulturen, den Prometheus in Angriff genommen. Das Stück ist leider ein Fragment geblieben, aber jede erhaltene Zeile ist ein Meisterwerk. Niemand hat den Prometheus so antik und modern zugleich aufgefaßt, Niemand ihn so lebendig, markig, so in erdgeborener Kraft dargestellt. Der Prometheus Goethes ist wie eine michelangeleske Gestalt, nur von goethischer Freudigkeit überstrahlt. Es ist gleich für ihn charakteristisch, daß er nicht mit der Befreiung, sondern mit der Menschenschöpfung und dem Kampf beginnt. Das Stück ist aus der Zeit von Sturm und Drang. Der eminent dramatische, urkräftige, pulsirende Ton unterscheidet es von allen übrigen. Nur der Prometheus Goethes ist eine Figur von Fleisch und Blut, menschlich bei aller Uebermenschlichkeit. Und dabei ist er ohne alles Pathos, ohne jede Rhetorik viel revolutionärer als alle seine Namensbrüder in der deutschen und englischen Literatur; er legt schon in den ersten Versen seine furchtbare Kritik an die heiligsten Idole der Tradition, der überlieferten Sittlichkeit und Religion und ruft am Schluß trotzend das Titanenwort zum Himmel:

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!

Aischylos, Shelley, Goethe waren keineswegs geneigt, „Hymnen der Unfrömmigkeit“ zu singen. Sie waren im tiefsten Sinne fromme Naturen; aber je inniger, je ernster die Frommheit eines Menschen ist, desto kritischer tritt er der landläufigen Frömmigkeit und Gläubigkeit entgegen, desto verdächtiger erscheint ihm die staatlich garantirte und kirchlich sanktionirte Religiosität unserer Zeit. Die Frömmigkeit, die einen despotischen Gott ersann, um in seinem Namen despotisch zu sein, die gleichzeitig so zahm und furchtsam ist, daß sie jede Kritik fürchtet und verdammt, die in tausend toten Formen erstarrt ist, die alles Leben schädigen, — die haben sie alle Drei verworfen. Ein ganz anderer, erhabenerer Gottesbegriff ist die Grundlage und Krönung ihres Glaubens; und wenn in all diesen Werken Jupiter gestürzt wird, so ist es ein Götzensturz.

Hosted by Google

Die Menschen, die aus der Geschichte gelernt haben, daß jeder Prophet anfangs als Verbrecher erscheint, daß alle Religionen als Ketzereien begannen und daß alle Ketzereien — leider! — einmal zu Staatsreligionen verfallen können, sind den großen Verbrechern und den Begriffen „Frevel" und „Sünde" sinnender gegenübergetreten. Sie entfernen sich von der alten Zweitheilung. Sie sagen: Ist ein Gott, so ist Alles in ihm, so hat er das Reptil und das Böse auch erschaffen und so muß für Das, was Ihr „Sünde" nennt, eine Rechtfertigung in seinem unendlichen Wesen liegen, es muß in ihm zum Schaum, zum Phantasma werden, wie Jupiter in dem Drama Shelleys vor der aufsteigenden Ewigkeit. Der Gott ist sicher jenseits von Gut und Böse; er verdammt nicht, weil er schuf. Und so brechen diese Dichter mit dem Gott der Tradition; und der Prometheus, der Gott, den die emporstrebende, Ketten zerbrechende Menschheit in sich findet, wird ihr Symbol. Ungeheure Vorstellungen sind dunkel angedeutet im Fatum, das über beiden kämpfenden Mächten steht. Herrlich erscheint, daß die Griechen Prometheus zum Sohn der Themis machten, den Empörer zum Sohn des Rechtes, wie denn thatsächlich überall die Empörung das Kind des verletzten Rechtes ist; und vielleicht die tiefste Symbolik liegt darin, daß es Prometheus ist, der einst dem Zeus die Herrschaft gab. Er schuf Gott und machte sich ihn zur Fessel, aber es kann nur zeitweilig sein; wie die alten Knechte des Weltgebieters, Kratos und Bia — Gewalt und Roheit —, ihn verknechtet haben, so muß eine neue, reinere Emanation von nicht minder übermenschlicher Gewalt — Herakles — ihn wieder befreien.

So sehen wir heute, die wir jener Zeit noch nah stehen, das Prometheus-Problem. Es mag noch Wandlungen genug vor sich haben. Wollen wir die bisherige Entwickelungsgeschichte dieses Geistes zusammenfassen, so mögen wir sagen: Der Teufel ist wieder Titan geworden, — aber entfesselt ist er, wie mir scheint, noch nicht.*)

Wien. Dr. Karl Federn.

*) Man könnte mir vorwerfen, daß ich die großartigste moderne poetische Gestaltung des Teufels, den Mephistopheles Goethes, hier gar nicht in Betracht gezogen habe. Aber ich glaube, er gehört nicht hierher, und so weit das Gedicht hierher gehört, bestätigt es meine Auffassung. Die ganz neue, ganz eigenartige Wesenheit, die Goethe seinem Geist, der stets verneint, gab, hat Emerson in den Repräs. Men analysirt. Er ist gar kein Rebell, wenn er auch manchmal den alten Ton anschlägt. Der wirkliche prometheische Empörer in dem Stück ist Faust. Was ist Mephistopheles — der übrigens im letzten Sinn nur die dunklen und niedrigen Winkel in Fausts Seele verkörpert — für ein armer Teufel gegen ihn! Wie gut weiß er, daß er sich zuletzt ducken muß, und wie duckt er sich eigentlich stets und weiß, daß er nur die Kraft ist, die zwar das Böse will, aber das Gute schafft, des Chaos wunderlichster Sohn!

Hosted by Google

Schriftstellerleiden.

Nachdem ich Jahre lang als „Plauderer“ und Verfasser von kleinen Geschichten mein Leben gefristet hatte, packte mich der Ehrgeiz, einmal einen großen Roman zu schreiben. Meine kleinen Skizzen und Novelletten, deren ich Hunderte verfaßt hatte, würden mich nie bekannt machen und sie würden mir auch nie helfen, aus meinen unzulänglichen Verhältnissen herauszukommen. Die Idee zu einer groß angelegten erzählenden Arbeit, die zugleich eine Sittenschilderung gewisser Seiten des modernen Lebens werden sollte, lebte ja bereits lange in mir; und so oft ich auf einsamen Spazirgängen den Plan meines großen epischen Zukunftwerkes überdachte, kam die Begeisterung über mich und ich brannte vor Begier, meine Kraft einmal voll bethätigen, mich einmal literarisch so recht ausleben zu können.

Das war nun leichter gedacht als gethan. Denn woher die materielle Möglichkeit nehmen, einen Roman zu schreiben? Um ein so großes Werk in voller Muße mit der gehörigen Sorgfalt zu Stande bringen zu können, dazu gehörten, wenn ich sehr angestrengt arbeitete, mindestens doch drei Monate. Die Vorarbeiten, die eingehende Disposition u. s. w. machte ich ja nebenbei, in meinen Mußestunden, auf meinen Erholungspazirgängen; aber wie die Zeit zur Ausarbeitung finden? Wovon sollte ich in den drei Monaten leben und in der Zwischenzeit, die noch verstreichen würde, bis mein Roman in Ruhm und Gold umgesetzt war?

Nach langem Grübeln über diese schier unlösliche Frage faßte ich endlich einen heroischen Entschluß. Ich hielt zunächst eine Besprechung mit meiner Frau ab. In Anbetracht des großen Zweckes erklärte sich die Gute, Gläubige bereit, unser Dienstmädchen zu entlassen und künftig nicht nur die Kinderpflege, sondern auch die ganze Hausarbeit selbst zu übernehmen. Das Zweite war, daß ich beschloß, meine Arbeitzeit von sechs auf acht Stunden täglich auszudehnen und auch am Sonntag nicht feiern zu wollen. Und nun gings los. Eine Woche lang schmierte ich um des Erwerbes willen kleine Geschichten zusammen, wie die Zeitungen und Feuilleton-Korrespondenzen sie gebrauchten, und die nächste Woche widmete ich meinem großen Roman. So arbeitete ich sechs Monate lang, Tag für Tag, ohne mir eine Pause zu gönnen. Ein frohes Aufathmen war es jedesmal, wenn ich die Frohnwoche hinter mir hatte und an meinem Roman weiterarbeiten konnte. Ich weiß noch, mit wie heiligem Eifer ich mich jedesmal an die Arbeit setzte, welche selig-bangen Schauer mich durchrieselten. Würde es mir auch gelingen, das große Werk? Und wie mir dann das Herz klopfte und mir das Blut heiß in Stirn und Wangen stieg, sobald ich in die rechte Stimmung gekommen war! Wer sie nicht selbst gekannt hat, Der kann sie nicht nachempfinden, die erhebenden, begeisternden,

Hosted by Google

hypnotisirenden Wonnen des freien Schaffens. Alles, was irdisch und kleinlich war, fällt von Einem ab. Die banalen, hemmenden Nöthe des täglichen Lebens sind vergessen, in ein Nichts zerronnen. Man ist nicht mehr der zaghafte, von Sorgen zerriebene arme Sterbliche: man ist ein allmächtiger Herrscher, ein stolzer König in einem selbst gegründeten Reich, ein Gott, der aus dem Nichts Großes, Herrliches schaffen kann . . . . . .

Ein halbes Jahr war vergangen, das Werk war fertig und aus meinem Himmel mußte ich wieder auf die Erde hernieder. Nun hieß es zunächst: den Roman verwerthen. Von dem Ruhm allein konnte man ja nicht leben und die Buchausgabe, Das wußte ich, brachte in Deutschland, dem Vaterlande der Leihbibliotheken und der Reclam und Kürschner, blutwenig. Um mir einen angemessenen materiellen Nutzen aus meiner Arbeit verschaffen zu können, mußte ich sie zuerst in einer großen Zeitschrift oder Zeitung abdrucken lassen. Ich schrieb den Begleitbrief, meine Frau packte den Roman ein und hoffnungfrohe Segenswünsche gaben wir dem Packet mit auf den Weg. Ich wartete vier Wochen; ich wartete sechs Wochen; ich wartete acht Wochen. Endlich kam das Manuskript zurück. Wie vor den Kopf geschlagen, stand ich da. Kein Wort, nicht eine Sterbenssilbe über die Gründe, warum man meine Arbeit ablehnte, nur ein gedrucktes Formular: „Wir bedauern, von Ihrer freundlichen Einsendung keinen Gebrauch machen zu können."

Wahrscheinlich hatte man den Roman überhaupt nicht gelesen. Na, ich erholte mich schließlich von dem Schreck. Meine Frau und ich sprachen einander Muth zu und der Roman wurde zum zweiten Male in die weite Welt hinausgeschickt. Das selbe Resultat, — immer wieder das selbe Resultat. Ein paar Redakteure waren wenigstens so offenherzig, mir ihre Ansicht in kurzen Worten mitzutheilen:

„Ihr Roman enthält so viel Tendenziöses, daß wir befürchten müßten, mit seiner Veröffentlichung bei unsern Lesern Anstoß zu erregen."

Anderthalb Jahre lang reiste mein Manuskript umher. Dann war ich endlich dieses unaufhörlichen, nervenzerrüttenden Pendelns zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit müde. Ich mußte mich für diesmal mit der Buchausgabe begnügen. Das sah ich. Also frisch ans Werk, einen Verleger zu finden. Die erste große Firma, an die ich mich wandte, sandte den Roman — selbstverständlich, ohne ihn gelesen zu haben — umgehend zurück. Bei dem zweiten Verleger fand ich mehr Entgegenkommen: er las wenigstens den Roman; aber das Resultat war das selbe negative. Was ihn zur Ablehnung bewog, deutete er mir in einer Unterredung unter vier Augen an. In meiner Arbeit fielen ein paar grelle Streiflichter auf das Mißverhältniß zwischen der geistigen Bedeutung des Offiziercorps und der großen Werthschätzung, deren es sich im Staat und in der Gesellschaft erfreute. Er —

Hosted by Google

der Verleger — aber habe einen Bruder, der aktiver Offizier sei, und da müsse er selbstverständlich auf den Verlag meines Romanes verzichten. Endlich, nach langem Suchen, fand ich einen unternehmungluſtigen jungen Anfänger, der sich auf mein dringendes Zureden bereit erklärte, meinen Roman zu drucken und mir sogar, trotz dem Risiko — denn wer kauft Romane von einem unbekannten Autor? — ein Honorar zu zahlen. Ganze dreihundert Mark sollte ich erhalten, wenn ich ihm den Roman für immer überließe.

Ich überlegte nicht lange. Ich war ungeduldig und wollte meine Arbeit endlich gedruckt sehen. Wenn ich mir auch keine Wunderdinge mehr versprach, ich wollte doch nicht der Vater eines totgeborenen Kindes sein. Und dann: meine Frau hatte es satt, ihr eigenes Dienstmädchen zu spielen. Dreihundert Mark waren damals für uns ein kleines Kapital. Und nun geschah das Unerwartete, Wunderbare. Mein Roman erregte die Aufmerksamkeit der Kritik. Er wurde viel besprochen; binnen Jahresfrist zählte ich über dreißig Kritiken. Die selben Blätter, die mir mein Manuskript als „nicht geeignet" zurückgeschickt hatten, lobten mein Buch jetzt über den grünen Klee. Ich bekam ordentlich Respekt vor mir. Das hätte ich mir wirklich in meiner dummen Bescheidenheit gar nicht eingebildet, daß bereits meine Erstlingsarbeit mir eine solche einstimmige Anerkennung, so viele begeisterte Lobsprüche eintragen würde. Mein armes, vielgewandertes, vielverschmähtes Werk wurde nun auf einmal mit den schmeichelhaftesten Beiwörtern begrüßt. „Zierde der realistischen Literatur, psychologisch durchgeführtes, blutwarmes Lebensbild", „bemerkenswerther Zuwachs zur modernen Romanliteratur", „psychologische Wahrheit der Charaktere, bewundernswerther, feiner Humor, witzige Satire, kunstvoller Aufbau der Handlung" u. s. w. Zuweilen waren die Lobsprüche so überschwänglich, daß mir die Röthe der Scham ins Gesicht stieg. Ich wurde als „scharfer Beobachter und gewandter Menschenkenner" gefeiert und meine „ganz hervorragende Begabung", die bewundernswürdige Lebenswahrheit" meiner Romanfiguren, meine „Frische und Ursprünglichkeit" wurden ins hellste Licht gerückt.

Wären nicht die sehr enttäuschenden, niederschlagenden Erfahrungen vorhergegangen, ich hätte wahrhaftig überschnappen können und hätte mich vielleicht für einen neuen Dickens oder Flaubert gehalten. Immerhin war mirs ein nachträglicher Trost für die vielen Enttäuschungen, deren Opfer ich gewesen war, und ziemlich selbstbewußt suchte ich eines Tages meinen Verleger auf, um ihn nach der Anzahl der abgesetzten Exemplare zu fragen. Wenn ich auch kein pekuniäres Interesse daran hatte: als Autor interessirte mich doch das Schicksal meines Buches.

Aber mein Verleger zeigte eine gar nicht von Glück strahlende Miene. „Kaum fünfhundert Exemplare sind verkauft", sagte er resignirt.

„Wie? Fünfhundert, — in einem ganzen Jahr?" fragte ich erstaunt. „Bei den Besprechungen!"

Hosted by Google

Der Buchhändler zuckte geringschätzig mit den Achseln. „Auf die Kritiken pfeife ich", gab er, mehr offen als respektvoll, zurück. „Die nützen gar nichts. Wer liest sie denn? Das große Publikum nicht. Das große Publikum kauft überhaupt keine Bücher, sondern stillt seinen Lesehunger an den Romanen, die in den Zeitschriften und Zeitungen erscheinen."

Etwas Aehnliches hatte ich mir schon selbst gesagt und für meinen zweiten Roman, den ich inzwischen schon begonnen, hatte ich mir ein Thema gewählt, das nach keiner Richtung hin etwas Bedenkliches bot. Es war eine einfache Liebesgeschichte. Aber als ich nun meine Arbeit fertig und mein Manuskript zur Versendung gebracht hatte, machte ich eine ähnliche Erfahrung wie bei meinem ersten Roman. Nur daß man diesmal nicht die „anstößige Tendenz" tadelte, sondern erklärte: „Zu wenig Handlung und Spannung, viel zu viel Schilderung und Psychologie." Anfangs biß ich wüthend die Zähne zusammen und gelobte mir, nie wieder einen Roman zu schreiben. Dann aber begann ich, ruhig zu überlegen, und dabei ging mir die Erkenntniß auf, daß der Zeitung- und Familienblatt-Roman wohl eine ganz besondere Technik erheische. Die Folge dieser Einsicht war, daß ich mir die Romanliteratur der großen Zeitungen und Familienblätter einmal näher ansah. Als ich ein Dutzend Exemplare dieser Gattung — es war kein angenehmer Zeitvertreib — prüfend genossen hatte, fielen mir die berühmten Schuppen von den Augen. Ich erkannte, daß, wenn man vor den gut zahlenden Zeitungverlegern Gnade finden wollte, man das Romanschreiben nicht als eine Kunst, sondern höchstens als ein Kunsthandwerk anzusehen hatte. Wie ein Schuhmacher hatte man nach einem bestimmten Leisten — dem Familienblatt-Roman-Leisten — zu arbeiten. Es war, sobald man hinter dieses Geheimniß gekommen war, gar nicht so schwer, sich die nöthigen „Handgriffe" anzueignen.

Wohlgemuth machte ich mich nun zum dritten Male an die Arbeit. Mit kanibalischer Grausamkeit, mit wahrhaftem Vandalismus verfuhr ich gegen mich selbst. Sobald ich in die alte dichterische Begeisterung hineingerathen wollte, so oft mich der furor creandi packte, so oft ich in der dichterischen Ausmalung einer Szene zu schwelgen begann: flugs ließ ich die Feder sinken und zauberte vor meine schwärmende Seele das abkühlende Bild des mit der Scheere klappernden Redakteurs, der alle zwei- bis dreihundert Zeilen einen Schnitt in das Roman-Manuskript machte und sein stereotypes „Fortsetzung folgt" an den Rand schrieb. „Keine Psychologie! Handlung, Handlung, Handlung!" rief ich mir zugleich warnend zu.

Dennoch hielt ich es für gerathen, als ich mit meiner dritten großen Arbeit fertig geworden war, das Ganze noch einmal sichtend durchzusehen. Und siehe da: ein volles Viertel merzte ich noch als überflüssig und entbehrlich aus. Dann sandte ich — ich weiß heute noch nicht, wie ich zu dieser Kühn-

Hosted by Google

heit kam — mein Manuskript an die gelesenste deutsche Familienzeitschrift, die nicht nur in Europa, sondern auch in den anderen vier Erdtheilen, überall, wo die deutsche Zunge klingt, Abonnenten hat.

Schon nach vier Wochen kam die Antwort. Endlich, endlich stand ich an dem heißersehnten Ziel. Das Welt-Familienblatt erklärte sich mit Vergnügen bereit, mich in die Zahl seiner beneidenswerthen Mitarbeiter aufzunehmen, und bot mir für meinen Roman ein Honorar von dreitausend Mark.

Dreitausend Mark! Meine Frau weinte vor Freude und ich, — nun, mich durchschauerte ein etwas unklares Gefühl von Genugthuung und Wehmuth, von Freude und Scham. So ungefähr mußte dem Esau zu Muthe gewesen sein, nachdem er sein Erstgeburtrecht für ein Linsengericht verkauft hatte.

Der entscheidende Schritt war gethan. Dem ersten Familienblatt-Roman folgte ein zweiter, dem zweiten ein dritter. Auch in den Feuilletonspalten der großen politischen Zeitungen wurde ich ein oft und gern gesehener Gast. So treibe ich es nun seit mehreren Jahren, jedes Jahr mindestens meine drei Romane „fabrizirend", — so darf ich wohl sagen. Meine Frau kann sich zwei Dienstmädchen halten, meine Kinder genießen die beste Pflege und ich ... ich bin dick geworden, trinke täglich meine Flasche Wein, rauche Cigarren, deren sich ein Kommerzienrath nicht zu schämen braucht, und leiste mir protzig jedes Jahr eine große Erholungreise.

Bei Alledem bin ich ein fleißiger Arbeiter und schreibe Tag für Tag meine zweihundert Zeilen. Auf „Stimmung" zu warten, habe ich nicht mehr nöthig. Meine Routine läßt mich nie im Stich. Das nervenangreifende Ringen und Kämpfen dichterischer Arbeit und die „Wonne des Schaffens" kenne ich nicht mehr. Kalt „wie 'ne Hundeschnauze" setze ich mich an die Arbeit. Mich erhebt beim Schaffen kein dichterisches Hochgefühl mehr in die Wolken, dafür aber peinigt mich auch kein Bangen, kein Zweifel mehr. Immer bin ich meiner Sache sicher, denn ich weiß ja, „wies gemacht wird."

Nur in der ersten Zeit kam ab und zu noch ein Rückfall vor. Einmal hatte es mir ein besonders reizvoller Stoff angethan, so daß ich die gebotene Vorsicht vor dem „Tendenziösen" aus den Augen ließ. Ein zweites Mal wieder hatte ich mir eine ausführliche „Milieu-Schilderung" und eine psychologische Vertiefung des Charakters meines „Helden" nicht verkneifen können. Die Strafe folgte jedesmal auf dem Fuße. Vergebens klopfte ich in solchen Fällen bei allen Familienblättern und bei den großen Zeitungen an. Unerbittlich wies man mir die Thür und ich mußte mich mit dem geringen Honorar für die Buchausgabe begnügen. Einmal schrieb mir der Redakteur einer unserer angesehensten illustrirten Zeitschriften, die in allen Journal-Lesezirkeln vertreten ist und in jedem größeren Café und Restaurant ausliegt — es handelte sich um einen satirischen Roman, der gewisse Unsitten

Hosted by Google

des modernen gesellschaftlichen Lebens unverblümt geißelte und der nicht ganz ohne literarischen Ehrgeiz geschrieben war — in heller Entrüstung: „So gern wir auch sonst Ihre Arbeiten acceptiren, diesmal begreifen wir wirklich nicht, wie Sie uns zumuthen können, unseren Lesern etwas derart Anstößiges zu bieten.“ Im Uebrigen erfreue ich mich des besten Ansehens bei den Familienblättern und gehöre zu den „beliebten Erzählern“. Ich habe nicht mehr nöthig, mit meinem Fabrikat lange zu reisen. Ich bin sozusagen eine renommirte Romanfirma geworden und meine Romanfabrik hat zahlreiche gut zahlende Kunden und Abnehmer. Die Zeitungen und Zeitschriften warten nicht, bis ich ihnen meine Waare zuschicke: sie senden mir ihre Offerten ins Haus und ich befinde mich in der angenehmen Situation, nicht für das Lager, sondern auf Bestellung zu arbeiten.

Zu Nutz und Frommen strebsamer junger Kollegen will ich hier ein paar lehrreiche Stellen aus einigen mir zugegangenen Offertebriefen citiren. Die Redaktion einer vielgelesenen Frauenzeitschrift schreibt mir: „Wir erlauben uns die ergebene Anfrage, ob Sie uns nicht freundlichst einen für ein feineres Damenpublikum geeigneten Roman zur Verfügung stellen können. Die in unserem Blatt zur Veröffentlichung gelangenden Beiträge dürfen weder eine politische noch eine religiöse Tendenz enthalten und müssen in erotischer Hinsicht so gehalten sein, daß sie auch vor jüngeren Mitgliedern im Familienkreise vorgelesen werden können. Auch darf weder eine Ehescheidung noch ein Selbstmord vorkommen. Die Handlung muß stetig an Spannung zunehmen und in jedem Kapitel muß irgend eine Wendung in der Fabel, ein neues Ereigniß oder Dergleichen eintreten. Der Ausgang muß ein glücklicher, einen angenehmen Eindruck hinterlassender sein .....“ Aehnlich schreibt mir die Redaktion eines in weit über hunderttausend Exemplaren verbreiteten Familienblattes: „Unser Unternehmen ist für den Familienkreis bestimmt, so daß wir in erster Linie auf strenge Decenz Gewicht legen müssen und auf absolutes Vermeiden alles politisch und konfessionell Anstößigen. Auch soll auf eine äußerlich ereignißreiche, immer in Spannung erhaltende Handlung und knappe Darstellung Bedacht genommen und ermüdende Schilderungen sowie Reflexionen vermieden werden. Unerläßlich ist auch ein befriedigender Schluß der Erzählung ....“

Man sieht: ein deutscher Romanschriftsteller muß sozusagen mit gebundener Route marschiren und ich habe nicht übertrieben, als ich vorhin von dem „Familienblatt-Roman-Leisten“ sprach. Man darf einen Roman nicht „dichten“, sondern man muß ihn gewissermaßen „zurechtschustern“. Freilich, die Kritik nimmt mich zum Theil nicht mehr ernst. Bespricht man meine Romane überhaupt noch, so nennt man sie verächtlich „Schablonenarbeit“, „Dutzendwaare“ und mich einen „Vielschreiber“, einen „Dutzendschriftsteller“, einen

Hosted by Google

„Familienblatt-Romanfabrikanten“. Erst neulich sagte ein Kritiker über meinen letzten Roman: „Das neueste Elaborat von Zapp, eine mit handfestem Thatsachenmaterial wirthschaftende Geschichte, könnte ohne Umstände in das große Fach der einfachen Unterhaltungschriften verwiesen werden, wenn nicht Zapp einst einer der Begabtesten unter den Jüngeren gewesen wäre und durch seine Frische und Ursprünglichkeit Hoffnungen geweckt hätte, die zu erfüllen, ihm nun der Ehrgeiz zu fehlen scheint.“ Der Ehrgeiz nicht, verehrter Herr Kritikus, aber der Mammon fehlt mir, den Glücklichere, wie z. B. Hauptmann und Stephan George, besitzen und der absolut dazu gehört, will man in Deutschland wirklich literarisch schaffen. Und nun kommt das Interessante, Charakteristische, das wie eine blutige Satire klingt und doch nur eine einfache, schlichte Wahrheit ist: jener Kritiker, der an seinem Blatt zugleich die Stellung des Feuilletonredakteurs ausfüllt, wird unerbittlich jeden erzählenden Beitrag, der nicht mit „handfestem Thatsachenmaterial wirthschaftet“, von den Spalten seines Blattes ausschließen und er wird sich nicht einen Augenblick bedenken, Geschichten, die er als Kritiker naserümpfend in das „große Fach der einfachen Unterhaltungschriften“ verweist, im Feuilleton seines Blattes zum Abdruck zu bringen. So ist es mir thatsächlich einmal passirt, daß der Kritiker einer großen berliner politischen Zeitung einen Roman von mir gehörig vermöbelte, den ein Jahr vorher das selbe Blatt zum Abdruck gebracht und mit hohem Honorar belohnt hatte.

Und nun frage ich zum Schluß: wer hat Schuld, daß wir in Deutschland seit Jahrzehnten zwei Arten von Romanliteratur haben, eine Buch-Roman-Literatur, die kärglich ihr Dasein fristet, und eine Zeitung- und Familienblatt-Roman-Literatur, die üppig wuchert, von der die Autoren leben und die aus dem Dichter einen Handwerker macht und ihn systematisch zwingt, sich wissentlich und mit Absicht zu verflachen, sich selbst sozusagen literarisch zu kastriren? Es klingt wie eine unsinnige Uebertreibung und ist doch, wie alles vorher von mir Gesagte, buchstäblich wahr und mit Zahlen kann ich es belegen: je oberflächlicher, konventioneller, schablonenhafter, kurz, je unliterarischer ich eine Arbeit geschrieben habe, desto rascher setzte ich sie ab und desto höher war das Honorar, das sie mir eingetragen hat, — und umgekehrt. Das geringste Honorar, ein wahres Almosen, hat mir mein erster Roman gebracht, der einzige, den ich mit literarischem Ehrgeiz, mit fiebernden Pulsen, mit klopfendem Herzen, mit voller dichterischer Hingabe geschrieben habe, der einzige meiner dreißig Romane, den die Kritik mit einhälligem Lobe bedacht hat.

Mein Fall ist typisch. So wie mir ergeht es vielen Anderen. Es ist ein tragisches Geschick, deutscher Romanschreiber zu sein.

Nieder-Schönhausen. Arthur Zapp.

Hosted by Google

Eine Riesenthorheit.*)

Es thut Einem leid, über eine Arbeit wie die in der Anmerkung genannte ein durchaus wegwerfendes Urtheil fällen zu müssen; aber die Wahrheit muß gesagt werden, auch wenn sie dem Beurtheilten wie dem Beurtheiler schmerzlich ist. Da haben fünf Jahre hindurch siebenhundert Menschen eine geradezu ungeheuerliche Zählungarbeit verrichtet, haben elf Millionen Wörter mit zwanzig Millionen Silben durchgezählt, um angeblich wichtige Ergebnisse für die Sprachwissenschaft oder die Stenographiekunde herauszuzählen, — und jetzt, wo die Früchte dieser grauenvoll mühsamen Arbeit uns vorgezeigt werden, sehen wir, daß sie nichts als Asche und Moder sind.

Der Hauptgrund dieses beklagenswerthen Ergebnisses lag in dem Mangel sprachwissenschaftlicher Einsicht bei dem Veranstalter der ganzen Sache, Herrn Käding. Er hat eine wohlgemeinte Arbeit vorgeschlagen und mit bewundernswerthem Fleiß durchgeführt, ohne die Fähigkeit mitzubringen, Ziele und Wege dazu richtig zu erkennen. Er hätte schon dadurch stutzig werden können, daß er bei Männern der Wissenschaft so gut wie gar keine Unterstützung fand, und erst recht hätte ihn stutzig machen müssen, daß sogar die Behörde, die über den besonderen Zweck einer solchen Arbeit jedenfalls das sachverständigste Urtheil hatte, die Prüfungskommission des stolzischen Stenographenverbandes, die Unterstützung ablehnte.

Was wollte Herr Käding mit seinen fast siebenhundert Zählern erreichen? Er wollte der allgemein wissenschaftlichen und insbesondere der stenographischen Welt Aufschlüsse geben über die Vertheilung des deutschen Sprachschatzes auf die einzelnen Wortgattungen, auf die einzelnen Wörter, auf die Laute und die Lautzusammensetzungen. So allgemein ausgesprochen, klingt diese Aufgabe ganz faßlich. Nun bedarf es aber nur einer sehr geringen Schulung in sprachlichen Fragen, um zu begreifen: für alles Wichtigste, das zu wissen frommt, genügen verhältnißmäßig beschränkte Zählungen vollkommen. Um z. B. festzustellen, welchen lautlichen Charakter die deutsche Sprache hat, also mit welchen Prozentzahlen die einzelnen Vokale, Diphthongen und Konsonanten sich in die Laute theilen, genügt eine Zählung, die ein einzelner Mann in wenigen Tagen — ich möchte fast sagen: in wenigen Stunden — bewerkstelligen kann. Ich selbst bin dafür ein lebender Zeuge, denn ich habe einmal zu einem bestimmten wissenschaftlichen Zweck eine Zählung über die Häufigkeit des e im Deutschen vornehmen müssen. Ich habe diese Zählung in einigen Stunden vorgenommen und glaube nicht, daß mein Zählstoff mehr als 10000 Wörter umfaßt hat. Und siehe da: das von mir gefundene Ergebniß für die Häufigkeit des e stimmt mit seinen 42,8 Prozent aller Vokallaute annähernd mit der von Herrn Käding und seinen siebenhundert Zählern in fünf Jahren bei 37 Millionen Buchstaben gefundenen Verhältnißzahl von 44,09 Prozent. Für die Zwecke, für die diese Riesenzählung

*) Häufigkeitwörterbuch der deutschen Sprache, herausgegeben von F. W. Käding. Steglitz, Selbstverlag des Herausgebers.

Hosted by Google

bestimmt ist, kommt es selbstverständlich nicht auf ein Prozent mehr oder weniger, geschweige denn auf eine Dezimalstelle mehr oder weniger an, etwa wie bei Berechnung der Zahl π, bei der selbst die fünfte und sechste Dezimalstelle für die Praxis noch von Wichtigkeit sein kann.

Sehen wir aber einmal zu, um dem Riesenwerk ganz gerecht zu werden, was es denn überhaupt Werthvolles oder doch Brauchbares und Interessantes bietet. Von Interesse mögen die folgenden Angaben sein. Unter den gezählten rund 10 906 000 Wörtern waren rund 5 426 000 einsilbig, 3 156 000 zweisilbig, 1 410 000 dreisilbig, 646 000 viersilbig, 187 000 fünfsilbig, 54 000 sechssilbig. Es mag auch nicht uninteressant sein, zu wissen, daß auf ein Wort der deutschen Sprache, wenigstens nach dieser Zählung, 1,83 Silben kommen. Eben so mag es Sprachforscher und Stenographen interessiren, zu hören, daß das Verhältniß der Vorsilben, Stammsilben und Endungen in der deutschen Sprache steht wie 10:58:30. Am Ueberraschendsten und für die Beurtheilung sprachlicher Verhältnisse Merkwürdigsten ist die Thatsache, daß die drei häufigsten Wörter, nämlich die, der, und zusammen ein Zehntel der gesammten Sprache ausmachen. Die fünfzehn häufigsten Wörter bilden den vierten Theil des gesammten gezählten Sprachstoffes, dessen Hälfte aus 66 häufigsten Wörtern besteht. 320 Wörter hatten eine Häufigkeit von über 5000 und machten zusammen 72 Prozent aller gezählten Wörter aus.

Schon hierbei aber zeigt sich, welche Riesenthorheit es war, die Zählung auf elf Millionen Wörter zu erstrecken; denn die wichtigsten Ergebnisse zeigten sich schon nach der Zählung der ersten Million! Die drei Wörter: der, die, und bildeten schon bei der ersten Million den zehnten Theil des ganzen Sprachstoffes, und wenn bei der ersten Million sechszehn Wörter — nicht fünfzehn — nöthig waren, um $^1/_4$ des gezählten Sprachstoffes darzustellen, so begreift man, daß es auf solche mathematischen Unterschiede für die großen Zwecke, denen diese Zählungen gewidmet sein sollten, gar nicht ankommt.

Das traurige Endergebniß des Urtheils über die Riesenarbeit und über das dicke Buch von 671 Großoktavseiten, das beiläufig nicht annähernd die Gesammtarbeit wiedergiebt, hat dahin zu lauten: Alles, was wirklich darin wissenswerth ist, sei es für die Sprachwissenschaft, sei es für die Beantwortung gewisser Fragen der Stenographie, hätte sich von einem einzigen Zähler in wenigen Monaten mit vollkommen genügender Sicherheit und mit fast genau den selben Endziffern feststellen lassen wie durch die Zählungen von siebenhundert Menschen in fünf Jahren. Und anstatt eines dickleibigen Werkes hätten wenige Seiten genügt, um alle wirklich wissenswerthen Zahlen zu veröffentlichen. Der größte Theil der Zählarbeit nämlich, wie der ganz überwiegende Theil dieses Werkes, ist durchaus unbrauchbar, überflüssig und sinnlos. Die Zählung hat sich nämlich auch auf die Begriffswörter erstreckt. Nun leuchtet Jedem, der sich auf sprachliche Dinge einigermaßen versteht, sofort ein, daß eine wissenschaftliche Statistik von Begriffswörtern überhaupt nicht aufzustellen ist, — oder doch nur für Zählungen von so ungeheuerlichem Umfang, daß dagegen die elf Millionen als ein Kinderspiel erscheinen müßten. Während die Häufigkeit der Formwörter wenig oder gar nicht von dem gewählten Sprachstoff abhängt, steht die Häufigkeit der Begriffswörter in einem untrennbaren Abhängigkeitverhältniß zur Wahl des Stoffes. Wenn

Hosted by Google

wir z. B. sehen, daß ein Wort wie „Truthahn" unter den elf Millionen gezählten Wörtern so gut wie gar nicht vorgekommen ist, so beweist Das nur, daß bei der Auswahl des Stoffes keine Geflügelzeitung berücksichtigt wurde. Und so könnte ich für Tausende von Wörtern die Unsinnigkeit des ganzen Verfahrens an Beispielen beweisen. Was die Sprachwissenschaft mit solchen werthlosen Zahlen anfangen soll, ist mir unfaßbar. Aber auch für die Stenographie ist diese ganze Tabelle von nahezu 400 großen Druckseiten ohne den geringsten Werth. Auch hierfür läßt sich ein zwingender Beweis führen. Man braucht nur eine beliebige Seite der Häufigkeittabelle der Begriffswörter mit einer beliebigen Seite irgend eines deutschen Wörterbuches zu vergleichen, so wird man die erstaunliche Thatsache entdecken, daß mindestens der dritte Theil des ganzen deutschen Sprachschatzes unter den elf Millionen gezählten Wörtern gar nicht oder höchstens dreimal vorgekommen ist. Es finden sich darunter die allergewöhnlichsten Wörter, von denen man es kaum glauben sollte, daß sie nicht häufiger vorgekommen sind. Ich wähle, beliebig aufschlagend, aus einem bestimmten Gebiet eine Reihe von wohlbekannten und gebräuchlichen Wörtern: Grubenarbeit, Grubenbau, Grubengas, Grubengebäude, Grubenkittel, Grubenlampe, Grubenmaschine, Grubensteiger, Grubenwasser, Grubenwerk. Man sieht aus diesem einen Beispiel, das sich aber vertausendfachen läßt, wie sehr für Begriffswörter alle solche angebliche Statistik vom Zufall — Das heißt: von der Auswahl des Stoffes — abhängt. Hätte Herr Käding zufällig ein Zählungstück gewählt, das vom Grubenbau gehandelt hätte, etwa ein Stück einer Debatte des preußischen Abgeordnetenhauses über den Bergwerksetat, so hätten sich für alle die Wörter, die in seinem Verzeichniß ganz fehlen, weil sie seltener als viermal vorgekommen sind, durchaus andere Ziffern ergeben.

Aber nicht einmal für die wichtigsten Dinge sind die gefundenen Zahlen zuverlässig. Z. B. bei der Zählung der Laute ist unbegreiflicher Weise ch als c und als h, sch als s, c und h, ß als s und z gezählt worden, so daß z. B. für das c sich eine Häufigkeit ergiebt, die natürlich dem Lautcharakter des Deutschen durchaus widerspricht.

So stellt sich in der That diese unwissenschaftlich geplante und unwissenschaftlich durchgeführte Arbeit als eine der beklagenswerthesten Verirrungen dar, die mir je vorgekommen sind. Dieses Urtheil ist hart, aber es ist nur gerecht; und wenn ich persönlich dabei Etwas bedauere, so ist es die Lässigkeit, mit der die einsichtvolleren und wissenschaftlich gebildeten Männer der stenographischen Welt dieser Arbeit zugesehen haben. Allerdings hat sich kaum einer der führenden Männer in der stenographischen Welt, geschweige denn in der Sprachwissenschaft, der Sache lebhaft fördernd angenommen. Es hätte aber bei Zeiten gegen diese Vergeudung menschlicher Kraft und guten Geldes Einspruch erhoben werden sollen. So, wie das Werk jetzt vorliegt, kann nur gewünscht werden, daß ein kleiner Auszug daraus gemacht werde, der aber nicht mehr als höchstens einen halben Bogen zu betragen braucht, und daß dann die ganze Auflage des furchtbaren Wälzers als unnützliche Makulatur eingestampft werde.

Eduard Engel.

Hosted by Google

Stovepipe Ben.

Eines schönen Morgens erschien in einem der großen Blätter von Chicago die folgende Anzeige: „Gesucht für die Presbyterianer-Kirche von Dingmans Ferry, Kolorado, ein Prediger. Ein junger Mann, der mit Revolver oder Winchester-Büchse umzugehen weiß, vorgezogen. Offerten unter ‚Prediger', Anzeigen-Abtheilung dieses Blattes." Wäre die Anzeige von anderswo hergekommen, so hätte man sie für einen schlechten Witz gehalten. Aber da sie aus Kolorado stammte, fand Niemand etwas Außerordentliches daran. In Kolorado, Das wußte man, wohnte eine böse Gesellschaft. Als der junge Benjamin Lawrence Mc Cardell die Anzeige in der Zeitung las, nahm er das linke Bein vom Frühstückstisch, schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte, daß eins der Brötchen erschrocken zur Seite sprang, und rief entzückt: „Heiliger Moses, Das wäre Etwas für mich!" Mc Cardell hatte nämlich Theologie studirt, weniger aus Frömmigkeit als des guten Auskommens und der gesellschaftlichen Stellung wegen, und wartete schon seit geraumer Zeit auf ein Pastorat.

„Was wäre Etwas für Dich?" fragte Mc Cardells Stubengenosse aus dem Nebenzimmer; er begleitete die Frage mit einem lauten Schnaufen und Plätschern, das darauf schließen ließ, daß der Stubengenosse die übliche Morgenreinigung an sich vornahm. Der junge Theologe las die Anzeige mit erhobener Stimme vor.

„Du bist verrückt, Ben!" kam als Antwort zurück.

„Durchaus nicht, Freddie. Was soll ich hier in Chicago sitzen und die Zeit totschlagen? Ich bin jung und kräftig und möchte Etwas erleben, mich einmal gehörig austoben, ehe ich in lauter Würde und Frömmigkeit vertrockne. Ein guter Schütze bin ich auch, — also warum nicht? Wenns mir da draußen in der Wildniß nicht mehr gefällt, komme ich wieder zurück. Gefällts mir, bleibe ich. Mein Bruder Frank ist auch nach dort unten gegangen und noch heute nicht zurück."

„So? Wo steckt er denn?"

„Weiß der Himmel; wir haben seit zwei Jahren nichts von ihm gehört. Dort unten könnte ich mit Aussicht auf Erfolg Nachforschungen anstellen. Die gute alte Mutter würde sich gewiß nicht schlecht freuen, wenn ich ihr schriebe, daß ich ihn gefunden habe."

Zehn Minuten später hatte Ben Mc Cardell seine Antwort auf die Anzeige abgefaßt. Er selbst steckte den Brief in den Kasten. Es vergingen zwei Wochen und der junge Theologe hatte die Geschichte mit der Anzeige fast vergessen, als er eines Abends einen Brief aus Dingmans Ferry, Kolorado, erhielt. Er war von einer Hand geschrieben, der man ansah, daß der Schreiber zu jenen Leuten gehörte, die beim Schreiben die Zunge seitwärts herausstrecken und nach jedem Wort einen tiefen Seufzer ausstoßen. Der Brief strotzte von orthographischen Fehlern und war auf einem Papier verfaßt, das aus einem Schreibheft herausgerissen schien. Außerdem enthielt er zwei Fettflecke und drei Tintenklexe. Sein Inhalt besagte, daß Mc Cardells Offerte angenommen sei. Er solle sofort kommen. Folgten Anweisungen über die beste Art und Weise,

Hosted by Google

nach Dingmans Ferry zu gelangen. Das Gehalt belaufe sich auf zehn Dollars die Woche bei freier Wohnung, Gebühren für Taufen, Trauungen und Todesfälle extra. Unterzeichnet war der Brief Stephen Randall und eine Nachschrift besagte: „Vergessen Sie nicht, Ihre Schießwaffen mitzubringen. Telegraphiren Sie, wann Sie kommen."

Ben Mc Cardell lachte laut auf über den kuriosen Brief. „Na, fett werde ich in der Stellung kaum werden!" sagte er zu sich selbst. „Aber ich kann mich dafür auf allerhand Scherzhaftes gefaßt machen."

Dann setzte er sich hin und benachrichtigte seine Eltern in Michigan von seinem Entschluß, nach Dingmans Ferry zu gehen. Hierauf besorgte er sich einen Eisenbahn-Fahrplan und telegraphirte eine halbe Stunde später an Stephen Randall. Seine sieben Sachen waren bald gepackt. Am Abend verabschiedete er sich von seinem Freund Freddie; und mit einem leichten Handkoffer in der Linken, die Revolvertasche um den Leib geschnallt und die Winchester-Büchse in einem gelben Lederüberzug über der Schulter, zog Ben Mc Cardell auf den Bahnhof.

Mc Cardell mußte morgens um neun Uhr auf der Station ankommen, von der aus der Weg nach Dingmans Ferry führte. Als er sich aus seinem Bett im Schlafwagen erhob, hatte er einen übermüthigen Einfall. Er kannte die heftige Abneigung der Leute im Wilden Westen gegen alle Eleganz der Großstadt. Folglich entnahm er seinem Handkoffer ein Paar nagelneuer Lackstiefel und zog sie an, während er seine graue Reisemütze mit einem eleganten Cylinderhut vertauschte. Seine Hände steckte er in ein Paar dunkelgelber Handschuhe von feinstem Ziegenleder. Sein langer, oben am Hals geschlossener Priesterrock war so gut wie neu und sah gleichfalls höchst elegant aus. Wie der hagere junge Mann mit seinen sechs Fuß Länge und dem scharfgeschnittenen blassen Gesicht so vor dem Spiegel im Schlafwagen stand, machte er völlig den Eindruck eines Geistlichen, der im vornehmsten Viertel von New-York oder Chicago eine Kirche hat, deren Gemeinde aus lauter Millionären besteht. Er mußte über sich lachen. „Das giebt eine Sensation erster Güte!" meinte er. „Sollte mich gar nicht wundern, wenn sie nach dem Cylinder sofort zu schießen anfangen."

Mit einer Verspätung von fünfzehn Minuten langte der Expreßzug an der Station an, wo Mc Cardell auszusteigen hatte. Vor dem winzigen Holzhäuschen, das sich Bahnhof nannte, lungerten die üblichen Müssiggänger herum, deren Hauptvergnügen ist, die neuen Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen und über sie ihre Glossen zu machen. Es waren meist Farmer, Cowboys und ähnliche Biedermänner, fast Alle mit Revolvern versehen. Als sie des Fremden ansichtig wurden, der da plötzlich vor ihnen stand, in schwarzer Priesterkleidung, mit Lackstiefeln, Lederhandschuhen und Cylinder und mit einer Büchse über der Schulter, brachen sie in ein lautes Gelächter aus. So etwas Komisches hatten sie ihr Lebtag nicht gesehen. „Heh, Nosy," sagte der Eine von ihnen zu einem langen dürren Kerl, der seinen Spitznamen von seiner ungeheuren Schnapsnase hatte, die aus seinem Gesicht herausglänzte wie ein Leuchtthurm, „paß mal auf, wie ich dem Waschlappen da seine verdammte Angströhre vom Kopf schieße."

„Bist Du von Sinnen, Tommy?" erwiderte der Dürre, „siehst Du nicht, daß Das ein Reverend ist?"

Im selben Augenblick kam ein Wagen mit zwei klapperigen Gäulen da-

Hosted by Google

vor herangejagt und hielt dicht an der Station. Ein kleiner, untersetzter Mann mit kurzem braunem Vollbart sprang vom Bock, trat rasch auf die Gruppe zu, wandte sich an Ben und sagte:

„Sind Sie Herr Benjamin Mc Cardell aus Chicago?"

„Das ist mein Name. Sie sind wohl Herr Stephen Randall von Dingmans Ferry?"

„Jawohl, mein Herr, freut mich, Sie kennen zu lernen!" Und dabei ließ er seine kleinen funkelnden Augen an Benjamin geradezu erschreckt hinauf und hinab spaziren. „Ich bin ein Wenig zu spät gekommen, wie ich sehe. Der verdammte Weg ist daran schuld." Er begrüßte noch rasch verschiedene von den Faullenzern, die jetzt ganz still geworden waren, und führte den jungen Mann dann zum Wagen. Stephen Randall pfiff durch die Zähne und die Pferde sausten mit einer Geschwindigkeit, die zu ihrer Klapperigkeit in merkwürdigem Gegensatz stand, davon, eine dicke Staubwolke hinter dem Wagen zurücklassend.

Es war Spätherbst, aber Alles noch grün, der Himmel tiefblau und die Luft kühl und scharf. Auf den Feldern zu beiden Seiten des Weges vollführten die Grillen ein geradezu ohrenbetäubendes Konzert.

„Wie weit ist es bis Dingmans Ferry?" fragte Mc. Cardell nach einer Weile.

„Zehn Meilen. Wir machens in einer Stunde, wenn uns unterwegs kein Unglück passirt."

„Wieso sollte uns ein Unglück passiren?"

„Ja, wissen Sie von wegen dem Ding, das Sie da auf dem Kopf haben," erwiderte Randall und spuckte einen Strahl Tabaksaft seitwärts in die Büsche. „Vor zehn Jahren kam mal Einer mit so einem Hut hier an. Nach drei Tagen war er tot."

„So? Als Prediger werde ich doch vor Belästigungen sicher sein?"

„Oh, wir werden uns schon daran gewöhnen, wenn Sie darauf bestehen, das Ding zu tragen. Aber es kommen viele Cowboys und ähnliche gefährliche Burschen aus den Minen nach Dingmans Ferry und da könnte Ihnen doch mal was Unangenehmes zustoßen. Jedenfalls werden Sie gut thun, nie ohne Revolver auszugehen, wenn Sie den Hut aufhaben. Auch mit den Glanzstiefeln ist es nichts. Die sind gerade so gefährlich wie der Hut."

„Nun", lachte Ben vergnügt, „es wird vielleicht nicht halb so schlimm, wie Sie denken. Mit Gottes Hilfe und recht viel Unverschämtheit kommt man immer durch, pflegt mein alter Vater zu sagen. Aber nun sagen Sie mir mal, mein lieber Stephen Randall, wie steht es mit meiner Stellung als Pastor? Sind die Nebeneinnahmen bedeutend?"

„Nicht übel, Herr Mc Cardell, nicht übel. Im Winter weniger gut, aber im Frühjahr und Sommer sehr gut. Da wird alle Naselang Einer totgeschossen; und dann die vielen Lynchereien! Ich weiß, Ihr frommen Herren seid dagegen, aber es ist für Sie doch immer mitzunehmen. Zwei bis drei Dollars springen dabei stets heraus. Weil wir gerade vom Lynchen sprechen: donnern Sie nicht zu stark dagegen! Die Leute lassen sich ihr Vergnügen nicht gern verekeln. Und was den Whisky anbetrifft, so dürfen Sie dagegen ebenfalls nicht zu sehr wettern. Es machts nur schlimmer. Der vorige Pastor sprach immer vom Whisky und da kriegten die Leute solchen furchtbaren Durst danach, daß sie gleich nach der

Hosted by Google

Predigt in die Wirthschaften stürzten." Stephen Randall spuckte abermals seinen Tabaksaft aus und setzte lächelnd hinzu: „Und dann gabs Mord und Totschlag, mein Herr, Mord und Totschlag. Im Uebrigen ist Dingmans Ferry ein verdammt gemüthliches Nest."

„Hm", erwiderte Mc Cardell lächelnd, „ich begreife jetzt, warum Jemand, der bei Euch Pastor sein will, mit Revolver und Winchester umgehen können muß."

„Was ist Ihre beste Leistung mit der Büchse, mein Herr?"

„Oh, ich schieße auf sechzig Schritt das Treffaß aus der Karte."

„Auf sechzig Schritt?" rief Stephen Randall mit dem Ausdruck ungeheuchelten Entzückens. „Herr Mc Cardell, Sie werden ein großartiger Pastor sein!" Und er schüttelte ihm begeistert die Hand. „Der vorige war gänzlich unfähig, ein Schafskopf, mein Herr; er konnte auf zehn Schritt keine Kuh treffen." Dann fuhren sie eine Zeit lang schweigend dahin. „Auf sechzig Schritt das Treffaß aus der Karte!" murmelte Randall nur ab und zu vor sich hin, den Kopf schüttelnd. „Heiliges Spanferkel!" Dieser lackirte junge Diener des Herrn fing an, ihm zu imponiren, trotz dem lächerlichen Ding auf dem Kopf . . . Aber vielleicht war das Alles nur Prahlerei mit dem Schießen?

Um zehn Uhr langten Mc Cardell und Stephen Randall in Dingmans Ferry an. Sehr einladend sah der Ort gerade nicht aus. Es war nicht Dorf und auch nicht Stadt, nichts als schlechtgebaute Holzhäuser, meist weiß gestrichen und mit grünen Fensterläden, zwischen je zwei Häusern ein größerer Zwischenraum. Es gab nur zwei Hauptstraßen, die einander rechtwinklig schnitten und in jämmerlichem Zustande waren. Alles sah unsauber und ungepflegt aus. Vor den Thüren ihrer Häuser standen die edlen Bürger und Bürgerinnen, eine ziemlich gefährlich aussehende Gesellschaft, um den neuen Pastor zu besichtigen. Seine Erscheinung verursachte Sensation, vor Allem der Cylinder. Die Enttäuschung war allgemein.

„Und vor so einem Dude soll Einer Respekt haben!" bemerkte ein alter Graukopf. „Ich wette drei Flaschen Whisky, Der fällt schon in Ohnmacht, wenn Jemandem die Nase blutet. Und dann das Ding auf dem Kopf, — nichts für Kolorado, nichts für Kolorado!" Man stimmte ihm bei. Offenbar hatte der Graukopf der allgemeinen Ansicht Ausdruck gegeben.

„Ein Mensch, der solchen Hut trägt", sagte Tarantel Jim, der seinen Namen davon hatte, daß seine Liebhaberei die Jagd auf Taranteln war, „ist nicht von der Sorte, die zuhaut. Ich denke, so Einer taugt überhaupt zu nichts."

Einen Anderen würde ein Cylinder, der so viel Staub aufwirbelte und überdies ein lebensgefährliches Möbel war, dazu veranlaßt haben, ihn so schnell wie möglich abzulegen. Mc Cardell aber war ein Dickschädel. Gerade weil Alles über seinen Cylinder herfiel und seine „Absetzung" verlangte, beschloß er, ihn ständig zu tragen, woran er anfangs gar nicht gedacht hatte. Er wollte doch mal sehen, wer ihm verbieten konnte, mit einem Cylinder herumzulaufen, wenn ihm Das paßte. Und so that er denn auch. Tarantel Jim und andere Schlauköpfe erwarteten jeden Tag, daß diesem seltsamen Kauz von Pastor etwas Menschliches zustoßen werde. Merkwürdiger Weise geschah jedoch nichts. Dafür verfiel er aber dem Schicksal aller Derer, die unter diesen wilden Alltagsmenschen etwas Absonderliches an sich haben: er bekam einen Spitznamen.

Hosted by Google

Der Reverend Benjamin Mc Cardell verschwand vollkommen und an seine Stelle trat „Stovepipe Ben", zu deutsch „Angströhren-Ben". Niemand nannte ihn mehr anders, einerlei, ob man über ihn schimpfte oder ihn lobte. Seine Predigten dagegen gefielen den Leuten ganz gut, denn Benjamin verstand vortrefflich, anstatt der trockenen Bibelauslegung eine gesunde, rothbackige Lebensweisheit zu verzapfen, die seinen ungebildeten Zuhörern einleuchtete. Dazu kam, daß er seine Predigt stets kurz hielt und sie mit allerlei scherzhaften Anekdoten spickte, an denen sich seine Schäflein weidlich ergötzten und die bald in ganz Kolorado die Runde machten. Und ehe er sichs versah, war er als „Stovepipe Ben" eine komische Figur geworden. Man hielt ihn für einen harmlosen, fidelen Jungen. Respekt hatte Niemand vor ihm und seine Behauptung, auf sechzig Schritte das Aß aus der Karte schießen zu können, hielt man für einen guten Witz von ihm. „Ein Mensch, der einen Cylinder trägt und auf sechzig Schritte das Treffaß aus der Karte schießen, — so was giebts gar nicht!" hatte Tarantel Jim gesagt und Jeder gab ihm Recht.

Nur einem einzigen Menschenkinde in Dingmans Ferry erschien der junge Pastor als ein Ritter ohne Furcht und Tadel, — und Das war Daisy Barrymore, des reichen Leihstallbesitzers Dan Barrymore einzige Tochter. Sie blickte mit einer Art Verehrung zu Benjamin empor, der so viel wußte, stets freundlich und guten Humors war und dabei so ganz anders als alle die Anderen, die über ihn lachten. Sie allein wußte auch, was sie von Benjamin zu halten hatte.

„Vater," hatte sie einmal zum alten Barrymore gesagt, als er wegwerfend von „Stovepipe Ben" gesprochen hatte: „Ihr seid allesammt mit Eurem Urtheil über den Pastor auf dem Holzwege. Der wischt mit einem halben Dutzend von Euch den Fußboden auf." Und ihre schwarzen Augen schienen vor Zorn Funken zu sprühen.

„Oho," meinte der Alte lächelnd, „sieh Einer den kleinen Truthahn an, wie er kollert. Der Cylinder hats ihr angethan!" Und da Alles über diesen großartigen Witz lachte, fügte er hinzu: „Ich glaube, das Mädel hat sich in den Kopf gesetzt, eines Tages Frau Mc Cardell zu sein. Aber daraus wird nichts. Ich wünsche keine Waschlappen in meiner Familie!" Daisy biß die Lippen zusammen; sie war feuerroth geworden.

„Ich heirathe, wen ich will, und nicht, wen Du willst!" erwiderte sie fuchsteufelswild und ging hinaus, die Thür hinter sich zuwerfend, daß es krachte.

Und so war es wohl kein bloßer Zufall, daß sie immer um drei Uhr nachmittags auf der kleinen Bank unter der Platane vor dem schneeweißen Häuschen saß, gerade zu der selben Zeit, wo Benjamin Mc Cardell auf seinem Spaziergange die staubige Straße hinabkam. Erst hatte er immer nur freundlich genickt, wenn er sie sah, dann blieb er jedesmal stehen und sprach einige Worte zu ihr. Wenn er weiterschritt, folgten ihm ihre schwarzen, funkelnden Augen und noch lange sah sie den berühmten Cylinder in der Sonne glänzen. Manchmal traf es sich, daß Daisy Barrymore nicht vor der Thür saß, wenn Mc Cardell vorüberkam. Dann schweiften seine scharfen grauen Augen zu den Fenstern mit den grünen Laden davor und von dort in den kleinen Garten zwischen dem Hause und den Stallungen.

Bis jetzt hatte Mc Cardell wenig Aufregendes erlebt. Einmal hatte ein

Hosted by Google

betrunkener Cowboy aus einer Schnapskneipe heraus, an der der Pastor gegen Sonnenuntergang vorüberkam, nach dessen Cylinder geschossen, ohne ihn zu treffen. Und bei den üblichen Prügeleien in den Kneipen waren ein Mann erschossen und drei andere verwundet worden. Aber in Dingmans Ferry, das sich noch gar nicht lange von einem armsäligen „Minenlager" in ein Mittelding zwischen Dorf und Städtchen verwandelt hatte, gehörte Dergleichen zu den Volksbelustigungen. Niemand sah darin etwas Außergewöhnliches. Da war es an einem schönen, sonnigen Herbstmorgen, als von Westen her auf der Landstraße der eilige Hufschlag von Pferden vernehmbar wurde. Eine große weiße Staubwolke rollte heran und in ihr wurden drei Reiter sichtbar, die das Aussehen von Cowboys hatten. Sie trugen deren riesige Schlapphüte, mit vorn hochgeklappter Krämpe, und grobe buntfarbige Hemden, die den Hals freiließen. Zwei von ihnen, der Eine mit kurzem röthlichem Vollbart, der Andere mit einem buschigen blonden Schnurrbart, hatten alte zerrissene Reitgamaschen an den Beinen. Der Dritte, ein baumlanger junger Mann mit völlig bartlosem, von der Sonne verbranntem Gesicht, gönnte sich den Luxus von Reitstiefeln mit krumm getretenen Absätzen und alten rostigen Sporen. Jeder besaß zwei Revolver und eine Winchesterbüchse. Was sie an Kleidung hatten, sah abgetragen und zerschlissen aus und gewann nicht eben durch den dicken Staub, der darauf lag. Das Erscheinen solcher Gestalten in Dingmans Ferry war etwas Alltägliches. Also schenkte ihnen Niemand weiter Beachtung, als sie gegenüber der Apotheke, die zugleich das Postamt war, von den Pferden sprangen und sie in einen nach zwei Seiten hin offenen Schuppen führten. Der Rothbart blieb nah beim Schuppen hinter einer breitästigen Magnolia, während der Schnurrbärtige und der bartlose junge Riese gemüthlich über den freien Platz vor der Apotheke schlenderten. In der Apotheke befanden sich in diesem Augenblick nur zwei Gehilfen und Daisy Barrymore, die eine Schachtel Hustenpillen gekauft hatte und mit einem der Gehilfen scherzte, ferner ein alter spindeldürrer Farmer, der mit dem anderen Gehilfen über Politik, seine Frau und den Kartoffelkäfer sprach.

„Guten Morgen!" sagte der junge Riese lächelnd, hob von einem der Glaskrüge den Deckel ab und nahm zwei Bonbons heraus, die er in den Mund steckte.

„Junger Mann," bemerkte der Gehilfe, der mit Daisy scherzte, „Das ist gegen die Regeln dieses Geschäftes."

„Eure Regeln hol' der Teufel," erwiderte der Angeredete. „Wir sind hier, um noch ganz andere Regeln zu mißachten. Hände hoch allesammt im Laden!"

„Hände hoch!" wiederholte der Schnurrbärtige, „und verdammt rasch!" Und er sowohl als der Lange richteten ihre Revolver auf die Anwesenden.

„Wer sich rührt, Den schicken wir in die Hölle, verstanden?" sagte der Lange, als einer der Gehilfen den Kopf nach dem Hintergrunde des Ladens wandte. Zur Bekräftigung seiner Worte feuerte er zwei Schüsse ab. Die Kugeln schlugen in die Wand und prasselnd flog der Kalk umher. Im nächsten Augenblick war der Schnurrbärtige um den Ladentisch herumgegangen, und während der Lange mit seinem Revolver schußbereit hinter der Thür stand, packte der Andere Alles zusammen, was er in der Postkasse und der Kasse des Apothekers fand, und steckte es in die Taschen.

„Fertig, Tommy?" fragte der Lange, mit Genuß an seinen Bonbons kauend.

Hosted by Google

„Ich denke, ich habe Alles", erwiderte Tommy grinsend.

„Dann heraus alle Vier, Ihr beiden Pillendreher, der alte Stoppelhopfer da und das Mädel. Und immer die Hände hoch, Ihr Kerls!"

Wenige Minuten später kam ein sonderbarer Zug aus der Apotheke heraus. Voran ein Apothekergehilfe, die Hände hochhaltend, dahinter, ihm fast auf den Hacken, der Lange mit Daisy Barrymore auf dem Arm, die blaß, aber völlig gefaßt war. Dann folgte der alte Farmer und der andere Apothekergehilfe, ebenfalls Beide die Hände hochhaltend, zwischen ihnen Tommy, mit seiner Büchse schußfertig in den Händen. So marschirten sie raschen Schrittes auf den Schuppen zu, wo die Pferde standen. Als die beiden Schüsse in der Apotheke gefallen waren, wußten die Nachbarn sofort, was Das zu bedeuten hatte. Auch hatte der kleine Sohn des Apothekers, der vom Hinterzimmer aus Zeuge der Vorgänge im Laden gewesen war, die Leute alarmirt, indem er mit dem Rufe: „Desperados in der Apotheke!" die Straße herunterlief. In dem Augenblick, wo die Spitzbuben aus dem Laden kamen, standen die Bürger daher bereits in weitem Bogen um den freien Platz herum, der vor der Apotheke lag, jeder Einzelne mit seiner Winchesterbüchse bewaffnet und schußfertig. Zu sehen war freilich Niemand von den Bürgern. Solche Narren waren sie nicht. Sie kannten derlei Scherze aus Erfahrung und waren völlig im Klaren darüber, wie sie sich zu benehmen hatten. Ueberall standen sie hinter Zäunen, Ställen, Hausthüren, und was sonst Deckung bot. Keiner von ihnen schoß, aus Furcht, einen der Gehilfen, den alten Farmer oder gar die kleine Daisy Barrymore zu treffen.

„Die verstehen ihr Handwerk!" rief Tarantel Jim lachend dem dicken Wirth zu, der nicht weit von ihm hinter einem alten Wagen stand und ruhig seine schlechte Cigarre weiterrauchte.

„Es scheint so!" erwiderte der Wirth zwischen den Zähnen hindurch. „Uebrigens famose Idee von dem Langen, das Mädel . . ." Ohne zu vollenden, riß er die Büchse hoch und schoß. Ein Schauer von Blättern regnete von der Magnolia herab. Aber er hatte den Rothbärtigen, der einen Augenblick hinter der Magnolia sichtbar geworden war, nicht getroffen. Dann wars wieder ganz still in Dingmans Ferry. Alles sah so friedfertig und sonnig aus. Ein kleiner brauner Hund kam aus einem Seitenweg dahergetrabt, beschnüffelte schweifwedelnd den Langen und trabte weiter. Die Banditen hatten jetzt die Hälfte des Platzes überschritten. Wenn sie die Pferde erreichten, waren sie in Sicherheit, denn hinter dem Schuppen, wo die Pferde standen, begann ein kleines Platanengehölz, unter dessen Schutz sie bequem die Landstraße erreichen konnten. Es schien bereits, als ob sie gewonnen Spiel hätten, als plötzlich Tarantel Jims Stimme vernehmbar wurde.

„Heiliges Prairiehuhn, — hier kommt der Pastor mit Dan Barrymore!" Und zugleich hörte man Stephen Randall von rechts rufen:

„Herr Mc Cardell, suchen Sie Deckung, sonst sind Sie pfutsch, ehe Sies denken!"

Benjamin Mc Cardell, gefolgt vom alten Barrymore, kam im Sturmschritt daher, den Cylinder auf dem Kopf, seine Winchesterbüchse in der Hand. Seine Augen funkelten.

„Wo ist Daisy?" rief er. „Wo ist Daisy Barrymore? Die Kerls sollen sie getötet haben?"

Hosted by Google

„Nicht so schlimm!“ rief Tarantel Jim zurück. „Sie wird nur als Kugelfang benutzt, sehen Sie selbst. Aber machen Sie vor Allem, daß Sie mit Dan hinter die Scheune da kommen.“ Der alte Barrymore hatte Das bereits gethan.

Mc Cardell sprang gerade hinter die Scheune, als zwei Schüsse auf einmal krachten und sein Cylinder vom Kopfe flog. Der Pastor murmelte Etwas, das keineswegs wie ein Segenswunsch klang.

„Jetzt werden wir sehen, was er kann!“ rief Tarantel Jim dem dicken Wirth zu. „Sein Cylinder und Daisy Barrymore: daran läßt er nicht tippen.“

Mc Cardell hatte die Lage mit einem Blick übersehen. Der Lange hatte mit Daisy auf dem Arm die Magnolia fast erreicht, als der Pastor seine Büchse erhob.

„Ums Himmels willen, — Sie werden doch nicht auf den Langen schießen?“ fragte Dan Barrymore, ganz blaß vor Entsetzen. Aber bereits hatte der Pastor abgedrückt. Der Lange breitete die Arme aus, so daß Daisy schwer zu Boden stürzte, und fiel nach hinten auf den Boden, wo er nach wenigen krampfhaften Zuckungen regunglos liegen blieb. Auch Daisy rührte sich nicht.

„Unglücklicher, Sie haben mein Kind verletzt!“ rief der alte Barrymore und machte Miene, zu Daisy hinüber zu eilen. Der Pastor hielt ihn fest.

„Sind Sie toll?“ sagte er zu Dan. „Sie thun keine drei Schritte, so liegen Sie auf der Nase. Sie wird ohnmächtig sein von dem jähen Fall, Das ist Alles!“ Dennoch folterte ihn eine heimliche Unruhe.

Als der Schnurrbärtige sah, daß da Jemand schoß, dem ein Zoll Körperfläche als Ziel genügte, sprang er in langen Sätzen nach dem Schuppen, die beiden Apothekergehilfen und den alten Farmer sich selbst überlassend. Tarantel Jim, der dicke Wirth und von rechts her der Sheriff schossen fast gleichzeitig. Wie ein Mehlsack plumpste der Kerl hin, gerade aufs Gesicht. Zweimal rollte er von rechts nach links und war dann still.

„Jetzt den dritten Hühner-Habicht!“ rief Tarantel Jim.

Aber so leicht ging Das mit dem dritten Hühner-Habicht nicht. Hinter der Magnolia hervor schoß der Rothbärtige wie der Teufel. Der Sheriff, in den Hals getroffen, stürzte schwer zu Boden.

„Verflucht!“ rief Tarantel Jim und taumelte zurück. Die Büchse entfiel seiner Hand, er war ganz weiß im Gesicht. Auch er war kampfunfähig. Eine Kugel des Rothbärtigen hatte ihm den rechten Oberarm zerschmettert. „Für heute ists mit dem Spaß zu Ende!“ knurrte er wüthend und machte sich eilends davon, um sich verbinden zu lassen, immer hübsch darauf achtend, daß sich ein Haus oder eine Scheune zwischen ihm und dem Rothbärtigen befand. Der Rothbärtige, dem die Baumrinde und die Blätter nur so um den Kopf hagelten, schien einzusehen, daß ihm ein längerer Aufenthalt in Dingmans Ferry doch nicht recht zuträglich sein mochte. Die Geschichte war bis jetzt für ihn und seine Kollegen ein ziemlicher Mißerfolg. Das sah er ein. Also beschloß er, eine Luftveränderung vorzunehmen. Diese verteufelten Kerls von Dingmans Ferry waren zweifellos höchst ungemüthliche Menschen, mit denen schlecht Kirschen essen war, besonders aber „blaue Bohnen“. Der Weg von der Magnolia bis zu den Pferden war ja nicht der Rede werth. Aber die Leute von Dingmans Ferry schienen besonders darauf eingeübt zu sein, Jemanden im Laufen zu erwischen. Doch

Hosted by Google

fort mußte er, ehe ihm der Weg abgeschnitten war. Schon blutete er aus zwei Streifwunden an der Hand und am Schenkel. Um die Anderen zu schrecken, schoß er rasch hinter einander, wo immer sich Einer zeigte. Der dicke Wirth warf die Arme hoch und schlug lang hin. Die Kugel war ihm mitten durch die Stirn gegangen. Dann sprang der Rothbärtige hinter der Magnolia hervor, behend wie eine Katze. R—r—r—r—äng! Bäng! Bäng! knatterte es. Der Staub flog aus dem Rock des Rothbärtigen auf, wo die Kugeln einschlugen, und mit einem Fluch stürzte er vornüber. Kaum war er gefallen, so kamen die Leute von Dingmans Ferry von allen Seiten herbeigelaufen, Allen voran Ben Mc Cardell, der Pastor. Er beugte sich über Daisy Barrymore, legte sein Ohr an ihr Herz und lauschte.

„Dem Himmel sei Dank!" rief er freudig, „sie lebt, sie ist nur ohnmächtig von dem Fall!" Und wie zur Bekräftigung seiner Worte schlug das schöne Mädchen die Augen auf. Als sie Benjamin erkannte, lächelte sie und plötzlich brach sie in Thränen aus und schlang ihre Arme um Benjamins Hals.

„Gott segne Euch, Kinder!" sagte der alte Barrymore bewegt und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Es geschah Deinetwegen," sagte Benjamin, während er sie aufrichtete, „und so wird mir Der droben vielleicht verzeihen."

„Herr Mc Cardell, Herr Mc Cardell!" rief in diesem Augenblick einer der Leute, „kommen Sie rasch hierher, der Rothbärtige lebt noch!" Alles eilte hinüber, wo der Bandit lag. Er athmete schwer. Sein Hemd war mit Blut getränkt. Man sah, daß es mit ihm zu Ende ging.

„Wie heißen Sie und die Anderen?" fragte der Pastor.

„Was liegt am Namen?" erwiderte der Gefragte, mühsam lächelnd. „Setzen Sie Smith auf den Grabstein, aber mit Gold. Sie haben das Geld ja wieder, also können Sie was draufgehen lassen. Und sehen Sie zu, daß der Sarg aus Tannenholz ist! Das soll sehr gesund sein." Er lächelte wieder und stöhnte dann. „Teufel, Ihr schießt nicht übel, Ihr Leute. Ihr solltet ins Desperado-Geschäft gehen."

„Wollen Sie nicht lieber Ihren Frieden mit dem Himmel schließen, anstatt unpassende Scherze zu machen?" fragte der Pastor ernst.

„Himmel hin, Himmel her, was geb' ich darum? Um mich und den Anderen ists nicht schade; wir waren immer Hallunken erster Klasse; aber um den Jungen da thuts mir leid, er ist" — er schloß eine Sekunde die Augen und verzog krampfhaft das Gesicht, Blut kam ihm zum Munde heraus. Dann öffnete er die Augen abermals und sprach so leise, daß sich Alle nach vorn beugten, um ihn verstehen zu können: „er ist guter Leute Kind . . . sein erster Versuch . . . und dann, ich hörte, daß Sie Jemand Mc Cardell" . . . er hielt wieder inne . . . „vielleicht verwandt, heißt auch Mc Cardell . . . Frank Winfield . . "

Mit drei Schritten war der Pastor bei dem Toten, der mit dem Gesicht nach unten dalag. Er drehte ihn herum und schrie auf: „Mein Bruder! Mein Bruder!" Dann brach er ohnmächtig zusammen.

New-York. Henry F. Urban.

Hosted by Google

Neue Transaktionen.

Rothschild wollte den Prospekt für die neuen 15 Millionen Diskontokommandit nicht mit unterzeichnen. Das werden die Leser der „Zukunft", da die Tagespresse es verschweigt, jetzt, nach acht Tagen, noch immer zuerst erfahren. Einem Rothschild kann selbst Herr von Hansemann nichts „übel nehmen"; und Rothschild wollte auch durch seine Weigerung gewiß nicht die Diskontogesellschaft kränken, sondern wohl nur zeigen, daß er sich an Emissionen einstweilen nicht zu betheiligen wünscht. So steht auf dem Einführungprospekt für Frankfurt nur die Deutsche Effekten- und Wechselbank, das Institut, mit dem die Diskontogesellschaft sich einst vielleicht verbinden dürfte. Noch hindern zahlreiche, besonders persönliche Schwierigkeiten diese Verbindung; aber die Verhältnisse sind stärker als die Menschen und die Diskontogesellschaft kann nicht mehr lange ruhig zusehen, wie ihr von der Deutschen und der Dresdener Bank in Süddeutschland der Boden abgegraben wird. Bisher mußte Rücksicht auf Rothschild genommen werden; ist aber diesem Hause schon das Mitmachen einer an sich so kleinen Sache unbequem, dann kann es gegen einen Ersatz in irgend einer bankgerechten Form nichts mehr einwenden.

Die bessere Meinung für Banken ist auf die neuen Geschäfte zurückzuführen, vor denen verschiedene große Elektrizität-Gesellschaften, besonders Loewe, stehen. Ob es sich um Panzerthüme für eine amerikanische Gründung, um Werkzeugmaschinenfabriken für Deutschland oder um elektrische Filialen für England und die Kolonien handelt: die Börse sieht die Hauptgewinne aus allen solchen Transaktionen in dem hohen Agio, das bei diesen schönen Gelegenheiten dem Publikum aufgehalst wird. Allen Respekt vor dem Mitleid mit unserem — doch freiwillig herbeieilenden — Publikum; aber mit den 100 Prozent Agio zu viel, wird doch wenigstens Industrie geschaffen. Kann man das Selbe auch von all den exotischen Staatsanleihen behaupten, mit denen unsere „Sparer" theils schon bedacht sind, theils, von China und Südamerika her, weiter bedacht werden sollen? Es ist solider, Diskontokommandit auf elektrische Gründungen als etwa auf das argentinische Alkoholmonopol hin zu kaufen. Gewiß soll man den fremden Anleihemarkt bei uns nicht grundsätzlich verdammen, denn ohne ihn müßten wir aus den leitenden Stellen im Welthandel ausscheiden; doch von da bis zu der heutigen Ueberhäufung mit Staatsfonds zweiten und dritten Ranges ist noch ein weiter Weg, besonders in einer Zeit, wo die vorwärts stürmende Industrie von den selben Großbanken kein Geld mehr bekommen kann, deren ganze Politik darauf hinausläuft, ihre Ueberladung zu verdecken. Warum sie verdeckt werden soll? Nicht aus Eitelkeit, sondern aus Vorsicht, denn die weiten Kreise der Besitzer von Industriepapieren dürfen keinen Augenbkick unruhig gemacht werden. Das wurde bisher zum Glück auch vermieden, sonst hätten wir schon von Verkäufen gehört. Das Geld scheint noch knapper zu werden, obgleich man in letzter Zeit keine allzu umfangreichen Verkäufe unserer Konsols bemerkt haben will.

Wo manchmal ungeheure Summen versteckt gehalten werden, Das zeigt uns der jetzt genehmigte Verkauf der Zeche Centrum an die harpener Gesellschaft. Es handelt sich dabei um ein seit mehreren Jahren klug gewahrtes 24 Millionen-Geheimniß. Als die Kuxe der Gewerkschaft Centrum noch 4000 standen, hatte die harpener Gesellschaft gewiß schon ein Auge darauf. Dann waren sie

Hosted by Google

noch mit 16000 Mk. zu haben; und jetzt, wo es unter 30000 Mk. per Kux nicht mehr geht, wird der Ankauf der Antheile beantragt und beschlossen. Und die Verkäufer? Sind es die alten Gewerkschaftler, die ihren Besitz seit Beginn zäh festgehalten, oder neue Hände, die zur rechten Zeit aufgekauft und im Kassenschrank verwahrt gehalten haben?... In der Frage des Kohlenanbaues könnten wir jetzt leicht einen kürzeren oder längeren Kampf zwischen den Zechenbesitzern und der Klerisei erleben. Es handelt sich da um die vielen Festlichkeiten; und eine gründliche Auseinandersetzung wird bald beginnen. So konstatirt der Bericht der Kohlengesellschaft Arenberg (Dividenden 50 und 60 Prozent), daß im ersten Halbjahr 1898 nicht weniger als 15508 Schichten mit einem Lohnausfall von 64000 Mk. nicht verfahren wurden, „wegen der vielen Festlichkeiten, die meistens die Veranlassung zum Feiern sind". Im Prinzip ist ja schon eine Zusammenlegung der vielen Kirmesfeiern beschlossen; aber auch hierbei dürften zahlreiche interessirte Geschäftsleute sich hinter die Kirche zu verstecken suchen. Die Sonntagsarbeiten bei herrschendem Wagenmangel hat das Oberbergamt, trotz allen Abmahnungen, thatsächlich bereits gestattet.

In dem Augenblick, wo Kupfer seinen höchsten Preisstand erreicht hat — was doch ohne den Riesenbedarf für die Elektrotechnik undenkbar wäre —, heben auch für einzelne Elektrizitätwerke goldene Kurstage an. Zwischen beiden Erscheinungen besteht aber kein Zusammenhang. Sie werden hier nur erwähnt, weil die Steigerung der Rohstoffe naturgemäß die elektrische Fabrikation vertheuern muß, es also gut wäre, auch die trübe Seite inmitten eines schnellen Geschäftsaufschwunges nicht immer zu übersehen. Als die ersten Gerüchte von einer Fusion mit Loewe sprachen, stiegen zunächst Schuckert-Aktien in zwei Tagen um 15 Prozent. Diesmal hatte man nicht geirrt; der Mittelpunkt der ganzen ungeheuren Transaktion, die A.-G. Loewe, ist, wie ich längst von der A. E.-G. hier gesagt hatte, eine Bank, — eine technische Bank. Außerdem sprach man, wahrscheinlich, um noch ein paar Tage von der eigentlichen Spur abzulenken, über die englische Schuckert-Gesellschaft, die aber schon seit dem Juli, seit der Geschäftsbericht erschienen war, keine Ueberraschung mehr sein konnte. Dort heißt es nämlich: „Für Großbritannien gedenken wir eine Aktiengesellschaft zu bilden, deren Aufgabe es sein wird, in England und seinen Kolonien für uns geschäftlich zu wirken. Eine Fabrikation unserer Artikel ist zunächst nicht beabsichtigt, die Gesellschaft wird sich vielmehr mit Uebernahme und Ausführung elektrischer Anlagen jeder Art beschäftigen. Aehnliche Organisationen sind auch in anderen Ländern geplant und wir hoffen, in unserem nächsten Geschäftsbericht von deren erfolgreicher Durchführung Kenntniß geben zu können."

Wie winzig ist aber das Alles gegen das Riesenmaß der neuesten Transaktion, den pool, wie man es ohne Uebertreibung nennen könnte, in den jetzt alle Werke Schuckerts, seine Trustgesellschaft, die berliner Union, deren Trust und die Loewe-Gesellschaft gethan werden! Vielleicht war eine so vielseitige Vereinigung von ersten technischen Gebieten noch nie da; leicht ist sie bei der natürlichen Opposition der selbständigeren Beamten wohl keinem Theil geworden. Schon früher wurde hier einmal erwähnt, Schuckert solle durch Vermittlung eines hamburger Rechtsanwaltes mit Siemens & Halske fusionirt werden; damals waren diese Werke von ihrer heutigen Höhe noch so weit entfernt wie unsere ganze

Hosted by Google

Elektrotechnik von ihrer neuesten Entwickelung. Man hoffte hauptsächlich, die großen Unkosten der Versuchsstationen mehr zu konzentriren; von einer wüthenden Konkurrenz war noch keine Rede. Die Sache zerschlug sich aber; das Schuckert-Werk wuchs sich unter seinem Generaldirektor Wacker zu einem umfassenden Aktienwesen aus, Siemens & Halske wurden viel später von der Deutschen Bank mit der Bedingung gegründet, die wiener Trambahn unter Uebernahme der Aktien zum Kurs von 450 zu elektrisiren. Dieser in sich vielleicht begründete, aber doch sehr hohe Kurs soll den Anstoß zur Trennung der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft vom Direktor Siemens gegeben haben. Die A. E.-G. wollte nicht in ein Unternehmen eintreten, dessen Aktien schon 450 standen. Heute, wo der Generaldirektor Rathenau eine so ungeheure Macht gegen sich aufmarschiren sieht, wird ihm vielleicht nichts Anderes als eine Vereinigung mit Siemens & Halske übrig bleiben. Und dieser Firma dürfte auch kein anderer Hafen winken. Der Loewe-Ring gleicht der Alliance zweier Großmächte, der nothwendig ein Gegenbündniß folgen muß.

Selbst den Fachkreisen kam die Sache unerwartet. Jeder wußte: die Zeit werde kommen, wo die deutschen Elektrizität-Gesellschaften auf den Weg der Fusionirung gedrängt werden würden; aber diese Zeit schien noch nicht gekommen. Die Börse könnte sich jetzt leicht in die Rolle des über den Bodensee Reitenden hineindenken und boshaft annehmen, daß die Schuckert-Gesellschaft eben glücklich über einen ungeheuren Geldbedarf hinweggekommen ist, den sie nur so und nicht anders decken konnte. Jetzt werden die Schuckert-Aktien, die 260 stehen, gegen Loewe-Aktien eingetauscht, deren Notiz über 500 gestiegen ist. Darauf allein hin kann aber Loewe unmöglich das Schuckert-Unternehmen tragen, denn Loewe-Aktien stehen eben nur so hoch, weil sie bei ihrem kleinen Kapital 24 Prozent vertheilen konnten. Wir werden also das seltsame Schauspiel erleben, wie ein kleines Kapital ein größeres auffsaugt. Das ist möglich, weil das Publikum dazu vorhanden ist. Loewe und die Union haben drei Großbanken hinter sich. Schuckert steht mit einem allerersten Institut noch gar nicht in Verbindung und ist trotzdem so weit gekommen, freilich unter Wackers Leitung, der jetzt in den Hintergrund tritt. Man muß bedenken, daß die Emissionen bei einer großen Bank von vorn herein um 25 Prozent besser bezahlt werden — bei Industriewerthen —, denn ein fester, reicher Kundenkreis treibt heute ein Papier ganz von selbst in die Höhe.

Ein anderes großes Finanzereigniß wäre die Bestätigung der Nachricht von weitgehenden Abmachungen zwischen Deutschland und der Türkei. Nur die dabei in Aussicht gestellte „politische" Unterstützung einer Anleihe klingt etwas merkwürdig, da von einer deutschen Garantie für türkische Eisenbahnen nie die Rede sein kann. Vielleicht hat man aber eine Form gefunden, um Deutschland zu einem wichtigen Faktor für die so lange ersehnte internationale Schuldenkontrole am Bosporus zu machen, d. h.: den Sultan zu einer solchen Kontrole zu bewegen. Den Hauptnutzen von dieser Abmachung hätten die anatolischen Bahnen; und jetzt wird es der Dresdener Bank wahrscheinlich doppelt leid thun, daß sie aus dieser Verwaltung geschieden ist und damit der Deutschen Bank das ganze Feld allein überlassen hat. Erst viele Jahre später hat sich die Spannung zwischen beiden Banken gelöst: als es sich neulich um die Theilnahme an der wiener Kommunalanleihe handelte. Die Dresdener Bank syndizirte sich mit dafür, aber nur aus glühender Liebe zu einer Betheiligung bei der wiener Tramway. Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 19. November 1898

Bismarck und die Deutschen.*)

Ich fand noch keinen Grund zur Entmuthigung. Wer sich einen starken Willen bewahrt und anerzogen hat zugleich mit einem weiten Geiste, hat günstigere Chancen als je. Denn die Dressirbarkeit der Menschen ist in diesem demokratischen Europa sehr groß geworden; Menschen, welche leicht lernen, leicht sich fügen, sind die Regel: das Heerdenthier, sogar höchst intelligent, ist präparirt. Wer befehlen kann, findet Die, welche gehorchen müssen: ich denke z. B. an Napoleon und Bismarck. Die Konkurrenz mit starken und unintelligenten Willen, welche am Meisten hindert, ist gering.

* * *

Eine gute Anzahl höherer und besser ausgestatteter Menschen wird, wie ich hoffe, endlich so viel Selbstüberwindung haben, um den schlechten Geschmack für Attitude und die sentimentale Dunkelheit von sich abzuthun, und gegen Richard Wagner eben so sehr als gegen Schopenhauer Partei nehmen. Diese Deutschen verderben uns, sie schmeicheln unseren gefährlichsten Eigenschaften. Es liegt in Goethe, Beethoven und Bismarck eine kräftigere Zukunft vorbereitet als in diesen Abartungen der Rasse.

* * *

*) Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat die Güte gehabt, die folgenden, bisher unbekannten Aphorismen, die ihr Bruder in den Jahren 1884 und 85 niederschrieb, der „Zukunft" zur Verfügung zu stellen.

Hosted by Google

Bismarck: so fern von der deutschen Philosophie als ein Bauer oder ein Corpsstudent; nicht gemüthlich, nicht naiv. Gott sei Dank! kein Deutscher, wie er „im Buche steht"! Mißtrauisch gegen die Gelehrten. Das gefällt mir an ihm. Er hat Alles weggeworfen, was ihm die dumme deutsche Bildung (mit Gymnasium und Universitäten) hat beibringen wollen. Er hat seine Bauern-Beschränktheit festgehalten, nämlich die gegen Gott und König; und später noch, wie billig, die Beschränktheit hinzugefügt, welche Jeder hat, der Etwas geschaffen hat: die Liebe zu seinem Werk — ich meine: zum Deutschen Reich. Er liebt ersichtlich eine gute Mahlzeit mit starkem Wein mehr als die deutsche Musik: welche meist nur eine feinere, weibartige Hypokrisie und Vermäntelung für die alte deutsche Manns-Neigung zum Rausche ist.

* * *

Die Deutschen sind ein gefährliches Volk: sie verstehen sich auf das Berauschen. Gothik, vielleicht auch Rococo (nach Semper). Der „historische Sinn" des Exotismus: Hegel, Richard Wagner — auch Leibniz heute noch gefährlich. Die Bedientenseele idealisirt als Gelehrten- und Soldaten-Tugend. Die Deutschen mögen wohl das gemischteste Volk sein. „Das Volk der Mitte", die Erfinder des Porzellans und einer chinesenhaften Art von Geheimräthen.

* * *

Schopenhauer leidet eben so wenig als Friedrich der Große und Bismarck an jener niaiserie allemande, die dem Ausländer an unseren besten Köpfen so auffällt (selbst an Goethe).

Wie die Franzosen die Höflichkeit und den Esprit der französischen Gesellschaft wiederspiegeln, so die Deutschen Etwas von dem tiefen, träumerischen Ernst und eben so von der Kinderei ihrer Mystiker und Musiker.

* * *

Rousseau, George Sand, Michelet, St. Beuve —: Alles verschiedene Arten von Schauspielerei; die Einen vor dem Volk, Andere

Hosted by Google

(wie Voltaire) vor der Gesellschaft. Ganz andere Schauspieler die Mächtigen: wie Napoleon, Bismarck.

* * *

Der märkische Adel und der preußische Adel überhaupt enthält gegenwärtig die männlichsten Naturen in Deutschland. Daß die männlichsten Männer herrschen, ist in der Ordnung.

* * *

Wie kommen Menschen zu einer großen Kraft und zu einer großen Aufgabe? Alle Tugend und Tüchtigkeit am Leib und an der Seele ist mühsam und im Kleinen erworben worden, durch viel Fleiß, Selbstbezwingung, Beschränkung auf Weniges, durch viel zähe, treue Wiederholung der gleichen Arbeiten, der gleichen Entsagungen: aber es giebt Menschen, welche an Tugenden und Tüchtigkeiten in Alledem die Erben und Herren dieses langsam erworbenen, vielfachen Reichthumes sind, weil, auf Grund glücklicher und vernünftiger Ehen und auch glücklicher Zufälle die erworbenen und gehäuften Kräfte eines Geschlechtes nicht verschleudert und versplittert, sondern durch einen festen Ring des Willens zusammengebunden sind. Am Ende nämlich erscheint ein Mensch, ein Ungeheuer von Kraft, welches nach einem Ungeheuer von Aufgabe verlangt. Denn unsere Kraft ist es, welche über uns verfügt: und das erbärmliche geistige Spiel von Zielen und Absichten und Beweggründen ist nur ein Vordergrund, — mögen schwache Augen auch hierin die Sache selber sehen.

* * *

Ueber wie viel Zufälliges bin ich Herr geworden! Welch schlechte Luft blies mich an, als ich Kind war! Wann waren die Deutschen dumpfer, ängstlicher, muckerhafter, kriecherischer als in jenen fünfziger Jahren!

* * *

Ich freue mich der militärischen Entwickelung Europas, auch der inneren anarchischen Zustände: die Zeit der Ruhe und des Chinesen-

Hosted by Google

thumes, welche Galiani für dieses Jahrhundert, voraussagte, ist vorbei. Persönliche männliche Tüchtigkeit, Leibes-Tüchtigkeit bekommt wieder Werth, die Schätzungen werden physischer, die Ernährungen fleischlicher. Schöne Männer werden wieder möglich. Die blasse Duckmäuserei, welche in der entmuthigenden ersten Hälfte dieses Jahrhunderts herrschte (mit Mandarinen an der Spitze, wie Comte es träumte), ist vorbei. Der Barbar ist in Jedem von uns bejaht, auch das wilde Thier. Gerade deshalb wird es mehr werden mit den Philosophen.

* * *

Ich habe von Kindesbeinen an über die Existenzbedingungen des Weisen nachgedacht und will meine frohe Ueberzeugung nicht verschweigen, daß er jetzt in Europa wieder möglich wird, — vielleicht nur für eine kurze Zeit.

* * *

Kann man sich für dieses Deutsche Reich interessiren? Wo ist der neue Gedanke? Ist es nur eine neue Macht-Kombination? Um so schlimmer, wenn es nicht weiß, was es will. Friede und Gewährenlassen ist gar keine Politik, vor der ich Respekt habe. Herrschen und dem höchsten Gedanken zum Siege verhelfen: das Einzige, was mich an Deutschland interessiren könnte.

* * *

Ziele für Deutschland: 1. der Sinn für Realität.

2. Bruch mit dem englischen Prinzip der Volksvertretung; wir brauchen Vertretung der großen Interessen.

3. Wir brauchen ein unbedingtes Zusammengehen mit Rußland und mit einem neuen gemeinsamen Programm, welches in Rußland keine englischen Schemata aufkommen läßt. Keine amerikanische Zukunft! (Der Amerikaner zu schnell verbraucht — vielleicht nur anscheinend eine zukünftige Weltmacht.)

4. Eine europäische Politik ist unhaltbar und die Einengung gar in christliche Perspektiven ein ganz großes Malheur. In Europa sind alle gescheuten Leute Skeptiker, ob sie es sagen oder nicht. Ich denke, wir wollen uns weder in christliche noch in amerikanische Perspektiven einengen.

Hosted by Google

5. Ein Ineinanderwachsen der deutschen und slavischen Rasse. Auch bedürfen wir der geschicktesten Geldmenschen, der Juden, unbedingt, um die Herrschaft auf der Erde zu haben.

* * *

Bismarck und der Reichstag. Bismarck wollte mit dem Parlament für den leitenden Staatsmann einen Blitzableiter schaffen, eine Kraft gegen die Krone und unter Umständen einen Hebel zur Pression auf das Ausland: er hat da auch seinen Sünden- und Unfalls-Bock.

* * *

(Aus einem Briefe.) „Das Geschenk der ‚Bismarck-Reden' kommt in der angenehmsten Weise einem Wunsche entgegen, den ich den ganzen Winter über (1884/85) schon gegen *** ausgesprochen habe. Bismarck nämlich läßt sich im Reichstage gehen und bringt seine inwendigsten Dinge heraus, wie Goethe vor Eckermann. Der erste Fall, daß ein Staatsmann einen Reichstag nöthig hat, um über Alles und Jedes sein Herz auszuschütten. Offenbar kann er es vor seiner Frau nicht thun. Schließlich beneide ich ihn selbst um diesen Reichstag."

* * *

Man muß zu heftigen Bewunderungen fähig sein und mit Liebe einer Sache ins Herz kriechen: sonst taugt man nicht zum Philosophen. Graue kalte Augen wissen nicht, was die Dinge werth sind; graue kalte Geister wissen nicht, was die Dinge wiegen. Aber freilich, man muß ein Gegengewicht haben: einen Flug in so weite, hohe Fernen, daß man auch seine bestbewunderten Dinge tief, tief unter sich sieht und sehr nahe Dem, was man vielleicht verachtete. Ich habe meine Probe gemacht, als ich mich nicht durch die große politische Bewegung Deutschlands, noch durch die künstlerische Wagners, noch durch die philosophische Schopenhauers von meiner Hauptsache habe abspänstig machen lassen: doch ward es mir schwer und zeitweilig war ich krank daran.

Friedrich Nietzsche.

Hosted by Google

Aus Hebbels Nachlaß.

Ein Dichter wie Friedrich Hebbel, dessen Geist fortwährend Raketen und Leuchtkugeln des Witzes, der schlagfertigsten Charakteristik, der treffendsten Kritik von sich schleuderte, dessen Natur ihn dazu drängte, die verschiedenartigsten Eindrücke kurz, bezeichnend, in sehr anschaulichen Bildern oder in sentenzenförmigen Schlagwörtern festzuhalten, ein solcher Dichter mußte für das Epigramm eine ganz besondere Vorliebe haben. Es ist nun aber höchst interessant, zu sehen, wie auch der große Meister der Schulung bedarf, wie stark die zufälligen Verhältnisse, unter denen er sich entwickelt, sich geltend machen, wie lange es dauern kann, ehe sie ihm den Einblick in das seinem Wesen Zusagende gestatten können. Bekanntlich mußte sich Hebbel als Mensch unter großen Entbehrungen aus den Fesseln seiner Heimath und aus der Knechtschaft seines Standes emporringen. Aber auch als Dichter stand er lange im Bann verschiedener Muster, denen er sich nur deshalb nicht entzog, weil er keine anderen kannte. Hauptsächlich die ältere vorgoethische Literatur, ferner die abgeblaßte Romantik, wie sie sich in den kleinen Zeitschriften breit machte, bildete seinen Geschmack; Schillers Lyrik erschien ihm mit ihrem Pathos, ihrer Klangfülle und ihrem Gedankenreichthum als die eigentliche Krone der Dichtung. Aber nur, weil er keine andere große, bedeutende Lyrik kannte. Ein Gedicht Uhlands öffnete ihm die Augen, zog ihn in den Zauber des schwäbischen Dichters und lockte ihn, sich mit dessen übrigen Gedichten bekannt zu machen. Das beeinflußte seine eigene Produktion, bis er Goethe kennen lernte.

Schon in seiner Heimathstadt Wesselburen dichtete Hebbel sehr viel, wovon uns nur Einiges erhalten ist; von diesem Wenigen hat wieder nur einen Theil H. Krumm in seine Neubearbeitung der Ausgabe von Emil Kuh aufgenommen. Es entstammt den Beiträgen zu einem höchst bescheidenen Wochenblättchen, dem Dithmarser und Eiderstädter Boten, dessen eifriger Mitarbeiter Hebbel war. Schon 1831 veröffentlichte er hier unter dem Titel „Flocken“ und „Einfälle“ verschiedene Epigramme; es sind eigentlich Sinngedichte, die in Form und Wesen unzweifelhaft durch Lessing bestimmt, nur im Inhalt viel weniger durch die Tradition gehemmt sind. Bei Lessing haben wir es meist mit altem Gut zu thun, das nur umgeprägt ward; deshalb hat ihn Albrecht des Plagiates geziehen. Hebbel war viel zu wenig bewandert in der Literatur des Epigrammes, damals auch noch ohne jede gelehrte Bildung, deshalb existirt die Antike- und die Renaissance-Epigrammatik nicht für ihn. Er schöpfte wohl aus dem Leben und aus seiner Phantasie. Da bringt er z. B. in einer bei Krumm fortgelassenen „Flocke“ den „Schluß eines Diebes“:

Es war mein' verstorbene Mutter
Meinem Vater beständig getreu,

Hosted by Google

Denn es haben seinen Charakter
Wir Brüder alle drei:
Giebts irgendwo was zu huschen,
Wir sind, wie Papa, dabei.

Oder unter den „Einfällen" des selben Jahres, die bei Krumm gleichfalls fehlen, klingt echt lessingisch: „Rosas Schönheit":

Rosas Schönheit, glaubst Du, werde schwinden?
Freund, ich sage: nein,
Denn was schwinden soll, muß doch vorher wohl sein?
Und wer kann an Rosa Schönheit finden?

„An Skribax":

Wer äußerte nicht Mitgefühl
Bei Deinem ernsten Trauerspiel!
Nicht Mitleid blos, ein heißer Schmerz
Durchzuckt mir mächtiglich das Herz,
Doch, armer Skribax, über Dich,
Daß (ach!) Dein Werk so jämmerlich!

Solcher Sinngedichte ließen sich noch recht viele mittheilen, die zwar im „Boten", nicht aber in den Werken stehen; nur würde daraus kein anderes Bild der hebbelschen Epigrammendichtung sich ergeben als aus den bei Krumm mitgetheilten Proben.

Als dann Hebbel Wesselburen verlassen hatte, in Hamburg das bittere Brot der Gnade verzehrte — wenn er es nicht unberührt ließ —, in Heidelberg hungerte, um leben zu können, da rundete sich ihm nur noch selten ein Einfall zum Epigramm, obwohl er inzwischen mit Goethes Werken bekannt und bald vertraut geworden war. Während des münchener Aufenthaltes trat besonders Jean Paul neben der modernen deutschen Literatur in seinen Gesichtskreis und bestärkte ihn in seiner Neigung, die Prosasentenzen seinem Tagebuch einzuverleiben, in seine Briefe und Berichte einzustreuen. Auch nach seiner Rückkehr nach Hamburg verbraucht er seine Einfälle nur in Prosa. Schon in Paris beginnt sich aber seine Epigrammenlust zu regen und in Italien beherrscht sie ihn fast ausschließlich. So kommt es, daß in der ersten Sammlung seiner Gedichte vom Jahre 1842 die Epigramme gänzlich fehlen, trotzdem Hebbel bemüht war, ein vollständiges Bild seiner Lyrik zu geben, daß dagegen in den „Neuen Gedichten" von 1848 als Resultat Italiens ein ganzes Buch Epigramme gedruckt wurde. Hebbel sagt in einem ungedruckten Ueberblick über das Jahr 1846, er habe gearbeitet: „noch in Italien das Buch Epigramme, das nicht sowohl augenblickliche Einfälle enthält als prägnant ausgedrückte Lebens-Resultate, die vielleicht zu tiefsinnig sind, um in einem weiteren Kreise zu zünden." Das war nun keineswegs der Fall; dazu enthielten diese Gedichte zu viel Witz; nur trat das Merkwürdige her-

Hosted by Google

vor, daß man einen bedeutenden Dichter auf einen groben Anfängerfehler aufmerksam machen mußte, was die Form betrifft. Hebbel wußte, wie es scheint, bis zum Januar 1848 thatsächlich nicht, daß in der zweiten Hälfte des Pentameters der Daktylus unerläßlich sei und nicht durch den Spondäus oder Trochäus ersetzt werden dürfe. Dem Dichter, der sich im Lauf der Jahre so reiche Kenntnisse erworben hatte, war jeder Gymnasiast in Kenntniß dieser Kleinigkeit über. Hebbel schäumte auf vor Wuth, da ihm Arnold Ruge brieflich diese metrische Vorschrift mittheilte; aber sorgsam überarbeitete er seine sämmtlichen Epigramme, so daß in der „Gesammtausgabe" seiner Gedichte (1857) die Pentameter in dieser Hinsicht tadellos gebaut erschienen.

Aus dem Nachlaß theilte dann Emil Kuh in seiner Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" verschiedene Gedichte Hebbels mit, die von 1857 bis 1863 entstanden waren, darunter auch neue Epigramme. Es lassen sich aber aus den Handschriften noch viele Zusätze gewinnen, die von Hebbel selbst für die Publikation bestimmt waren. Mir wurde von dem Herrn Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar die Ausnutzung der im Goethe- und Schiller-Archiv verwahrten Manuskripte gestattet; sie führte mir vielfach neues wichtiges Material zu. Die Epigramme seien diesmal zur Ergänzung mitgetheilt; ich bringe sie, so weit ich es vermag, in chronologischer Reihenfolge.

Eins vom März 1835 erwähne ich nur, weil es Hebbel als Erfinder einer uns jetzt geläufigen Erleichterung beim Grammatikunterricht zeigt. Schon er brachte die schwierigsten Punkte der (ihm große Qualen bereitenden) lateinischen Grammatik in Verse und meinte ironisch: „Erhaben klingt es, wenn sich meine Muse philologisch vernehmen läßt:

Die Länder, Inseln und die Frauen
Als Feminina sind zu schauen!"

Aus dem Schluß des selben Jahres stammt der Stoßseufzer:

Götter zu entzücken, mag gelingen,
Schweine wirst Du nicht zum Weinen bringen.

Während der Arbeit an der Genoveva, am zwölften März 1841, notirt er den Spruch:

Ein neuer Gott, kreirt
Aus altem Lehm und Dreck:
Die Schildwacht präsentirt,
Der Lieutenant fällt vor Schreck.

Und am vierten Juli des selben Jahres ruft er aus:

Rausche Wind! Du machst die Gluth
Erst nur stärker flammen,
Sinkt sie auch vor Deiner Wuth
Endlich still zusammen!

Hosted by Google

Während der ersten Zeit des wiener Aufenthaltes, wahrscheinlich im März 1846, entsteht folgendes Distichon:

Menschen ertrinken im Meer. Soll Einer ruhig drin athmen,
Muß er Neptunus sein oder ein Fisch und ein Frosch.

Wohl seinen Erfahrungen während des Jahres 1848, da er mit seinen politischen Ansichten im Gegensatz zur wiener Majorität stand, dürfte der Vers entstammen, der in den Januar 1849 gehört:

Man muß den Wanzen nicht beweisen wollen,
Daß sie sich selber knicken sollen.

Seinem Zorn gegen seine jungen wiener Freunde, die undankbar von ihm abfielen, machte er im August 1860 durch folgendes Epigramm Luft (vgl. Kuhs Biographie II, S. 676):

Wundern muß ich mich sehr, daß Hunde die Menschen so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft gegen den Hund ist der Mensch.

Hier hat eine rein persönliche tiefe Verstimmung jenen pessimistischen Ausdruck gefunden, den Hebbel nur noch im „Epilog zum Timon von Athen" mit ähnlicher Stärke anschlug. Dieses Gedicht ließ Bamberg im Nachwort zu Hebbels Briefwechsel zum ersten Male drucken (II. S. 607 f.), verlas aber das Datum, das deutlich „23. März 63" lautet, und übersah einige Verse, die Hebbel als Zusatz unter dem Text beigefügt hatte.

Wo Hebbel von dem Geschöpf spricht, das er mit seinem besten Lebenssafte tränkt, und sagt:

Beseele einen zweiten Erdenkloß!
Und wird Dein Adam endlich stark und groß,
So nimm als Lohn den ersten Keulenschlag
Von ihm entgegen, den er führen mag.

fährt er in den bei Bamberg fehlenden Versen fort:

Und trinke drauf zum vollen Dank ein Gift,
Das Vipern tötet, weil es übertrifft,
Was die erzeugen, aus dem Hefen-Rest
Der heiligen Vergangenheit gepreßt,
Den auch der Tag, verlebt im Paradies,
Wie Blumen Staub und Asche, hinterließ.

In ähnlicher Stimmung hat er während des Jahres 1862 den französischen Vers notirt:

Plante un arbre, il te nourrira,
Plante un homme, il te trahira . . . . .

Gegen die neueren französischen Stücke richtete Hebbel folgendes bissige Epigramm:

Wißt Ihr, woran die Moral in Euren Stücken erinnert?
An die Citrone im Maul eines gebratenen Schweins.

Hosted by Google

das sich ihm zunächst in Prosa aufdrängte, da er Notizen für die Vorlesungen über das Drama zusammenstellte.

Unter verschiedenen Konzepten findet sich folgendes Epigramm, das Hebbel: „Dresden, 31. August in der katholischen Kirche" datirt hat; es dürfte wohl von der Reise nach Weimar stammen. Man könnte es „Storch und Adler" überschreiben.

Unser Gevatter, der Storch, ist kein zu zärtlicher Vater:
Werden die Jungen ihm krank, wirft er sie flugs aus dem Nest;
Aber ich kenne den Adler, er horstet der höchste in Deutschland,
Welcher es umgekehrt macht und die gesunden verstößt.

Nach Hebbels ganzer politischer Haltung kann sich Das nur auf das Verhalten gegen Schleswig-Holstein beziehen.

Auf Maximilian den Zweiten von Bayern dürften die Verse gemünzt sein, die ich aus dem verwischten Bleistiftentwurf wohl richtig so entziffert habe:

Armer König, Du wollt'st die Tafel-Runde erneuen,
Aber Du hast in der Eil' nur die Bedienten erwischt.
Diese brüsten sich nun auf Artus' goldenen Stühlen,
Während die Recken von fern lachen des komischen Mahls.

Im Jahre 1858 war von Bauernfeld unter dem durchsichtigen Pseudonym Rusticocampus „Ein Buch von uns Wienern" erschienen, das Hebbel wegen seiner „artigen Grobheiten" und „boshaften Komplimente", wegen seiner unter der Maske der Harmlosigkeit versteckten schlauen Berechnung und moralischen Merkwürdigkeit in einer kurzen Anzeige mit den Worten der Rahel charakterisirt hatte: „Dein Brief ist so katzenklug, daß er Mäuse fangen müßte, wenn er lebendig wäre." Daran knüpft folgendes Sinngedicht:

Rustico-Campus.

Ja, mein Mäuschen, Du sollst leben,
Weil Du gar zu artig spielst!
Du, mein Mätzchen, auch daneben,
Wie Du auch verdächtig schielst.

Armes Mäuschen, bist gefressen?
Nun, wer weiß, wie Das Dir frommt!
Kluges Mätzchen, hast gegessen?
Auch gut! Wenns Dir nur bekommt!

Vom einunzwanzigsten August 1845, also noch aus Italien, hat sich ein Gedicht erhalten, das sehr gut unter den „Bildern", einer Abtheilung des Buches Epigramme, seinen Platz verdiente, wenn es nicht gereimt wäre.

Der schönste Tod und der schlimmste.

Der Baum, der still von seiner Früchte Last
Erdrückt wird, stirbt den allerschönsten Tod,
Die Frucht jedoch, die hängt an seinem Ast
Und nimmer reift, den schlimmsten, welcher droht!

Hosted by Google

Ein nicht näher zu datirendes Blättchen mit der Ueberschrift „Epigrammatisches" trägt folgende zwei Gedichtchen:

Daß oft dem schönsten Leib die schlechteste Seel' sich eint,
Das ist der Freiheit Schluß, kein Widerspruch, wies scheint.

Sag einem Kranken: der Tod ist roth,
Das Leben aber ist bleich,
Er greift danach in seiner Noth
Und glaubt es Dir sogleich.

Von seiner Reise nach Hamburg 1861 dürfte das Bild auf einem herausgerissenen Blättchen der Schreibtafel heimgebracht sein:

Lieblich ists, wenn ein Mädchen im Unschuldsalter die Mienen
Schamhaft neckisch verzieht vor des Bewunderers Blick
Und das holde Gebild der reizend entfalteten Züge,
Sanft erröthend, zerstört, weil sie die Liebe noch scheut.
Aber wenn die Natur das Schöne, das sie begonnen,
Selbst verzerrt und entstellt und in den Vogel den Fisch
Mischt, wie Horaz es gemalt, als wär' ihr der Griffel gebrochen
Oder die Zunge erlahmt, weckt es mir Grauen und Qual.

Unter einer handschriftlichen Sammlung „Neue Epigramme" stehen neben solchen, die wir in den bekannten Ausgaben schon antreffen, verschiedene unbekannte und kehren zum Theil in einem Quartbande wieder, der in Abschrift von fremder Hand mit Korrekturen des Dichters den Titel führt: „Neuere Gedichte von Friedrich Hebbel."

Beim Anhören einer Musik.

Heilige Töne, verstummt! Mir ist, als wäre schon Alles
Aufgelöst in Musik, nur nicht mein eigenes Herz,
Und Ihr strebtet vergebens, auch diesen Klumpen zu schmelzen,
Aber durch den Versuch litt' ich unendliche Qual.

Das Epigramm „Auf mein Vaterland Dithmarschen" liegt in zwei Fassungen vor; die erste lautet:

Friedrich, der Dritte, der Kaiser, verschenkte das Land einst den Dänen,
Wie an den Jäger den Leu: fang ihn nur, gleich ist er Dein!

Dann änderte er den ersten Vers:

Kaiser Friedrich verehrte das Land dem Dänen, doch freilich
Wie dem Jäger den Leu: fang ihn nur, gleich ist er Dein!

Auf einen berühmten Portraitmaler.

Freilich pflegst Du zu treffen, doch wie der Mörder: der Leichnam
Mit den Zügen ist da, Seele und Leben entflohn!

Adolph Stahr.

1. Immer und ewig der Kleine! Er predigt von jeglicher Kanzel,
Schwatzt von jeglichem Baum, jeglicher Tonne herab!
Ei, er wäre vergessen, sobald er einmal verstummte,
Rastlos bellt ja der Mops, brüllt auch nur selten der Leu.

Hosted by Google

2. Lotte hat Werthern genommen? Wie unvorsichtig und thöricht!
Oder lobt er noch jetzt fort an dem Strumpf, den sie strickt?

3. Hüte Dich, ihm zu gefallen, er hüpft Dir gleich auf die Schulter
Und verkündigt von dort Heiden und Christen Dein Lob!

Betty Paoli und Genovevа.

Niemals hast Du gelebt, so ruft die gestiefelte Katze
Betty Paoli; sie weint, tröste Dich, niemals in ihr!

Räthsel (vgl. Tagebücher II, S. 330).

Montags verzehrt er die Blätter und Dienstags trinkt er den Essig,
Mittwochs genießt er das Oel; sagt mir nun: aß er Salat?

Ein Epigramm führt den Titel „Antwort" und hat folgenden Wortlaut:

Wie mir der Dichter gefällt? Wenn ihm vor innerer Fülle
Jegliche Ader zerspringt, daß der entfesselte Strom
Droben die Sterne bespritzt und drunten die Blumen beträufelt
Und das feurige Herz doch nicht den Mangel verspürt.
Nur vom Ueberfluß lebt das Schöne, Dies merke sich Jeder,
Habt Ihr nicht Etwas zu viel, habt Ihr mit nichten genug!

Hebbel hat mit der Ueberschrift: „Grundbedingung des Schönen" nur die beiden letzten Verse zu einem Rath an den Dichter gemacht und in seine Sammlung aufgenommen.

Zuerst als „Gnome", dann von Hebbel selbst als „Erwiderung" bezeichnet, bietet die Abschrift folgendes Distichon:

Schneller komm' ich zum Ziel! So ruft der prahlende Reiter,
Aber der Wandrer versetzt: leichter auch brichst Du den Hals!

In einer Handschrift Hebbels, die erst Emil Kuh für den Nachlaß ausbeutete, „Neue Epigramme", findet sich noch ein unbekanntes:

Alle verneinenden Geister verirren sich leichter als andre,
Essig schlägt häufiger um als der erquickliche Wein.

Ich möchte vermuthen, daß dieser Stachelvers sich auf Arthur Schopenhauer beziehe, an dessen Erscheinung Hebbel in einem besonderen Aufsatz scharfe Kritik üben wollte.

Gegen Campe, Adelung und Julian Schmidt (vgl. Tagebücher II, S. 463) wendet sich Hebbel mit dem Epigramm:

Jehovah vor der absoluten Kritik.

Welch ein hohler Bombast! „Ich bin, der ich war, und ich werde
Ewiglich sein, der ich bin!" Sprich doch: Ich ändre mich nie!

Aus den späteren Jahren, wahrscheinlich der Zeit von 1861 oder 1862, da Hebbel seinen Aufsatz über das Hofburgtheater schrieb, hat sich das Reimpaar erhalten:

Als Aale kommen die Buben an,
In Schlangen verwandeln sie sich dann.

Hosted by Google

Das selbe Bild wandte er 1846 auf das Benehmen der wiener Literaten an, da sie hörten, daß er in Wien bleiben wolle.

Meine diesmaligen Mittheilungen aus Hebbels ungedrucktem Nachlaß mögen jene Distichen beschließen, die Hebbel wohl einer Sammlung seiner Gedichte oder Epigramme voranstellen wollte:

Widmung.

Nicht dem Markte und nicht den Herrn und Fürsten der Erde:
Einem gebildeten Geist weih ich dies schlichte Gedicht.
Denn ein solcher erkennt, wie Recht und Pflicht sich verketten,
Und entziffert sich gern seinen bescheidenen Sinn.
Wem er sich aber verbirgt, Der möge nur Eins nicht vergessen:
Auch ein Selam bleibt immer ein blühender Strauß!
Wär' ihm sogar noch der Strauß zu bunt und zu ängstlich geflochten,
Nun, so halt' er sich doch still an die Blume allein.

Lemberg. Professor Dr. Richard Maria Werner.

Die Hexe von Siebenbürgen.

Unter den internationalen Gelehrten, die sich am karlsburger Hofe in Siebenbürgen um die Person des regirenden Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, schaarten, befand sich eine schöne, junge Dame, Anna Kemeny, deren Gelehrsamkeit und scharfes Urtheil vom Fürsten wie von seinen Gelehrten gewürdigt wurde. Sie war nahezu dreißig Jahre alt, reich und besaß an der Grenze zwischen Ungarn und Siebenbürgen eine befestigte Burg, wo sie sich in voller Sicherheit befand, denn die Burg lag auf einer steilen Höhe und galt allgemein für uneinnehmbar. Selbst in den Türkenkriegen blieb sie unbehelligt, denn es lohnte nicht der Mühe, mit dem Opfer von vielen tausend Soldaten eine Burg zu bezwingen, in der es weder Gold noch Silber gab, sondern nur Fernrohre für die Astronomie und Instrumente zu alchymistischen Experimenten.

Fürst Bethlen war ein Freund der Astronomie, und so oft auf diesem Gebiet eine Meinungverschiedenheit zwischen den Gelehrten hervortrat, schickte er eine Einladung an die gelehrte Dame, damit sie sich von ihrer Burg mit fürstlichem Geleit nach Karlsburg begebe und unter den Streitenden die Entscheidung fälle. Bei solchen Gelegenheiten war dann Anna Kemeny die gefeierte Königin des bethlenschen Hofes; der Fürst hatte nur Auge und Sinn für die gelehrte Frau; er war den ganzen Tag an ihrer Seite und vertiefte sich mit ihr in Betrachtungen der neuesten entdeckten Sternensysteme. Niemand durfte das Paar stören; selbst die Fürstin, Susanne Loranffy, ging so leise wie möglich durch das Zimmer und schlich nur auf den Fußspitzen zu dem Tisch, wo die Beiden ihre wissenschaftlichen Beobachtungen machten.

Das hohe Ansehen der Anna Kemeny und ihr vertrautes Verhältniß zum Fürsten erweckte den Neid der Hofdamen; der Hofklatsch stand schon damals in voller Blüthe. Die Hofdamen wollten nicht glauben, daß Anna Kemeny die ihr vom Fürsten dargebrachte Huldigung nur der Astronomie zu verdanken habe; sie

Hosted by Google

flüsterten einander allerlei seltsame Geschichten ins Ohr und einige Damen gingen so weit, daß sie in ihren intimen Gesprächen Anna Kemeny verdächtigten, sie trachte der Fürstin nach dem Leben, um dann selbst ihren Platz einzunehmen. Dieser intime Hofdamen-Klatsch fand gewöhnlich in einer Ecke des karlsburger Blumengartens statt, in den außer der Fürstin nur die Hofdamen Zutritt hatten.

Eines Tages, nachdem in der Damenversammlung der ganze Tratsch gegen Anna Kemeny vorgebracht und erschöpft war, erhob sich die alte Hofdame Petki — eine Verwandte der Fürstin — und sagte: „Meine lieben Kinder! Ihr wißt, daß ich schon Vieles erlebt und von Dem erfahren habe, was den meisten Menschen ein Geheimniß ist. Glaubt mir: unsere Fürstin ist in großer Gefahr; damit will ich nicht sagen, daß Anna Kemeny sie töten wolle, — nein: Das braucht sie gar nicht; sie braucht nur den Fürsten seiner Frau abwendig zu machen, damit er sich von ihr scheiden lasse. Das aber ist für Anna Kemeny ein leichtes Ding; sie kann es dadurch erreichen, daß sie das Antlitz der Fürstin durch eine häßliche Gesichtskrankheit verunstaltet."

„Um Gottes Willen!" riefen die Hofdamen, „wie wäre Das möglich?"

„Das ist sehr leicht für Anna Kemeny; bemerkt Ihr denn nicht, daß die Nase der Fürstin täglich größer und röther wird? Das Roth beginnt schon bläulich zu werden, und wenn Das so fort geht, kann sich die Fürstin mit dieser verunstalteten Nase nicht mehr öffentlich zeigen. Ich bin überzeugt, daß Anna Kemeny die Nase der Fürstin verhext hat."

„Wie? Was?" rief der Chor.

„Nun, habt Ihrs noch nicht errathen? Anna Kemeny ist eine Hexe!"

„Ja", riefen Alle, — „eine Hexe, die man verbrennen sollte!"

Von diesem Tage an galt Anna Kemeny am karlsburger Hofe für eine Hexe.

Der ganze Tratsch kam der Fürstin zu Ohren; dafür sorgte die alte Petki, die zugleich die Eifersucht der Fürstin gegen Anna Kemeny erweckte. Auch wollte die Nasenkrankheit der Fürstin keinem ärztlichen Mittel weichen. Es wurde an der Nase so viel geschmiert und gequaksalbert, daß sie immer häßlicher, größer und blauröthlicher wurde. Die Fürstin weinte Tag und Nacht und zeigte sich, selbst ihrem Gatten nur noch tief verschleiert. Eines Tages, als Bethlen sie trösten wollte, warf sie sich vor ihm auf die Knie und sagte:

„Wenn Du mich noch liebst, so rette mein Leben; ich weiß, daß mich der Schmerz über meine häßliche Krankheit töten wird; aber von Dir hängt es ab, ob meine Nase geheilt werden kann."

„Von mir?"

„Ja, von Dir allein! Wisse, was ich Dir bis jetzt verheimlicht habe: meine Nase ist verhext; sie kann nur geheilt werden, wenn die Hexe, die diese Schandthat verübte, verbrannt wird. Die Hexe aber ist Anna Kemeny, die an meiner Stelle Fürstin werden will."

Bethlen lachte hell auf: „Wer um des Himmels Willen hat Dir diesen Wahnsinn beigebracht? Die ganze Welt würde mich für einen Narren halten, wenn ich die Existenz von Hexen zugeben wollte! Und was speziell Anna Kemeny betrifft, so kannst Du beruhigt sein: sie denkt nicht daran, Fürstin zu werden; sie ist eine Königin der Wissenschaft und mein Fürstenthum ist ihr eben so zu klein wie einst Makedonien Alexander dem Großen."

Hosted by Google

Diese Rede des Fürsten beruhigte seine Gattin keineswegs; im Gegentheil: nun war sie noch mehr überzeugt, daß Bethlen nach ihrem Tode Anna Kemeny heirathen werde.

Der Fürst berief die zwei größten Aerzte aus Ungarn und Siebenbürgen und einen dritten aus Deutschland. Dieser war ein Jude, der sich lange Zeit im Orient aufgehalten hatte und besonders als Spezialist für Gesichtskrankheiten einen Weltruf besaß. Die drei Aerzte untersuchten die Nase der Fürstin sehr genau, und zwar Jeder einzeln. Nach der Untersuchung mußte auch Jeder einzeln seine Meinung dem Fürsten sagen. Der siebenbürgische Arzt hatte Etwas von der Hexengeschichte läuten gehört; und als geschulter Hofmann sprach er das Urtheil:

„Die Krankheit ist unbekannt; allem Anschein nach ist sie unheilbar, besonders in dem möglichen Falle, daß dabei ein böser Geist die Hand im Spiel habe."

Der große Arzt aus Ungarn meinte, man müsse die Nase abschneiden und durch eine silberne Nase ersetzen.

Der jüdische Arzt aber sagte: „Diese Nasenkrankheit kommt im Orient häufig vor; sie ist eine Folge der Zersetzung des Blutes. Eine Operation der Nase wäre unnützlich, da dann der Ausschlag sich auf einen anderen Theil des Gesichtes werfen würde."

Der Fürst berief nun die drei Aerzte zu sich und sagte ihnen, sie sollten sich in den Schloßgarten begeben und dort die Krankheit in einem Konsilium besprechen. Die drei Aerzte setzten sich unter einem Baum an einen kleinen Tisch und begannen ihre Berathung. Der Fürst stand am Fenster und sah zu. Allmählich wurde die Diskussion lebhafter. Die drei Aerzte schrien aus Leibeskräften und gestikulirten heftig mit Händen und Füßen; plötzlich rief der Jude dem siebenbürgischen Arzt das Wort „Asinus" zu, worauf Dieser den Juden mit Faustschlägen überfiel; da sich der jüdische Arzt tapfer wehrte, wurde er auch vom zweiten Arzt geschlagen. Der Fürst sandte eiligst einen Boten mit dem fürstlichen silbernen Stock in den Garten. Das bedeutete: „Wer dem Befehl des Boten nicht gehorcht, wird ohne Erbarmen mit dem Tode bestraft." Als sie den Boten mit dem fürstlichen Stock erblickten, flüchteten die Angreifer, während der jüdische Arzt stehen blieb und dem Fürsten, der am Fenster stand, tiefe Komplimente machte, um sich für die Hilfeleistung zu bedanken.

Mehrere Jahre vergingen. Die Fürstin starb und Bethlen heirathete die Prinzessin Katharina von Brandenburg. Bei den Hochzeitfesten war auch Anna Kemeny anwesend. Als der Fürst sie sah, ging er auf sie zu und bot ihr seinen Arm. Er führte sie zu seiner neuen Gemahlin und stellte sie mit den Worten vor: „Anna Kemeny, die gelehrte Frau, der Stolz Siebenbürgens."

Eine Stimme flüsterte hinter Katharina: „Gebt Acht auf die Hexe!"

Katharina von Brandenburg fiel mit einem Schrei auf die Knie, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und wimmerte ganz leise:

„Um Gottes Willen, verschonen Sie mein Gesicht!"

Der Fürst stand wie versteinert.

Anna Kemeny verbeugte sich tief und ging ihrer Wege, — nach ihrer befestigten Burg, die sie nie mehr verlassen hat.

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.

Hosted by Google

Faschoda.

Nicht nur in Frankreich und England, sondern auch in Deutschland ist schon viel über die Faschoda-Angelegenheit gedruckt worden, doch hat man sich hier begnügt, Artikel aus der französischen und englischen Presse wiederzugeben, hat es dagegen, mit wenigen Ausnahmen, vermieden, selbst eine feste Stellung zu nehmen. Die Frage, die bei dem ganzen Streit am Meisten interessirt: sind die französischen oder sind die englischen Ansprüche auf Faschoda gerechtfertigt, ist noch kaum untersucht worden; und dennoch ist sie bei einiger Kenntniß der Geschichte des Sudans leicht zu beantworten.

Der Besitz des Sudans war für die Herrscher des unteren Nilthales stets ein erstrebenswerthes Ziel. Schon zur Pharaonenzeit wurden Expeditionen nilaufwärts unternommen, um Egypten den Besitz Nubiens zu sichern. Das Sudanreich, wie es zur Zeit des Aufstandes des falschen Propheten war, ist vom Khedive Ismail Pascha begründet worden und bestand aus Nubien, Sennar, Taka, Senhit, Kordofan, Darfor, Faschoda, Bahr-el-Ghasel, den Aequatorialprovinzen und den Gebieten von Suakim und Massaua. Die Verwaltung des Sudangebietes ließ viel zu wünschen übrig. Europäer und Egypter wetteiferten mit einander in Bedrückungen und Grausamkeiten, und als der Dongolaner Mohammed Achmed sich erhob, den Krieg gegen die Ungläubigen predigte und sich für den von den Mohammedanern erwarteten letzten Propheten ausgab, fand er überall großen Zulauf. Bald nahm der Aufstand so bedrohliche Dimensionen an, daß man sich gezwungen sah, wollte man nicht den gesammten Sudan in die Hände der Mahdisten fallen lassen, einen entscheidenden Schlag zu führen. Eine Armee von 10 000 Mann wurde ausgerüstet und zog unter dem Oberbefehl des unfähigen egyptischen Generals Hicks Pascha gegen den Mahdi zu Felde. Bei Kaschgil in Kordofan kam es am vierten November 1883 zur Schlacht und das gesammte Heer Hicks Paschas wurde fast bis auf den letzten Mann niedergemacht.

England, das seit dem Jahre 1882 in Kairo herrschte, verlangte nun, daß Egypten den Sudan räume. Scherif Pascha, der damalige Ministerpräsident, gab seine Entlassung und sagte, daß er seinen Namen nicht mit dieser That verbunden sehen wollte; doch fand sich bald ein anderes Ministerium, das den englischen Wünschen gehorchte. Gordon Pascha wurde ausersehen, die Räumung des Sudans von den im Ganzen über 300 000 Seelen zählenden Garnisonen, Civilbeamten und sonstigen Europäern und Egyptern zu vollziehen, und trat zu Beginn des Jahres 1884 seine gefahrvolle Reise an. Er war kaum im Sudan angelangt, da überzeugte er sich, daß die Gefahr bedeutend übertrieben worden und das Land noch zu halten sei. Er machte der englischen Regirung nun verschiedene Vorschläge, ersuchte um einige indische

Hosted by Google

Truppen, dann um die Entsendung Sobehr Paschas, der im Sudan noch ein hohes Ansehen genoß, — aber Alles wurde von der englischen Regirung abgeschlagen, die den Sudan der Anarchie anheimfallen lassen wollte, um ihn bei gelegener Zeit für eigene Rechnung zurückzuerobern.

Dank der Unthätigkeit der Regirung nahm die Mahdia außerordentlich rasch zu und es dauerte nicht lange, bis Gordon in Khartum vollständig eingeschlossen war. Immer dringender wiederholte der Pascha seine Vorschläge und verlangte schließlich nur, daß man englische Truppen, seien es auch nur hundert Mann, nach Wadi Halfa senden möge: auch Das wurde ihm abgeschlagen und erwidert, das dortige Klima sei den Truppen nicht zuträglich. Man zog es vor, Khartum mit seiner gesammten Bevölkerung den Mahdisten preiszugeben; dabei ist zu bemerken, daß die Garnison von Wadi Halfa jetzt seit vierzehn Jahren ständig englische Offiziere besitzt, die sich in diesem Klima sehr wohl befinden. Als endlich die verzweifelte Lage Khartums und seiner Bevölkerung bekannt wurde, erregte es einen Entrüstungsturm in der gesammten civilisirten Welt und nicht zum Wenigsten in England selbst, so daß sich die britische Regirung gezwungen sah, eine Expedition zur Befreiung Gordons auszurüsten. Das geschah aber erst, als nur noch wenig Hoffnung vorhanden war, die Garnisonen zu retten; und Gordon selbst schrieb am sechsundzwanzigsten November, als er davon hörte, in sein Tagebuch: „Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß die Bemühungen, die Garnison zu befreien, erst mit dem Ablauf der Periode begannen, die im März als die Frist angenommen wurde, innerhalb deren die Garnisonen sich noch zu halten vermöchten, nämlich sechs Monate. Ueberall sind häßliche Verdachtsgründe!“

Das damalige Vorgehen der englischen Regirung ist so charakteristisch und zum Verständniß der jetzigen englischen Sudanpolitik so wichtig, daß noch die folgenden Stellen aus Gordons Tagebuch angeführt sein mögen.*) Am fünften Oktober schrieb er: „Man könnte sagen, die Expedition bezwecke meine persönliche Befreiung. Aber wie sollte es mir möglich sein, fortzugehen und Männer zu verlassen, die ich sechs Monate lang zum Kampfe angefeuert habe? Wie kann ich fortgehen, nachdem ich Sennar ermuthigt habe, auszuhalten? Kein Mensch kann mir zumuthen, so zu handeln, und keine Regirung kann die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, mir Das zu befehlen. Vielleicht wäre es patriotisch, wenn ich mich durchzuschlagen versuchte; aber selbst wenn ich mich dazu entschließen könnte, so zweifle ich, daß es möglich wäre, hier heraus zu kommen. Hätte Baring**) im März gesagt: ‚Sorgen Sie für sich selbst‘, dann wäre es möglich gewesen, nach

*) S. „Egypten unter englischer Okkupation und die egyptische Frage.“ Von Hans Resener. Berlin 1896 (Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft).

**) Heute Lord Cromer.

Hosted by Google

dem Aequator durchzubrechen; aber wenn man meine Telegramme durchsieht, wird man finden, daß ich ihn immer wieder fragte und daß er nie antwortete. Niemand kann den Verlust an Menschenleben und Geld beurtheilen. Beide sind ungeheuer; aber nur die mangelnde Bereitwilligkeit unserer Regirung trägt die Schuld daran. Hätte sie gleich anfangs erklärt: ‚Wir kümmern uns hierum nicht; wir wollen nichts für die Garnisonen des Sudans thun; mögen Sie umkommen‘, dann könnte nichts gegen sie gesagt werden. Aber sie wollte nicht bekennen, daß sie im Begriffe sei, die Garnisonen zu verlassen. Baring gab mir strenge Befehle, nicht ohne die Erlaubniß der Regirung nach dem Aequator zu gehen. Ich will nicht die Politik der Regirung, den Sudan aufzugeben, die Garnisonen u. s. w. umkommen zu lassen, untersuchen; aber ich glaube, daß sich Ihrer Majestät Regirung schon im März hätte entschließen müssen, mir zu sagen: ‚Sorgen Sie für sich selbst‘, — als ich noch so handeln konnte, und nicht jetzt, da ich nach einer sechs Monate langen Kriegsthätigkeit mit meiner Ehre an das Volk gebunden bin.“ Am neunten Oktober: „Was für ein Leben! Sie sagen, ich opfere mich für mein Vaterland? Ja, Sie haben Recht: wenn es jemals Märtyrer gegeben hat, so bin ich einer.“ Am letzten Oktobertage: „Heute sind es 233 Tage, seit die Araber in unserer unmittelbaren Nachbarschaft erschienen; von diesem Tage an haben wir keinen Frieden mehr gehabt“. Am achten November: „Eins ist mir vollständig unverständlich: wenn es richtig ist, jetzt eine Expedition zu senden: warum war es früher nicht richtig? Es ist ganz gut, zu sagen: man müsse die Schwierigkeiten der Regirung berücksichtigen, aber es ist nicht leicht, über das Gefühl hinwegzukommen, daß ‚die Hoffnung vorhanden war, eine Expedition könne unnöthig sein, da wir bereits gefallen sein würden. . .‘ Ich kenne keine ähnlichen Fälle in der Geschichte, außer David und Uriah. Ich habe jetzt alle Telegramme von 1883 und 1884, die vom Sudan gesandt und im Sudan erhalten worden sind, — eine prächtige, höchst interessante Sammlung. Was würde der Standard für sie geben? Aber ich kann großmüthig sein, — und so will ich sie mit diesem Tagebuche hinabsenden.*) Am siebenzehnten November: „Es ist lächerlich, daß, da unsere Politik offenbar ist, den Sudan dem Mahdi auszuliefern, der mit seinem Volke mehr Sklavenjäger ist, als Sobehr jemals sein würde, wir diesen Mann nicht bei der Expedition verwenden wollten. Welche Komoedie! Wenn es sich nur nicht um Menschenleben handelte!“ Am achtzehnten November: „Man mag es drehen, wie man will: drei unleugbare Thatsachen sind nicht zu tilgen: Ihrer Majestät Regirung weigerte sich, Egypten im Sudan zu helfen, weigerte sich, Egypten sich selbst helfen zu lassen, und

*) Diese Telegramme sind leider von der englischen Regirung bis zum heutigen Tage nicht der Oeffentlichkeit ausgeliefert worden.

Hosted by Google

weigerte sich, es einer anderen Macht zu erlauben. Das kann nicht wegdiskutirt oder wegerklärt werden .... Die jetzige späte Hilfe in Folge äußeren Druckes und Barings Depesche zeigen klar die Abneigung, zu helfen." Drei Tage später: „Ich kann aufrichtig sagen, daß ich meines Lebens müde bin; Tag und Nacht, Nacht und Tag ein ununterbrochener Kampf!" Am vierzehnten Dezember: „Jetzt beherzigen Sie Dies: wenn das Expeditioncorps — und ich verlange nicht mehr als zweihundert Mann — nicht in zehn Tagen kommt, wird die Stadt fallen. Ich habe mein Bestes für die Ehre meines Vaterlandes gethan. Lebt Alle wohl."

Doch erst am sechsundzwanzigsten Januar fällt Khartum in die Hände der Mahdisten, die alle Einwohner niedermetzeln; Gordon stirbt auf den Stufen seines Palastes den Märtyrertod. Zwei Tage später erscheinen vor den Ruinen der Stadt zwei Dampfer mit englischen Truppen und ziehen sich, von allen Seiten mit Gewehrfeuer begrüßt, wieder nach Norden zurück. So war der gesammte Sudan mit Ausnahme der Aequatorialprovinzen, wo unser Landsmann Emin Pascha Gouverneur war, mahdistisch geworden, und um auch diese Provinzen der Anarchie anheimfallen zu lassen, wurde die berühmte „Befreiungexpedition" Stanleys ausgerüstet, deren Führer Emin halb mit Gewalt fortschleppte. England hatte sein Ziel erreicht.

Das ist die Vorgeschichte der Faschoda-Frage; ihre Kenntniß ist zur Beurtheilung des Werthes der französischen und englischen Ansprüche nöthig.

Die Herrschaft des Khalifen in den Grenzprovinzen seines Reiches wurde bald von außen her vernichtet. Von Süden zogen die Engländer heran und drangen von Uganda aus vor, die Belgier setzten sich in der Gegend von Wadelai, d. h. in der ehemaligen Aequatorialprovinz, fest und im Westen rückten die Franzosen langsam, aber stetig vor und erreichten im Sommer dieses Jahres bei Faschoda den Nil.

Bekanntlich träumen die Briten schon lange davon, vom Kap bis nach Alexandrien eine lückenlose britische Reichsstraße zu besitzen. Dieser Traum, der lange belächelt wurde, hat durch die englischen Erfolge in Südafrika und besonders durch die in den letzten drei Jahren gegen die Mahdisten errungenen Siege greifbare Gestalt gewonnen. Auch die Franzosen hatten eine solche Ideallinie; sie sollte, sich mit der englischen bei Faschoda kreuzend, von Saint-Louis in Senegambien bis nach Djibuti (gegenüber dem alten Obok) führen, also nicht, wie die englische, von Nord nach Süd, sondern von Osten nach Westen, quer durch den schwarzen Kontinent. Die Thatsache, daß das Gelingen eines dieser beiden Pläne die Verwirklichung des anderen ausschließt, giebt den Schlüssel zu der Aufregung, die sich der Engländer bemächtigte, als sie, nach der Eroberung Omdurmans und der Zertrümmerung des Mahdireiches, ihrem weiteren Vordringen — in Folge der Okkupation Faschodas durch die Franzosen — ein Ziel gesetzt sahen.

Hosted by Google

England macht Frankreich das Recht streitig, Faschoda zu besetzen; es bedient sich bei seiner Beweisführung mit schlauer Geschicklichkeit Egyptens, seines unfreiwilligen Mündels, und verquickt egyptische Rechte mit den britischen Hoffnungen. So kann zwar das eigene Land in den Glauben versetzt werden, daß der englische Standpunkt der richtige sei; vor einer unparteiischen Prüfung kann aber diese Auffassung nicht bestehen.

In erster Linie behauptet England, daß Egypten die Sudanprovinzen zwar geräumt, aber keineswegs definitiv aufgegeben habe und daß deshalb keiner Macht, so lange Egypten nicht selbst auf diesen Besitz verzichte, das Recht zugestanden werden könne, Theile davon zu besetzen; England, als Egyptens Vormund, habe daher das Recht, von Frankreich die Räumung Faschodas, das einst ebenfalls zum egyptischen Sudan gehörte, zu verlangen. Das heißt also: Egypten hat einst den Sudan besessen, wir besitzen jetzt Egypten, — ergo wollen wir auch den Sudan haben. Die Franzosen antworten darauf: Zugegeben, daß Egypten den Sudan nur geräumt, nicht aber aufgegeben habe — worüber sich aber auch noch streiten ließe —, so habe doch England selbst dieses Gebiet stets als res nullius behandelt. Beweis: England selbst ist von Uganda aus in den ehemaligen egyptischen Sudan eingedrungen und hat sich dort festgesetzt, und zwar keineswegs im Namen Egyptens, sondern auf eigene Rechnung. Gegen das Vordringen des Kongostaates, der sich in der ehemaligen Aequatorialprovinz festsetzte, hat England ferner nie den geringsten Widerspruch erhoben und dennoch sind darauf die selben Einwendungen anwendbar wie auf das Vordringen der Franzosen nach Faschoda. Drittens hat England auch in den Verträgen, die es am ersten Juli 1890 mit Deutschland und am zwölften Mai 1894 mit den Kongostaaten abschloß, den Sudan als res nullius behandelt. In dem ersten Vertrag wird der südöstliche Theil des Sudans als „britische Einflußsphäre" anerkannt. Hat nun Egypten den Sudan in der That nicht aufgegeben, sondern nur geräumt, so hat sich England in diesem Vertrage der selben Rechtsverletzung schuldig gemacht, die man Frankreich mit Bezug auf Faschoda vorwirft. Was den anglo-kongolesischen Vertrag — der in Folge des Einspruches von Deutschland und Frankreich fallen gelassen werden mußte — betrifft, so schlossen beide Mächte darin ein Abkommen über die Bahr-el-Ghasel-Provinz, ein Gebiet also, das mit dem selben Recht wie Faschoda zum egyptischen Sudan gehört. Entweder ist demnach der Sudan in der That noch egyptisch: dann muß Frankreich Faschoda und seine übrigen Posten räumen, aber auch England und der Kongostaat müssen Das zurückgeben, was sie widerrechtlich genommen haben, und der Helgoland-Vertrag vom Jahre 1890 ist auf illegaler Basis geschlossen. Oder aber der Sudan ist bisher mit Recht als res nullius betrachtet worden: dann hat Frankreich das selbe Recht wie der Kongostaat und England, Das, was es erobert hat, zu behalten.

Hosted by Google

Das ist die Quintessenz der Beweis- und Gegenbeweisführung; und wenn es sich hier einfacher liest als in den spaltenlangen Artikeln der englischen Presse und in den englischen Blaubüchern, so vergesse man nicht, daß dort eben das Interesse vorhanden ist, das klare Recht zu trüben und Schwierigkeiten vorzuspiegeln, wo im Grunde gar keine vorhanden sind.

Lord Salisbury erklärt — womit er eigentlich selbst zugiebt, daß der Sudan eine res nullius sei —, daß England-Egypten auch nach einfachem Eroberrecht Herren des Sudans geworden seien. Sie hätten, sagt er, die Herrschaft des Khalifen vernichtet, seine Hauptstadt und sein Reich erobert. Hierauf erwiderte Herr Delcassé, der französische Minister des Aeußeren, sehr schlagfertig, daß Frankreich nach dem selben Eroberrecht, das England zum Herrn der von ihm eroberten Provinzen mache, Herr von Faschoda sei. England habe durch die Eroberung von Omdurman und die Niederwerfung des Khalifen Faschoda nicht miterobert, da Frankreich dieses Gebiet schon Monate vorher erworben habe. Auch die Erklärung, die Sir Grey einst im Parlament abgab und in der er sagte, daß England jede Festsetzung Frankreichs im Nilthale als einen „unfreundlichen Akt" ansehen würde, wird oft angeführt. Frankreich erwidert darauf aber mit Recht, daß diese Aeußerung doch noch keinem Rechtstitel gleichkomme und daß sie mit dem selben Recht auf jedes andere Territorium angewandt werden, aber Frankreich keineswegs verpflichten könne, sich danach nun auch zu richten.

Im Daily Telegraph las man neulich: „Wir wollen nicht umsonst Blut und Geld verloren haben, um jetzt uns durch die Franzosen der Früchte unserer Siege beraubt zu sehen!" Das ist eine offene Sprache. Nicht Egyptens wegen, sondern für eigene Rechnung hat man den Sudanfeldzug unternommen und man ist auf die Franzosen nicht böse, weil sie die angeblichen Rechte Egyptens verkannt haben, sondern, weil sie englischer Eroberungslust zuvorgekommen sind. Aber selbst wenn England — oder sagen wir, um die Fiktion aufrecht zu erhalten — selbst wenn Egypten nicht in den Besitz Faschodas gelangen sollte, so sind die Vortheile, die England aus der Eroberung des übrigen Sudans ziehen wird, doch allein schon so groß, daß die an Menschen und an Geld aufgewandten Opfer im Vergleich mit ihnen keineswegs in Betracht kommen. Seit dem Abfall des Sudans hat Egypten nichts gethan, um seine angeblichen Rechte darauf zu erhalten; ohne Einspruch Egyptens und Englands hat der Kongostaat einen Theil in Besitz genommen und England hat das Selbe gethan. Und nun plötzlich, da man die Franzosen am Nil sieht, erinnert man sich dieser alten Rechte, — nicht in Egyptens Interesse, sondern, wie schon erwähnt, zur Verwirklichung des Traumes: „Großbritannien vom Kap bis zum Mittelländischen Meere!"

Kairo. Hans Resener.

Hosted by Google

Verbrecher in der Literatur.

Seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts steht die verbreitetste Form der literarischen Kunst, der Roman, vor einem darwinistischen Dilemma, das Gabriele d'Annunzio mit den Worten bezeichnet hat: „Sich erneuern oder untergehen."

Das Wirken Balzacs und „Madame Bovary" von Flaubert hatten bereits im Studium des sozialen Milieus die Daseinsberechtigung des Individuums gezeigt. Zugleich, und zwar im Laufe weniger Jahre, stellte Darwin die Biologie, Spencer die Philosophie und Marx die Soziologie auf die feste Grundlage des Positivismus. Die positive Methode, die experimentale Beobachtung erneuerten die Kenntniß der Natur, der menschlichen Gesellschaft und des Individuums. Der Roman mußte sich nothgedrungen dieser neuen Auslegung des Universums anpassen; er mußte den entscheidenden Rückschlag dieser Einflüsse empfinden. Da er den alten und unmodernen phantastischen Fanatismus, Heroismus und die Pose fallen ließ, verwandelte er sich und näherte sich den lebendigen Quellen der direkt beobachteten menschlichen Wirklichkeit. Der „naturalistische Roman" und der „psychologische Roman" entstanden oder entwickelten sich vielmehr in dieser neuen Phase der sozialen Moral und Intelligenz. Der Gegenstand des naturalistischen Romans ist das Studium der „bestimmenden Bedingungen des Milieus", der des psychologischen Romans die Analyse „der Seelenzustände des Individuums". Der Eine und der Andere folgen aber getreulich den neuen Errungenschaften der Anthropologie, die durch sie populär geworden sind. Das ist nur gerecht: denn die Wissenschaft hat ihnen ein kostbares Geschenk gegeben, als sie ihre Lebensfähigkeit an den Quellen des menschlichen Dokumentes und der positiven Beobachtung erneuerte. Doch von der Kunst zur Wissenschaft ist der Weg eben so weit wie von der Malerei zur Photographie. Das gelehrte Werk ist unpersönlich, objektiv; das Kunstwerk ist dagegen, nach Zolas Ausspruch, „ein Eckchen in der Natur, durch ein Temperament gesehen". Wohl ist der „persönliche Faktor" selbst in der wissenschaftlichen Forschung unvermeidlich, in der Anthropologie und Soziologie noch mehr als in den Naturwissenschaften. Doch wenn dieser Faktor die Anschauungweise, die Intensität jeder Vision beeinflußt, so wird er doch durch die „brutale Thatsache", durch die natürliche und innerliche Veranlagung der Dinge kontrolirt und diese Kontrole bildet einen hauptsächlichen Unterschied zwischen dem Positivismus und der Metaphysik. Die Bedeutung des persönlichen Faktors ist in der Kunst sehr groß, da er hier sogar die Veranlagung der Elemente des vom Künstler entworfenen Werkes beeinflußt. Die Gesammtheit dieser Elemente giebt mehr oder weniger getreu die Wirklichkeit wieder; doch sie haben nicht mehr die Genauigkeit einer Photographie. Der Maler, der das Rennen eines Pferdes darstellen will, hütet sich wohl,

Hosted by Google

die von einer Momentaufnahme erhaschten Bewegungen zu reproduziren; obwohl sie wahr sind, würden sie uns dennoch unwahrscheinlich vorkommen und unsere Sehgewohnheiten verletzen.

So haben die Kunst und die Wissenschaft eine verschiedenartige Methode und einen verschiedenartigen Gegenstand; und ihre Verschiedenheit ist ein Prüfstein, eine entscheidende Klippe für das Genie des Künstlers, der zwei Mittel hat, die trocken und technisch genaue Angabe zu vermeiden: die Linie des Wahren zu übertreiben oder zu verändern. Wählt er das erste Mittel, so erfüllt der Künstler seine geistige Pflicht und gehorcht zugleich den Regeln der Kunst und denen der Wissenschaft. Er schafft ein unsterbliches Werk, in dem der Gelehrte eine suggestive Bestätigung der technischen Wahrheiten finden wird; er verrückt die engen und starren Schranken der Gelehrsamkeit und überträgt sie auf das weite und bevölkerte Gebiet der üblichen Kultur und der der Menge zugänglichen Ideen. „Schuld und Sühne" von Dostojewsky oder „Die Bestie im Menschen" von Emile Zola sind für die Psycho-Pathologie und für die Kriminalanthropologie ein tausendmal schnelleres Propagandamittel als gelehrte Bücher. Dabei sind es ausgezeichnete Kunstwerke, die die Konturen des Wahren wiedergeben, ohne ihre Beziehungen und Verhältnisse zu erschüttern.

Doch der Künstler kann die Wirkung sicherer erreichen, wenn er diese Beziehungen in der Darstellung seiner Hauptperson oder in den sekundären Episoden seines Werkes verändert, um sie in dummer Weise wahrscheinlicher oder in toller Weise seltsamer zu gestalten. Dann kann er sicher sein, entweder die Billigung des Publikums zu erlangen, da er vermeidet, es durch Beobachtung eines wenig banalen Positivismus zu verletzen, oder einen vorübergehenden und unfruchtbaren Neugiererfolg zu erringen. Darin besteht der hauptsächliche Unterschied zwischen den Führern der Schule und ihren Nachtretern. Diese Nachahmer — oder auch Fälscher — haben die Wahrheit nicht gesehen und nicht gefühlt oder sie haben einen gestörten Geist; sie wollen künstlerische Schöpfungen hervorbringen, haben aber keine schöpferische Energie. So läßt sie denn ihre Ohnmacht auf die ödesten, tollsten, extravagantesten Theorien eingehen, — die des Symbolismus, des Dekadentismus oder des Satanismus zum Beispiel. Diese Unterscheidung hat Herr Max Nordau nicht gemacht, als er sich seines Talentes bediente, um die Grundlagen der Psychophysiologie auf die Kunstkritik anzuwenden und die Methode der positiven Kriminologie zu benutzen, die den Verbrecher, aber nicht das Verbrechen studirt. Bei der Kritik der künstlerischen Kundgebungen dieser Jahrhundertwende, des Mystizismus, des Egoismus und des Realismus, hat er den pathologischen Uebertreibungen eine zu große Bedeutung beigelegt. Er hat nicht zwischen den Hauptschöpfungen der Führer (Wagner, Tolstoi, Zola, Ibsen u. s. w.) und ihren sekundären Werken zu unterscheiden gewußt, von

Hosted by Google

denen einige die Symptome und Zeichen einer geistigen und künstlerischen Störung aufweisen mögen, und hat eben so wenig die Werke dieser Kunstriesen von denen einiger Schriftsteller zu trennen vermocht, die trotz ihrer grotesken Seite in ihrer Entartung einige geniale Geistesblitze zeigen. Baudelaire, Verlaine, Maeterlinck, Oskar Wilde u. s. w., diese Halbtalente, diese halb genialen und halb verrückten oder verbrecherischen Menschen erreichen trotzdem noch nicht die völlige geistige Zerrüttung der extravagantesten ihrer Nachahmer und Fälscher.

Baudelaire und Oskar Wilde zeigen die selben sexuellen Verirrungen wie Cellini, wie Michel Angelo, wie der berühmte Maler Bazzi, der in der Kunstgeschichte unter dem Namen Sodoma bekannt ist. Verlaine hat in sehr schönen Versen den angenehmen Eindruck der Würde und Freiheit besungen, die er im Laufe einer Gefängnißstrafe wegen geschlechtlicher Vergehen empfunden hat. In der Kunst, wie in der Gesellschaft, vegetirt die Menge, d. h. die mittelmäßigen Künstler, die Durchschnittsintelligenzen, vom Morgen bis zum Abend; sie schaffen nichts, fabriziren aber ihre Werke mit bureaukratischer Pünktlichkeit. Eine durchaus nicht zahlreiche Vorhut lenkt die entzückten Blicke dieser Menge auf sich. Ihre Führer haben eine neue, noch unbekannte Wahrheit geschaut und kämpfen, um sie gegen alle üblichen Vorurtheile zu vertheidigen und den Anderen aufzudrängen. Diese Vorurtheile schwinden allmählich und langsam werden die geistigen Entdeckungen zu intellektuellen Gewohnheiten, die neue Wahrheiten bekämpfen und zerstören. Doch die Minorität der Künstler hat außerdem Männer, die sich in einer ganz anderen Weise vom Durchschnitt unterscheiden. Unerfahrene Augen halten sie für Genies. Doch wenn sie sich von dem gemeinsamen Niveau unterscheiden, so ist es, in negativem Sinne, nur in Folge einer nicht deutlich erkennbaren Entartung, die sie zu allen möglichen Extravaganzen, allen möglichen Tollheiten treibt. Daher bleiben diese Nachahmer auf der kaum wahrnehmbaren Linie stehen, die nach Napoleons Behauptung das Erhabene vom Lächerlichen trennt, während die Kundgebungen des Genies weit darüber hinausgehen und das Auge des Betrachters entzücken.

Das selbe Raisonnement läßt sich auf die politischen Verbrecher anwenden. Die Masse einer Nation wird aus Durchschnittsmenschen, Anhängern der bestehenden Ordnung gebildet (die ihnen nur durch die Thatsache ihrer Existenz als Ordnung erscheint), die bereit sind, von heute auf morgen (wie zum Beispiel 1870 in Frankreich) Monarchisten unter der Monarchie und Republikaner in der Republik zu werden. Eine kleine Gruppe von Führern, von Kämpfern, trennt sich von der Menge. Zu dieser Gruppe gehören einige Menschen von Genie, Denker wie Manzini und Cavour, Männer der That, wie Garibaldi, die Helden unseres Risorgimento oder Vorläufer des

Hosted by Google

internationalen Sozialismus, wie Marx und Engels auf der einen, Lassalle auf der anderen Seite. Und neben diesen großen Männer tauchen Revolutionäre von geringerer Bedeutung auf, unter die sich — nach dem Beispiel von Insekten, die schnell die Farbe der Erde oder Sträucher annehmen, auf denen sie leben — geistig Gestörte, Halbverrückte, Halbverbrecher mischen. Der Laie unterscheidet nicht zwischen diesen Zerrütteten und den wahren Führern. Und doch darf man die Führer der Schulen nicht für die Thorheiten oder Verbrechen ihrer Anhänger verantwortlich machen. Es giebt stets in der Welt eine Menge geistig Gestörter, die geneigt sind, eine Fahne zu ergreifen, sie zu entfalten oder mit Koth zu bedecken, wenn sie nur deutlich gesehen wird. Sie sind in Zeiten der Ruhe unbekannt oder unbeachtet; doch nehmen diese thörichten Schüler in den bösen Tagen der sozialen Krisen eine dem Ideal entlehnte Haltung an, die das öffentliche Bewußtsein quält und martert. Die Flagellanten und die Kreuzfahrer des Mittelalters, die Terroristen und Vendéer des achtzehnten Jahrhunderts, die Karbonari nnd Garibaldiner des Risorgimento, die Nihilisten und Dynamitarden unserer Zeit sind verschiedene Bilder einer beständigen menschlichen Erscheinung. Diese erhabenen oder verrückten oder verbrecherischen Kundgebungen entstammen nicht der herrschenden Idee des Augenblicks, in dem sie stattfinden, sondern den genialen oder entarteten oder zerrütteten Neigungen der Menschen, die prädisponirt sind, dem Einfluß des gemeinsamen Ideals zu unterliegen, und den Wunsch hegen, dessen Verwirklichung zu beschleunigen. Bei der Kunstbetrachtung darf man außerdem nie vergessen, wie es gerade Nordau thut, daß das Genie selbst eine Anomalie ist, eine Form der Entartung, ein pathologischer Fall, und daß es ebenfalls dem verhängnißvollen Gesetz einer schnellen Vernichtung durch Unfruchtbarkeit ausgesetzt ist. Es ist also natürlich, daß bei dem genialen Menschen und in seinem Schaffen Kundgebungen der Entartung von wunderbaren Schöpfungen unzertrennlich sind. Die Anwendung der psycho-pathologischen Grundlagen und Kriterien auf die sekundären Nachahmer, auf die werthlosen oder verrückten Kopien von Kunstwerken ist berechtigt, originell und fruchtbar; doch sie ist falsch, weil übertrieben, sobald sie die Wagner, die Zola, die Tolstoi, die Ibsen betrifft; sie stellt Entartete, denen es, trotz einigen leuchtenden Funken, an Genie fehlt, neben diese sehr großen Künstler. Emile Zola ist, obwohl er die Gefahren der Schablone und der geschäftmäßigen Produktion nicht zu vermeiden gewußt hat, dennoch ein genialer und mächtiger Künstler, dessen Hirn in der scharfen und reinen Luft des Lebens Sauerstoff aufgenommen hat.

Jeder kennt heute den Romancyklus der Rougon-Macquart, diese von einem Künstler vorgeführte Demonstration des großen Gesetzes der Vererbung, die die Keime der physischen, geistigen und moralischen Entartung

Hosted by Google

der Eltern auf die Kinder überträgt. Die lebhaften Polemiken, die einst die ersten Bände dieser Serie, „Der Todtschläger“ und „Nana“ zum Beispiel, erregten, sind zu bekannt, als daß es nothwendig wäre, noch ausführlich die Beziehungen zu behandeln, die die Helden Zolas mit den Grundlagen der Psychologie und der kriminalistischen Psycho-Pathologie verbinden. Diese Beziehungen bestehen; aber welcher Art sind sie?

Auch hier muß man unterscheiden. Das Kunstwerk kann vielleicht eine getreue Schilderung wirklich beobachteter Personen sein, wie etwa der Helden der „Erinnerungen aus einem Totenhaus“, dieser Sträflinge, unter denen der große und unglückliche Dostojewsky Jahre hindurch leben mußte. Und in diesen Werken kann die Wissenschaft aus einer reinen Quelle anthropologische Angaben schöpfen. Doch weit häufiger stammt das Werk des Künstlers aus seiner persönlichen Phantasie; nur ist sie, statt eine einfache Wiedergabe vielfarbiger, in einem Hirn entstandener Bilder zu sein, eine ideale Darstellung menschlicher, im täglichen Leben oder in den Büchern der Wissenschaft wirklich gesehener und beobachteter Gestalten und das Milieu, in dem sich diese Personen bewegen, ist den Bildern der historischen Wahrheit mehr oder weniger getreu angepaßt. In diesem Sinne ist Germinal ein naturalistischer oder experimentaler Roman, wie ihn Zola selbst nennt.

Zweifellos könnte ein Irrenarzt, der einen Verbrecher untersuchen soll, seine psycho-pathologische Diagnose nicht auf Zolas Roman begründen. Um ein Gelehrtenwerk zu schaffen, müßte man den Kranken selbst studiren, seine persönlichen Antezedentien, die seiner Familie, die Bedingungen des Milieus, in dem er lebt, gelebt und gehandelt hat. Dennoch findet die Kriminal-anthropologie in „Jacques“, dem Helden der „Bestie im Menschen“, ein lohnendes Studienobjekt; sie kann in ihm eine Anzahl von Zügen und Symptomen entdecken, die der Wirklichkeit entsprechen und beweisen, daß das Genie die Entdeckungen der Wissenschaft vor der Menge der gebildeten Mittelmäßigkeiten erfaßt. Doch die von beobachtenden Künstlern entworfenen Verbrecherportraits sind nicht nur eine nützliche Hilfe; die Wissenschaft prüft sie, um zu erklären, ob und in welchem Punkte die Auffassung des Künstlers mit ihren positiven Angaben übereinstimmt, denn sie weiß wohl, daß das Publikum, das den wissenschaftlichen Versuchen fremd gegenübersteht, mit den neuen Entdeckungen durch Vermittlung der Kunstwerke und dank den suggestiven Erregungen des Romans oder des Dramas sich vertraut macht. Wenn daher die Romane Zolas auch nicht immer wissenschaftlich genau sind — die Kunst hat ja auch weder die Pflichten noch die Missionen der Wissenschaft —, so ist ihre Bedeutung für das Studium des Verbrechers dennoch unbestreitbar.

Das achtzehnte Jahrhundert ist in einer Apotheose des Individuums zu Ende gegangen. Die Wissenschaft hat an unserer Jahrhundertwende diese

Hosted by Google

Apotheose durch die der Gesellschaft ersetzt und angeblich versuchen gewisse mehr oder weniger anarchistische oder individualistische Künstler eine Rückbewegung. Oft glauben Personen mit ausgeprägter Individualität, nur die höheren Wesen, die Vorläufer der zukünftigen Uebermenschen, hätten irgend welchen Werth in der endlosen und anonymen Legion der Menschheit. Der Egoismus ist eine krankhafte Uebertreibung des Persönlichkeitsinnes. Seine Anhänger sind schroff und hochmüthig, wie Leute, die an beginnendem Größenwahn kranken; sie übertreiben die Bedeutung ihrer Person und markiren zu stark jeden einzelnen ihrer Schritte. Doch der kurzsichtige Hochmuth dieser Träumer könnte die Wahrheit nicht verschleiern. Wenn die Gesellschaft sich unter dem Impuls des individuellen Gedankens und der Thätigkeit entwickelt, so ist das Individuum doch der Gesellschaft auf Gnade und Ungnade anheimgegeben. Diese physiologischen Bedingungen der modernen Gesellschaft erscheinen klar und deutlich im Studium des normalen oder wirthschaftlichen Lebens der Menschheit, im Studium der Entwickelung des wissenschaftlichen Sozialismus; und ihr Einfluß auf die anormalen oder kriminellen Kundgebungen des Lebens ist nicht minder groß.

Scipio Sighele, mein Schüler, in dessen Arbe.ten ich meinen wissenschaftlichen Gedanken kräftiger wieder erstehen sah, hat diese Wahrheiten klar erfaßt und in seinem mit Recht berühmten Werke: „Die verbrecherische Menge" — einem von Soziologen wie Tarde, Fouillée, Le Bon benutzten Buch — ausführlich von dieser Kollektiv-Psychologie gesprochen, der ich den Platz zwischen der individuellen Psychologie und der sozialen Psychologie in meiner Rede über die „Neuen Horizonte des Strafrechtes" vor etwa fünfzehn Jahren angewiesen hatte. Inzwischen hatten Künstler, die den Gelehrten voraneilten, die Kollektiv-Psychologie geahnt. Unter den Ersten, die sie studirten, finden wir einen ganz hervorragenden Schriftsteller, Alexander Manzoni. In den „Verlobten" — in denen ich Alles liebe, bis auf den Geist der servilen oder mystischen Entsagung, der dem Werke wie ein feiner narkotischer Duft entströmt — ist die Szene des Volksaufstandes ein kostbares künstlerisches Dokument und selbst vom Standpunkt der Wissenschaft aus werthvoll. „In den Volksaufständen," sagt Manzoni, „giebt es stets eine gewisse Anzahl von Männern, die entweder durch die Heftigkeit ihrer Leidenschaft oder auf Grund einer fanatischen Ueberzeugung, eines verbrecherischen Planes, einer teuflischen Liebe zur Zerstörung (hier sind alle anthropologischen Kategorien der politischen Verbrecher angeführt) alles Mögliche anstellen, um die Dinge aufs Schlimmste zu treiben. Sie schlagen die barbarischsten Pläne vor oder unterstützen sie; sie schüren das Feuer jedesmal, wenn es zu erlöschen droht. Nichts erscheint ihnen zu gewaltthätig; sie wünschten, der Tumult kenne kein Maß und nehme kein Ende. Doch, um als Gegengewicht zu dienen, giebt es auch immer eine gewisse Anzahl von

Hosted by Google

Männern, die vielleicht mit dem selben Eifer und der selben Hartnäckigkeit die entgegengesetzte Wirkung erzielen wollen, theils von Freundschaft oder Parteilichkeit für die bedrohten Personen dazu veranlaßt, theils ohne einen anderen Impuls als einen frommen Abscheu vor dem Blut und dem Verbrechen. In jeder dieser beiden entgegengesetzten Parteien läßt die Uebereinstimmung des Willens eine plötzliche Zusammenwirkung in den Operationen eintreten, obwohl nie vorher Maßregeln verabredet wurden. Die Masse und sozusagen das Material des Aufstandes ist eine starke Mischung von Männern, die in unendlichen Nuancen und Abstufungen sich zwischen diesen beiden Endpunkten hin- und herbewegen; ein Bischen erhitzt, ein Bischen schuftig, ein Bischen zu einer gewissen Gerechtigkeit neigend, wie sie sie auffassen, zur Grausamkeit oder zum Mitleid, zur Anbetung oder Verurtheilung bereit, je nachdem die Gelegenheit sich bietet, das eine oder das andere Gefühl zu empfinden, begierig, jeden Augenblick etwas Seltsames zu erfahren: so empfinden sie das Bedürfniß, zu schreien, zu applaudiren oder zu töten. ‚Er lebe! Er sterbe!': Das sind die einzigen Worte, die sie gern ausstoßen. Wenn es gelingt, ihnen einzureden, daß ein Mensch nicht verdient, geviertheilt zu werden, so braucht man keine Worte mehr, um sie zu überzeugen, daß er würdig ist, im Triumph herum getragen zu werden. Sie sind Schauspieler, Zuschauer, Instrumente, Hindernisse, je nachdem, woher der Wind weht. Sie sind bereit, zu schweigen, wenn ihnen Niemand das Stichwort bringt, von ihrem Vorhaben abzustehen, wenn es an Anstiftern fehlt, sich zu zerstreuen, wenn mehrere Stimmen, die nicht widerlegt werden, sagen: ‚Gehen wir nach Hause,' und nach Hause zurückzukehren, indem sie sich gegenseitig fragen: ‚Aber was ist denn nur geschehen?' Dennoch gebraucht jede der beiden thätigen Parteien, da diese Masse die größte Macht hat, da sie die Macht selbst ist, ihre ganze Geschicklichkeit, um sie zu sich herüberzuziehen und sich zu ihrem Herrn zu machen. Es sind gleichsam zwei feindliche Seelen, die kämpfen, um in diesen großen Körper einzudringen und ihn in Bewegung zu setzen. Wer am Besten die zur Erregung der Leidenschaften geeigneten Gerüchte in Umlauf zu bringen versteht, wer die Bewegungen zu Gunsten der einen oder der anderen Absicht zu leiten weiß, wer am Schnellsten die Nachrichten findet, die die Entrüstung erregen oder mildern, wer die Hoffnungen oder Befürchtungen zu entfesseln vermag, wer den Schrei zu finden weiß, der, von Mund zu Mund sich fortpflanzend, das Gelübde, die Wünsche der größeren Zahl für die eine oder die andere Partei gleichzeitig ausdrückt, bestätigt und bildet, — Dem wird die Herrschaft über diese Masse zufallen." So spricht Manzoni über die Psychologie der Menge.

Im „Germinal" Zolas, dieser lebendigen Schilderung des nach dem Lichte strebenden Proletariates, das Jahrhunderte lang im Dunkel geächzt hat, findet man eine ähnliche Szene, deren Entwickelung aber anders ist. Sie

Hosted by Google

endet mit einem gräßlichen Mord, der Entladung der Elektrizität, die sich in der Menge der strikenden Arbeiter angesammelt hat. Langsam und in ruhigen Massen sind diese Arbeiter von Hause aufgebrochen; sie werden nach und nach auf dem langen Wege erregt. In mehreren Fabriken kommt es zu heftigen Auftritten. Der Einzelne von ihnen ist unschädlich, doch wie eine Lawine oder eine Ueberschwemmung bringt ihre Masse eine blutige Katastrophe hervor. Sie töten und verstümmeln den Leichnam ihrer Opfer. Diese Episode muß wohl der Chronik des Strikes von Decazeville und dem darauf folgenden Prozeß entnommen sein, den Albert Bataille, der erfahrene Gerichtsberichterstatter, in seinen „Causes criminelles et mondaines de 1886“ (Paris 1887, p. 136) erzählt hat. Die Szene ist ein Dokument kriminalistischer Kollektiv-Psychologie, ein Meisterwerk, worin die Kunst die Wahrheit der neuen Wissenschaft wiederspiegelt.

Auch „die Bestie im Menschen“, der Roman, zu dem Zola nach eigenem Geständniß von dem „Verbrecher“ Lombrosos angeregt wurde, ist ein Beweis für die Solidarität der Kunst und der Wissenschaft. Der Gegenstand des Buches ist dem Prozeß des Ehepaares Fenayron entnommen; sein Held, Jacques Lantier, ist ein geborener Verbrecher, der an kongenitaler Epilepsie und Nekrophilie leidet, einer seltsamen Geschlechtsverirrung, von der neuerdings in Italien viel die Rede war. Schon bei seinem Erscheinen hat dieser Roman, trotzdem ihm das direkte oder persönliche Studium des Verbrechers fehlt, zahlreiche Artikel wissenschaftlicher oder literarischer Kritik hervorgerufen. Er veranlaßte u. A. zwei Studien, die eine von Cesare Lombroso in der Fanfulla della Domenica vom fünfzehnten Juni 1890 („Die Bestie im Menschen und die Kriminalanthropologie“); die andere vom Dr. Héricourt in der Revue bleue vom siebenten Juni des selben Jahres: „Die Bestie im Menschen von Emile Zola und die Psychologie des Verbrechers.“ Lombroso, der Schöpfer der Kriminalanthropologie sagt ungefähr Folgendes:

„Zola, der so wunderbar die vom Alkohol vergiftete Plebs und auch sehr gut die kleinen Bürger der Dörfer und Städte geschildert hat, hat, meiner Ansicht nach, die Verbrecher nicht nach der Natur gezeichnet. Man findet sie allerdings nicht eben so leicht und man kann sie selbst in den Gefängnissen nur schwer studiren, wenn man sie nicht, wie Marro und Ferri, Jahre lang dort beobachtet. Die Verbrecher der ‚Bestie im Menschen‘ machen auf mich den Eindruck von Photographien, die man nach Oelgemälden angefertigt hat; sie haben etwas Künstliches. So könnte ich, der ich Tausende von Verbrechern studirt habe, Roubeaud nicht klassifiziren; er zeigt sich als guten Beamten und Ehemann bis zu dem Tage, da er das Geheimniß der seiner Frau von einem ihm bekannten Beamten aufgedrängten — und zwar vor der Ehe aufgedrängten — Liebe erfährt. Nun ist er sofort bereit, diese Frau zu töten

Hosted by Google

dann ändert er seinen Entschluß und zwingt sie, ihm bei der Ermordung des Pseudo-Ehebrechers als Helferin zu dienen. Die wirkliche „Bestie im Menschen", Jacques Lantier, der geborene Verbrecher, zeigt uns gewisse anatomische Merkmale dieser Art von Verbrechern: z. B. einen riesigen Kiefer. Seine Neigungen werden durch die Entartung gerechtfertigt, ferner auch durch den Alkoholismus seiner Vorfahren; und die Szene, wo beim Anblick des nackten Fleisches einer jungen Frau die Mordlust in ihm erwacht, ist wissenschaftlich wahr. Doch der Autor hat sich geirrt, da er ihn Severine töten ließ, nachdem er lange ihr Geliebter gewesen war. Bei dem geborenen Verbrecher schließt der fleischliche Genuß den Mord des Weibes aus. Das haben Krafft-Ebing und ich wenigstens oft beobachtet. Dagegen stimmen die Gedächnißschwäche und der epileptische Taumel, von dem Jacques zwei- oder dreimal befallen wird, vollkommen mit den letzten Entdeckungen der Kriminalanthropologie überein. Ich habe nie eine vollendetere Schilderung des sogenannten epileptischen Taumels der Verbrecher gefunden. Aber Zola irrt auch, wenn er versucht, den blutdürstigen sexuellen Instinkt Jacques' durch einen frei erfundenen Atavismus zu erklären. Das ist, so sagt er, der erbliche Durst nach Rache, der aus dem Unrecht stammt, das die prähistorischen Weiber den in Höhlen lebenden Männern anthaten. Das ist ein thatsächlicher Irrthum. Die prähistorischen Weiber thaten den Männern kein Unrecht. Als die Schwächeren wurden sie Sklavinnen. Die blutdürstigen sexuellen Instinkte erklären sich durch einen ganz anderen Atavismus, durch eine Erblichkeit, die bis zu den niederen Thieren, zu den Kämpfern um die Eroberung des Weibchens, dieser Beute des Stärkeren, reicht, zu den Wunden, die diesem Weibchen beigebracht wurden, um es zum Nachgeben zu zwingen und in die eheliche Sklaverei hineinzupressen. Das sind Kämpfe und Wunden, deren Spuren sich in der römischen Geschichte (Raub der Sabinerinnen) und in den ehelichen Riten unserer Länder finden, wo der Bräutigam am Hochzeitstage eine scheinbare Entführung seiner Braut ins Werk setzt. Außerdem sollte ein epileptoider Entarteter, wie Jacques, andere Anomalien aufweisen: einen gewaltthätigen, seltsamen und impulsiven Charakter, eine grundlose Reizbarkeit, eine tiefe Immoralität. Zola macht aus ihm einen außer seinen Anfällen anständigen Menschen. Das ist ein großer wissenschaftlicher Irrthum. Dagegen ist der instinktive Widerwille Jacques', ein anderes Wesen als eine junge und schöne Frau zu töten, in der blutdürstigen sexuellen Monomanie wissenschaftlich wahr; und es ist natürlich, daß er trotz der günstigen Gelegenheiten zögert, Roubeaud zu ermorden, dessen Frau ihn zum Verbrechen reizt. Wenn viele Irrthümer vorhanden sind, so ist doch auch viel Wahres in dem Bilde Jacques'; aber ein Irrenarzt kann nicht umhin, in ihm mehr Fehler als Vorzüge zu finden. Dagegen ist der Charakter Severines richtig errathen oder nach der Natur gezeichnet. Severine

Hosted by Google

ist nicht verbrecherisch, sondern sinnlich veranlagt. In ganz jugendlichem Alter hat sie ein ausschweifendes Leben geführt und begreift und empfindet die Liebe nur im Fehltritt. Sie ist Lügnerin aus Instinkt. Und doch zeigt sie sich als gute Hausfrau bis zu dem Tage, da sie ein Zufall bis zum Verbrechen treibt. Sie ist ihrem Gatten anhänglich und geht ohne Widerwillen darauf ein, seine Mitschuldige zu werden. Später denkt sie daran, ihn selbst zu töten; und um Jacques ganz anzugehören, versucht sie, ihren Geliebten zum Mörder zu machen. So ist das verbrecherische Weib, die Kriminaloïde, wie ich sie nenne, ein Weib, das, wenn es nicht unter einem starken Impuls steht, d. h. von der Liebe getrieben wird, außer Stande ist, ein Verbrechen zu begehen. Und wenn sie eins begeht, so benutzt sie den Arm eines Anderen, fast immer den des Geliebten, weil sie selbst schwach ist."

Dr. Héricourt ist zu ähnlichen Ergebnissen gelangt wie Lombroso. Sicher besitzen die Helden Zolas nicht die dankeske Größe der Gestalten Dostojewskys. In den Werken des russischen Dichters sind die psychologischen Elemente, die direkt aus seiner großen, schmerzlich bewegten Seele stammen, von den von einer im Sinne der Wahrheit wunderbar orientirten Phantasie gelieferten Elementen nicht zu unterscheiden. Doch man muß Zola trotzdem das doppelte Verdienst zuerkennen, das Wirkliche in die von der wissenschaftlichen Experimentalmethode neugeborene literarische Kunst aufgenommen und als Erster die lebendige Wahrheit in einem Stil zum Ausdruck gebracht zu haben, der, wenn er auch nicht immer die leuchtenden Gipfel des Genies erreicht, doch niemals in die hysterische Grimasse oder die tolle Halluzination verfällt. Der Meister hat die krankhaften Uebertreibungen Denen überlassen, die, selbst mehr oder weniger überzeugt, das Kollektivbewußtsein in den tötlichen Nebel eines unmenschlichen Mystizismus zurückschleudern möchten. Eine soziale Klasse, die sich bedroht fühlt, kann den „Paradiesverkäufern" voltairische Blicke zuwerfen, wie eine ältliche Kokette, doch die Kunst kann das fruchtbare Gebiet des irdischen Lebens, der menschlichen Freuden und Schmerzen, nicht mehr verlassen. Wenn ihr die so vollkommenen, so beredten Angaben der Psychologie und der Physiologie über die normalen oder anormalen Kundgebungen des sozialen Wesens unbekannt blieben, so würde sie sich selbst dazu verurtheilen, in naher Zukunft zu verschwinden, und die Kunststücke der geistig Gestörten würden den Betrügern, den Wahrheitfeinden nicht lange gestatten, die Lüge in den künstlerischen Produktionen herrschen zu lassen, wie sie allzu lange in der Wissenschaft geherrscht hat.

Fiesole. Professor Enrico Ferri.

Hosted by Google

Enrico Ferri.

Genau kann ich mich nicht mehr des Zeitpunktes entsinnen, da ich Enrico Ferri kennen lernte. Er war damals von Rom, seinem Wohnort, vorübergehend mit Professor Lombroso nach Florenz gekommen, wo beide Herren mir zusammen einen Besuch machten. Seit er in meiner Nähe wohnt, sehe ich ihn öfters, doch für so nahe Nachbarschaft immerhin selten, denn es ist schwer, ihn zu Hause zu treffen. Außer seinem Parlamentssitz hat er noch seinen Lehrstuhl in Rom und muß wenigstens einmal wöchentlich dorthin. Auch wird er, eben so wie Lombroso, überall, wo in besonders schwierigen Kriminalprozessen der Geisteszustand oder eine verbrecherische Anlage der Thäter in Betracht kommt, als Sachverständiger vorgeladen.

Ferri ist ein schöner Mann von ungemein liebenswürdigem Benehmen und wahrhaft hinreißender Beredsamkeit. Welche erschütternde Sprache ihm zu Gebot steht, besonders wenn sein Thema ihm selbst das Herz bewegt, bezeugt der oft erzählte Vorfall, daß einmal ein armer schwindsüchtiger junger Mensch ohnmächtig wurde, als er hörte, mit welchem Feuereifer ein so großer Herr sich der Sache der unterdrückten Volksklassen annahm und die geputzte Bourgeoisie mit Zorn und Verachtung überschüttete. Bei seinem Auftreten in der Oeffentlichkeit kommt Ferri ohne Zweifel sein Aeußeres sehr zu Statten. Er ist hochgewachsen, schlank und von einer natürlichen Anmuth und Lebhaftigkeit der Geberden. Das Gesicht mit der etwas kräftig geformten römischen Nase erinnert an manche klassischen Statuen von altrömischem Typus. Unter seinen starken Brauen blickt ein Paar blauer Augen hervor; das über der breiten Stirn sich kräuselnde dichte Haar und der spitze Kinn- und Schnurrbart sind tiefschwarz. Ob eine gewisse Absichtlichkeit darin liegen mag, daß er diese Form des Bartes gewählt hat, die zur Zeit der österreichischen Okkupation für ein Abzeichen der Liberalen und daher politisch Verdächtigen galt? Unter der nun für immer beseitigten Herrschaft Crispis, des Ex-Verschwörers, einstigen Bourbonenfreundes und späteren grausamen Diktators, war Ferri, der sich offen zum Sozialismus bekennt, natürlich nicht persona grata. Hat doch Crispi, der frühere Liberale, in seinem späteren Haß aller freien Anschauungen vorsätzlich die wissenschaftlichen Sozialisten mit Anarchisten, Dieben und Räubern in einen Topf geworfen, damit er sie sämmtlich unter die im Juli 1894 von ihm ersonnenen Ausnahmegesetze bringen konnte. Was Ferri besonders mißliebig bei Leuten vom Schlage Crispis macht, ist seine glänzende Beredsamkeit. Sein Einfluß ist um so mächtiger, als er Keiner von Denen ist, die durch ein Machtwort zu vernichten sind. Ein vor etwa zwei Jahren gegen ihn erwirkter Strafantrag hatte nur den Erfolg einer kläglichen Blamage der Behörde.

Enrico Ferri ist im Februar 1856 in der Nähe von Mantua geboren, einer Stadt, deren Name genügt, um die Erinnerung an die Tage der grausamsten österreichischen Despotie zu wecken. Im zarten Kindesalter verlor er seinen Vater und seine Mutter blieb mit ihrem einzigen Knaben in bedrängter Lage zurück. Sie mußte den Kampf ums Dasein bestehen, nahm sich aber vor, ihrem

Hosted by Google

Sohne, dessen Begabung sie früh erkannte, eine gelehrte Erziehung zu sichern. Die eben so kluge wie energische Frau setzte ihre ganze Kraft daran, auf dieses Ziel hinzuarbeiten, und so durfte Ferri, dank dem rastlosen Fleiß seiner Mutter, ohne pekuniäre Schwierigkeiten studiren. Als er dann auf eigenen Füßen stand, vergalt er ihr, so viel in seiner Macht lag, ihre opferfreudige Liebe. Sie hatte ihr Heim in seinem Hause, bis sie einer schweren Krankheit erlag. „Wir waren ja Beide darauf vorbereitet," sagte Ferri mit zitternder Stimme, als ich ihn das letzte Mal vor ihrem Ende sprach, „daß einmal die Trennung für uns kommen würde, die naturgemäß eintritt, — mit der selben Sicherheit wie am Abend der Sonnenuntergang. Aber daß ihr Lebensabend ein so qualvoller sein mußte, darauf waren wir nicht gefaßt und deshalb war es so viel schwerer zu ertragen."

Von der verhaßten Fremdherrschaft war Italien schon fast befreit, ehe Ferri politischen Dingen nachzudenken begann. Er genoß den üblichen Schulunterricht. Von der Elementarschule kam er auf das Gymnasium und dann ins Lyceum, denn er bereitete sich für einen klassischen Studiengang vor. Sein Lehrer war hier der Professor Arrigo, der berühmteste unter den zeitgenössischen Positivisten, und von ihm wurde Ferri in die Grundsätze der positiven Philosophie eingeweiht; d. h. im Sinne der Italiener, nicht in dem der positiven Philosophie Auguste Comtes. „Auf der Universität von Bologna," sagte Ferri auf meine Frage nach seinem Lebenslauf, „promovirte ich 1877 mit einer Dissertation über die Unfreiheit des Willens und die Verantwortlichkeitlehre, — meine erste kriminalistische Publikation, denn ich hatte mich nun dem Strafrecht zugewandt, unter Pietro Ellero, einem der ersten Vertreter der klassischen Schule der Jurisprudenz." Ferri wünschte sehnlichst, diese Abhandlung zu veröffentlichen, konnte aber keinen Verleger dafür finden. Da kam ihm die Mutter zu Hilfe: sie gab, auf ihres Sohnes Kraft vertrauend, ihre letzte Habe hin, um die nöthige Summe aufzubringen. Es war kein nutzloses Opfer Die Schrift machte Aufsehen und hat sich als grundlegend für Ferris spätere Erfolge erwiesen. Aber für Mutter und Sohn war es eine bange Stunde, in der sie sich damals entschlossen, ihr Alles auf diese eine Karte zu setzen. Die zu einem etwa 600 Seiten starken Buch erweiterte Arbeit, worin der junge Autor versuchte, die Grundsätze für ein Kriminalrecht aufzustellen, das er auf die Ergebnisse der positiven Psychologie basirt wissen wollte, lenkte die Aufmerksamkeit maßgebender Persönlichkeiten auf ihn und bei der Bewilligung eines Staatsstipendiums erhielt er unter mehreren Bewerbern den Vorzug. Nun konnte er sein Studium beenden und von Pisa, wo er die Vorlesungen des hervorragenden Strafrechtslehrers Francesco Carrara gehört hatte, im Jahre 1879 nach Paris gehen. Hier besuchte er die juristischen Kollegia und widmete sich außerdem privaten Studien wissenschaftlicher Werke, vornehmlich der von Darwin, Spencer, Lubbock, Maudsley, Haeckel, Wundt, Broca, Ribot, Moleschott verfaßten. In Paris studirte Ferri fünfzig Bände der französischen Kriminal-Statistik durch und schrieb dann eine Brochure über „Die Kriminalität in Frankreich von 1826 bis 1878." Dann folgte ein Aufsatz über die thermometrischen Veränderungen der Kriminalität, der 1882 in Berlin erschien. „Um diese Zeit", sagte Ferri, „gab Lombroso sein großes Werk über den Verbrecher heraus und mir, der ich die Absicht hatte, auf eine Neugestaltung der Kriminalwissenschaft an der Hand der Ergebnisse und Lehren der Biologie und positiven

Hosted by Google

Psychologie hinzuarbeiten, war es natürlich von hohem Interesse, daß Lombroso in dem selben Bestreben die Initiative ergriff und so der Begründer der neuen kriminalanthropologischen Wissenschaft wurde. Damals lernten wir einander kennen und haben seitdem treue Freundschaft gehalten." Diese freundschaftlichen Beziehungen zu Lombroso bestimmten Ferri, sich in Turin als Privatdozent für das Strafrecht niederzulassen. Er hatte so den Vortheil, die Vorträge des genialen Gelehrten zu hören und persönlich an dessen psychiatrischen und kriminalanthropologische Studien in Irrenhäusern und Gefängnissen theilnehmen zu können. Als aber dann 1881 Ferris alter ~~Lehrer~~, Professor Ellero, nach Rom berufen wurde, schlug dieser ihn für die dadurch vakant gewordene Professur des Kriminalrechtes in Bologna vor. Ferri erhielt den Lehrstuhl und entwickelte im November des selben Jahres in seiner Antrittsrede die Grundzüge seines späteren großen Werkes über die Kriminal-Soziologie. „Ein neuer Gesichtskreis für das Strafrecht" war sein Vortrag betitelt. Er selbst sagte darüber zu mir: „In dieser Eröffnungrede habe ich die Existenz der positiven Schule des Strafrechtes festgestellt; in den beiden folgenden Sätzen sind ihre Grundregeln enthalten: 1. Während die klassische Schule des Kriminalrechtes immer das Verbrechen studirt und das Studium des Verbrechers vernachlässigt hat, will die positive Schule in erster Linie den Verbrecher studiren. An die Stelle der Auffassung des Verbrechens als eines nur juridischen Faktums soll das auf biologische und physiologische Forschung und auf die Ergebnisse der Kriminalstatistik zu basirende Studium des Verbrechens als einer natürlichen und sozialen Erscheinung treten. Das bedeutet eine Umwandlung der alten Kriminalrechtslehre in eine Kriminal-Soziologie. 2. Während die klassische Schule, den seit Beccaria und Howard als Reaktion gegen die mittelalterlichen strengen Gesetze eingeschlagenen Weg verfolgend, die historische Mission einer Verminderung der Strafen erfüllte, hat sich die positive Schule das Ziel gesetzt, die Zahl der Verbrechen zu vermindern durch Erforschung der sozialen und natürlichen Ursachen und durch Anwendung sozialer Heilmittel, die humaner und wirksamer sind als Bekämpfung durch Strafen, besonders nach dem System der Zellenhaft, das ich eine Verirrung des neunzehnten Jahrhunderts genannt habe."

In dem jetzt berühmten Buche, zu dem Ferri jene Abhandlung erweitert hat, sind seine sämmtlichen auf anthropologische, psychologische und soziologische Erwägungen gestützten kriminalistischen Grundsätze mitgetheilt. Beim Sammeln der für seine wissenschaftlichen Schlüsse nothwendigen Daten fand er eine Fülle werthvollen Studienmaterials, namentlich bei seinen Besuchen von Irrenhäusern und Gefängnissen, wo er etwa 700 Gefangene und 300 Irre beobachtet hat. Die unter Vergleichung mit normalen Menschen gewonnenen Ergebnisse dieser Studien veröffentlichte er in einem 750 Seiten umfassenden Buche „Der Mord in der Kriminalanthropologie" und in einem Aufsatz: „Mord und Selbstmord."

Als er achtundzwanzig Jahre alt war, lernte er in Siena, wo er damals dozirte, ein junges und schönes Mädchen aus einer guten florentiner Familie kennen und lieben, — seine jetzige Gattin und die Mutter seiner drei munteren Kinder. Schon vor seiner Heirath war er als Kandidat für die Vertretung seines heimathlichen Wahlkreises ins Parlament gewählt worden, doch konnte er das Mandat nicht annehmen, weil er das für einen Abgeordneten in Italien erfor-

Hosted by Google

derliche Alter von dreißig Jahren noch nicht erreicht hatte. Als dieser Mangel beseitigt war, wurde er von seinen Mitbürgern nach dem Monte Citorio gesandt, wo er seinen Sitz seitdem ständig behauptet hat. Er war zuerst Mitglied der äußersten Linken; bald aber führte sein geistiger Entwickelungsgang ihn zum wissenschaftlichen Sozialismus. „Wir sind erst acht Sozialisten im Parlament", sagte er mir, „also dürfen wir an ein rasches und siegreiches Vordringen noch nicht denken. Auch sind wir Alle auf den Broterwerb angewiesen und daher viel zu beschäftigt, um bei großen Anlässen vollzählig zur Stelle sein zu können. Wenn ich aber auch in Folge meiner Berufspflichten als Rechtsanwalt für die Politik wenig Zeit habe, so giebt mir mein Sitz im Parlament wenigstens ab und zu Gelegenheit, meine Ansichten auszusprechen und den Standpunkt der positiven Schule gegenüber dem neuen Strafgesetzbuch zu verfechten, dessen Handhabung unseren 1889 wider die Annahme erhobenen Einwand vollauf rechtfertigt, daß es dem individuellen und sozialen Phänomen, genannt Verbrechen, einen hohlen Doktrinarismus und antiphilosophischen Geist entgegensetzt." „Im wissenschaftlichen Sozialismus, zu dem ich mich bekenne", sagte er, „bin ich in einzelnen Punkten zu radikaleren Ansichten gelangt, als ich sie in meiner Kriminal-Sozio-logie ausgesprochen habe. Im Ganzen jedoch stellen die auf die soziale Pathologie bezüglichen Schlußfolgerungen jenes Werkes noch heute meine Meinung über die Ergebnisse der wissenschaftlichen Methode dar, die von der positiven italienischen Schule an die Stelle der alten trübsäligen metaphysischen Forschung mit ihren strengen Anschauungen von Verbrechen und Strafe gesetzt worden ist."

Nach seiner Wahl zum Abgeordneten und seiner Ernennung zum Professor in Rom hatte Ferri in der ewigen Stadt sein Heim aufgeschlagen. Als aber die Kinder kamen, fanden er und seine Gattin eine ländliche Häuslichkeit wünschenswerther, und da Frau Ferris Mutter einen hübschen Landsitz bei Fiesole besitzt, zog die Familie dorthin. Am östlichen Gelände des mit Oelbäumen, Cypressen und Reben bepflanzten Hügels, auf dem die alte etrurische Stadt steht, führt ein ruhiger Seitenpfad von dem als Schauplatz der Jugend Michel Angelos berühmten Badia zur Höhe; und an diesem Fußweg liegt eine kleine Gruppe von Häusern, die „Palazzine" (kleine Paläste) genannt. Zu jedem gehört ein Stück steil ansteigenden Gartenlandes. Eine dieser Villen bewohnt Ferri mit Gattin und Kindern, die daneben seine Schwiegermutter nebst Tochter. Ich erinnere mich noch des wunderbar schönen Anblickes, den die im Blumenschmuck prangende Landschaft bot, als ich an einem glühend heißen Apriltag zu Ferris Hause emporstieg. Wilde Rosen, üppig unter den graugrünen, schwach belaubten Oelbäumen wuchernd, bedeckten die Höhe, während sich zu meinen Füßen die Irisfelder mit ihrem herrlichen Tiefblau dehnten, von denen eine zwischen den stattlichen Stauden aufgesproßte Gruppe wilder Scharlachmohnblumen sich prächtig abhob. In den beiden bescheidenen Landhäusern leben die Familien gemeinsam; in dem einen wird zu Mittag gespeist, in dem anderen das Abendessen eingenommen. Und so viel Behagen, wie in ihrer Macht liegt, schaffen die weiblichen Insassen beider Häuser dem überbürdeten Gelehrten. Die Schwägerin dient ihm oft als Famulus und auch seine Gattin ist ihm Genossin und Gehilfin bei der Arbeit. Denn Ferri arbeitet nicht, wie viele andere Denker, in geistiger Abgeschlossenheit von den Seinen. Er weiht sie in seine Gedanken und Pläne

Hosted by Google

ein, er ist zu lebhaft, um Das, wovon sein innerstes Gedankenleben erfüllt ist, Denen verbergen zu können, die ihm das Theuerste auf der Welt sind. Die Freunde des ferrischen Hauses betreten es nicht von der Vorderseite, sondern vom Garten aus, durch den man zu einer Loggia gelangt, die innerhalb ihrer Glaswände Vögel und Tropenpflanzen beherbergt; ein gar sonniges Plätzchen, wo Ferri gern ein Stündchen verplaudert. An diese Loggia grenzt sein Studirzimmer, das auch durch ein Glasthür direkt mit dem Garten in Verbindung steht. Es ist ein großer, äußerst einfach möblirter Raum. In der Mitte steht ein großer, mit Büchern, Manuskripten und Brochuren bedeckter Tisch, auf dem eine so vorzügliche Ordnung herrscht, daß dem Gelehrten stets im Augenblick zur Hand ist, was er zu seinen Arbeiten braucht. Dicht gefüllte Bücherregale bilden die einzige Ausstattung der vier Wände. Ferri hat eine riesige Arbeitfähigkeit, er ist angestrengt fleißig, doch nie bis zur Uebermüdung. Er weiß ganz genau, wann der Anspannung die Abspannung folgt, und geizt nicht mit der nothwendigen Erholungzeit. Der Grundsatz weiser Sparsamkeit mit seiner Kraft hält ihn auch von dem die Nerven angreifenden und Zeit raubenden Gesellschafttreiben zurück. Wie die meisten mit Ausdauer geistig Schaffenden benutzt er seine Morgenstunden zur Arbeit. Er steht zwischen fünf und sechs Uhr auf, trinkt zum Frühstück eine Tasse starken Kaffee und arbeitet ohne Pause bis Mittag. Im Gegensatz zu der bei seinen Standesgenossen in Italien herrschenden Sitte des Sechs-Uhr-Diners hält Ferri die unter der bäuerlichen Bevölkerung übliche Essenszeit inne und speist um Eins. Dieses Mittagsmahl ist ein wichtiger Akt im Haushalt und die Familie pflegt die Tafelfreuden so lange auszudehnen, daß Nachmittagsbesucher gewohnt sind, sie noch bei Tisch zu treffen. Ferri citirt gern das italienische Sprichwort: „A tavola non si invecchia.“ (Während der Tischzeit altert man nicht.) Doch wird bei Ferri ein sehr einfacher Tisch geführt. Für ihn ist, wie er sagt, das Dessert die „piatto forte“ und Obst aller Sorten muß täglich auf dem Tisch sein. Nach dem Essen trinkt er Kaffee und überläßt sich dann ein Weilchen der Ruhe, unterhält sich mit den Seinen, spielt mit den Kindern und geht dann wieder an die Arbeit, die er nur unterbricht, um gegen fünf Uhr eine Tasse starken Thee zu nehmen. Acht Uhr ist die Zeit des Abendessens und bald darauf geht er zu Bett. Denn er braucht neun Stunden Schlaf, hat aber auch die glückliche Gabe, im Eisenbahnwagen nach Belieben schlafen zu können. Oft reist er weite Strecken, um irgendwo auf dem Lande sozialistische Vorträge zu halten. Er spricht lieber unter freiem Himmel als in geschlossenen Räumen.

Im privaten Verkehr ist Ferri äußerst höflich und bescheiden. Er schenkt Jedem bereitwillig Gehör und entwickelt auf Befragen gern seine sozialen und politischen Ansichten. Im Winter 1897 hatte ich einmal in der schon erwähnten hübschen Loggia ein längeres Gespräch mit ihm. Für die Zukunft Italiens hegt er keine sehr rosigen Hoffnungen. „Ich bin der Meinung“, sagt er, „daß die lateinischen Rassen ihre Zeit ausgedient haben, daß sie alle mehr oder minder im Verfall sind, — Spanien voran, dann Italien und endlich Frankreich. Ihre Bedeutung liegt in der Vergangenheit. Die Gegenwart gehört den Germanen und Angelsachsen; die Zukunft vielleicht — ich bin nicht ganz sicher — den Slaven. Unsere Erhebung war ein schöner, heroischer Begeisterungsturm, aber leider: die Söhne jener Männer des Risorgimento sind entartet, eine schwächliche Generation ohne moralisches

Hosted by Google

Rückgrat. Daher die beklagenswerthen Zustände in unserem öffentlichen Leben, die Geringwerthigkeit der öffentlichen Moral und der Jurisprudenz. Der Tod ist der große Faktor des Fortschrittes in Italien. Es ist wenig zu hoffen, bevor er nicht die Letzten von Denen, die Italien gründen halfen, die letzten der von den Traditionen jener Epoche Zehrenden hinweggerafft haben wird. In zehn Jahren, wenn erst die heutigen Studenten in das politische Leben eingetreten sind, mögen sich die Dinge ja besser gestalten. Aber selbst dann, fürchte ich, wird für Italien nur eine relative Besserung kommen, denn ich glaube, wie gesagt, daß wir als Nation unseren Höhepunkt hinter uns haben."

Auf meine Bemerkung, wie es gekommen sei, daß Crispi, der allgemein, selbst bei seinen Anhängern, für einen skrupellosen, wenig Achtung verdienenden Mann galt, solche Herrschaft über Land und Parlament ausüben konnte, antwortete Ferri: „Crispi ist zwar ein Mann ohne Grundsätze und höhere Geistesbildung, aber ein schlauer Südländer, der vortrefflich auf die schwachen Seiten der Bevölkerung zu spekuliren verstand. Die italienische Bourgeoisie ist eine Klasse jüngeren Ursprunges, denn einen Mittelstand gab es hier zu Lande früher nicht. Diese Leute, Emporkömmlinge, die für ihren neuen Reichthum zittern, sehen mit Grauen die Fortschritte der demokratischen Ideen. Dadurch nun, daß Crispi das Volk als beständig zum Revoltiren bereit hinstellte, sogar, wenn nöthig, zur Unzufriedenheit reizte, um die Kundgebungen der Menge dann gewaltsam unterdrücken und seine Energie zeigen zu können, gewann er das Vertrauen der Bourgeoisie, die bei den Wahlen und im Parlament die Hauptrolle spielt. Auch die Steuern, die mehr die unteren Volksklassen als die Bourgeoisie treffen, sichern ihm deren Freundschaft. Dazu kommt, daß der verzagte König, dem nicht entgehen kann, wie wenig Grund seine Unterthanen haben, glücklich und zufrieden zu sein, in steter Furcht vor einer Empörung Crispi mit seinem ganzen Einfluß unterstützte, weil er ihn für den einzigen starken Mann im Reich hielt. Da haben Sie die Erklärung, warum Crispi sich so lange in seiner Machtstellung und im Amt halten konnte. Außerdem müssen Sie die Last der Verantwortung bedenken, ferner die finanziellen Schwierigkeiten und unsere inneren kolonialen Wirren."

„Nicht wahr, Sie sind der Meinung, daß Italien einst zu einer Staaten-Republik werden wird?" „Zweifellos. Dazu eignet sich das Land sowohl wegen seiner geographischen Lage als auch wegen seiner gemischten Bevölkerung. Für mich schließt das moderne Italien, das des Fortschrittes, mit Florenz ab. Unterhalb von Florenz ist noch Mittelalter, unser Regime paßt nicht für den Süden. Er ist zurück in der intellektuellen Entwickelung und der Charakter seiner Bewohner widerstrebt dem strengen piemontesischen System. Daher ist der Süden jetzt ein Hemmschuh und eine Quelle der Beunruhigung für den Norden. Haben sie im Süden erst eine ihrem Wesen entsprechend entwickelte Autonomie, so wird Das für den Norden und den Süden besser sein. Es ist außerordentlich viel latentes Genie im Süden vorhanden, das jetzt noch keine oder eine schlechte Bethätigung findet, weil ihm die Wege zu einer richtigen Verwerthung nicht offen stehen."

Florenz. Helen Zimmern.

Hosted by Google

Loewe-Schuckert.

Ohne das neue Votum des Aufsichtrathes in Nürnberg wären zunächst Schuckert, die Union, Loewe und wohl auch die mit Loewe liirte Gesellschaft Ganz in Budapest, das Mutterinstitut des kölner „Helios", vereinigt worden. Dann hätte sich über kurz oder lang die Firma Siemens & Halske mit der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft verschmolzen und schließlich hätten sich alle diese Unternehmungen koalirt. Auf solche Weise könnte in Deutschland ein noch mächtigerer elektrischer Trust entstehen, als ihn die Amerikaner haben, die übrigens gerade neuerdings wieder wichtige Fusionen nach dieser Richtung erleben. Ich denke dabei besonders an die Unifizirung der Westinghouse Electric Co. mit Walkers Maschinenfabrik.

Unseren kleineren Elektrizitätgeschäften wäre, wenn sie sich nicht mit Kapital etwas überhoben haben, die erste Fusidn nur nützlich geworden. Sie ermöglichte den Outsiders, durch sehr gute Arbeit sich einen festen Kundenkreis zu schaffen, während unsere Aktienkolosse meist durch andere Vorzüge auf ihre Abnehmer wirken. Einige Erscheinungen aber beleuchten nach beiden Seiten das ganze Aktienwesen sehr merkwürdig, weil hier vielleicht zum ersten Male klar erkennbar wird, was ein paar entschlossene Großkapitalisten auf eigene Faust inszeniren können. Seit Jahren, will ich einmal annehmen, bin ich Aktionär eines glänzenden Fabrikunternehmens. Die Dividenden erregen meine höchste Befriedigung, die Berichte reden beständig von weiteren Gründungen und haben stets mit dem größten Stolz der Selbständigkeit der Gesellschaft gedacht. Da lese ich eines Nachmittags im Depeschentheil der Zeitungen, daß mein Besitz zu existiren aufhört und daß mein Antheil in einem bereits genau ausgerechneten Verhältniß gegen eine mir nur von Weitem bekannte Aktie umgetauscht werden soll. Ist Das nicht verletzend für die große Schaar der Vertrauenden, denen plötzlich ein fertiger Vertrag gleichsam wie ein Lasso um den Hals geschlungen wird? Man braucht nicht einmal zu fragen, ob die Interessenten einen Schaden zu fürchten haben; es handelt sich zunächst um eine in unserem öffentlichen Geschäftsleben neue Unsicherheit. Nur bei Kriegen und Krisen rechnete man bisher mit möglichen Ueberraschungen; im Frieden und gar in Aufschwungszeiten war jeder Geschäftsmann an Regelmäßigkeit gewöhnt. Freilich könnte der Generaldirektor der Schuckert-Gesellschaft den Unzufriedenen mit Recht erwidern, daß sie durch ihn und seine Arbeitkraft sehr große Summen verdient haben, es ihm also auch freistehen müsse, eines Tages sich plötzlich zu empfehlen, wenn ihm nicht mehr, wie sonst, die für neue Unternehmungen gewünschten Baarmittel zur Verfügung gestellt werden. Doch darauf könnte man wieder dem Generaldirektor antworten, daß sein persönliches Talent gar nicht nöthig gewesen wäre; er wollte nur Alles allein machen und sagte seinen theuer bezahlten Mitarbeitern von schwebenden Geschäften nichts, selbst wenn sie aus den tüchtigsten Schichten des Beamtenstandes hervorgegangen waren. Deshalb hatte auch der Oberregirungrath a. D. Schröder vom Schaafhausenschen Bankverein schon lange erklärt, Schuckerts Geschäft stehe auf zwei Augen; darin erblicke er für sich als Aufsichtrathsmitglied eine zu große Verantwortlichkeit. Herr Schröder war denn auch jetzt der einzige Wissende unter allen seinen Kollegen; er half die ganze ungeheure Berechnung von Geschäften, die die halbe Erde umspannen, binnen wenigen Tagen zu Ende führen und den Vertrag schließen. Uebrigens müßte der Schaafhausensche Bankver-

Hosted by Google

ein, selbst wenn er unsere Elektrotechnik noch nicht für hoch angespannt hielte, mit seinem Gelde sparsam umgehen; denn ein Institut, das so stark in rheinischen Bergwerksdingen steckt, wie die schöne Transaktion bei der Zeche Centrum wieder gezeigt hat, legt sein Geld immer noch lieber in Viertausendmark-Kuxen an, die dann dreißigtausend Mark werth werden, als in Elektrizität-Unternehmungen, die um jeden Preis Geschäfte und hohe Auftragssummen zu erreichen suchen. Der Gewinn, der ja in Wirklichkeit aus dem Agio bei Finanzirungen stammt, kann dann recht verlockend als Fabrikationertrag hingestellt werden.

Die größten Aktionäre des Schuckert-Werkes sollen der Generaldirektor Wacker und die Wittwe Schuckert mit zusammen 7 Millionen sein. Dieser Besitz kann zwar nicht ganz zu Pari erworben worden sein, da das ursprüngliche Aktienkapital nur 8 Millionen betrug, aber immerhin war der Erwerbspreis so billig, daß die Dividenden eine hohe Verzinsung gewähren konnten. Nun möchte man natürlich aber einen so langjährigen Besitz doch endlich realisiren. Bekanntlich haben Schuckert-Aktien schon dreißig Prozent höher als heute gestanden. Sollen die Großinteressenten etwa noch einem weiteren Rückgange ruhig zusehen? Für sie gab es keine andere Möglichkeit, zu hohen Kursen zu verkaufen, als eine große Fusion.

Bei der Loewe-Gesellschaft war der Mangel an selbständiger Fabrikation auf dem modernen Gebiete von Licht und Kraft längst bekannt. Isidor Loewe selbst ist ein schlauer Finanzmann, aber die Technik seiner Gesellschaft beherrscht er geistig nicht. Auch hier giebt es — was bei dem winzigen Aktienkapital nicht wunderbar ist — keine Abundanz. Das soll neulich sogar zu unerquicklichen Debatten und Ablehnungen im Lager der Bankiers geführt haben. Ein Fabrikant vom Range Loewes braucht eine Absage nicht ruhig einzustecken. Damals, also erst vor ein paar Wochen, wurde schließlich die Vergrößerung der Union, die der Loewe-Gesellschaft die elektrische Abtheilung abkaufen sollte, als der einzige Ausweg — durchaus nicht etwa gern — angenommen. Dann aber führte die alte Vorliebe Borns und seiner Leute für Agiotagen zu dem Plan einer Verschmelzung mit Schuckert. Inmitten der allgemeinen Sorge um das Elektrizitätgeschäft und dessen Aktien- und Obligationenpublikum wird mir denn auch Herr Guttmann von der Dresdener Bank als der einzige wichtige Optimist bezeichnet. Noch eine andere Persönlichkeit scheint übrigens die Hand im Spiel gehabt zu haben: Herr Levy-Hagen aus Köln, der vor Jahren schon die Finanz- und Badesaison in Ostende benutzt hatte, um Schuckert zwar nicht mit Loewe, aber mit der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft zu verbinden. Schon dieser Zwischenhändler hatte das Verbleiben des Generaldirektors Wacker durchaus nicht zur Bedingung gemacht, — wohl nicht ohne Wackers Zustimmung.

Recht schwierig wäre die Werthberechnung geblieben, da nach den Kurswerthen nichts aufgenommen werden kann. Der Kurs ist eine Phantasiesache, der zunächst der Geldstand als Basis dient, bis dann die Gewohnheit hinzukommt, auch bei erheblich vertheuertem Geldstande seinen Besitz zu bewahren, d. h. nicht etwa durch Verkäufe die Tagesnotiz herabzudrücken. Fragt man nach den inneren Werthen der beiden Gesellschaften, so hört man, Loewe habe, als vor Jahr und Tag eine Verschmelzung mit der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft geplant war, einen Wirklichkeitwerth von 400 Prozent besessen, freilich bei nur $7^1/_2$ Millionen Aktien. Damals wurde von 19 Millionen gesprochen, die in sehr liquider

Hosted by Google

Form vorhanden seien. Sind sie es aber heute noch? Inzwischen hat sich Loewe in Werkzeugfabriken, Krahnfabriken und Schmidtmotoren festgelegt, die viel Geld kosten sollen, und noch manche andere Geschäfte gemacht. Und schon damals fand man, wenn meine Erinnerung nicht trügt, die außerordentlich rentablen Aktien der Waffen- und Munitionfabriken mit 12 Millionen recht hoch veranschlagt.

Bei Schuckert wurde, als er via Ostende mit Berlin verbunden werden sollte, von einem inneren Werth von 125 gesprochen. Das ist für eine Firma, die auf dem Arbeitmarkt eine so große Rolle spielt, gewiß nicht wenig. Durch Agio-Emissionen und gute Rückstellungen dürfte inzwischen dieser Werth mindestens auf 150 gestiegen sein. Würde man also, um bei runden Ziffern zu bleiben, 7 Millionen Loewe zu 400 nehmen (Kurs ca. 500), 14 Millionen neue Loewe zum Ankauf von Schuckert (Kurs ca. 250) zu 300 und 7 Millionen für die Aktionäre zu Pari, so ergäbe Das einen Mischungwerth von etwa 275. Die Börse könnte natürlich auch einen anderen Maßstab wählen, da Zahlen bekanntlich der Phantasie keine Schranken setzen; sicher ist aber, daß, um den Ausdruck eines erfahrenen Mannes wiederzugeben, die Rentabilitäten bereits zum Zerspringen hoch gespannt sind. Einen ungefähren Maßstab liefert wohl der Kurs der A. E.-G. mit 270; der Liquidationwerth wird, falls die zürcher Trustwerthe zum Einkaufspreis aufgenommen werden, mit ca. 254 eingeschätzt.

Was die Zukunftmusik, besonders die angeblich noch zu steigernde Fabrikation in Nürnberg, betrifft, so sollte man den vielen offiziösen Blättermeldungen so wenig wie möglich glauben. Es ist ja denkbar, daß Schuckert jetzt in das selbe Spiel mit Loewe gerathen wäre, das Gebrüder Naglo in Berlin nach der Erwerbung ihres Geschäftes durch Schuckert den staunenden Blicken boten. Kaum war damals der Kauf perfekt, so war auch die naglosche Rente schon beträchtlich vermindert. Die letzte Dividende von Schuckert war ja erst nach langwierigen Debatten vom Aufsichtrath beschlossen worden. Wie wäre es aber möglich gewesen, daß die Schuckert-Aktionäre die Bedingungen der Fusion gar nicht erfahren sollten? Höchst einfach: die außerordentliche Generalversammlung, in der die hohen Kontrahenten bei dem sehr großen Kapital die Majorität bestimmt nicht haben konnten, hätte lediglich über die Neuwahl zweier Aufsichtrathsmitglieder zu beschließen gehabt. Vielleicht wäre den Versammelten noch mitgetheilt worden, Loewe werde ihnen für ihre Aktien ein Tauschanerbieten machen. Das kann aber, da es von der freiwilligen Wahl des Einzelnen abhängt, nicht Gegenstand eines Beschlusses sein. Loewe mit nur $7\frac{1}{2}$ Millionen Aktien wäre der Majorität in seiner Generalversammlung von vorn herein sicher gewesen; man konnte also dort sagen oder verschweigen, was man wollte. Von einer formellen Liquidation der Schuckert-Gesellschaft hätte ja überhaupt vorläufig nicht die Rede sein können, da das Gesetz auf diesem Gebiete große Schwierigkeiten bereitet; zunächst mußten sämmtliche Schuckert-Aktien eingelöst werden. Sicher war Zweierlei: die Rechtsgelehrten beider Gesellschaften hätten dafür gesorgt, daß die gesetzlichen Formen gewahrt blieben; und die Schuckert-Aktionäre hätten, da sie kein anderes Temperament als unsere übrigen deutschen Aktionäre haben, zum größten Theil in den Umtausch gegen Loewe-Aktien gewilligt. Auch an dem Dritten, der sich freut, hätte es nicht gefehlt. Nun ist es im letzten Augenblick doch anders gekommen.

Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 26. November 1898.

Die Kreuzfahrer.

Lippe, nichts als Lippe. Allenfalls noch der Bankdiskont, Faschoda und der ewige Dreyfus. Auf müden Beinen hatte ich mich aus der Krankenstube ins Kaffeehaus geschleppt, um ein Echo des Tageslärmes durch die Blätter rauschen zu hören, und merkte nun wieder einmal, wie wenig man verliert, wenn man gezwungen ist, ein paar Tage oder auch Wochen lang auf die Lecture der lieben Zeitungen zu verzichten. Alles stand noch auf dem alten Fleck, keines neuen Gedankens Wehen hatte die Zinnen der Holzpapierfestung gestreift. Der lippische Handel hätte nie so betrübende Formen angenommen, die Lockerung des Reichsgebälkes den froh glotzenden Blicken längst nicht mehr neidischer Fremden nie so unbarmherzig enthüllt, wenn die Presse ihn gleich anfangs ernst und ehrlich, ohne wedlerzünftige Dialektik, besprochen hätte. Die Höhe des Bankdiskonts ist ein neues Symptom der nahenden Industriekrisis: die Ueberspannung rächt sich, Kapital und Kredit wird theuer und eines nicht mehr fernen Tages werden wir auch auf diesem Gebiet die Segnungen einer den ganz anders gewordenen Verhältnissen Englands entlehnten Exportpolitik am eigenen Leibe erkennen lernen. Der Faschodastreit ist einstweilen erledigt, seit Graf Murawiew in Paris war und die französischen Minister nicht im Zweifel darüber gelassen hat, daß Rußland keine Lust hat, jetzt gerade die Ereignisse im Nillande zum Vorwand für den Beginn der Abrechnung mit den Briten zu nehmen. Und Herrn Dreyfus sollte man nun wenigstens, da seine Sache vom höchsten bürgerlichen Gericht der Republik sorgsam revidirt wird, endlich ruhen lassen. Giebt es im Deutschen Reich denn gar keine große politische Aufgabe mehr, keine Möglichkeit schöpferischen Voll-

Hosted by Google

bringens oder auch nur Versuchens, und ist es nicht die wichtigste Pflicht der Presse, einer Regirung, die am Liebsten wohl still latitiren möchte, zu lohnenden Zielen den Weg zu weisen? So dachte ich, legte seufzend das letzte Abendblatt aus der Hand und wollte sacht wieder heimwärts schleichen.

Ein alter Herr, so gegen Sechzig, der täglich am Nebentisch sitzt und mich mitunter in ein politisches Gespräch zieht, trat in sichtlich gehobener Stimmung heran und hielt mir eine Zeitung entgegen, in der er mit gekrümmtem Finger einen Artikel bezeichnete. „Das müssen Sie lesen."

Ich las. Es hieß „Die Bilanz der Kaiserreise." Oder ähnlich. Seit den ersten Novembertagen hatte ich jeden Blick in die Rubriken, wo von der sogenannten Kreuzfahrt die Rede war, ängstlich vermieden. Das Gestrüpp war zu dicht, die Geschmacklosigkeiten waren zu ungeheuerlich geworden. Ich hielt die Sache immer für furchtbar ernst, war zu billigen Witzen darüber gar nicht gestimmt und hütete mich, mir durch irgend einen pflichtgemäß palästinisch begeisterten Pietsch die Ruhe rauben zu lassen. Für den Publizisten wäre es ein dankbares Thema gewesen, denn die ungesunde Romantik einer in sittlichen Widersprüchen und frisch gefirnißten Absurditäten erstickenden Zeit hat sich nie herrlicher, nie an einem schreckenderen Beispiel offenbart; dem Politiker aber war hier, wo jedes rasche Wort die heikelsten internationalen Fragen aufrühren konnte, die äußerste Vorsicht geboten. Doch gegen den älteren durfte der jüngere Mann nicht unhöflich sein. Also las ich den gerühmten Artikel. Und erfuhr, das Ergebniß der Orientreise sei der großartigste Triumph, den je ein Herrscher errungen habe. Mächtig sei das Ansehen des Deutschen Reiches in der mohammedanischen Welt gewachsen. Dem Protestantismus sei im Heiligen Land endlich die bisher stets vergebens ersehnte Parität mit der katholischen Kirche gesichert. Der ganze Islam schaue in dankbarer Liebe zu unserem Kaiser, dem erhabenen Schützer des Sultans, empor. Und den ewig Nüchternen müsse diesmal wenigstens die Gewißheit, daß auch Industrie und Handel im weiten Gebiet des Türkenreiches bedeutsame Vortheile einheimsen werden, die sonst beim Nörgeln so flinke Zunge lähmen. Ueberall, bei Briten, Franzosen, Römlingen, Russen und Yankees, erwache ja auch schon der Neid, überall messe man verärgert an der hochsinnigen Thatkraft des Deutschen Kaisers die träge Unzulänglichkeit der heimischen Führer. Deutschland sei bewundert und umworben wie nie zuvor... Ich hatte genug und gab das Blatt dankend zurück.

„Wieder mal nicht Ihre Ansicht?"

Hosted by Google

„Wieder mal nicht meine Ansicht."

„Na ... nehmen Sie mirs nicht übel: ich bin ein alter Protestant, hasse die Ultramontanen von ganzem Herzen und war deshalb schon freudig bewegt, als ich las, der Kaiser habe in der Erlöserkirche gesagt, daß ‚bei treuem Festhalten an der reinen Lehre des Evangeliums selbst die Pforten der Hölle unsere theure evangelische Kirche nicht überwältigen sollen.' Das werden doch auch Sie schön finden, nicht wahr?"

Sehr schön. Aber, verzeihen Sie: Wittenberg reimt, wie mir scheint, nicht auf Rom. Luther hätte sich mit dem klugen Leo gewiß nicht vertragen. Noch weniger freilich mit dem kindisch gebliebenen Abd ul Hamid, den die Furcht zu barbarischer Grausamkeit treibt. Was nützt ein Protestantismus, der nicht mehr leidenschaftlich protestirt? Was eine sub auspiciis des Sultans unternommene Kreuzfahrt? Dem Meister Martin war der Papst der Antichrist, der Türke der Todfeind der evangelischen Lehre. Heute soll in festlicher Weihestimmung über Jahrhunderte alte Abgründe schnell eine Brücke geschlagen werden. Glauben Sie etwa, daß es den protestantischen Pastoren angenehm war, täglich das Lob des Sultans zu hören, in dessen Reich die Christen vogelfrei sind? Wir werden bald sehen, daß in Palästina Alles beim Alten bleibt und daß der Protestantismus auch im Orient nur siegen kann, wenn er die ältere Christenkirche, die ihn als Ketzerbekenntniß verwirft, an Kraft und Entschiedenheit des Wollens übertrifft. Dekorative Wirkungen währen nicht lange. Die hohen Zielen zugewandte Impetuosität eines Einzelnen kann im schönen Weltbeglückerrausch die Schwierigkeiten der Lage unterschätzen; ihn zu warnen, zu wecken, wäre die Pflicht der verantwortlichen Berather. Duncans Kämmerlinge sind strafbar, wenn sie, die für das Wachen bezahlt werden, die Gefahr säumig verschlafen."

„Nun reden Sie gar von Gefahr! Die Freundschaft mit dem Großtürken geht mir auch gegen den Strich. Aber schließlich war der Kaiser sein Gast und konnte Artigkeiten nicht mit Fehderufen erwidern. Auch Bismarck hat, wenigstens in der Stille, den Sultan immer unterstützt; und er verstand sein Geschäft doch einigermaßen. Wir können in der großen Politik nicht stets die idealen Forderungen feinster Sittlichkeit erfüllen, sondern müssen uns in die — manchmal recht argen — Sitten schicken, die in den Welthändeln nun einmal gelten. Selbst ein christliches Volk kann durch die Macht der Verhältnisse in ein Bündniß mit den türkischen Feinden der Christenheit genöthigt werden."

„In dieser Auffassung politischer Nothwendigkeiten begegnen wir

Hosted by Google

einander. Moltkes grimmes Staunen über Bonapartes Wort: Jérusalem n'entre pas dans ma ligne d'opération! habe ich nie verstanden. Der Korse war eben nicht sentimental; in ihm lebte der Wille zur Macht, nicht die Sehnsucht nach messianischer Reinheit. In Jerusalem war für ihn nichts zu holen, — also interessirte es ihn nicht. Darin glich ihm der Mann, dessen Genie jetzt Ihre Stellung stärken soll. Bismarcks politische Anschauung entstand in der Zeit der zwischen Russen und Türken beginnenden Konflikte; damals glaubten die Klügsten, die Eroberung Konstantinopels sei das letzte Ziel der Moskowiter, und einem deutschen Staatsmann mußte es nöthig und nützlich scheinen, den Sultan nicht ganz im Stich zu lassen. Heute liegen die Dinge anders. Der Padischah ist längst zum Vasallen des Zaren geworden und jede Hilfe, die ihm von einer fremden Macht geleistet wird, muß das nie ganz verschwundene Mißtrauen der Russen aus dem Halbschlummer scheuchen. In dem Artikel, der Ihnen so sehr gefällt, heißt es, der Besuch unseres Kaisers habe die ganze mohammedanische Welt mit Begeisterung erfüllt. Um so schlimmer, wenns wahr ist. Zwar: die festlichen Empfänge beweisen nichts; die hat der Sultan bezahlt, der seinen Beamten und Soldaten den Lohn schuldig bleibt, aber stets einige Dörfer oder Städte brandschatzen kann, um ein paar Millionen aus dem Fenster zu werfen. Für ein Bischen Bakschisch oder aus Furcht vor der Peitsche jubelt das bräunliche Gesindel Jedem zu. Doch wir wollen annehmen, die Reise habe im engen Vorstellungskreis des Islams wirklich einen dauernden Eindruck hinterlassen. Meinen Sie, daß diese Thatsache den anderen Staaten gleichgiltig sein kann, namentlich denen, in deren Unterthanenverband die Mohammedaner beträchtlich vertreten sind? Soll es Russen und Briten etwa erfreuen, wenn im Orient die Gestalt des Deutschen Kaisers alle anderen Herrscher überstrahlt?... Rechnen Sie dazu den Aerger Frankreichs, das seinen Einfluß im Morgenland schwinden sieht, die Verstimmung des Papstes und die Angst der Oesterreicher, ihr Absatz nach dem Balkan könne geschmälert werden, — dann werden Sie begreifen, daß man sehr ernsthaft von einer Gefahr sprechen darf. So hat auch Bismarck die Sache aufgefaßt, als er noch in seinen letzten Lebenstagen rief, er möchte dazwischen fahren, nur sei leider seine Trompete durchschossen."

„Mag sein. Aber an den Vortheilen für Handel und Wandel hätte auch er seine Freude gehabt. Oder wollen Sie sogar die etwa leugnen?"

„Warten wirs ab. Mir ist kein Beispiel dafür bekannt, daß die illuminirte Politik den Kaufleuten Nutzen gebracht hat. In festlich be-

Hosted by Google

leuchteten Straßen wird wenig gekauft; die Menge gafft und brüllt Beifall, hält aber die Taschen zu. Vielleicht verdient die Deutsche Bank in der Türkei ein schönes Stück Geld; darin kann ich aber einen nationalen Gewinn nicht erblicken. Der Handel wird nach wie vor der Kaiserreise seine stillen Schleichwege gehen und es wird, wie bisher, von der geschmeidigen Schlauheit des einzelnen Händlers abhängen, ob er dem Konkurrenten unterliegt oder ihn schlägt. Uebrigens meinen fast alle Sachverständigen, daß der Höhepunkt unserer Exportwonne schon überschritten ist und daß uns im Kampf um die Weltmärkte recht bittere Enttäuschungen nicht erspart bleiben werden."

„Das habe ich auch oft gehört. Je mehr aber unser politisches Prestige wächst, desto weniger brauchen wir vor solchen Enttäuschungen zu zittern."

„Sicher. Nur sollte man sich nicht in den Wahn einwiegen, daß unser Prestige wächst, weil der Kaiser in den Ländern, die er zu besuchen wünscht, mit prunkvollen Feierlichkeiten bewirthet wird. Draußen wissen die Leute ganz gut, was bei uns vorgeht; und Streitigkeiten unter Bundesfürsten, Majestätbeleidigungprozesse und Ausweisungen können in der Fremde den Glauben an eine gesteigerte Macht des Reiches nicht nähren. Das Schlimmste aber wäre für uns, wenn es gelänge, Deutschland als ein Element der Unruhe in Europa zu verdächtigen, als eine Großmacht, deren schwankende, tastende Politik vom einen zum anderen Tage unberechenbar ist und deren Bundesgenossenschaft deshalb keinem Staat erstrebenswerth scheinen kann. Die Gefahr einer solchen Verdächtigung, die zu den merkwürdigsten Kombinationen und Koalitionen führen könnte, hat der Pilgerzug ins Gelobte Land verstärkt. Darum sah ich ihn mit Sorge und vermag mich seines angeblichen Ertrages jetzt nicht zu freuen."

„Also sind Sie auch gegen einen festlichen Empfang des Kaisers?"

„Ob ein Paar Hoflieferanten Fahnen herausstecken und für ihre Läden mit buntem Licht Reklame machen: Das scheint mir nicht der Rede werth. Der Kaiser wird von Empfängen nachgerade wohl übersättigt sein und ich möchte nicht glauben, daß er, wie im Kleinen Journal, dem neuesten Hofblatt, zu lesen war, den Berlinern wirklich die Beiruter als ‚Meister und Muster in Empfängen' hingestellt hat. Wir wollen uns herzlich freuen, wenn er gesund zurückkehrt, wollen ihm offen sagen, daß die unter türkischem Patronat unternommene Kreuzfahrt den ernsten Sinn durchaus nicht entzückt hat, und ihn bitten, seiner Initiative künftig im eigenen Lande die Bethätigungmöglichkeiten zu suchen."

Hosted by Google

Luccheni's Verbrechen.*)

Der Gerichtshof in Genf hat sein Urtheil über Luccheni gefällt und es dürfte angemessen sein, einige Betrachtungen an diesen Mord zu knüpfen, der die civilisirte Welt so tief erschüttert hat. Es giebt keine vornehme Seele, die dieses neue anarchistische Verbrechen nicht tief beklagt. Doch dem Schmerz, den wir empfinden, gesellt sich das Verlangen, nach dem Ursprung einer Missethat zu suchen, die nicht allein infam und grausam, sondern auch albern ist, denn es handelt sich um eine unglückliche, am Rande des Grabes stehende Frau, die sich oft den Tod wünschte und keinen politischen Einfluß besaß. Die Thorheit ist um so auffallender, als der Verbrecher der Frau, die er tötete, eben so wenig ein Unrecht vorzuwerfen hatte wie dem Staate Oesterreich und er dennoch unverschämt genug war, sich seiner That wie einer Heldenleistung zu rühmen.

Suchen wir die Erklärung hierfür zunächst in dem Studium der Person des Verbrechers nach den Regeln der neuen anthropologisch-psychiatrischen Schule. Luigi Luccheni entstammt den illegitimen Beziehungen einer Magd aus Parma, die jetzt in Amerika lebt, zu ihrem ebenfalls aus Parma gebürtigen, noch jetzt lebenden Herrn, einem schwachsinnigen Trunkenbolde, der seine schwangere Geliebte nach Paris schickte, wo sie den Neugeborenen dem Findelhause übergab. Er wurde in seine Heimath zurückgeschickt und bis zu seinem neunten Jahre einer sehr armen Familie Monichet anvertraut; der Vater, ein Schuster, war dem Trunk ergeben; die Mutter führte ein ausschweifendes Leben. Mit neun Jahren kam er unter die Obhut der Nicasi, braver Menschen, die Bauern — oder eigentlich Bettler — waren, so daß er als Knabe nur vom Betteln lebte, sich in den Straßen herumtrieb und bis zu seinem vierzehnten Jahre mit seinen Kameraden Früchte stahl. In dieser Zeit soll er einen epileptischen Anfall gehabt haben. Mit zwölf Jahren brachte man ihn in die Schule, wo er einen lebhaften, aber ungehorsamen Geist zeigte, so daß er eines Tages mit einem Schlage das Bild des Königs zertrümmerte. Vom dreizehnten bis zum neunzehnten Jahre war er als Diener bei zwei Herren. Dann ging er nach der Schweiz, wo er sich wahrscheinlich den Anarchisten anschloß; vielleicht stellte er sich deshalb nicht zur rechten Zeit zum Militärdienst. Doch als er einmal Soldat war, führte er sich ziemlich gut. Er erlitt nur leichte Strafen, weil er einen Kameraden geschlagen und einem Sergeanten geholfen hatte, nachts auszugehen. Er war bei den Offizieren und bei anderen Soldaten beliebt; der

*) Es wird die Leser der „Zukunft" interessiren, über den bisher fast ausschließlich von Reportern behandelten Mörder der Kaiserin von Oesterreich die Ansichten Lombrosos und der Sozialistin Frau Lerda-Olberg kennen zu lernen.

Hosted by Google

Beweis dafür ist, daß ihm nach dreijährigem Militärdienst, als er die Armee 1897 verließ, sein Hauptmann, der Prinz von Aragon, anbot, ihn in seinen Dienst zu nehmen. Er war sehr gut zu den Kindern, seinem Herrn sehr ergeben und zeigte sich als so guten Royalisten, daß er sich wunderte, weil man das Andenken Cavallottis in Neapel feierte, und sein Befremden darüber aussprach, daß der Regirungvertreter den Redner nicht unterbrochen habe.

Dennoch nahm er eines Tages, aus Wuth darüber, daß er einen erbetenen Urlaub nicht erhielt, seine Entlassung, erklärte, er sei nicht zum Diener geboren, und kehrte nach der Schweiz zurück, wo er Marmorpolirer wurde; doch er blieb dort nicht lange und bis in die letzte Zeit bestürmte er seinen alten Herrn, er möchte ihn wieder zu sich nehmen. In einem Brief, dessen Ton der des Verfolgungwahnsinns ist, sagt er, man wolle ihn wohl nur deshalb nicht wieder haben, weil er nicht zur Messe gehe, und wenn er nicht hingehe, so geschehe Das nicht aus offener Opposition gegen die Kirchenlehre, sondern, weil er als Kind nicht daran gewöhnt worden sei. Er war plötzlich vor einigen Monaten ein eifriger Anarchist geworden. Als er von seinen Genossen mangelnden Eifers beschuldigt und für einen Spion gehalten wurde, beschloß er, um sich zu rechtfertigen, ein Verbrechen gegen irgend einen Herrscher zu begehen, und wählte zum Opfer die arme Kaiserin, weil er sie schon einmal gesehen hatte, als sie sich mit ihm unter den Passagieren auf einem Schiffe befand. Er, der nie eine Fliege umgebracht, verfertigt sich ein Instrument, eine Feile, und übt sich lange, fast einen Monat, für den beabsichtigten Stoß. Als das Verbrechen vollbracht ist, versucht er, zu fliehen, doch als er von den Passanten festgehalten wird, leistet er nicht den geringsten Widerstand mehr. Im Gefängniß benimmt er sich ganz anders als die meisten gewöhnlichen Verbrecher, eher wie ein Wahnsinniger; er verlangt zum Beispiel einen Dolmetscher, obwohl er sehr gut französisch versteht; dann verzichtet er darauf, singt und lacht beständig, freut sich, die Kaiserin getroffen zu haben, erklärt, er habe sich absichtlich einer Feile bedient und beschäftigt sich eitel mit der Verbreitung seiner That durch die Presse; den Reportern und Richtern gegenüber behauptet er, er habe Alles ohne Mitschuldige ausgeführt, habe seinen Herrn verlassen, um der Idee zu dienen, und sei — was nicht wahr ist — seit seinem dreizehnten Jahre Anarchist. In zwei eigenthümlichen, orthographisch richtigen, aber weitschweifigen Briefen schreibt er an eine Zeitung in Neapel, er habe wohl oft bei seinem Herrn gesehen, daß er kein geborener Verbrecher sei, wie sie Lombroso nennt, auch kein Verrückter; ihn habe nicht das Elend, sondern die Ueberzeugung zum Verbrechen getrieben und er sei überzeugt, daß die bürgerliche Gesellschaft bald verschwinden würde, wenn es Jeder so machte wie er. Er wisse wohl, dieser vereinzelte Mord könne nicht nützen; dennoch habe er ihn be-

Hosted by Google

gangen, um ein Beispiel zu geben. Er schrieb an den Präsidenten des Bundesrathes, er wolle in Luzern abgeurtheilt werden, weil dort die Todesstrafe verhängt werden könne, und hat das Selbe den Richtern wiederholt; seinem alten Meister ließ er mittheilen, er sei seiner mehr als je würdig; den Richtern und Reportern, die ihm vorwarfen, eine arme, alte Frau getötet zu haben, erklärt er: „Was thuts? Wenn es selbst ein Kind, aber ein Prinz, gewesen wäre, so hätte ich es auch ermordet." Dann wieder ruft er in einem Anfall von Wahnsinn, er habe die Kaiserin getötet, weil sie nicht arbeitete; wer nicht arbeite, habe kein Recht, zu essen, — und er, Luigi Luccheni, wolle nicht für die Müssiggänger arbeiten.

Wichtig ist auch das seltsame Geständniß, er habe Crispi nicht ermordet, weil Crispi ein Dieb sei. Das zeigt deutlich den vollständigen Mangel an Sittlichkeitempfinden des Anarchisten, der in dem Begriff des Verbrecherthumes gleichsam ein Band der Verbrüderung findet. Als man Luccheni fragte, ob er schon früher Blut vergossen habe, erwidert er, er habe nie mit dem Gericht zu thun gehabt, nicht einmal als Zeuge, was nach der Untersuchung richtig ist; er habe auch diesmal nur für die Idee gehandelt.

Luigi Luccheni ist von mittlerer Größe, 1 Meter 63 Centimeter, brünett, muskulös, er hat graue, verschleierte Augen, starke, bogenförmige Brauen, dichtes Haar, einen starken Kiefer, niedrige Stirn, auffallend kleinen Kopf. Er bietet also eine Zahl der den Epileptikern und reinen Verbrechern eigenen Merkmale. Dagegen zeigen uns die Graphologie und besonders die an seiner Schrift der letzten Jahre gemachten Beobachtungen ein sanftes, weibisches Gemüth von geringer Charakterstärke; sehr kleine Buchstaben, wie ich aus einem mir von dem Dr. Guerini übergebenen Briefe ersehen konnte. Diese Schrift kontrastirt nicht nur mit der Verbrecherphysiognomie Lucchenis, mit seiner Unthat und seinem Verhalten nach dem Morde, sondern auch mit der Schrift seines an die neapolitanische Zeitung gerichteten Briefes, der in seinen Riesenbuchstaben charakteristische Zeichen verbrecherischer Eitelkeit zeigt. Nun, diese Buchstaben, die wir fast eben so in der Schrift Caserios finden und die sich auch in der Schrift des Mörders des Generals Rocha nachweisen lassen, habe ich bei den Epileptikern und Hysterikern bemerkt; sie korrespondiren mit einer richtigen „Doppelpersönlichkeit", die dieser Krankheit eigenthümlich ist und sich kundgiebt oder nicht kundgiebt, je nachdem der Kranke unter dem physischen Einfluß des Leidens steht oder ihm momentan nicht unterliegt. Im ersten Fall nehmen die Epileptiker, wie ich es im „Verbrecher" nachgewiesen habe, mit der Unterschrift eine ganze Seite in der größten Breite ein, während ihre normale Schrift kleiner als der Durchschnitt ist. Diese Doppelpersönlichkeit, die sich in Lucchenis Schrift zeigt, ist auch sonst an ihm bemerkbar. Wir haben gesehen, daß er zu Kindern freundlich und liebevoll,

Hosted by Google

ein guter Diener, zur Hilfe für seine Arbeitgenossen bereit, ein guter Soldat war und sich im Regiment auszeichnete; kurze Zeit, nachdem er bei seinem Hauptmann in Dienst getreten war, bekannte er sich plötzlich aber zu den wildesten anarchistischen Gesinnungen und bat später, obwohl er schon Anarchist war, seinen Herrn, ihn wieder zu sich zu nehmen. Diese Widersprüche vervollständigen das Bild des Hysterikers und Epileptikers.

Luccheni bestätigt also, was ich im „Politischen Verbrecher" beweisen wollte: daß die häufigste Ursache dieser Impulse die Epilepsie ist, — nicht nur, weil einige Landsleute von seiner Epilepsie sprechen, sondern namentlich durch die doppelte Persönlichkeit, die aus dem sanftesten Menschen das grausamste Wesen gemacht hat und in der die Impulsivität und Makrographie mit der Mikrographie abwechselt. Und hier will ich, wie ich es bei anderen Anarchisten und Königsmördern gezeigt habe, bei Félicot, Mouger, Caserio, der zweifellos Epileptiker war, an den Fall eines anarchistischen Vagabunden erinnern, der zahlreiche Anomalien des Schädels zeigte und, als ich ihn nach seinen Ideen über die politischen Reformen befragte, zur Antwort gab: „Sprechen Sie mir nicht davon, denn kaum habe ich mich zu mir selbst geflüchtet, um darüber nachzudenken, so werde ich von Schwindel ergriffen und falle um." An allen ähnlichen Verbrechern ist mir die Eitelkeit, die Megalomanie und außerordentliche Impulsivität aufgefallen, die sie zu geborenen Empörern macht. Sie haben auch die Neigung zum indirekten Selbstmord, den ich bei so vielen politischen Verbrechern nachgewiesen habe, wie bei Oliva, Nobiling, Passanante, bei Fratini und besonders bei Emile Henry, der, trotz dem Rath seiner Mutter und seines Vertheidigers, sich nicht auf die erbliche Belastung durch seinen im Irrsinn gestorbenen Vater berufen wollte; endlich wie bei dem Rumänen, der sich in dem Augenblick, wo er sich umbrachte, photographiren ließ, nachdem er unter den Fenstern des Königs von Rumänien einen Revolverschuß abgefeuert hatte. Doch neben diesen individuellen Ursachen darf man, wenn man Lucchenis Verbrechen richtig beurtheilen will, die wirthschaftlichen nicht vergessen. Ein uneheliches Kind, an einem jener Orte ausgesetzt, die wahre Nester der schwersten Verbrechen und Krankheiten sind; dann armen und sittenlosen Familien anvertraut, hat er zuerst nichts Anderes als Landstreicherei und Betteln gelernt. Dann hat er sich irgend ein Existenzmittel zu verschaffen gesucht, wie es die Unstetheit und Verschiedenartigkeit seiner Beschäftigungen beweist; er ist Landmann, Diener, Soldat, Marmorpolirer gewesen und hat viele Jahre hindurch das Elend ertragen, das in ganz Italien herrscht und seine Opfer zum Selbstmord oder zum Verbrechen treibt.

Es ist begreiflich, daß die Verbrecher dieser Art in Spanien und Italien so zahlreich sind. Scarpoglio hat mit Recht gesagt, der Anarchismus wurzle darin, daß ein gutes Fünftel der Bevölkerung Italiens noch in wildem

Hosted by Google

Zustande lebt und in Baracken wohnt, die ein Papuaneger verschmähen würde, sich mit einer Nahrung begnügt, die selbst die Buschmänner zurückweisen würden, sich von der Welt eine Vorstellung macht, die nicht viel höher ist als die eines Kaffern, und nur über die Erde wandert, um die Sklaverei zu suchen und zu erleiden. Wenn also in dem Verbrechen Lucchenis die organische, die individuelle Ursache ein gutes Drittel einnimmt, so hat das Milieu, in dem er geboren wurde, und das, in dem er gelebt hat, auch einen bedeutenden Einfluß auf ihn geübt. Die Zahl der Epileptiker ist Legion; man findet Menschen dieser Art in Norwegen und Schweden, wo sie sich nicht in Anarchisten verwandeln, eben so in der Schweiz und in England, wohin sich so viele Anarchisten aus allen Theilen der Welt wenden und wo der Anarchismus doch sozusagen nur wie eine aus den außerplanetarischen Regionen auf die Erde gefallene Feuerkugel wirkt und vollständig vereinzelt bleibt. Erst das Elend der romanischen Länder Südeuropas macht Verbrecher aus den Epileptikern. Nicht aus Menschlichkeit, — nein, in ihrem eigensten Interesse sollten die herrschenden Klassen ihr System ändern. Wer zwölf Anarchisten unschädlich macht, handelt wie ein Mensch, der tausend Mikroben tötet, ohne den Herd des Uebels zu desinfiziren. Wir müssen arbeiten, wenn wir eine bessere Gesellschaft schaffen wollen. Der thörichte Einfall, statt den Boden zu säubern und zu desinfiziren, lieber die Aerzte zu strafen, wenn sie Heilmittel vorschlagen, und die Schriftsteller zu knebeln, wenn sie an der Verbesserung der sozialen Verhältnisse arbeiten, konnte nur in Klassen entstehen, die jede Fühlung mit dem modernen Geist verloren haben.

Turin. Professor Cesare Lombroso.

Allerseelen.

Wenn an dem Tag der Toten
Die Seelenkerze brennt,
Dann kommen Deine Lieben
Und wärmen daran die Händ'.

Ihr geisterleises Nahen,
Du siehst und merkst es nicht,
Es flackert davon nur leise
Das Armenseelenlicht. . .

Von Allem, was im Leben
Einst theuer ihnen hieß —
Sie haben nichts mehr zu eigen,
Zu finden nichts mehr als Dies...

Sie suchen in Deiner Seele
Das ärmste Plätzchen nur,
Sie wittern in Deinem Herzen
Nach ihrer letzten Spur;

Ein Wort nur, einen Gedanken
Wärm' ihnen an diesem Schein, —
Es wollen an diesem Tage
Die Aermsten zu Dir herein!

Wien. M. E. delle Grazie.

Hosted by Google

Luccheni.

In der Fremde geboren, in der Fremde gerichtet und bestimmt, in der Fremde zu sterben, ist Luccheni doch ein Kind Italiens, dem das Vaterland mehr als den auf die meisten seiner Kinder fallenden Antheil an Elend, Entbehrung und Noth mitgegeben hatte. Und nur einmal, nur an dem Tage, mit dem seine bürgerliche Existenz abschloß, schien ihm zum Nutzen gereichen zu sollen, daß er Italiener war. Denn dieser seiner Staatsangehörigkeit hat sich sein Vertheidiger bedient, wie man sich eines körperlichen oder geistigen Gebrechens bedient, um es als strafmildernden Grund geltend zu machen: er ist Italiener, er gehört einem Lande an, dessen herrschende Klassen ihre sozialen Pflichten nur im Munde führen, — Ihr dürft von ihm kein volles Maß sozialer Gegenleistung fordern. Niemand hat sich berufen gefühlt, ihm eine Erziehung zu geben, ihm Vertrauen einzuflößen zu der Gesellschaft, in der er geboren ist. Er war ein Ausgestoßener, dessen sich Niemand erbarmte; ist es wunderbar, wenn er in dieser Gesellschaft seinen Todfeind zu erkennen wähnte, da sie sich ihm feindlich zeigte, da sein Vaterland Pflichten vernachlässigte, die die Schweiz als die elementarsten und heiligsten eines Staates anerkennt?

Daß ein solches Plaidoyer, daß überhaupt jedes Plaidoyer erfolglos sein mußte, lag in der Natur der Sache: es war dem Vertheidiger selbst, war dem Gerichtshof und den Geschworenen klar. Luccheni konnte strafrechtlich nicht entlastet werden: war er doch selbst der gewichtigste Belastungzeuge, der sich der Ueberlegtheit seiner Handlung rühmte, der prahlend erklärte, seinem Opfer aufgelauert zu haben, und so sich selbst in den Bereich der Paragraphen 83, 84 und 252 des genfer Strafrechtes begab, nach deren Wortlaut nur ein Verdikt auf Lebenszeit ausgesprochen werden konnte, une peine éternelle, wie der Staatsanwalt es nannte. Juristisch entlastet hat der Vertheidiger seinen Klienten nicht, das Urtheil der Geschworenen nicht gemildert, auch moralisch nicht, denn die Moral begnügt sich damit, den Menschen, so wie er ist, darauf zu prüfen, ob er sich eins fühlt mit seiner That, ob sie ein Ausfluß seiner inneren Struktur ist oder ein Etwas, vor dem ihm selbst nachher graute, das nur dank einer momentanen Gleichgewichtsverschiebung seiner Psyche und seiner Physis möglich war, und danach muß sie verdammen oder freisprechen, sie wolle sich denn transzendentaler Maße bedienen. Und so muß sie Luccheni verurtheilen, denn seine rohe Freude am Geschehenen ist keine Pose: was immer vor Jahresfrist hinter jener engen, zurückweichenden Stirn wohnte, als der Mörder ein stiller, fleißiger Arbeiter, ein anhänglicher Diener war: heute fühlt sich Luccheni solidarisch mit seiner That und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Faktoren, die ihn zu Dem machten, was er jetzt

Hosted by Google

ist, sich harmonisch in sein inneres Leben eingefügt haben, daß eine Elimination dieser Faktoren — die Vorbedingung der Reue — nicht abzusehen ist. Man sehe das Gesicht an, das viehische, stirnlose Gesicht mit den tiefliegenden, kleinen, länglichen Augen, die Etwas vom Blick des Betrunkenen haben, ein Gesicht, dessen Winkel hinter dem des anthropomorphen Affen zurückbleiben dürften, mit gewaltig entwickelten vorspringenden Kinnbacken und wulstigen Lippen: ein Gesicht, in dem die Bestie nahezu souverain herrscht und Ueberlegung und Prüfung hinzerrt, wo sie will. Wenn ein so enges Hirn, dem ein überlegenes Triebleben gegenübersteht, nicht durch die Erziehung mit gewissen Normen für das Gesellschaftleben ausgestattet wird und durch Disziplinirung der sozialen Eigenschaften ein Gegengewicht gegen verbrecherische Triebe erhält, so genügt eine Gelegenheitursache, um den Menschen zum Verbrecher zu machen, und er ist dann kein Gelegenheitverbrecher, sondern steht zu seinem Verbrechen als zu einem Theile von sich selbst, er vertheidigt es gegen jeden Versuch, ihm seine Schuld zu kürzen: er thäte es noch einmal, wenn es sein könnte.

Ich habe manche Gesichter gesehen, die diesem ähnelten, nicht in Italien, wohl aber in Mitteleuropa, namentlich in der deutschen Schweiz, Gesichter, hinter denen man vielleicht berechtigt ist, eine ähnliche seelische Beschaffenheit anzunehmen. Ich habe sie bei Menschen gesehen, die nie ein Verbrechen begangen haben, wahrscheinlich nie eins begehen werden. Man bringe aber gewisse Theorien in ihren Bereich, gegen die sich im Normalen die Vernunft und die ererbten sozialen Instinkte auflehnen, man erleichtere den Assimilationprozeß dieser Theorien, indem man den oft allein das Gleichgewicht erhaltenden Glauben an eine — transzendente oder immanente — Gerechtigkeit im Leben und in der Gesellschaft praktisch über den Haufen wirft, man füge der so gegebenen inneren Verbrechensmöglichkeit die äußere hinzu und man wird „den Armen schuldig werden" sehen, — reulos schuldig, wie es Luccheni ist. Und von dieser Schuld kann ihn Niemand entlasten, diese Schuld müssen wir bestehen lassen, wenn das Wort überhaupt noch erhalten bleiben soll.

Aber auch abgesehen davon, war der Grundgedanke, auf den sich die Vertheidigung stützte, absolut unannehmbar: eine partielle Unzurechnungfähigkeit läßt sich nach heutigem Recht nicht aus der wirthschaftlichen Lage und dem sozialen Milieu ableiten, in dem ein Verbrecher groß geworden ist. Das wußte Niemand besser als der Vertheidiger Moriaud selbst. Er konnte nicht entlasten und so wollte er erklären, psychologisch begründen. Und er hat erklärt und begründet und aus seiner Rede ein Anklagedokument gemacht, das vernichtender ist als es die Worte des Staatsanwaltes waren. Er hat uns das schon unter einem Fluch empfangene und geborene Leben entrollt und uns an dieser Thatsache begreiflich gemacht, warum es im Gefängniß enden mußte oder doch enden konnte. Während seines Verhörs hatte Luccheni

Hosted by Google

auf die Frage, was ihn dazu getrieben habe, die Kaiserin zu töten, geantwortet: La misère; und als man im Laufe der Verhandlungen in ihn drang, Mitschuldige zu nennen, wandte er sich mit einer spontanen Bewegung der Ungeduld gegen das Publikum: Ces messieurs-là sont mes complices. Bei der ersten Behauptung gefiel er sich in einer eingelernten Rolle, die zweite war ein beliebiger Ausdruck der Ungeduld, aber in beiden war ein tieferer Sinn, als er es selbst wußte. Ist doch das Elend Schuld daran, daß er überhaupt am Leben ist: denn das Elend überlieferte das halb erwachsene Mädchen seinem Brotherrn, das selbe Elend, das ihm dann treulich zur Seite stand. Der Verführer treibt die Mutter nach Paris, wo sie das Kind zur Welt bringt, es im Findelhause läßt und der Gesellschaft anheimstellt, an dem Knaben wieder gut zu machen, was die Eltern an ihm verschuldet haben. Paris hat eigene Waisenkinder und will den Findling nicht. So nimmt ihn — nothgedrungen — das Findelhaus von Parma, das ihn dann bis zum vollendeten siebenten Jahre gegen 8 Francs monatlich in Pflege giebt, eine Summe, die dann nach dem achten Jahre auf 5 Francs sinkt. Mit siebenzehn Jahren tritt er in den Dienst, arbeitet bald hier, bald da, wird später Soldat und beginnt dann ein Wanderleben, das in Genf endet, noch im Ausland von italienischer Mißwirthschaft verfolgt, von den Konsuln des eigenen Vaterlandes der ausländischen Polizei zugewiesen, weil es ihm eingefallen war, sich an sie um Beistand zu wenden, deren Pflicht es wäre, diesen Beistand zu leisten, — ein Leben, in dem individuelle und soziale Pflichtvergessenheit um den Hauptantheil der Schuld streiten. Es hieße, die einfachsten Lehren der Physiologie und Psychologie ignoriren, wollte man erwarten, daß ein Mensch gesund an Leib und Seele aus solcher Kindheit hervorgehen könne, daß solche Jugend geeignet sei, ein theils angeborenes, theils erworbenes Defizit an seelischer Gesundheit durch Zucht, durch eine zur zweiten Natur werdende Gewohnheit der gesellschaftlichen Einordnung zu decken. Es war keine Hungerhalluzination, die ihn zum Mörder machte, aber doch die misère, und ces messieurs-là sind wirklich seine Mitschuldigen, alle Gebildeten, die es dem Volk so sehr an der ihm nöthigen geistigen Nahrung fehlen lassen, daß ein Theil von ihm schließlich sogar den Fraß verschlingt, den ihm die terroristische Anarchie vorwirft, die selben Gebildeten, die in ihrer Jagd nach dem Sensationellen einen Kultus des Verbrechers treiben, die einen elenden Wicht, um den kein Hahn gekräht hätte, wenn er auf der Straße verhungert oder im Hospital gestorben wäre, zum Manne des Tages machen, weil seine That die senile Müdigkeit ihrer Nerven zur Erregung aufstachelte.

Lausanne. Oda Olberg.

Hosted by Google

Psychophysik des Humors.

Die Menschheit hat stets um so mehr Worte über eine Angelegenheit gemacht, je weniger sie von ihr begriff. Und die Wissenschaft, diese bedächtige Frau Registratorin, die alles Menschliche, fein säuberlich zu Millionen Aktenbündeln geordnet, in den Schubfächern der öffentlichen Bureaux einer königlichen Logik aufbewahren läßt, um nur hier und da die Aktenstöße anders zu gruppiren und dabei viel Staub aufzuwirbeln, bezeugt, was jeder Katasterbeamte schon lange weiß: je dunkler ein Prozeß ist, desto höher thürmen sich die ihn behandelnden Dokumente. So kann ich denn auch nur die Manuskriptensammlung Derer, die sich den Kopf über die drolligste Sache der Welt, über das Lachen, zerbrochen haben, um ein Exemplar vermehren, natürlich ohne jeden Anspruch, damit den Zauber von dem kichernden Spiel der Seele zu nehmen oder gar dem Dornröschen der schlafenden Erkenntniß den Ritterkuß aufzudrücken. Ich will nur versuchen, einige Gesichtswinkel zu zeichnen, unter denen man den Humor und die humoristischen Zustände von einer Seite beleuchten kann, die vielleicht neu und reizvoll genug ist, um die Aufmerksamkeit Derer, die schon über diese Dinge nachgedacht haben, vorübergehend festzuhalten. Dabei muß ich verzichten, nach wissenschaftlicher Autoren Art, die lange Reihe der geistigen Väter von vor und nach Christi Geburt, die einmal über das selbe Thema gestolpert sind, herzuzählen, um endlich zu einem eigenem Körnchen Wahrheit zu kommen, das ich in den literarischen Riesenscheffel hineinzuwerfen entschlossen bin.

Die meisten bisherigen Arbeiten über den Humor, diese „lachenden Thräne", über das „umgekehrt Erhabene" (Jean Paul), über die „realästhetische Gestalt des Metaphysischen (Bahnsen), über die „Kontrastempfindung" (Kant) u. s. w. scheinen mir an dem kardinalen Fehler zu leiden, das Psychische bei dieser Form der Gemüthsverfassung vor dem rein physischen Akt der Humorsäußerung, in Summa dem Lachen in allen Formen, unberechtigt weit und vorschnell in den Vordergrund geschoben zu haben. Was uns zunächst noththut, ist eine genügende, rein physiologisch-funktionelle Definition der Vorgänge im Gehirn und im Muskelapparat, die eine humoristische Stimmung hervorrufen und begleiten. Eine rein mechanische Betrachtungweise der materiellen Vorgänge im Seelorgan giebt erst eine einigermaßen sichere Basis, von der aus auch das rein Psychologische im Humor überschaut werden kann. Ich will daher mit einer Analyse der allgemein üblichen Ausdrucksform humoristischer Zustände beginnen, dem Gelächter. Erst nach einer Darstellung vom Wesen des Lachens in allen seinen offenen und versteckten Formen kann

Hosted by Google

es möglich sein, auf Das in der Seele einen Rückschluß zu machen, was diese besondere Form unserer bebenden Athmung- und Zwerchfellsthätigkeit veranlaßt.

Nach der trockenen und kategorischen Ausdrucksweise der Physiologie ist das Lachen eine automatische, direkt nicht dem Willen unterliegende rhythmische Muskelaktion im Gebiet der Athmungthätigkeit, begleitet von gewissen mimischen Funktionen der Gesichtsmuskeln und besonderen Gemüthszuständen. In der That: das herzhafte, reine, typische Gelächter ist durchaus unwillkürlich und nur schwer durch Willensthätigkeit zu hemmen, wie unsere Erfahrungen noch von der Schulbank her beweisen: „Zu lachen ist am Schönsten, wenn man es nicht darf." Da kommt es zu ganz explosiven, gewaltsamen Ausbrüchen des Vulkanes über unserm Zwerchfell, deren Unwillkürlichkeit etwas Verblüffendes, Elementares, Unhemmbares an sich trägt. Es ist also eine affektive, von dem Willen unabhängige, von dem jeweiligen Gemüthszustande erzwungene, rhythmisch-muskuläre Handlung, wie sie ähnliche unter anderen Umständen die Ohrfeige, der Dolchstoß, der Faustschlag, oder aber das Gähnen, das Niesen, der Husten sind. Das Centralorgan erleidet Etwas, das, wie wir sehen werden, in einer besonderen Spannung von Vorstellungen besteht, deren Umsatz in unhemmbare Muskelthätigkeit eben so vor sich geht, wie die Tabakspriese in der Nasenschleimhaut zu einer allmählich central ausgelösten Reizhöhe führt, d. h. die Nase kitzelt, bis ein Orkanstoß der Ausathmung unwillkürlich sich erhebt, mit dem Zweck, die lästigen Naseneindringlinge an die Luft zu setzen. So giebt uns der Humorist gleichsam eine geistige Prise, die durch eine Lachsalve ausgenieſt werden muß. Gute Erziehung und große Energie vermögen zwar hier und da diesen psychischen Niesseffekt zu unterdrücken, aber die Seele ist verschnupft, wenn sie von ihrem angestammten Naturrecht, sich herzlich auszuniesen, keinen Gebrauch machen kann. Ist so die gewöhnlichste Form des Lachens eine passive, so werden wir auch gleich Modifikationen kennen lernen, bei denen das Lachen einen direkt aktiven, aufreizenden, provozirenden Charakter, wie im höhnischen Angriff, gewinnt. Betrachten wir zunächst eine Person, die unwillkürlich lachen muß. Was thut sie?

Unter Nackenstellung des Kopfes, bei geöffneten Nüstern, breiter Mundstellung, zugekniffenen Augen und unter Inanspruchnahme sämmtlicher Athmungmuskeln, auch der auxiliären, der sogenannten Reservemuskeln für besonders ausgiebige Athmung, vollzieht sich an ihr schnell hintereinander: erst eine tiefe Einathmung, eine unwillkürliche sogenannte Inspiration, dann verharrt sie einen kurzen Augenblick auf der Höhe dieser Funktion, d. h. gleichsam erwartungvoll hält der Betreffende mit der Athmung inne; diese setzt für eine Sekunde aus (wobei weder aus- noch eingeathmet wird), etwa wie der Sänger, der vor dem Einsatz seine Lungen voll Luft gepumpt hat, wartet,

Hosted by Google

bis er den Strom durch den Kehlkopf passiren läßt. Hat dieser Zustand der Vollbereitschaft der Lungen zur Entladung eine kurze Zeit gewährt, so schließen sich die Stimmbänder krampfhaft zu und nun folgen unter rhythmischen Zwerchfellszuckungen periodische Sprengungen der Stimmritze, wobei die beiden festgeschlossenen Stimmbänder durch die Blasebalgstöße, die das Zwerchfell auf die gefüllten Lungen ausübt, Zug um Zug gezwungen werden, nachzugeben. Die Glottis, der Stimmbandverschluß, wird gesprengt; und, immer von Neuem sich krampfhaft schließend, bringen sie wiederholte Zwerchfellerschütterungen zu immer neuer Explosion. Dabei steht der Schalltrichter oberhalb des Kehlkopfes, also der Rachen, die Mundhöhle, der Zungengrund, in sogenannter größter Resonanzstellung, d. h. in maximaler Weite; um mit den Gesangslehrern zu sprechen, in A-Stellung. Darum ist die Grundvokalisation des Lachens = a vorhanden und der Hauch der ausgepreßten Luftstöße macht daraus ha, ha, ha! Diese Lachresonanz ist individuell verschieden durch persönliche Rachen- und Gaumenbildung, ist abhängig von der Resonanz eines kleinen oder großen Kehlkopfes, von dessen Tief- oder Hochstand. So nuancirt ein heller Tenortimbre das ha, ha zu hae, hae; und das Schneider-meck-meck-meck ist durchaus der Ausdruck der fadenscheinigen, zart gebauten Konstitution dieses Ritters von der Nadel, wie das tiefe Baryton-Ao der Wucht des Schmiedes und dem Ernst des Priesters eigen ist. Die helle Kopfstimme der Kinder und der Frauen schafft das Silberlachen der Soprane, das süß wie Zauberglöckchen klingen kann, und die tiefe Resonanz der Altistinnen ergiebt, ebenfalls aus dem Bau der individuellen Klangbildner, das weihevolle sonore Timbre, in dem sich Stolz mit schluchzender Wehmuth paart. Dieses Spiel der Einathmung, Verharren auf der Athmunghöhe, stoßweise Ausathmen unter Glottissprengung und Vokalklang bei gleichzeitiger Betheiligung mimischer Aktion: Mundöffnung, A-Stellung der Lippen, Winkel- und Grübchenbildung der Wangen, Nüsternspiel, Augenschluß und Thätigkeit aller auch bei der Athemnoth mobilen Hilfsmuskeln, wiederholt sich in schneller Folge mehrmals hintereinander, bis oft nur der physische Schmerz der maltraitirten Leibespresse Einhalt gebietet: „Hören Sie auf, ich kann nicht mehr, ich platze." Dabei ist zu bemerken, daß Thränenstrom nicht allzu selten diesen die höchste Lebenslust bethätigenden Akt begleitet. Wie merkwürdig: höchste Lust und das Symptom des Schmerzes verbunden in einer Funktion! Wir werden sehen, wie diese Brüderschaft von Freud und Leid beim Lachen ein Wegweiser zum Verständniß des ganzen Vorganges werden kann. Es ist nicht Zufall, daß man weint, während man lacht. Hier steckt einer der Schlüssel zum Verständniß des Humors.

Halten wir zunächst fest: das Lachen ist ein automatischer Vorgang, eine affektive Handlung rhythmisch-muskulärer Athmungthätigkeit. Welche Stellung hat dieser Vorgang im Haushalt physischer Arbeit?

Hosted by Google

Um diese Frage zu beantworten, muß ich erstens Analogien herbeiziehen und zweitens mich auf den Weg entwickelungsgeschichtlicher Analyse begeben. Daß auch andere affektive Spannungen im Gehirn mehr oder weniger rhythmische Muskelaktionen in Szene setzen, beweist, daß auch bei anderen als den humoristischen Motiven im Gehirn die explosiv-elektrische Ladung, gleichsam die Seelenprise, den Muskelapparat in Bewegung setzen kann. Was ist die Affekthandlung überhaupt Anderes als die Entladung von ungehemmten Seelenspannungen auf das Muskelgebiet?

Viele energische Reize treffen vor der Affekthandlung, im Spiel der Motive, das Gehirn; es vermag nicht gleich im logischen Gebiet Herr der Problemstimmungen zu werden und die entstandene Qual in Logik, Phantasie oder Willensaktion aufzulösen; eine ungemüthliche Spannung entsteht bei gleichzeitigem Kampf verschiedener, unhemmbarer Vorstellungen: „Was soll ich thun, was lassen?" Unorientirtheit, Verblüfftheit, Abwehr und Duldung, Stachelung, Trieb und Gegentrieb prallen in der Seele auf einander: nach dem Gesetz der Erhaltung der Kraft muß auch jeder psychische Reiz seinen logischen oder muskulären Ausgleich finden, denn es giebt gewiß eben so ein psychisches Aequivalent, wie es ein physisches giebt. Wie benimmt sich da ein also um Rath Verlegener: er pellt an den Lippen, dreht den Schnurrbart, durchwühlt die Haare, trommelt an den Fensterscheiben, stampft mit den Füßen, läuft unruhig auf und ab, hin und her, d. h. er versucht, seine Affektspannung im Gemüth durch Umsetzung in Muskelaktion loszuwerden. Oder aber: eine schallende Ohrfeige, oft auch in rhythmischer Wiederholung nach rechts und links, ein jähes Wort, eine rasche That löst plötzlich, ohne Kontrole der mahnenden und hemmenden Mutter Vernunft, die mehr als ungemüthliche, meist polizeiwidrige Seelenbeklemmung. Dann erst wird die Denkbahn frei: „Herr Gott, was hast Du gethan!" und nur der Konfliktschmerz, die Reue, das Gefühl, der Situation unterlegen zu sein, und der Muth, die Folgen dulden zu wollen, vermögen die Wirkungen des seelischen Sturmwindes zu beschwichtigen und das köstliche Oel friedlichen Verzichtes über die hohen Wogen der psychischen Ekstase zu breiten.

Was geschieht beim Gähnen? Auch hier wird ein Konflikt zwischen Hirnhemmung und Hirnaktion, der Ueberschuß geistiger Spannung, der unter der aufgestülpten Tarnkappe der Müdigkeit (Hirnhemmung) keinen Ausgleich mehr im Denkorgan finden kann, durch Muskelkrämpfe (Gähnkrampf) nach außen abgeleitet, gleichsam wie man mit der leydenschen Flasche die Konduktoren einer Elektrisirmaschine in einzelnen Phasen entlädt. Beim Gähnen ist also ein oft wiederkehrender Vorgang physischer Spannungen im Gehirn gewohnheitgemäß auf eine bestimmte Bahn der automatischen Muskelthätigkeit abgelenkt, wozu auch das Recken und Strecken vor Müdigkeit

Hosted by Google

abends und morgens gehört. Wir haben hier also eine Analogie mit dem Lachen, die so weit geht, daß auch beim Gähnen die Gehirnspannung auf einer besonderen Bahn, gerade der Athmungfunktionen, ihre Entladung findet. Da auch das Gähnen, wie jede Affekthandlung, unwillkürlich ist, d. h. gar nicht oder nur mit Anstrengung vom Willen gehemmt werden kann und da Beide, Gähnen und Affekthandlungen, auf einen unvollzogenen Spannungausgleich im Gehirn gedeutet werden müssen, so können wir einen zwingenden Rückschluß auf das Lachen wagen, d. h. wir sind genöthigt, anzunehmen, daß auch das Lachen einen muskulären Ausgleich besonderer Spannungen im Gehirn darstellt. Welcher Art sind diese? Mit der Beantwortung dieser Frage werden wir zu einer Definition des Humors, d. h. der humoristischen Reizungen des Seelenorgans, gelangen. Dazu bedürfen wir aber noch eines Ausblickes auf die Entwickelungsgeschichte.

Nehmen wir den Menschen nicht als ein Gebild aus Gottes Hand, fertig mit all seinen erhabenen Eigenschaften, Fehlern und Tugenden, mit einem Schlage erschaffen, sondern nehmen wir in Darwins — übrigens gottesgläubigem — Sinne an, daß der Schöpfer eine allmähliche Entwickelung zugelassen und gewollt hat, so wäre es denkbar, daß das Lachen eine Funktion war, die jetzt im Stadium schon weit vorgeschrittener Entwickelung unter ganz anderen Bedingungen, aber doch vielleicht unter Festhaltung der ursprünglichen, rohen und primitiven Grundbedeutung zu Stande kommt. Mir will es scheinen, daß, wie es rudimentäre Organe giebt, Organe, die in früheren Daseinsperioden einen vollen Funktionwerth im Haushalt des Organismus gehabt haben, jetzt aber durch eine diese Thätigkeit überflüssig machende Entwickelung entbehrlich geworden sind, es so auch rudimentäre Funktionen geben könnte. Es ist denkbar und sogar beweisbar, daß gewisse Funktionen, die früher einen sehr zweckgemäßen Sinn im Daseinskampf gehabt haben, in weiteren Stadien zwar noch vorhanden sind, aber doch eine ganz andere Stellung gewonnen haben. Dafür einige Beispiele. Die Bewegung unserer Nüstern im Liebes- oder Lebenskampf hatte augenscheinlich ursprünglich den ganz ausgesprochenen Sinn der Witterung von Freund und Feind, den Sinn der passenden Auswahl, wie es noch heute bei Thieren beobachtbar ist. Und jetzt, da Niemand mehr seiner Nase die Entscheidung überläßt, ob sich ein Herz zum Herzen findet oder ob ein Gegner Eigenschaften besitzt, die ihm gefährlich werden können, noch heute sehen wir trotzdem auf der Mensur die Paukanten mit zuckenden Nüstern ihre Hiebe austheilen, wir sehen bei dem Ausstoßen einer tötlichen Beleidigung, bei geistigem Hieb, dem Angreifer die Nasenflügel zittern, — und auch einem liebestrunkenen Freier fliegen im Feuer seiner Ueberredungskunst die bebenden Nüstern. Das ist rudimentär! Es hat eigentlich keinen Sinn mehr; und doch: es hatte

Hosted by Google

einst einen tiefen Sinn, den Zweck der Orientirung im Daseinskampfe und für die passende Auswahl: Orientirung und Auswahl durch Witterung. Von Gildemeister, dem geistvollen Essayisten, ist in einem Aufsatze über die Höflichkeit sehr zutreffend das Hutabnehmen und der militärische Gruß zurückgeführt auf das Visirhochheben bei der Begegnung zweier Ritter, die nichts mit einander auszufechten haben, und der Handschlag war nach Gildemeister gewiß früher, wie noch jetzt etwa bei den Logenbrüdern, eine komplizirtere Form der Bekundung aller Abwesenheit feindlicher Bestrebungen. Auch hier ursprünglicher Sinn im Daseinskampf und jetzt eine rudimentäre Höflichkeitform. Wer ist sich heute noch beim Adieusagen völlig bewußt, den Scheidenden Gott zu befehlen? Sagen sich doch auch Atheisten à dieu. Die höchsten Liebeszeichen selbst, der Kuß, die Umarmung, mögen im Bedürfniß einer vorsichtig tastenden Diagnose entstanden sein: drum prüfe, wer sich ewig bindet! Liebkosen sich doch manche asiatischen Völker noch heute, indem sie direkt Riechorgan an Riechorgan reiben.

Es giebt also rudimentäre Funktionen. Kann nicht auch das Lachen zum Theil in einer solchen rudimentären Funktion seinen Ursprung haben? Hatte es vielleicht ursprünglich einen ganz anderen Sinn als den, den wir bei oberflächlicher Betrachtung heute in ihm zu sehen gewohnt sind?

Stellen wir uns einmal vor, es sei ein Höhlenmensch, ein Urwaldbewohner, in stetem Kampf mit Ungethümen, Schiebegeröll und erratischen Blöcken, plötzlich auf einer einsamen Wanderung vor eine große Gefahr gestellt: ein Ungethüm, wie er solches noch nie gesehen, streckt plötzlich, einen fauchenden Rachen aufsperrend, sein schreckliches Haupt aus dem Gebüsch. Was wird unser Urmensch thun? In jähem Schreck reißt auch er den Mund auf, so weit es gehen will, thut einen tiefen Athemzug und verharrt starr erwartend eine Weile in Inspiration. Das kann man noch heute bei Jedem sehen, dem ein furchtbarer Schreck in die Glieder fährt. Das ist auch ganz verständlich. Denn wenn sich ein Mensch überhaupt wehren will, braucht er Muskelkraft, dazu aber vor Allem Sauerstoff; denn bei jeder Muskelaktion ist Sauerstoffverbrauch en masse nöthig. Er ladet also mit dieser tiefen Inspiration gleichsam seine Muskelcentren zu noch nicht näher erkennbarer Aktion. Nun trete aber bei unserem Urahnen blitzschnell ein Wechsel in der bedrohlichen Situation ein: das launische Ungethüm hat vielleicht keinen Hunger, es besinnt sich; ein Löwe, ein Riesenbär, trollt lustig um die Ecke. Nun ist die Gefahr vorbei. Ein jäher Wechsel von Lebensbedrohung in der Idee und plötzlicher Lebensbejahung, d. h. Abzug der Gefahr, prallen ihm fast gleichzeitig in seinem Gehirn auf einander und zwei Assoziationen kontrastirendster Art treffen sich in seiner Seele: idealer drohender Tod, reelles, wahrhaftiges Lebensgefühl. Unter freudigster Gemüthsverfassung entlädt er, gleichsam spottend der Gefahr, stoß-

Hosted by Google

weise seinen nun überflüssig aufgespeicherten Sauerstoff. Unter Jubelempfindungen entweicht stoßweise die überschüssige Lebenskraft. Noch heute wird Jeder bemerken, daß nach plötzlich überstandener Lebensgefahr eine Neigung zu fast hysterischen Heiterkeitausbrüchen eintritt. Das Gefühl, einem Unglück entronnen zu sein, sein Leben bejaht zu fühlen, wo es eben noch auf das Dringlichste verneint erschien, erzeugt eine halb automatische Heiterkeit, die sehr verwandt ist Dem, was wir humoristische Stimmung nennen. Dabei beachte man die Thatsache, daß Thränen leicht fließen können, wo eben noch im Moment der Gefahr die stockende Cirkulation bei tiefster Einathmung die Thränendrüse unabweislich strotzend füllen mußte, und daß ihr Gebrauch sicher in Aussicht stand, wenn das Messer dem Lebensfaden so ganz nahe kam, falls man Zeit genug gehabt hätte, noch über den jähen Scheerenschnitt der Parzen zu klagen. Man holt in der Freude nach, was der Kummer vorbereitet hat. Auch die Thräne, dieser thauende Reif aus Edens Blüthenkelchen, hat trotz ihrer Poesie ihre ganz materielle und physische Entstehungursache. Freude und Leid sind wechselnd die Schleusenwächter am Strom der Thränen und in der Begleiterscheinung von Thränenfluß und Humorstimmung sehen wir einen zwingenden Beweis für den Ursprung des Lachens in einem plötzlichen Kontrast von Lebensbejahung und Lebensverneinung. Wir werden gleich sehen, in welcher Weise diese beiden Salpetermischungen für die Explosionwirkungen des Humors in jeder Form des Lachens noch heute auffindbar sind. Zunächst soll noch auf eine Beziehung hingewiesen werden, die außer dem plötzlichen Abzug einer Gefahr noch andere rein physische Vorgänge zur Erregung von Heiterkeitausbrüchen haben. Bei der plötzlichen Bedrohung und fast gleichzeitigen Errettung des Lebens liegt es ja erfahrungsgemäß auf der Hand, daß dieser Vorgang eine Disposition zu freudigen, muskulär-rhythmischen Lebensbethätigungen im Gefolge hat. Munter, wie ein spielendes Reh, hüpft ein Knabe davon, den schon das Rad des Wagens streifte; man kann ihn kurz nachher erst recht pfeifend, trällernd, tänzelnd finden. Wenn beim Uebergießen mit kaltem Wasser, bei kalten Douchen, eine plötzliche tiefe Inspiration erzwungen ist, so habe ich bei mir stets unmittelbar danach eine fast unüberwindliche Neigung zum Lachen bemerken können und habe dem Triebe nie gewehrt, — gewiß ein trefflicher Beweis für die Verwandtschaft von physischem Schreck, seelischem Wohlgefühl und Lachen, für die Verwandtschaft tiefer, lebenfördernder Inspiration und Entladung der Athmung durch das Zwerchfell.

Wer die ängstlichen Börsenleute im Anprall brandender Wogen im Seebade beobachtet hat, sah auch gewiß, wie ich, ihre Ausbrüche zappelnder, hüpfender und kullernder Heiterkeit. Auch beim Kitzeln ist ein unwillkürlicher Zusammenhang von peripherischem Reiz, tiefer Inspiration und expiratorischen Explosivstößen zu bemerken. Ganz junge Kinder kann man nicht kitzeln,

Hosted by Google

dazu gehört schon eine gewisse Ausbildung des Bewußtseins, das erkennen läßt, daß die lebensfreundliche, mehr zärtliche, neckende Berührung im Kontrast zu der starken, das Athmungcentrum reizenden Wirkung steht. Man beachte auch, daß man das Kitzeln leichter aushalten kann, wenn man die Athmung gewaltsam unterdrückt. Daraus geht hervor, daß das Athmungcentrum, also das eigentliche Lebenscentrum, als eine Art von Lachcentrum funktioniren kann, daß es also sowohl peripher von der Haut aus, wie beim Douchen und Kitzeln, als auch central vom Gehirn aus, wie beim Humor, erregt werden kann. Für unsere Auffassung von dem Ursprung des Lachens aus einem Kontrast von Lebensbedrohung und Lebensbejahung ist es interessant, zu erfahren, daß der scharf umschriebene Punkt am Centralorgan, der, von einem Nadelstich getroffen, das Leben aufhebt, von der Wissenschaft noeud vital, Lebensknotenpunkt, genannt wird und daß wir hier auch die Fäden finden, die zur Erregung des muskulären Ausgleiches für die Zwerchfellerschütterung die elektrischen Ströme senden. Hier finden wir eine anatomische Bestätigung der Beziehung des Lachens zur Lebensbejahung und -Verneinung.

Nun giebt es noch Lachformen, die an sich mit dem Humorgefühl ganz und gar nichts zu thun haben. Es sind jene Lachstöße, die im Bellen und Brüllen der Thiere ihr physiologisches Vorbild haben; sie bedeuten eine angreifende Thätigkeit, welche die Feindschaft herausfordert: das höhnische, kränkende, verletzende Lachen oder die Andeutung davon: das Lächeln. Das ironische, kritisirende, erhabene Lachen werde ich bei den besonderen Formen des Humors definiren: denn Satire, Witz, Ironie, Spott, Hohn sind nur vom Temperamente gebrochene Formen des Humors. Bei vielen dieser Lacharten ist ein Ueberlegenheitgefühl maßgebend, d. h. die Lebensverneinung oder -minderung gilt für Andere, für den Lacher nur das Gefühl eines höheren, überlegenen Standpunktes. Das Grinsen und Greinen ist eine Kombination von Ohnmachtgefühl und Feindsäligkeit und das schadenfrohe Lachen die Wirkung der Ueberzeugung eigener Unversehrtheit bei fremdem Unglück, von dem wir aber die unbestimmte sympathische Empfindung haben, wir konnten eben so gut in die Falle gehen. Wir identifiziren uns in der Idee mit dem Leidenden, nehmen aber den Kontrast von unserem realen Unberührtheitgefühl her.

Ich gehe einen Schritt weiter und will die Beziehungen der Zwerchfellsentladungen zur Mimik und Rhythmik einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Daß das Athmungcentrum an sich mit dem Gesichtsausdruck verwandtschaftliche, koordinirte Beziehungen hat, ist eine allbekannte Thatsache. Bei der Dyspnoë, dem Athmunghunger, ist der Ausdruck des Gesichtes ein so typischer, daß man diesen Krankheitzustand erkennen kann, ohne die Athmungthätigkeit direkt zu beobachten. Wichtig für die Theorie des Lachens ist auch, daß bei der Athemnoth, also wieder einer Lebensbedrohung, ganz die selben

Hosted by Google

mimischen und Athmungmuskeln in Aktion sind wie beim Lachen. Aus dieser Betheiligung der mimischen Muskeln beim Lachen ist die Ansteckungtendenz des Lachens erklärlich. Alle rhythmisch muskulären, d. h. gleichmäßig und oft wiederholten Muskelthätigkeiten haben etwas stark die Nachahmung Herausforderndes: das Gähnen, das Lachen, das Tanzen, Marschiren, Singen, die Kampfbewegungen, — sie alle sind ansteckend, d. h. sie reizen zur Entfaltung gleicher Bewegungen und zugleich sind wir geneigt, daraus eine heitere, humoristische Lebensstimmung zu entnehmen. Der Mensch ist brutal genug, sich selbst der Komik krankhaft rhythmischer Zuckungen nicht zu entziehen. Der Veitstanz, der Gang der Rückenmärker, die Epilepsie, können Formen annehmen, die Manche unwillkürlich zu schuldlosem Lachen zwingen, eben so wie einige solcher Krankheiten direkt ansteckend wirken können. Die rhythmische Muskelaktion ist am Zwingendsten Heiterkeit und Nachahmung erregend bei den Rhythmen der Musik. Der Rhythmus an sich hat also eine suggestive Kraft, gleichartige Spannungen im Gehirn auch des Anderen zu erregen. Wir Menschen nehmen an, daß der springende Fisch, die hüpfende Bachstelze, der tänzelnde Araberhengst in heiterer Gemüthsverfassung sich befinden, obwohl wir es nicht beweisen können; es stimmt uns aber gleichmäßige Rhythmik auf starke Lebensbejahung. Das ist das Heitere in der Kunst: denn alle Kunst ist Rhythmus: Rhythmus die schönen Linien, Rhythmus die Schwingungzahl der Töne und Farben, Rhythmus jegliche Harmonie und arhythmisch jede bleibende Disharmonie, weil ohne Maß und Regelmäßigkeit. Darum ist auch in der Musik vor Allem etwas der Lebensbethätigung, der Lust, dem Humor Verwandtes, und zwar ist nur bei schärfster Ausprägung schnellerer Rhythmen eine humoristische Musik denkbar, also Tanz, Marsch, Scherzo, Capriccio, Sarabande, Suite. Ein humoristisches Adagio ist undenkbar. Darum ist bei den größten musikalischen Rhythmikern, Haydn, Mozart, Mendelssohn, Schubert, Loewe, auch die Heiterkeit und die Freude zu Hause, während bei den großen Reflektirern, den Grüblern in der Musik, bei Beethoven, Brahms, Schumann, Wagner und Bruckner das affektive Problem seine Heimath fand. Diese Ausweichung auf das Gebiet des Rhythmus bezweckt den Nachweis, daß auch die rhythmischen Zwerchfellstöße innig anderen rhythmischen Heiterkeitbethätigungen verwandt sind und daß die Heiterkeit sich typisch des Ausdruckes rhythmischer Muskelaktionen bedient. Ich wage, in diesem Sinne das Lachen als die wahrscheinliche Quelle der Musik, als der Seele ersten Jodler, zu bezeichnen.

Nun sind wir so weit gelangt, etwas näher zu betrachten, was in einem Gehirn, in dem ein humoristischer Zustand, ein Scherz, ein Witz, eine komische Bewegung zur Wirkung kommt, für materielle Alterationen vorgehen mögen, dergestalt, daß ohne Zuthun des Willens jener rudimentäre Athmungrhythmus ausgelöst wird, den wir „Gelächter" nennen.

Hosted by Google

Wir haben gesehen, daß die ursprüngliche Bedeutung der rhythmischen Athmungaktion, die wir Lachen nennen, auf einen fast gleichzeitigen Anprall zweier direkt entgegengesetzten Formen der Vorstellungen vom Leben zurückzuführen sein dürfte: auf einen Strom der Lebensangst und auf einen bald folgenden der Lebensfreude. Das „Nein" und „Ja" des Lebens prallen so schnell auf einander, sind zwei Motive so direkt entgegengesetzter Art, daß sie, für den Augenblick unvereinbar, eine Hemmung im Gebiet der Logik und der Phantasie erfahren, diesen beiden Formen geistiger Reflexion. Das ist ein elementares Ereigniß, bei dem die Seele keine Zeit hat, ihre registrirende Katasterarbeit zu vollziehen; sie wird überrumpelt, verblüfft, Begriff und Wille gehen zum Teufel und gewohnheitgemäß ist der Strom abgelenkt auf ein indifferentes Muskelgebiet, das der Ausathmung. Das ist nun gewiß nicht mehr der Fall, wenn wir heutzutage einen Kitzel verspüren, zu lachen. Unser Leben erscheint weder bedroht noch besonders unterstützt, wenn ein Schulmeister bei der Visite im Frack sich auf eine Sahnentorte setzt, die die unvorsichtige Hausfrau auf einem Sessel stehen ließ, oder wenn einem protzig gekleideten Gigerl, das beim Aufzug der Majestäten durchaus sich in die erste Reihe drängen mußte, gerade im entscheidenden Moment der Cylinder über Augen, Ohren und Nase „aufgetrieben" wird, oder wenn der kleine, ganz preußische Hauptmannssohn die heikle Frage aufwirft, „ob der liebe Gott bei der Kavallerie oder bei der Infanterie" stehe oder ob er nur ein „einfacher" Mann (d. h. Civilist) sei; auch fühlen wir unser Leben weder in Gefahr noch in besonderer Sicherheit, wenn wir bei Fritz Reuter lesen, daß ein unruhiger Schläfer die große Zehe seines Mitschläfers für eine feine Havannacigarre hält, — und doch liegt allen diesen unaufzählbaren Formen komischer Wirkungen eine Spannung im Gehirn zu Grunde, die wenigstens andeutungweise einen solchen Konflikt mit verblüffender Unlogik enthält, wie er in deutlichster Form beim Kontrast von Lebensbejahung und Lebensverneinung auftritt. Schon Kant hatte gefunden, daß der Humor im Kontrast wurzelt. Aber mit Recht ist ihm eingewandt worden, daß Schwarz und Weiß, Klein und Groß, Trocken und Naß an sich keineswegs zum Lachen reizen. Und doch: unter Umständen kann der einfache Kontrast schon humorvoll wirken. Aber zum Kontrast muß noch Etwas hinzukommen. Vor drei Jahren hat in der Revue des deux mondes Mélinand in einem Artikel „Pourquoi rit-on?" hier für das Psychologische im Humor den treffendsten Ausdruck gefunden, der, so weit ich sehen kann, alle Formen des Humors und des Komischen umfaßt. Er sagt: Lachen erzeuge Das, was, von der einen Seite betrachtet, wunderbar, phantastisch, ungewohnt, illusionistisch, und von der anderen Seite lange gewohnt, ganz natürlich, „familiär", alltäglich sich präsentire. Man kann diesen glücklichen Gedanken dahin vervollständigen und ins Psychophysikalische übersetzen,

Hosted by Google

daß erst dann Kontraste Lachen erzeugen, wenn eine Idee mit einer Realität so in plötzlichen Widerspruch geräth, daß sich Beide an Reizstärke ihrer psychischen Spannung ungefähr das Gleichgewicht halten. Ich meine, der Beschauer einer komischen Situation und der Hörer einer komischen Schilderung muß beide Wirkungen fast gleichzeitig empfinden, einmal, was er sich bei einer Sache denkt, d. h. seine Idee oder die Idee, die ein zweites Wesen repräsentirt oder zu repräsentiren sich bemüht, zweitens muß er diese Idee plötzlich in ihr reales Gegentheil umschlagen fühlen. Die Wirklichkeit oder die Vorstellung von der Wirklichkeit greift brutal in eine eben erst empfundene, aufgedrungene oder selbstangesponnene Illusion ein. Der ideell, illusionistisch erhobene, erhabene oder überhebende Gedankengang, außer uns oder in uns erzeugt, schlägt in verblüffender Gegenlogik in seine direkt verneinende, und zwar eben so plötzlich überzeugende Kehrseite um. Dabei werden zwei Spannungen ziemlich gleichzeitig im Gehirn mit gleich starker assoziativer Kraft erregt: die eine ist eine scheinbar ideale, illusionistische, aber unhemmbar aufsuggerirte im Reiche der Phantasiethätigkeit des Gehirns, die zweite, gleichsam elektrische Gegenladung erfolgt aus den Quellen unmittelbarer Wahrnehmung, blitzschneller erfahrunggemäßer Reflexion. Beides trifft zusammen: es findet eine Knickung, eine Kreuzung der Assoziation statt, beide Spannungen kontrastiren so elementar unlogisch, daß die plötzliche Dupirtheit unserer Logik, das ruhig und vorsichtig arbeitende Gehirn es schnell abweist, die beiden Motive etwa logisch zu vereinen oder eine konsequente Handlung resultiren zu lassen; die Doppelspannung erzeugt ein Gefühl hilfloser Erregung, die gewohnheitgemäß und instinktiv auf den entwickelungsgeschichtlich eingeschleiften Bahnen periodischer Zwerchfellstöße entladen wird. Diese Bahnen sind eben die dem Athmungcentrum assoziirten und koordinirten, und zwar deshalb, weil ursprünglich das Zusammenprallen von Nein und Ja des Lebens instinktiv auf den Athmungbahnen, in dem schnellen Herbeischaffen und Auslassen wehrkräftiger Athmungluft Hilfe sucht. Das tiefe Inspiriren bei der Gefahr ist zweckgemäß und das stoßweise Entladen der Lungen eine natürliche Konsequenz, wenn die Gefahr plötzlich entwich. Bei der überrumpelnden Logiklosigkeit und bei der plötzlichen Kontrastirung der Humor erzeugenden Motive kommt die Gehirnfunktion in dynamisch ähnliche, wenn auch für die Erhaltung des Individuums gleichgiltige Zickzackvibrationen wie im Momente der Gefahr. Uns kann also nicht Wunder nehmen, wenn der Ausweg, den der Hirnmechanismus für seine Stellungnahme gegenüber einer Bedrohung fand, auch für die funktionell verwandten Zustände, Schütteln beim Frost und Douchen und Kitzeln, beim Gähnen und Lachen beibehalten ist. Der gleichzeitig dem Gehirn unmöglich verarbeitbaren Kontrastirung einer ideell-illusionistischen und einer entgegengesetzt realen Vorstellung, diesem Schnippchen, das ihm beide extrem-möglichen Seiten des

Hosted by Google

Lebens gleichzeitig schlagen, kann es nur ausweichend begegnen, es befreit sich von der harten Nuß, von dem logischen Vexirpulver, das es nicht verdauen kann, indem es den ganzen Krempel auf den Lastträger Zwerchfell abladet: mag er sehen, wie er damit fertig wird. Während dieser geduldige Entlader das Gehirn befreit, erzeugt sich in der Seele ein unbeschreiblich wohliges Gefühl der erleichterten Klarheit und Heiterkeit: das ein herzhaftes Lachen begleitende kanibalische Dickhäutergefühl. So kann Schwarz und Weiß als Kontrast komisch wirken, wenn zwischen eine Schaar die Idee der Würde aufnöthigender schwarzer Priester plötzlich ein feister, weißer Kuchenbäcker in gleichem Tritt sich mengt; so kann der Kontrast von Feucht und Trocken, Klein und Groß humoristisch sein, wenn unter dem Ausruf „Gott sei Dank, daß wir im Trocknen sind!" Jemand in einen Waschkübel stolpert oder wenn mit einer Riesenbulldoge ein winziges Schoßhündchen trippelnd Schritt zu halten sich vergeblich bemüht.

So erscheint uns also der Humor im allgemeinen Sinne als eine besondere Disposition zu gleichzeitiger Betrachtung der Welt und ihrer Erscheinungen von zwei Seiten. Der humorvolle Mensch hat die Fähigkeit, überraschend schnell und überraschend suggestiv die zwei Seiten jedes Dinges aufzuspüren und die Janusköpfigkeit alles Irdischen vor Aller Blicken zu offenbaren. Damit suggerirt er ihnen einen eigenen Zustand elementar frappirender und glaubhafter Logiklosigkeit, den auch der Zuschauer oder Zuhörer nur auf dem Wege des ja so ansteckenden Gelächters loswerden kann. So ist denn der Humor auch gleichzeitig eine Weltanschauung, die unbesiegbar erscheint. Sie ist voraussetzunglos, durch nichts kaptivirbar, unbestechlich und erbarmunglos und fast ohne Irrthum, denn es giebt schlechterdings keine noch so ideale Erscheinung, die nicht durch die Blitzphotographie ihrer kontrastirenden Realität zugedeckt werden könnte, und es giebt keinen noch so realen Vorgang, den nicht der Zauberstab der Phantasie des letzten Erdenrestes entkleiden und in reinlichen Asbest hüllen könnte. Darum ist vom Erhabenen zum Lächerlichen der Schritt so klein, weil, je höher der Kothurn steigt, um so leichter ihm ein Bein zu stellen ist. Aber umgekehrt vermag auch im Lächerlichsten noch sich das Erhabene zu bekunden.

Darum gehört zum Humor solche ungemessene Dosis Phantasie, weil diese Himmelsgöttin ja auf dem schmalen Pfade der Ideen eben so sicher wandelt wie auf der Heerstraße der Trivialitäten. An einer absolut realen Sache, an einer allgemein giltigen Wahrheit schnell ihre Unzulänglichkeit in kühner Verallgemeinerung nachzuweisen, dazu gehört eben so Phantasie wie dazu, eine gespreizte Idealität im Handumdrehen vor den verzerrenden Spiegel der Realität zu stellen. Der Humor wirft der Idealität einen Knüppel von realem Holz zwischen die Beine, sie muß stolpern und damit

Hosted by Google

die Menschlichkeit ihres Beinwerkes selbst widerwillig erweisen. Das Ideal steht auf einem Faß mit dünnem Deckel: ein leiser Fußtritt der Realität und der Götze liegt in der Lauge. Die Idee ist eine Seifenblase: ein Sandkorn Wahrheit läßt sie platzen. Warum that sie auch so schön und erhaben, dies blutleere, zimperliche Ding! Aber auch das noch so Reale, Handgreifliche steht auf schwachen Füßen gegenüber der Kühnheit von Philosophen wie Kant oder Nietzsche, die unsere Wahrnehmungen schon als eine Halluzination und unsere Diesseitsgiltigkeit in Jenseitsnebel aufzulösen vermögen. Der echte Humorist ist immer interessant, weil immer unberechenbar. Nur Der kann Humor empfinden oder erregen, der im Stande ist, dies doppelte Gesicht gleichzeitig zu haben oder zu verleihen; der Humorist verborgt Brillen mit einem ideellen und einem realen Glase. Die einseitige, durch Vorurtheil und Sonderinteresse kaptivirte, stets logische und nur vernünftige Betrachtungweise der Welt ist die des Philisters; sie ist langweilig und automatenhaft. Humor ist eine Gabe, die angeboren sein muß, weil eine Doppelfunktion der Seele ihm zugehört. Die phantasievolle Anschauungweise der Vollmenschen ist vielseitig und mit Humor getränkt. Die Vernunft an sich und die Weisheit ist aus Stein oder Erz, Blut und Leben pulst der Humor erst in ihre starren Züge. Der geistvolle Narr und der lachende, weinselige Weise hat mehr Erkenntniß in die Welt gebracht als alle Schulphilosophen zusammen genommen. Sie sind ja doch nie wirklich zu vereinigen, diese beiden Wagschalen des Lebens, das Reale nnd Ideale, nur an den schwanken Hebelarmen der Phantasie lassen sie das Leben wägen und seinen wahren Werth bestimmen. Und welche Quelle rein physischen Gesundheitgefühles liegt in der Freude aus Herzensgrund! Ich halte die Komoedie unbedingt für hygienischer als die Tragoedie. Jene entlädt mein Gehirn von Sorgenwust und Tagesplage, diese fügt zum Problem meines eigenen Lebens noch das des fremden Geschickes. Gerade in diesem herrlichen Gefühl erhöhter Lebenslust beim Lachen liegt übrigens ein Hinweis auf die atavistische, früher um Lebensbejahung und -verneinung rotirende Bedeutung des Lachens. Von je her sind die Bahnen, auf denen sich das Gelächter auslöst, assoziirt mit dem positiven Gefühl gesteigerter und vermehrter Lebensfreude.

Für das Verständniß der einzelnen Formen des Humors ist zu bemerken, daß der Strom von Licht, der sich aus der Laterne humoristischer Lebensbeleuchtung ergießt, in gar verschiedenen Medien seelischer Grundstimmung gebrochen werden kann, so sehr auch im Einzelnen die Thatsache der Kontrastirung von zwei Phantasie- und Wirklichkeitströmen, dieser Assoziationknick im Gehirn, dieser knorrige Ast, gegen den die Säge der Logik auftreischt, sich überall nachweisen lassen muß, wenn anders unsere

Hosted by Google

Definition von dem gleichzeitigen Anprall kontrastirender Doppelvorstellungen Ueberzeugungskraft haben soll. Allerdings muß dabei festgehalten werden, daß alle humoristische Spannung der Seele entwickelungsgeschichtlich im Gefühl der eigenen Lebensbejahung wurzelt. So sind denn in der That manche Formen humoristischer Stimmung nichts als die Aeußerungen des Gefühles einer Ueberlegenheit über Andere. Die Schadenfreude ist deshalb die reinste Freude, weil mein eigenes Unversehrtheitgefühl im stärksten Kontrast zu der unbestimmt sympathischen Ahnung steht, daß auch ich mir unter gleichen Bedingungen hätte meinen Rock zerreißen, meinen Hut aufbeulen lassen, meinen Heller verlieren müssen. Allerdings wirkt auch hier der Kontrast um so sicherer Heiterkeit erregend auch suggestiv auf Andere, wenn die besondere vom Geschädigten praetendirte Form seiner künstlich aufgebauschten Erscheinung Etwas wie eine feindliche Gegnerstimmung von vorn herein aufkommen läßt. Dann gönnt man dem Praetendenten eines angemaßten Thrones so recht von Herzen den Zusammenbruch seines Talmisessels. Hier liegt der Schadenfreude oft ein Gefühl für humane Gerechtigkeit und Gleichheit zu Grunde; sehr oft ist eben Schadenfreude direkt durch praetentiöse, egoistische Aufgeblasenheit und Breitmacherei herausgefordert. Auch hier führt der Humorist zur Zertrümmerung einer gespreizten Illusion einen Hammerschlag gegen die Idee: der Stahl der Realität trifft die ideelle Glasglocke, daß die Splitter fliegen. Bei anderen Formen des Humors wieder ist von den ursprünglichen Empfindungen von Ja und Nein des Lebens nichts als nur noch das überraschend Unlogische übrig geblieben: so sehr hat sich die Funktion des Lachens von ihrem ursprünglichen Vollwerth entfernt. So losgelöst, giebt es natürlich tausend Varianten des selben Themas. Ich will versuchen, diese Variationen des überraschend Unlogischen zu formuliren.

Zunächst kann der Assoziationknick einzig und allein durch ein Wort erregt werden. Die roheste Form dieses vorzüglich auf überraschende Logiklosigkeit, springende Doppelbeziehungen angewiesenen Humors ist die Sucht, zu kalauern. In feinerem Sinne ferner das Wortspiel, das Bonmot. Immer wird hier ein Wort, ein Begriff unter falscher Maske eingeführt und, plötzlich die Maske rückwärtsgedreht, wird die Doppelphysiognomie bemerkbar. Hier sind natürlich Synonyma und erzwungener Gleichlaut, wie „Heils- und Heulsarmee", die Träger besonders frappirender Unlogik oder die raffinirten Verhüller scheußlicher Trivialitäten. Der Schmerz heuchelnde Wehruf bei solchen Kalauern beweist, daß bei dieser Form von Logik eine kleine Verrenkung, eine Knickung im Denkapparat vollzogen wird, was man den Kennern berliner Gepflogenheiten, glaube ich, nicht näher auseinander zu setzen nöthig hat. Uebrigens ist es geradezu verhängnißvoll, wenn Jemand sein Gehirn auf diese Wortantithese dressirt und sich zu einer

Hosted by Google

Art geistigen Jongleurs oder Schlangenmenschen ausbildet. Das kann förmlich zu einer Kalauermanie, einer leider verbreiteten Form von Geisteskrankheit, ausarten.

Wird der Kontrast durch ganze Sätze ausgedrückt, so erhalten wir die Antithese, das Paradox, das Aphorisma, das Aperçu. Auch hier werden logisch unvereinbare Dinge mit verblüffender Sicherheit in gegenseitigen Kontrast gestellt. Die Fliegenden Blätter enthalten eine Fundgrube solcher Weisheitsprüche in Form kontrastirender Antithesen. Wer sie sammelte, könnte ein Weisheitbuch herausgeben. Besondere Kontraste entstehen, wenn rein syntaktisch ein Satz anders konstruirt wird, als er in unser aller Bewußtsein ursprünglich lautete: „Lerne zu! Leyden"! (Lerne zu leiden!) Hierher gehören auch die fürchterlichen modernen Imperative: „Kaiser Wilhelm! Denk' mal!" „Platz! Vor dem Opernhause!" Es ist aber doch ein Beweis für die Auffuggerirbarkeit rhythmischer Antithesen, daß man solches Zeug nicht hören kann, ohne wenigstens zu lächeln. Der Kontrast ist erzwungen im Gehirn, — man kann ihn nicht abwehren, gerade so wenig, wie man den Lichtstrahl hemmen kann, wenn er einmal die Netzhaut getroffen hat. Wird die Kontraststimmung erzwungen durch raffinirtere und behutsamere Irreführung der Logik, so wird, wie in der Anekdote, der humoristischen Erzählung, künstlich die Phantasie in eine Sackgasse gelockt, ein historisches Kolorit auffuggerirt, — und plötzlich gelangt der Zuhörer an den Assoziationknick, an die Gedankengabelung, weil der Erzähler mit plötzlichem Ruck der elektrischen Bahn den Gegenstrom giebt. Dabei kann dann die Anekdote sowohl im Wortwitz wie im Satzwitz enden, d. h. der Kontrast kann durch einen Doppelsinn eines Begriffes oder durch doppelte Satzauffassung bedingt sein.

Es ist nur natürlich, daß die obszönen Witze hier eine hervorragende Stellung haben. Ich gebe gern zu, daß diese Witze manchmal von besonderer Trefflichkeit sind. Das kommt aber daher, daß die prüde Verhüllung aller, auch der natürlichen und an sich nicht obszönen Realitäten es dem Spötter so leicht macht, die Idee der guten Sitte und das Bedürfniß der Natur in eine Art sensationeller, rasch überrumpelnder Konflikte zu bringen. Die schlimmste Art ist natürlich die Zote, bei der es nur auf obszöne Kontrastirung von Einzelvorstellungen ankommt, während ein fein sexualistischer Kontrast auch den sensitivsten Geistern durch zierlichste Sinnverschlingung Heiterkeit zu erregen vermag. Wir schmunzeln mit Sympathie: die da gezeigten Menschlichkeiten sind ja auch die unseren. Aber diese Dinge müssen, um wahrhaft humoristisch wirken zu können, doch einen dezenten und fein umschleierten, intimen Charakter tragen. Uebrigens giebt es durchaus sentimentale und cholerische Formen dieser Kontrastirung von Pruderie und Naturbestimmung, wie der französische Sexualismus (Zola, Maupassant) und der Satanismus be-

Hosted by Google

weisen, aus denen oft ein gerechter Zorn gegen die kulturelle Verkümmerung und Verschnürung menschlicher Natürlichkeiten und gegen die gesellschaftliche Fesselung des Naturrechtes aufflammt.

Wird nun der Kontrast zweier Weltanschauungen dauernd von dem Humoristen festgehalten und dauernd dem Hörer oder Leser aufsuggerirt, so gelangen wir zur humoristischen Novelle, zum humoristischen Roman, zum Lustspiel. Unbedingt gehört auch hier zur Humorwirkung immer das Ueberraschende, Plötzliche, Unerwartete, um eine Lachstimmung zu erzeugen; denn der Konflikt der Ideen allein kann eben so gut zu Tragik oder zum Problem wie zur Humoreske verwandt werden, erst die Art der Behandlung ergiebt die Variante: die Tragik erörtert langsam und unerbittlich logisch auf beiden Seiten konsequent die widerstreitenden Ideen, sie erweist sie beide als berechtigt und läßt die eine oder die andere Weltanschauung scheitern; das Problemstück kommt überhaupt zu keiner definitiven Entscheidung, sondern zu einem Fragezeichen; die Humoreske läßt plötzlich in überraschender Weise das Ideale am Felsen alltäglicher Vernünftigkeit zerschellen. Man erinnere sich nur, wie im Don Quixote die kranke ritterherrliche Illusion stets an der Mehlsack-Festigkeit des kerngesunden Sancho zergehen muß wie die Butter an der Sonne und wie bei Goethe die sentimentale, weichliche Wolkenlangerei des Dr. Faust von der cynisch-grandiosen Sicherheit des Teufels zerzaust wird. Für den künstlerischen Humor, d. h. für die aktive Erzeugung humoristischer Stimmung, ist der Besitz des Musenkusses unerläßlich. Jeder große Humorist ist auch ein großer Dichter. Die dichterische Erzeugung des Humors ist Eins mit einer großen, frei schaltenden und waltenden Phantasie, die im Reich des Realen eben so gut zu Hause ist wie auf den Gletscherhöhen des Idealen. „Wurzelnd mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde", darf nur eine solche Phantasie es sich erlauben, neugierig ihr Lockenhaupt in die Wolken zu strecken, um es zum Totlachen komisch zu finden, daß auch jenseits von Gut und Böse nur mit Wasser gekocht wird. Der die humoristischen Gestalten produzirende Mimiker bedarf neben einer dem Dichter kongenialen Phantasie einer stark physisch wirkenden Suggestivfähigkeit: er muß sein können, was er scheint. Versagt dem Dichter oder dem Mimen die Fähigkeit, ihre innere Anschauung zu suggeriren, so verfallen sie dem passiven Humor, der tragische Seiten hat. Ihm verfällt auch jedes ernste Wollen, wenn dem prätentiösen Anlauf die Unzulänglichkeit des Menschlichen unvermuthet und plötzlich ein Bein stellt... Ich muß leider darauf verzichten, an dieser Stelle näher auseinanderzusetzen, in welcher Weise das Humoristische allein in dem Medium der Situationen vielstrahlig gebrochen werden kann. Die Situationkomik nimmt ja den breitesten Raum auf den Brettern der Bühne ein und es ist jedem Theaterbesucher nun gewiß leicht, in jedem Falle nachzuweisen,

Hosted by Google

warum diese oder jene Situation humoristische Stimmungen erzeugt, warum ein Lächeln mit prasselnden Lachsalven von oft lawinenähnlicher, elementarer Gewalt wechselt. Je schärfer und plötzlicher kontrastirt von Dichtung und Regie die Situationen herausgearbeitet, je weiter die Funkenkonduktoren durch gespaltene Phantasiethätigkeit von einander gesperrt sind, um so sicherer wird die Katastrophe im Schachte der unterminirten Logik herbeigeführt und um so energischer wird der induzirte Energiestrom auf die Telegraphendrähte zum Ministerium der Heiterkeit abgelenkt. Irrthum, Verwechselung, Täuschung, Vermummung, Verstellung sind hier die fast schon farbenblassen Requisiten, die aber an einer gewissen Unsterblichkeit zu leiden scheinen. Die Operette und komische Oper mit ihrem Liebeshumor, dem graziösen Schäferspiel, die Posse und der Schwank, die sich die gewagtesten Situationen erlauben dürfen, bis hinauf zum echten Lustspiel, das die reale Wahrheit einer sozialen oder individuellen Idee in Kontrast mit den schiefen, egoistischen Gesellschaftstrieben zu stellen versucht: sie alle fristen ihr Leben nur, wenn sie im Einzelnen wie im Ganzen Bewußtsein, Wahrnehmung, Phantasie, Reflexion zu fortwährenden gegenseitigen Bocksprüngen zu zwingen vermögen. Eine richtige Burleske muthet uns geradezu eine geistige Zickzackepilepsie der wechselndsten, plötzlichen Ein- und Ausschaltungen unserer Phantasie zu, so daß uns die kontrastirenden Ideen im Schädel herum fliegen wie die Erbsen in einem geschüttelten Topf. Uebrigens will ich nicht vergessen, zu erwähnen, daß im gewöhnlichen Leben gerade bei der sentimentalsten Gemüthsverfassung, bei feierlichen, ja der Trauer geweihten Situationen der Humor, dieser Dieb aller Würde, einen wahren Einbruch in das Allerheiligste unserer Vorstellungen wagen darf. Es war unbegreiflich komisch, als meine Großtante am Sarge einer Verwandten bei einem Rührungskollaps aller Anwesenden statt des Taschentuches eine in der Eile eingesteckte Nachtmütze aus ihrem weitfaltigen Kleide zog, um sich damit die Thränen zu trocknen. Es war von rührender Komik, als ein treuer, greiser Ehegatte, dem seine gute Alte gestorben war, ans Bett der Leiche eine Riesen-Kaffeetasse brachte und diese leider zwecklose Handlung also motivirte: „Ich hab'n ihr nun zwanzig Jahre jeden Morgen so ans Bett getragen, nun kanns schon noch drei Tage so bleiben!" Das ist eine Form von Humor, die an melancholischen oder Galgenhumor streift. Sicher ist, daß Feierlichkeiten der prunkvollen Trauer leicht umspringende, humoristische, spöttische, komische Gegenströme freimachen, die oft einen besonders explosiven Charakter aus gespannter Kontrastirung erhalten können. Es ist nicht schön, aber wahr, daß die Menschen niemals so ausgelassen zu werden geneigt sind wie nach einer großen Beerdigung, und die rohe Sitte der Schmausereien nach solchen Akten beweist nur diesen realistischen Lebenbethätigungtrieb selbst angesichts des Todes, der mit zu Tische sitzt.

Hosted by Google

Diesen objektiven Schattirungen der humoristischen Kontraste durch Sprache, Personen und Situationen reiht sich nun die Nuancirung an, die der Humor erfährt durch die vielstrahlige Brechung an der psychischen Disposition des Individuums oder einer ganzen Rasse, durch das Prisma des Temperamentes. Ich kann hier nur skizziren, daß vom Wesen des Temperamentes Dessen, auf den unsere Kontraste von Idee und Realität wirken, eine jede die besonderen Formen des Humors: Komik, Possirlichkeit, Hohn, Geißelung, Ironie, Satire, Spott, Witz, Schalkhaftigkeit, Grazie, Galgenhumor, Drolligkeit, komische Exzentrizität, direkt abhängig sind. Je nachdem ein Individuum von sanguinischem, cholerischem, phlegmatischem, melancholischem, resignirtem, pedantischem, nervösem, phantastischem Grundtemperament ist, je nachdem in einem Volke dieses oder jenes Temperament vorherrscht: in zwingend paralleler Weise äußert sich auch sein Humor in besonders wohlcharakterisirten Formen,' wobei natürlich, wie bei den Temperamenten, die Uebergänge und verwandte Dispositionen eine Kombinationen- und Variationenreihe völlig unbegrenzter Buntscheckigkeit zuläßt. Auch muß bemerkt werden, daß auch bei der selben Person die Grundstimmungen variiren; wir haben nicht immer ein gleichwinkliges Prisma, nicht immer eine gleichmäßige Grunddisposition in unserem Gemüth; wir können eben noch phlegmatisch sein: im nächsten Augenblick macht uns ein Reiz sanguinisch oder cholerisch; oder unsere Morgenmelancholie und unsern Aufstehpessimismus stimmt ein Täßchen Kaffee, ein Gläschen Cognac in beweglicheren Optimismus; und wieder ein anderes Mal treffen die Komplementärfarben der beiden Weltbilder auf ein Eisprisma von Indolenz, Phlegma und Resignation.

Unstreitig ist auch das Komische nur eine besondere Form des Humoristischen: sie sind Zwillingsgeschwister der Bastardehe zwischen Ideal und Real. Im Humor sehe ich eine subjektive oder objektive Gemüthsverfassung, die Komik ist ein subjektives oder objektives Mittel, diese Gemüthskonferenz herbeizuführen. Mir will scheinen, daß zur komischen Wirkung ein gewisser phlegmatisch-pedantischer Rhythmus der Aktionen gehört, der diese dem Drolligen verwandte Wirkung ausübt. Der gewissermaßen verhaltene, scheinbar unbekümmerte, unengagirte, trockene Humor ist um so komischer, je gleichmäßiger und verhaltener seine rhythmische Aktion nebst der ihm begleitenden Mimik gestaltet ist. Er verzieht keine Miene, der Träger des trockenen Humors; eine beinahe apathische Typizität seines Gesichtsausdruckes trägt dazu bei, den Kontrast seiner realen Opposition gegen die Illusion auf rhythmischem, Imitation erzwingendem, d. h. ansteckendem Wege zu verstärken. Man betrachte daraufhin einmal aufmerksam unsere Komiker, Engels, Guthery, Thomas, Alexander, Vollmer, Bendix. Bei Allen ein ganz bestimmter typischer Rhythmus ihrer Bewegungen, eine gewisse scheinbar

Hosted by Google

unbetheiligte Gleichförmigkeit und schalkhafte, absichtliche Lässigkeit ihres Gesichtsausdruckes: hängende Mundwinkel, pedantische, schläfrige oder närrisch verkniffene Augen, Mundspitzen, schlürfenden, ziehenden Gang, schleppende oder besonders singende, meist monotone, typische Sprache im Indifferenzton, dazu womöglich refrainartige, immer wiederkehrende Gesten und sprichwortähnliche und scharf pointirte Satzbildung. Es ist der besonders kontrastirende, gleichmäßige, scheinbar träge, pedantische Rhythmus, der die Komik macht, auch beim Tappen des Bären, bei den Bewegungen der Dickhäuter, bei denen wir eben wie beim passiv oder aktiv komischen Menschen ein besonderes Phlegma, eine besondere närrische Indolenz und langsame Leitung gegen die schnellen Reizwechsel des Lebens vermuthen. Sanguinische Thiere, die Katzen, die Hunde, die Mäuse, nennen wir gleichfalls drollig, ihr schnellerer Rhythmus giebt aber ihrer Komik etwas dem Schnippischen, dem Schalkhaften, dem Possirlichen Verwandtes. Es kann also unstreitig der Rhythmus, in dem der Kontrast sich kundgiebt, die Formen des Humors modeln und färben. Entscheidender aber ist für die Aeußerungweise der empfundenen oder dargestellten Kontraststimmung dennoch das Temperament, weil ja auch der Rhythmus geistiger Bewegung wesentlich vom Temperamente bestimmt ist. So wird der Sanguiniker sich meist des schnell kontrastirbaren Wortwitzes bedienen, wie auch der geistreiche Witz, das Aperçu, fast das ausschließliche Mittel des Humors des sanguinischsten Volkes, der Franzosen, ist. Dem Choleriker ist der Hohn, die Geißelung, die Ironie, die Satire das Mittel der Kontrastirung; und die besondere Grazie der Spanier hat den wundervollen Ritterhumor des Cervantes im Don Quixote gezeitigt, diesem unverwüstlich ehernen Monument humoristisch-wehmüthiger Weltanschauung. Die sanfte Melancholie der Germanen äußert sich in dem einzigen, herzenstiefen, gemüthvoll sentimentalen Humor, dem wir die überquellenden Labtränke aus den Meisterwerken eines Dickens, Reuter, Gottfried Keller, Raabe und Anderer verdanken. Heines gemischt cholerisch-sentimentales Temperament zeitigte die poetischen Blüthensträuße, in denen Rosen um Dornenkronen geflochten sind, darin wechselnd Thau- und Blutstropfen aufleuchten. Der Amerikaner, dessen Seele nach großen Dimensionen hastet, erzeugte auch einen phantastischen, großdimensionalen, exzentrischen Humor, der in Edgar Poë, Mark Twain, Bret Harte die schöpferischen Organe erhalten hat. Endlich führt der Lebensverzicht, die tiefe Resignation, zu einer Form der Kontrastirung des eigenen, reell verlorenen Daseins mit einer bewußt ideellen, aber unlogischen Lebensbejahung zum Galgenhumor, dessen Typus jener Verbrecher verkörpert, der, auf dem Karren zum Schaffot geführt, der herbei strömenden Menge zurief: „Kinder, lauft nicht so: ehe ich nicht komme, geht es ja doch nicht los!“ Hier ist der Kontrast geradezu

Hosted by Google

umgekehrt. Während sonst der Humorist tief innerlich sein Leben bejaht und es doch in der Idee gleichsam spielend entwerthet, fühlt der arme Schächer sein Leben verloren und bejaht es spielend nur in der Idee. Das ist typisch für jede Form von Galgenhumor.

In jedem Falle ist also der Humor eine angeborene Gabe der vielseitigen Betrachtungfähigkeit der Welt und ihrer Erscheinungen, so verwandt der Kunst, weil er, wie sie, des Rhythmus so dringend bedarf, Kunst aber Rhythmus ist, verwandt der Philosophie, weil er, wie sie, die Wahrheit über Alles liebt, verwandt endlich und entsprungen aus dem tiefsten Schachte des Gemüthes, wo die Edelsteine Gerechtigkeit und Menschlichkeit ihre ewigen Kristalle wahren. Der Humor ist ein unbestechlicher Richter, er ist eine Majestät, die mit einem Worte dekretirt: es soll dem Rechte freier Lauf gelassen werden; ein Henker, der den Betrügern den Lügenflitter und die Maske vom Antlitz reißt, ein Evangelist, der es versteht, die starren Formeln der sozialen Fragen selbst mit einem Himmelslächeln zu lösen, und ein Tröster, der über alle Noth Goldkörner des reinen Gewissens und des unvernichtbaren Muthes der Persönlichkeit streut. „Blankes Schwert erstarrt im Hiebe", wenn der Witz die Klinge kreuzt; und für manches drohende Gewitter ward ein einziges Scherzeswort zu rechter Zeit schon oft ein Blitzableiter, der den blauen Himmel heiterer Einigkeit herbei zauberte. Der Humor ist ein Erzieher des Volkes, ein Dokument seines Gemüthslebens, eine Schatzkammer des Reichthumes seiner Seele.

Dr. Karl Ludwig Schleich.

Generationen.

In unseren Stuben riecht es am Donnerstag nach Tomaten, am Sonntag nach Gänsebraten und jeden Montag ist Wäsche. So sind die Tage: der rothe, der fette, der seifige. Außerdem giebt es noch die Tage hinter der Glasthür; oder eigentlich einen einzigen Tag aus Kühle, Seide und Sandelholz. Das Licht darin ist gesiebt, fein, silbern, still; Ruß, Sturm, Lärm und Fliegen kommen nicht mit herein wie in alle anderen Stuben. Und doch ist nur die Glasthür dazwischen; aber sie ist wie zwanzig eherne Thore, oder wie eine Brücke, die nicht enden will, oder wie ein Fluß mit einer unsicheren Fähre von Ufer zu Ufer.

Selten kommt Jemand hinüber und erkennt nach und nach, tief in der Dämmerung: über dem Sofa, groß, in Goldrahmen, der Großvater, die Großmutter. Es sind enge, ovale Brustbilder, aber Beide haben ihre Hände hineingehoben, so mühsam Das gewesen sein mag. Es wären keine Portraits ge-

Hosted by Google

worden ohne diese Hände, hinter denen sie leise und bescheiden hingelebt haben, alle Tage lang. Diese Hände hatten das Leben gehabt und die Arbeit, die Sehnsucht und die Sorge, waren muthig und jung gewesen und sind müde und alt geworden, während sie selbst nur fromme, ehrfürchtige Zuschauer dieser Geschicke waren. Ihre Mienen blieben müssig irgendwo weit vom Leben und hatten nichts zu thun, als einander langsam ähnlich zu werden. Und in den Goldrahmen über dem Sofa sehen sie wie Geschwister aus. Aber dann stehen mit einem Male ihre Hände vor den schwarzen Sonntagskleidern und verrathen sie.

Die eine, hart krampfig, rücksichtlos, sagt: So ist das Leben. Die andere, blaß, bang, voll Zärtlichkeit, sagt: Sieben Kinder — oh! Und einmal ist der blonde Enkel dabei, hört die Hände und denkt: diese Hand ist wie der Vater, und meint die harte, narbige damit. Und vor der bleichen Hand fühlt er: wie die Mutter ist sie. Die Aehnlichkeit ist groß; und der Knabe weiß, daß die Eltern sich nicht gern so sehen mögen; deshalb kommen sie selten in den Salon. Sie passen in die Stuben, die voll sind von lautem Licht, und in den Wechsel der Tage, die bald roth von Tomaten, bald dumpf von Soda sind. Denn Das ist das Leben. Und es bleibt Alles in ihren Zügen hängen wie einst an den Händen der Großeltern. Ein paar Hände sind sie und nichts dahinter.

Hinter der Glasthür sind seltsame Gedanken. Die hohen, halbblinden Spiegel wiederholen immerfort, als müßten sies auswendig lernen: der Großvater, die Großmutter. Und die Albums auf der gehäkelten Tischdecke sind voll davon: Großvater, Großmutter, Großvater, Großmutter. Natürlich stehen die steilen Stühle ehrfurchtvoll herum: als ob sie einander eben erst vorgestellt wären und gerade die ersten Phrasen tauschten: „Sehr angenehm“ oder: „Sie gedenken, lange hier zu bleiben?“ oder so etwas Höfliches. Und dann verstummen sie ganz, sagen gleichsam: „Bitte“, wenn die Spieluhr beginnt: „Tingilligin . . .“ Und sie singt mit ihrer welken, winzigen Stimme ein Menuet. Das Lied bleibt eine Weile über den Dingen und sickert dann in die vielen dunklen Spiegel hinein und ruht in ihnen wie Silber in Seen.

In einer Ecke steht der Enkel und ist wie von van Dyck. Er möchte so heißen, daß man seinen Namen zur Spieluhr singen könnte, denn er hat plötzlich das Gefühl: Kampf und Krankheit sind es nicht, auch nicht die Sorgen und das tägliche Brot und der Wäschetag und alles Andere, was mit uns draußen in den engen Stuben wohnt. Das wirkliche Leben ist wie dieses „Tingilligin“ . . . Es kann nehmen und schenken, kann Dich Bettler rufen oder König und tief oder traurig machen je nachdem, — aber es kann nicht das Gesicht bang oder zornig verzerren und es kann auch — verzeih, Großpapa — es kann auch die Hände nicht hart und häßlich machen wie Deine.

Das war nur so ein breites, dunkles Gefühl in dem blonden Knaben. Wie ein Hintergrund, vor dem andere kleine Kindergedanken standen wie Bleisoldaten. Aber er empfand es doch und vielleicht lebt ers einmal.

Schmargendorf. Rainer Maria Rilke.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Die beliebtesten Symphonien und symphonischen Dichtungen des Konzertsaals, erläutert von E. Humperdinck, Dr. H. Riemann, Prof. J. Knorr und Anderen nebst einer Einleitung über die Entwickelung und Bedeutung dieser Kunstformen. Verlag von Bechhold in Frankfurt a. M.

Die Leser, die die „Musikführer" des Verlages von Bechhold, jene allgemein verständlich abgefaßten, mit zahlreichen Notenbeispielen illustrirten Erläuterungen von Meisterwerken der Tonkunst, schon kennen, werden, gleich Jenen, die bisher solche populäre Besprechungen vermißten, mit Freude das Erscheinen dieser Novität begrüßen. Der Verlag hat es unternommen, in dem vorliegenden Bande (dem fünften von „Musiker und ihre Werke") ein Sammelwerk für den Konzertbesucher und Musikfreund zusammenzustellen, das mit seiner Reichhaltigkeit und Anordnung des Materials allen Ansprüchen gerecht werden dürfte. Auf 411 Seiten Text bietet das Buch die bedeutendsten Symphonien und symphonischen Dichtungen von Haydn bis auf unsere Tage so dargestellt, daß jeder einigermaßen musikkundige Laie sich ohne Mühe an der Hand der Besprechungen in das Verständniß der Kompositionen hineinleben kann. Jeder Sondererläuterung ist ein Vorwort über Entstehung, Erstaufführung des Tonstückes, auch eventuelle Bemerkungen des Autors über sein Opus u. s. w. enthaltend, beigefügt. Damit jedoch der Kunstfreund das Schaffen der Meister in den Kunstformen der Symphonie und symphonischen Dichtung besser verstehen und sachgemäß beurtheilen könne, wurde der Sammlung eine Einleitung vorangestellt, die es sich zur Aufgabe macht, die geschichtliche Entwickelung dieser Kompositionformen leichtfaßlich und interessant zu berücksichtigen, so daß die Leser in dieser Abhandlung Alles finden, was auf die Entstehung und Fortentwickelung der erläuterten Werke in ihrer äußeren und inneren Gestaltung Bezug hat. Die Einzelwerke und ihre Schöpfer treten durch diese gemeinsamen, vom Verfasser besonders hervorgehobenen Beziehungen zur Gesammtentwickelung in einen innigen Konnex und werden so vom Leser bezw. Hörer als nothwendige Glieder einer von Meisterhänden geschaffenen Kette empfunden und gewürdigt. Die Einzelerscheinungen streben auf diese Weise zum Ganzen; und vom Ganzen aus wird wiederum das Einzelne verstanden. Das Buch ist in handlicher Form und vorzüglicher Ausstattung (elegantem Leinwand-Einband) für fünf Mark zu kaufen.

Frankfurt a. M. A. Pochhammer.

Sebastian Kluge. Ein Volksbuch von C. G. Salzmann. (Geb. 1744, gest. 1811.) Für die Gegenwart bearbeitet von Eugen Isolani. Mit einem Geleitwort vom Lic. Dr. Karl Leimbach, Kgl. Provinzialschulrath in Breslau. Glogau, Verlag von Karl Flemming.

C. G. Salzmann, der edle Menschenfreund, war nicht nur ein Erzieher der Jugend, der seine berühmte Gründung, die schnepfenthaler Erziehunganstalt,

Hosted by Google

gewidmet war, sondern auch ein Lehrer und Unterweiser des gesammten Volkes, dem er seine Erzählungen schenkte. Es wäre nach meiner Ansicht ein Verlust, wenn diese ausgezeichneten Volksschriften dem deutschen Volk verloren gehen sollten. Aber ein einfacher Neudruck dieser Erzählungen wäre keine Wiedergewinnung, denn Salzmann stand als Schriftsteller viel zu sehr im Banne seiner Zeit, als daß das Volk, für das er seine Erzählungen schrieb, in unseren Tagen diese Schriften verstehen oder auch nur an ihnen Geschmack finden könnte. Ich habe deshalb den Versuch gemacht, den Inhalt einer Erzählung Salzmanns den heutigen Lebensverhältnissen dadurch anzupassen, daß ich theils einige Kapitel seiner in die Form einer einfachen Lebensgeschichte gekleideten Erzählung ausmerzte, andere ummodelte, auch Weniges hinzufügte und im Ganzen so zart vorging, daß, wie ich glaube, der „Sebastian Kluge" doch eine echt salzmannische Gestalt geblieben ist, deren Gewandung nur ein Bischen modernisirt wurde. Daß mir bei dem ersten Schritt, den ich auf dem Wege der Wiedergewinnung dieser Schriften that, gleich die Unterstützung pädagogischer Kreise zu Theil ward, da, ohne mein Zuthun, ein so hervorragender Schulmann wie Leimbach auf Veranlassung der Verlagshandlung dem Buch ein freundliches Geleitwort gab, bin ich wohl berechtigt, als eine dankenswerthe Anerkennung meiner Bestrebungen aufzufassen.

Dresden. Eugen Isolani.

Ursprung und Zweck der Poesie. Karl Henckell & Co., Zürich.

Hochgeehrter Herr Harden, in den letzten acht Monaten sind rasch hinter einander eine Anzahl kleinerer Schriften von mir erschienen. Die erste Schrift behandelt den „Ursprung der Poesie". Bekanntlich hat Aristoteles den Ursprung der Poesie in den Nachahmungtrieb gelegt. Ich halte diese Meinung für falsch. Aristoteles hat die mehr äußerliche Mache des Artisten oder gar Handwerkers nicht recht von der wesentlich aus dem Inneren schaffenden Kraft des Künstlers zu scheiden gewußt. Die echte Poesie hat ihren alleinigen Ursprung in der Leidenschaft, und zwar in der vornehmlich unbefriedigten Leidenschaft, so daß man sie auch ohne Weiteres eine Tochter des Leides nennen kann. Ein solches dichterisch fruchtbares Leid aber entspringt wiederum einzig dem Gegensatz von ursprünglicher Natur und gesellschaftlicher Unnatur. Die zweite Schrift, „Dichterische Idole", unternimmt es, an zwei leuchtenden Beispielen nachzuweisen, was auf dem Gebiete des Liedes *nicht* Poesie ist. Nach ihr sind Horaz und Heine nicht mehr echte, d. h. naive Dichter, sondern lediglich Artisten der Empfindsamkeit und der Verständigkeit. Die dritte Schrift, „Das Wesen des Tragischen in alter und neuer Zeit", erlaubt sich, die lessingische Uebertragung und Erläuterung des allbekannten aristotelischen Satzes über Bord zu werfen. In der Voraussetzung, auch Aristoteles habe schon gewußt, daß Mitleid und Furcht keine Leidenschaften, sondern nur Gefühlsregungen seien, und auf Grund der tragischen Wirkungen, die shakespearische Tragoedien auf eine leidenschaftlich bewegte Seele auszuströmen pflegen, habe ich dem griechischen Satz nachstehende Uebersetzung gegeben: „Die Tragoedie ist die Nachbildung einer ernsten, in sich geschlossenen Handlung, die durch Erregung von Mitgefühl die Befreiung der menschlichen Brust von der

Hosted by Google

Leidenschaft überhaupt bewirkt." Die Anregung zu dieser Schrift verdanke ich zum Theil dem ganz vortrefflichen Jakob Bernays — nicht mit Michael zu verwechseln —, der als Einziger seit hundert und mehr Jahren den aristotelischen Satz mit Ein- und Umsicht erörterte ... und dafür verdientermaßen gänzlich in Vergessenheit gerieth. Die vierte Schrift trägt den Titel: „Konrad Ferdinand Meyer oder die Kunstform des Romans". Angesichts der unförmlichen Masse, die jahraus, jahrein unter dem Namen „Roman" auf den literarischen Markt geworfen wird, und angesichts der kunstvoll beschränkten Gebilde, mit denen große Dichter ab und zu den für Kunst empfänglichen Sinn zu beglücken verstanden, schien es endlich einmal an der Zeit, die Frage nach einer „Kunstform" des Romans ausführlicher zu beantworten. Diese vier Schriften sind unter dem Gesammttitel „Ursprung und Zweck der Poesie" erschienen. Ihr ganz ergebener

Wien. Emil Mauerhof.

Merkzettel, Charlottenburg, 1898. Verlag von Max Simson.

Als ich in Ihrem geschätzten Blatt zum ersten Male das Wort „Selbstanzeige" las, hatte es für mich einen entschieden kriminalistischen Beigeschmack. Da hat Jemand ein Verbrechen begangen und nun zeigt er sich selbst an. Er übergiebt sich mit gebundenen Händen dem Gericht und hofft, durch das offene Bekenntniß wenigstens mildernde Umstände zu erwirken. Heute bin ich ebenfalls geständig. Ich habe eine neue Sammlung von Epigrammen veröffentlicht, aber auf mildernde Umstände werde ich kaum rechnen dürfen, da ich schon zum dritten Male rückfällig bin. „Aus heiterem Himmel" nannte sich die erste Sammlung, nach mehreren Jahren erschien die zweite unter dem Titel „Aufrichtigkeiten" und nun bringe ich in den „Merkzetteln" zum dritten Male vor die Leser, was mir über Leben und Gesellschaft, Literatur und Theater, alte und neue Kunst in den Sinn gekommen ist. Sind Irrthümer darunter, so tröstet mich das Bewußtsein, daß man sie leicht entdecken wird, denn in den kargen Raum von vier Zeilen lassen sich Thorheiten nicht so leicht verstecken wie in umfangreichen gelehrten Büchern. Vieles ist aus der Anregung des Tages unmittelbar entsprungen; andere Xenien suchen wieder mit der erlaubten Knappheit eines Richterspruches die Summe aus einer langen Reihe von Eindrücken zu ziehen. Der Autor hat nicht die Sprüche, — die Sprüche haben den Autor gefunden... Und wenn diese Pfeile hier und da, in fröhlicher Unverschämtheit, über die Grenze schnellen, so sei es gestattet, den Sprüchen des Buches als Epilog noch einen neuen hinzuzufügen:

„Die Wahrheit geht selten auf ohne Bruch
In einem gedrängten, wortkargen Spruch.
Doch giebts da nicht Klauseln noch Verwahrungen ...
Sind eben Endreime von Erfahrungen."

Oscar Blumenthal.

Hosted by Google

Rothschilds Geige.

Das Städchen war klein, elender als ein Dorf, und in ihm wohnten fast nur alte Leute, die ganz vereinzelt starben. Im Krankenhaus aber und in der Strafanstalt wurden wenige Särge gebraucht. So ging das Geschäft recht schlecht. In einer Gouvernementsstadt hätte Jakob als Sargmacher sicher ein Haus sein Eigen genannt; hier lebte er kümmerlich wie ein Mushik in einer alten Hütte mit nur einem Zimmer. In diesem Zimmer hausten: er, Marfa, ein Ofen, eine zweischläferige Bettstelle, die Särge, die Hobelbank und sämmtliches Hausgeräth. Jakob machte schöne Särge, dauerhafte..., Mushiks und Bürgersleuten, Jedem nach seinem Maß, wobei nie ein Versehen vorkam, da größer und stärker als er, trotz seinen siebenzig Jahren, Niemand war, auch im Gefängniß nicht; bei Vornehmen aber und Weibern nahm er mit einer eisernen Elle Maß. Aufträge auf Kindersärge nahm er höchst ungern an, führte sie nach Gutdünken aus und bemerkte jedesmal, wenn er Bezahlung erhielt: „Muß sagen: viel Vergnügen hat man nicht davon."

Außer dem Handwerk brachte ihm noch etwas Anderes kleinen Verdienst ein: sein Geigenspiel. Auf Hochzeiten im Städtchen musizirte meist eine Judenkapelle, unter dem Klempner Moses Schafkäs, der über die Hälfte der Einnahme stets für sich behielt. Und da Jakob sehr schön Geige spielte, namentlich russische Lieder, so lud Schafkäs ihn manchmal für fünfzig Kopeken den Tag, ohne die Geschenke von den Gästen, in sein Orchester ein. Wenn Jakob dann im Orchester saß, begann zunächst sein Gesicht zu schwitzen und sich zu röthen; denn es war heiß und roch zum Ersticken nach Knoblauch; die Geige winselte; am rechten Ohr röchelte der Kontrabaß, am linken weinte die Flöte, die ein dünner, fuchsrother Jude mit einem ganzen Netz rother und blauer Aederchen im Gesicht spielte. Er führte den Namen des bekannten reichen Mannes Rothschild. Und dieser Rothschild hatte die verfluchte Angewohnheit, die allerlustigsten Stücke traurig zu spielen. Ohne jeden ersichtlichen Grund wurde Jakob allmählich von Haß und Verachtung gegen die Juden erfüllt, namentlich gegen Rothschild; er suchte Händel mit ihm, beschimpfte ihn und wollte ihn einmal sogar prügeln. Rothschild that beleidigt, sah Jakob grimmig an und sagte: „Wann ich Se nich verehrte ums Talent, wärn Se längst hinausgeflogen." Dann weinte er. Dieses Streites wegen wurde Jakob nur selten, im Falle äußerster Noth, wenn einer der Juden fehlte, ins Orchester gebeten.

Jakob war niemals gut gestimmt, da er beständig große Verluste erlitt. Sonntags zum Beispiel und an Feiertagen war Arbeiten Sünde; der Montag war ein Unglückstag, — und so kamen gegen zweihundert Tage im Jahr zusammen, an denen man die Hände in den Schoß legen mußte. Das war ein Verlust. Wenn in dem Städtchen eine Hochzeit ohne Musik gefeiert wurde oder wenn Schafkäs den Jakob nicht einlud, so war Das wieder ein Verlust. Der Polizeiinspektor lag zwei Jahre krank — er litt an der Auszehrung — und Jakob wartete voll Ungeduld, bis er sterben würde; aber der Inspektor fuhr zur ärztlichen Behandlung in die Gouvernementsstadt und da überfiel ihn der Tod. Das bedeutete einen Verlust von mindestens zehn Rubeln, denn der Inspektor hätte einen theuren Sarg bekommen. Die Verlustgedanken beschäf-

Hosted by Google

tigten Jakob meist nachts; neben ihm auf dem Bett lag die Geige, und wenn die dummen Gedanken durch den Kopf zogen, berührte er die Saiten; die Geige gab in der Dunkelheit einen Ton von sich; dann wurde ihm leichter.

Am sechsten Mai des vorigen Jahres wurde Marfa plötzlich krank. Die Alte athmete schwer, trank viel Wasser und taumelte; aber trotzdem heizte sie morgens den Ofen und ging nach Wasser. Abends legte sie sich. Jakob spielte den ganzen Tag Geige. Als es dunkel ward, nahm er das Buch, in das jeden Tag die Verluste eingetragen wurden, und begann, aus Langeweile, den Jahresüberschlag zu machen. Kamen über zweitausend Rubel heraus. Das erschütterte Jakob so sehr, daß er das Buch zu Boden warf und mit Füßen trat. Und wieder rechnete er lange und athmete schwer. Er überlegte, daß diese tausend Rubel, auf die Bank getragen, jährlich an Zinsen brächten . . . na, mindestens vierzig Rubel; natürlich wieder Verlust! Kurz, man mochte sehen, wohin man wollte; überall Verlust und nichts als Verlust!

„Jakob", rief Marfa plötzlich, „ich sterbe!"

Er sah sein Weib an. Ihr Gesicht war röthlich von der Hitze und ungewöhnlich hell und fröhlich. Jakob kannte es nicht anders als blaß, furchtsam und unglücklich; er wurde bestürzt. Es sah wirklich aus, als stürbe Marfa und wäre froh, aus dieser Hütte, von den Särgen und von Jakob fortzukommen. Sie schaute an die Decke und bewegte die Lippen und ihr Gesichtsausdruck war verklärt, als sähe sie den Tod, ihren Befreier, und flüsterte mit ihm.

Es dämmerte bereits, durch das Fenster konnte man die Morgenröthe brennen sehen. Jakob betrachtete die Alte; und dabei fiel ihm plötzlich ein, daß er sie ihr ganzes Leben lang nicht einmal freundlich behandelt oder bedauert habe, daß er nicht einmal auf den Gedanken gekommen war, ihr ein Tüchlein zu kaufen oder von den Hochzeiten etwas Süßes mitzubringen, sondern sie nur angeschrieen, wegen der Verluste ausgescholten hatte und mit geballten Fäusten auf sie losgegangen war. Allerdings hatte er sie nicht geschlagen, aber sie ward doch eingeschüchtert und blieb jedesmal starr vor Schreck. Ja, er ließ sie nicht einmal Thee trinken, weil die Ausgaben auch so schon groß genug waren; und sie trank heißes Wasser. Und er verstand, warum ihr Gesicht jetzt so sonderbar und fröhlich war, und ihm wurde recht schwer ums Herz.

Als der Morgen kam, lieh er vom Nachbarn ein Pferd und fuhr Marfa ins Krankenhaus. Hier war eine ganze Anzahl Kranker versammelt; er mußte also warten, drei Stunden lang. Zu seiner Freude empfing die Kranken nicht der Doktor, der selbst krank war, sondern der Feldscher Maxim Nikolaitsch, von dem es in der Stadt allgemein hieß, daß er, obgleich ein Trinker und Grobian, doch mehr verstände als der Doktor selbst.

„Ergebenst guten Tag", sagte Jakob, als er die Alte ins Empfangszimmer geführt hatte. „Entschuldigt, daß wir Euch immer mit unseren Kleinigkeiten belästigen. Belieben zu sehen, mein Gegenstand ist erkrankt, die Lebensgefährtin, wie man sich ausdrückt, entschuldigt das Wort . . ."

Die grauen Brauen runzelnd und den Backenbart streichelnd, begann der Feldscher die Alte zu untersuchen. Sie saß still auf einem Schemel; gekrümmt und hager, spitznäsig, mit offenem Munde, ähnelte sie einem Vogel, der trinken will. „Hm . . . ja . . . So . . ." meinte langsam der Feldscher und räusperte sich. „In-

Hosted by Google

fluenza, Fieber, vielleicht ... in der Stadt geht Typhus um. Nun, die Alte hat ja, Gott sei Dank, schon ein Weilchen gelebt ... Wie alt ist sie?"

„In einem Jahr wird sie siebenzig, Maxim Nikolaitsch."

„Eine schöne Spanne Zeit."

„Gewiß, sehr richtig bemerkt, Maxim Nikolaitsch," sagte Jakob mit höflichem Lächeln, „wir danken unterthänigst für Eure Freundlichkeit, aber erlaubt die Bemerkung, daß Jeder doch gern leben möchte..."

„Ei, warum nicht gar!" sagte der Feldscher in einem Tone, als wenn es von ihm abhinge, ob die Alte am Leben bliebe oder stürbe. „Nun, mein Lieber, Du wirst ihr auf den Kopf einen kalten Umschlag thun und wirst ihr dieses Pulver geben, zweimal am Tage. Und jetzt auf Wiedersehen."

Am Ausdruck seines Gesichtes sah Jakob, daß die Sache schlecht stand und daß hier Pulver schon nicht mehr helfen konnte; ihm war jetzt klar, daß Marfa sehr bald sterben würde, nicht heute, aber morgen... Er stieß den Feldscher mit dem Ellbogen an, zwinkerte mit dem Auge und sagte halblaut: „Schröpfköpfe setzen, Maxim Nikolaitsch?"

„I Bewahre! Nimm Deine Alte und geh mit Gott."

„Habt Erbarmen!" flehte Jakob, „Ihr selbst geruht zu wissen: wenn bei ihr, sagen wir der Bauch krank ist oder etwas Inneres, dann helfen Pulver und Tropfen, aber Dieses ist doch Erkältung und bei Erkältung ist das Erste Blut ablassen, Maxim Nikolaitsch."

Aber der Feldscher rief schon den folgenden Kranken und in das Empfangszimmer trat eine Frau mit einem Knaben.

„Scher Dich weg," sagte er finster zu Jakob, „was weißt Du von Erkältung!"

„So setzt ihr wenigstens Blutegel! Wir wollen ewig für Euch beten!"

Da ward der Feldscher zornig und schrie:

„Jetzt red' noch ein Wort, dann...!"

Auch Jakob wurde böse und ganz roth im Gesicht, aber er sagte keine Silbe, sondern nahm Marfa bei der Hand und führte sie aus dem Empfangszimmer. Erst als Beide in der Telega saßen, brummte er mit einem finsteren Blick auf das Krankenhaus: „... Nette Künstler eingesetzt! Einem Reichen hätten sie schon Schröpfköpfe gegeben, aber bei dem Armen ist ihnen auch ein Blutegel zu schade! Seid verflucht!"

Als sie nach Hause kamen und in die Hütte eingetreten waren, stand Marfa wohl zehn Minuten aufrecht gegen den Ofen gelehnt. Sie glaubte, wenn sie sich hinlegte, würde Jakob wieder von Verlusten reden und sie schelten, weil sie nicht arbeiten wollte. Aber Jakob sah sie bekümmert an und dachte, daß morgen „Johannes der Gottesgelehrte" sei, übermorgen „Nikolas der Wunderthäter", dann Sonntag, dann Montag, ein Unglückstag... Vier Tage, an denen man nicht arbeiten dürfte! Sicher würde Marfa an einem dieser Tage sterben; man mußte also den Sarg heute machen. Er holte seine eiserne Elle hervor, trat zur Alten und nahm ihr Maß. Dann legte sie sich nieder, er aber bekreuzigte sich und machte sich daran, den Sarg herzustellen.

Als die Arbeit fertig war, setzte Jakob die Brille auf und schrieb in sein Buch:

Hosted by Google

„Marfa Iwanowna,

Ein Sarg . . . . . 2 Rbl. 40 Kop."

Und er athmete auf. Die Alte lag die ganze Zeit über schweigend mit geschlossenen Augen da. Abends, als es dunkel wurde, rief sie plötzlich den Alten.

„Weißt Du noch, Jakob?" fragte sie ihn freudig, „weißt Du? Vor fünfzig Jahren gab uns Gott ein Kindchen mit blondem Haar . . . Da saßen wir zusammen am Fluß und sangen Lieder . . . unter der Weide." Und traurig lächelnd fuhr sie fort: „Das Kindchen ist gestorben."

Jakob strengte sein Gedächtniß an, konnte sich aber durchaus nicht an ein Kind oder eine Weide erinnern.

„Du schwatzest Unsinn," sagte er.

Dann kam der Pfarrer, gab ihr das Heilige Abendmahl und die letzte Oelung. Nachher begann Marfa etwas Unverständliches zu murmeln, — und gegen Morgen verschied sie. Nachbarinnen wuschen den Leichnam, kleideten ihn an und legten ihn in den Sarg. Um nicht den Küster extra bezahlen zu müssen, las Jakob selbst einen Psalm; für das Grab nahm man ihm nichts ab, da der Totengräber sein Gevatter war. Vier Mushiks trugen den Sarg auf den Kirchhof, aber nicht für Geld, sondern aus Gefälligkeit. Hinter dem Sarge schritten alte Weiber, ein paar Bettler, zwei Blödsinnige; und das begegnende Volk bekreuzigte sich andächtig. Jakob war sehr zufrieden, daß Alles so wohlanständig und billig abging und daß kein Verlust damit verbunden war. Als er von Marfa Abschied nahm, strich er mit der Hand über den Sarg und dachte: eine schöne Arbeit! Bei der Heimkehr vom Kirchhof aber packte ihn der Gram. Ihm war unwohl. Sein Athem ging heiß und schwer, die Beine wurden schwach, es zog ihn zum Trinken. . . . Und dann flogen wieder alle möglichen Gedanken durch seinen Kopf. Abermals fiel ihm ein, daß er sein ganzes Leben lang nicht einmal Marfa bedauert oder freundlich behandelt hätte. Die zweiundfünfzig Jahre, die sie in einer Hütte verlebt hatten, waren lang genug gewesen, aber er hatte während der ganzen Zeit auch nicht ein einziges Mal an sie gedacht; nicht so viel, als wäre sie ein Hund oder eine Katze! Und dabei hatte sie jeden Tag den Ofen geheizt, hatte gekocht und gebacken, war nach Wasser gegangen, hatte Holz gehauen, hatte mit ihm in einem Bett geschlafen, und wenn er betrunken von einer Hochzeit heimgekehrt war, hatte sie jedesmal behutsam seine Geige an die Wand gehängt und ihn ins Bett gepackt, — und alles Das schweigend, mit schüchternem, bekümmerten Gesicht. . .

Jetzt war er schon nicht mehr abgeneigt, ihr eine Kleinigkeit zu kaufen, aber Das war nun unmöglich; dazu war es schon zu spät. . .

Lächelnd und nickend begegnete ihm Rothschild. „Ich suche Sie, Freundchen," sagte er liebenswürdig; „Moses Schafkäs läßt schön grüßen und bitten, doch einmal zu ihm zu kommen."

Aber Jakob war gar nicht danach zu Muth. Er hätte am Liebsten geweint.

„Laß mich", sagte er und ging weiter.

„Wie haißt, laß mich?" Rothschild wurde unruhig und hüpfte vor Jakob her. „Moses Schafkäs wird sain beleidigt! Er läßt bitten!"

Jakob erschien es widerwärtig, daß der Jude außer Athem war, daß er blinzelte und so viele Sommersprossen hatte. Es war in der That ein häßlicher Anblick, wie die dünne, gebrechliche Gestalt in dem grünen Rock mit dunklen Flicken hin und her sprang.

Hosted by Google

„Was überläufst Du mich, Knoblauch!“ schrie Jakob. „Bleib weg!“

Der Jude ward böse und fing auch zu schreien an. „Bitte, reden Se etwas laiser, sonst fliegen Se durch den Zaun!“

„Aus den Augen, Du Hund!“ brüllte Jakob und stürzte mit geballter Faust auf Rothschild los; „fort, Grindiger, oder ich schlage Dir die dreckige Seele aus dem Leib!“

Rothschild wurde leichenblaß vor Furcht, sank in die Knie und fuchtelte mit den Händen über dem Kopf herum, als schütze er sich vor Schlägen; dann sprang er mit einem Satz in die Höhe und rannte fort. Die Jungen freuten sich über den Anblick und stürzten Rothschild nach mit dem Ruf: „Fied! Fied!“ Die Hunde setzten auch mit Gebell hinterdrein. . . Ein Pfiff ertönte; das Gebell wurde lauter, bösartiger. . . Dann mußte einer der Hunde den Rothschild gebissen haben, denn man hörte einen gellenden Verzweiflungschrei.

Jakob ging langsam hinterdrein, bog dann am Fluß ab und kam nach Hause. Nachts, im Traum, erschien ihm Marfa, die im Profil einem Vogel glich, der trinken will, und das blasse, jämmerliche Gesicht Rothschilds, und viele Schnauzen bewegten sich von allen Seiten heran und brummten von Verlusten . . Er wälzte sich von einer Seite auf die andere und stand wohl fünfmal auf, um zu trinken. Morgens erhob er sich mit Anstrengung und ging nach dem Krankenhause. Maxim Nikolaitsch befahl ihm, kalte Umschläge auf den Kopf zu legen, und gab ihm Pulver; an seinem Gesichtsausdruck und Ton merkte Jakob, daß die Sache schlecht stände und daß Pulver hier schon nicht mehr nützten. Als er dann nach Hause ging, überlegte er, daß man vom Tode eigentlich nur Vortheil habe: man brauchte weder zu essen noch zu trinken, noch Abgaben zu bezahlen, noch die Leute übers Ohr zu hauen; und da der Mensch nicht ein Jahr, sondern hundert, tausend Jahre im Grabe lag, war der Gewinn eigentlich ungeheuer. Vom Leben hatte der Mensch Verlust und vom Tode Gewinn. . . Diese Erwägung war gewiß richtig, aber dabei kränkend und bitter: warum herrschte in der Welt die sonderbare Einrichtung, daß dieses arme Leben ganz ohne Gewinn verstrich?

Es that Jakob nicht leid, zu sterben; aber als er jetzt zu Hause die Geige sah, krampfte sich sein Herz zusammen. Die Geige konnte man nicht mit ins Grab nehmen, die blieb als Waise zurück und mit ihr würde das Selbe geschehen wie mit dem Hausgeräth und mit den Särgen. . . Alles in dieser Welt ging so verloren! . . Er trat aus der Hütte und setzte sich auf die Schwelle; die Geige hielt er an die Brust gedrückt. Sinnend über das verlorene Leben, begann er zu spielen, ohne selbst zu wissen, was; aber es kam traurig heraus und Thränen flossen ihm über die Backen. Und je mehr er sann, desto trauriger sang die Geige. Da knackte zweimal die Klinke und im Pförtchen erschien Rothschild. Die Hälfte des Hofes durchschritt er kühn; aber als er Jakob sah, blieb er plötzlich stehen, schrumpfte ganz zusammen und spreizte aus Furcht die Finger, als wollte er zeigen, wie viel Uhr es sei.

„Komm nur, ich thu' Dir nichts,“ sagte Jakob freundlich und winkte ihm.

Ungläubig und furchtsam begann Rothschild heranzutreten und blieb zwei Schritte vor ihm stehen.

„Haben Se Erbarmen, schlagen Se mich nicht!“ sagte er und ließ sich nieder. „Moses Schafkäs hat mich wieder geschickt. Sei nicht bang, hat er ge-

Hosted by Google

sagt, geh zum Jakob und sag, ohne ihn wärs unmöglich, hat er gesagt. Mittwoch ist die Hochzeit: Herr Schapowalow giebt seine Tochter an einen fainen Mann. Es wird eine raiche Hochzeit", fügte er hinzu und zwinkerte mit einem Auge.

„Ich kann nicht", sagte Jakob schwer athmend. „Ich bin krank, Freund. . ." Und wieder spielte er und Thränen tropften aus den Augen auf die Geige. Rothschild lehnte neben ihm, die Arme über der Brust gekreuzt, und hörte aufmerksam zu. Der erschreckte, ungläubige Ausdruck in seinem Gesicht wich allmählich einem seltsam leidenden; er rollte die Augen, als empfände er ein quälendes Entzücken und sagte „W—achchch . . ." Thränen rollten langsam über seine Wangen und tröpfelten auf den grünen Rock.

Und dann lag Jakob den ganzen Tag und grämte sich. Als abends bei der Beichte der Geistliche ihn fragte, ob ihm nicht ein besonderes Vergehen einfiele, strengte er sein schwaches Gedächtniß an und erinnerte sich an das unglückliche Gesicht Marfas und an den verzweifelten Schrei des Juden, den der Hund gebissen hatte; und er sagte kaum hörbar:

„Die Geige gebt Rothschild."

„Gut", antwortete der Pope.

. . . Und jetzt fragen alle Leute in der Stadt: „Woher hat Rothschild solche schöne Geige? Hat er sie gekauft, oder gestohlen, oder ist sie ihm als Pfand verfallen?" Die Flöte hat Rothschild schon lange aufgegeben und spielt jetzt nur noch Geige. Der Bogen bringt eben so traurige Töne hervor wie früher die Flöte; aber wenn er sich bemüht, Das zu wiederholen, was Jakob spielte, als er auf der Schwelle saß, kommt etwas so Ergreifendes heraus, daß alle Hörer weinen; und er selbst rollt gegen das Ende die Augen und sagt: „W—achchch! . . ." Und dieses neue Lied hat in der Stadt so gefallen, daß Alle Rothschild zu sich einladen und ihn nöthigen, immer wieder das schöne Stück zu spielen.

Petersburg. Anton Tschechow.

Geldknappheit.

„In Pension nehmen" nennen es die französischen Banken, wenn sie Dreimonatwechsel beleihen, die natürlich bei Verfall gedeckt werden müssen. In dieser Form hatte man von Berlin aus große Beträge deutscher Markwechsel nach Paris gelegt; dafür war gestattet worden, Check abzugeben. Sicher ist nun, daß unsere Institute jetzt am Zurückzahlen sind, da zu einer Fortsetzung solcher Transaktionen immer Zwei nöthig zu sein pflegen, hier aber der eine Theil, die Franzosen, nicht mehr mitmachen will. Das wird um so fühlbarer, als England bei einem offiziellen Satz von vier Prozent überhaupt für deutsche Geldwünsche kaum noch in Betracht kommt. Wir sind also, was flüssige Mittel betrifft, wieder einmal auf uns selbst angewiesen, obgleich neben Frankreich auch Oesterreich mit seiner auf dem Rückzuge befindlichen Industrie uns schon einige Baarmittel zur Verfügung stellen könnte. Die Verlegenheit ist groß, denn die Ansprüche unserer Hütten und Fabriken an ihre Bankverbindungen haben

Hosted by Google

sich nicht allein den Verhältnissen des Geldmarktes nicht gefügt, sondern treten noch verstärkt auf, — nicht aus Uebermuth, sondern unter dem zwingenden Druck der geschäftlichen Lage: man steckt in Unternehmungen, deren einzelne Phasen schließlich baares Geld fordern. In letzter Reihe fallen fast alle diese Ansprüche auf die Reichsbank, wie die geringe Entfernung bezeugt, die heute den Privatdiskont nur noch vom Reichsbanksatz trennt. Man soll sich von der kleinen Besserung des Reichsbankausweises nicht täuschen lassen. Herr Koch wird noch auf Monate hinaus nicht prahlen dürfen, denn selbst die Optimisten unserer Bankwelt erwarten vor dem Frühling keine Milderung der jetzigen Geldverlegenheiten. Noch sind diese Verlegenheiten solider Natur, denn die Industrie arbeitet nicht etwa auf Vorrath, also in der Hoffnung auf spätere Abnahme, sondern sie hat effektive Bestellungen, deren Ende sogar skeptischen Beurtheilern noch nicht ersichtlich ist. Was aus all den Neueinrichtungen und Erweiterungen von Werkstätten werden soll, wenn das Geschäft zu stocken beginnt: diese Frage braucht uns vorläufig also nicht zu bekümmern. Einstweilen zeigen unsere gewerblichen Zustände nicht die Wesenszüge einer Schwindelperiode. Auch von dem zu hohen Agio der deutschen Dividendenpapiere braucht man einen Rückschlag auf den Arbeitmarkt noch nicht zu fürchten. Nur kein allzu überschwängliches Mitleid mit unserem Anlagepublikum! Diese Leute sind doch nicht auf der Welt, um behaglich von ihren Zinsen zu leben und Andere für sich arbeiten zu lassen; sie haben nur das Recht, die Ersparnisse aus regelmäßigen Geschäften in Papieren anzulegen. Ob dabei früher sechs, später nur noch vier Prozent gemacht werden, ist für die Industrie selbst gleichgiltig, um so mehr, als die meisten Aktien ja auch noch aus Spekulation auf eine Kurssteigerung gekauft werden. Freilich sind die Zeiten, wo sich die Kommissionbanken vor dem Andrang der Kauflustigen nicht zu retten wußten, worüber: heute müssen die Kunden — wie immer in der zweiten Hälfte einer Aufschwungszeit — erst animirt werden; und solche Anregungen unterlassen die Banken jetzt weislich.

Ich glaube, daß unsere Geldverlegenheit noch unterschätzt wird und daß man nicht aufhören sollte, eifrig nach neuen Quellen zu suchen. Als meine Mittheilung, Rothschild habe sich geweigert, den Prospekt der jungen Diskontokommandit mit zu unterzeichnen, gelesen worden war, hieß es beschwichtigend, die große frankfurter Firma werde, wie ein bekanntes erstes berliner Haus, nur für Dividendenpapiere ihre Unterschrift nicht mehr hergeben. Wäre es aber nicht fast unpatriotisch, unseren Kapitalisten stets russische, argentinische, rumänische u. s. w. Papiere zu empfehlen, da aber, wo deutsche Wissenschaft sich mit Thatkraft und Unternehmungluft zu verbünden bereit ist, mit kühlem Millionärslächeln einfach den Beistand zu verweigern? Auf Mendelssohn käme es dabei erst in zweiter Linie an; ganz anders aber ist es mit dem völlig veralteten Wesen eines Welthauses vom Range Rothschilds. Der Chef der größten Finanzmacht, die mit ihrem ungeheuren Kapital immer neues Kapital aus unseren Zinskassen holt, muß fühlen, daß auch Reichthum verpflichtet. Wird diese Pflicht so wenig gefühlt, daß Rothschild als Privatdiskonteur überhaupt nur in abundanten Zeiten aufzutreten pflegt, so war Das bisher allenfalls noch gleichmüthig hinzunehmen; nun aber naht die Stunde, wo unsere Industrie gerade auf ihren aussichtreichsten Gebieten unbedingt neuer Ressourcen bedarf. In einem solchen Augenblick sieht man

Hosted by Google

unseren reichsten Privat- und Geschäftsmann völlig theilnahmelos dastehen, während es ihm doch ein Kinderspiel wäre, große Posten von industriellen Aktien und Obligationen wenigstens für eine Weile aufzunehmen. Rechtsmittel gegen diese Unthätigkeit, die von der ringsum geleisteten Arbeit sich seltsam abhebt, giebt es natürlich nicht; um so entschiedener müßte aber die öffentliche Meinung ihren Einfluß hier geltend machen. Längst sind die französischen und englischen Rothschilds daran gewöhnt worden, ihre Rechnung mit den nationalen Interessen zu machen; es ist Zeit, daß auch das deutsche Welthaus dazu erzogen wird. Die Auguren unserer Börsenpresse raunen einander zu, man dürfe den frankfurter Chef nicht „drängeln", weil er sonst bei seinen eigenartigen Stimmungen fähig sei, die Bureaux des Bankhauses ganz zu schließen. Besseres als einen so unsinnigen Einfall könnten wir aber gar nicht wünschen, da ja dann die gesammte Familie den erwünschten oder unerwünschten Anlaß hätte, endlich einzugreifen und den Stillstand eines Riesengeschäftes in rüstigen Fortschritt zu verwandeln.

Aus den allgemeinen Erörterungen schwindet die Geldfrage nicht mehr. Die Börse hat mit ihr mindestens alle paar Tage zu thun, jedesmal, wenn die Kundschaft zum Lösen ihrer Positionen angehalten werden soll. Die Fabrikanten erklären, bei einem Banksatz von sechs Prozent nicht auskommen zu können; sie werden nicht bezahlt und bezahlen auch selbst nicht. Meint dann ein Aufsichtrath, der zufällig Bankier ist, die Gesellschaft könne doch remittiren, indem sie Geld aufnähme, so erwidert wohl der Direktor, daß er keine Neigung habe, bei seinem Bankier größere Summen zu sechs Prozent zu borgen. So kam es, daß auch die geplante Fusion Loewe-Union-Schuckert nur als eine Folge des ausgedehnten Geldbedarfes betrachtet wurde. Die Plötzlichkeit des Projektes und dessen eben so jähes Scheitern hat die Gemüther sehr ernüchtert. In so ziemlich allen Aktionärkreisen bestand ein festes Vertrauen — weniger zu der absoluten Uneigennützigkeit der Direktoren und Aufsichträthe als — zu der Sorgfalt bei der Zubereitung neuer Finanzirungen. Jetzt hat sich über dieses Vertrauen ein Schatten gelegt, der so leicht nicht wieder schwinden wird; ein Zug des Abenteuerlichen ist sichtbar geworden und hat die vorher Sicheren erschreckt. Und Das ist am grünen, nicht etwa am dürren Holz geschehen. Einstweilen bedeutet der Austritt des Schaaffhausenschen Bankvereins aus der Schuckert-Gruppe noch keinen Geldverlust, denn um Kredit geben zu können, muß man doch abundant sein. Vielleicht wäre der gescheiterte Plan noch von einer neuen Seite zu beleuchten, wenn man erst wüßte, welche Rolle dabei die Kabelfirma Felten & Guilleaume (Mülheim am Rhein) gespielt hat. Der Name dieses wichtigsten Lieferanten und früher auch Geldgebers für Schuckert ist bis jetzt nicht erwähnt worden; aber auch von ihm ging, wie ich bestimmt höre, ein Anstoß aus. Uebrigens geht man jetzt, im Streben nach Popularität, mit dem Generaldirektor so streng ins Gewicht, als hätte Herr Wacker um das deutsche, ja internationale Elektrizitätgeschäft sich nicht sehr große Verdienste erworben.

Selbst das Erscheinen des Jahresberichtes der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft ging unter solchen Umständen ziemlich spurlos vorüber; und dennoch ist dieser Bericht so lehrreich, daß alle ernsten Aktionäre wirklich gut daran thäten, die scheinbar genauesten Zeitungreferate bei Seite zu werfen, um einfach die Bilanz selbst sorgsam durchzusehen. Sie würden dabei zu Schlüssen kommen, die

Hosted by Google

nirgends gedruckt zu finden sind. Staunen erregen hier vor Allem die offenen und stillen Abschreibungen, bei denen man sich immer wieder fragt, woher denn die reichlichen Gewinne stammen. Freilich: wer Seite 11 mit ihren Konsortialgeschäften durchliest und vorher die Seiten 8 und 9 gelesen hat, wo die elektrischen Bahnen besprochen werden, Der wird so manchem großen Profit rasch das Ursprungszeugniß ausstellen können. Wie harmlos liest sich z. B. der Satz: „Dagegen wurden Aktien der Berliner Elektrizitätwerke, der Allgemeinen Lokal- und Straßenbahngesellschaft und der Magdeburger Straßenbahn mit Nutzen veräußert." Wie viele Millionen aber dieser „Nutzen" ausmacht, ist nicht zu ersehen; dabei will ich nur an den jetzigen hohen Kurs der Magdeburger Straßenbahn erinnern. In der Bilanz muß zunächst der Mangel an Zugängen bei den einzelnen Konten auffallen. Das kann doch nur bedeuten, daß es der Gesellschaft gelungen ist, fast alle ihre Anschaffungen und Erweiterungen aus den laufenden Betriebseingängen zu decken. Wo ist Das sonst noch möglich? Mit nur einer einzigen Mark stehen zu Buch: das Inventarienkonto, die Maschinen der Glühlampenfabrik und deren Werkzeugkonto; ferner bei der großen Maschinenfabrik die Konten für Werkzeug-Modelle; bei der Apparatenfabrik die Werkzeuge und Modelle; bei der Kabelfabrik die Maschinen; und endlich das Patentkonto, — was allerdings noch nicht beweist, daß Professor Nernst für seine Glühlampe bisher nichts erhalten hat. Bei der kaum zwei Jahre alten Maschinenfabrik ist die ganze Einrichtung bereits auf 200 000 Mark heruntergeschrieben. Auch die Kabelfabrik ist erst einige Jahre alt und dennoch können die riesigen Maschinen mit nur einer Mark zu Buch stehen. Bei der Apparatenfabrik waren die Maschinen gewiß sehr theuer; heute ist der Buchwerth nur noch 200 000 Mark. Das sind die entscheidenden Punkte in diesem Geschäftsabschluß, der in Jahren des Niederganges auch ohne irgendwie drückende Abschreibungen aufgestellt werden könnte. Das war aber, so weit ich zu sehen vermochte, bis jetzt in keiner Zeitung zu lesen.

Ernüchtert hat noch die hier schon früher erwähnte Angelegenheit der Zeche Centrum, deren Erwerbung in der Generalversammlung der harpener Gesellschaft, trotz einer etwa rechtzeitig beschafften Majorität, nicht so glatt hingenommen werden dürfte. Doch sorgt schon die Direktion für den Beweis, daß die Kuxe mit 30 000 Mark pro Stück nicht zu theuer bezahlt worden sind. Da das Förderungsgebiet der Zeche Centrum ein eben so ausgedehntes wie vorzügliches ist, so läßt sich zu seinem Lobe trefflich streiten. Inzwischen erleben wir, daß die Berichte vom Kohlenmarkt mit jedem Monat besser werden, während die Kurse der Aktien im Rückgang bleiben. Die Interessenten fürchten eben, daß ihnen nicht der ganze Nutzen aus der Konjunktur zufließen oder mindestens ein Theil auf Umwegen in andere Kanäle abgeleitet werden könnte. Bemerkenswerth ist im Kampf der Händler um die Kohle, die sie nicht bekommen können, der besondere Mangel an Hausbrandkohle. Dieser Mangel ist so fühlbar, daß sich Fachleute vergebens den Kopf darüber zerbrechen, wo denn gerade diese wichtige Kohlengattung bleiben möge. Zum Theil ist die ziemlich neue Erscheinung wohl aus dem steigenden Wachsthum unserer Städtebevölkerungen zu erklären; auf dem Lande ist man ja an anderes Heizmaterial gewöhnt . . . Mit der Disziplin in dem großen Syndikat ist es aus. Die beinahe bedeutsamste Abmachung, die Fördereinschränkung, steht nämlich nur noch auf dem Papier. Bei einer Nachfrage wie der heutigen muß eben jede Zeche zunächst für sich selbst sorgen. Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Dezember 1898.

Franz Joseph.

Den in Europa langenden und bangenden Monarchisten, auf deren legitimes Empfinden an einem zweiten Dezembertag einst ein erkältender Reif fiel, bietet der zweite Tag des Weihnachtmonats diesmal ein lehrreiches, tröstendes Schauspiel: sie erleben in Oesterreich, dem alten Patriarchalstaat, der dem flüchtig hinblickenden Auge schon morsch, schon nahem Untergange geweiht scheint, eine liebliche Spätblüthe des monarchischen Gedankens, den mancher sich besonders klug dünkende Mann längst nicht mehr für keimfähig hielt und der in einem zerklüfteten Erdreich unter der kühlen Wintersonne nun noch ein holdes Lenzwunder wirkt. Im Lande der Unwahrscheinlichkeiten wird das Unglaubliche wieder einmal Ereigniß. Die Deutschen, die ihres vom Jubelgebrüll umtosten Sieges über Badeni nicht froh werden können, überlegen eben, ob sie die leise wieder mit der lauten Obstruktion vertauschen sollen, und erklären feierlich, daß ihr Volksthum vernichtet werden muß, wenn auch nur die gautschisch gesänftigten Sprachenverordnungen in Gesetzeskraft bleiben. Die Czechen reichen dem Grafen Thun die lange Liste ihrer Postulate ein und stellen sich, mit slavischer Schlauheit, als sei auf ihre berechtigten nationalen Ansprüche ihnen einstweilen kaum eine karge Abschlagszahlung gewährt. Slovenen und Italiener glauben die Stunde gekommen, wo vom gastlichen Tisch des Lebemannes, der dem Ministerium wie einem Coriandolispiel präsidirt, auch für sie ein paar Brocken abfallen könnten. Den Magyaren ist, seit ein Deutscher Kaiser als weithin vernehmbarer Rhapsode ihren Ruhm kündete, der Nationalstolz mächtig erstarkt, sie hadern mit ihrem Banffy, der die Schachermachei doch so gut wie der geriebenste Jobber versteht, und möchten am Liebsten die

Hosted by Google

heimliche in eine offene Herrschaft über Oesterreich wandeln. Die polnische Szlachta schnüffelt gierig umher und späht nach der Geschäftskonjunktur, die ihr die beste Beute ins Lager spülen könnte. Kein Stamm ist in Oesterreich zufrieden, keine Partei freut sich leidlos der politischen Zustände, — und dennoch vereinen sich alle Stämme und Parteien, um festlich das fünfzigjährige Regirungjubiläum des Kaisers Franz Joseph zu begehen. Nur die Sozialdemokratie und die Schönerer-Gruppe bleiben der Festlust fern; aber auch diese Parteien hüten sich weise vor einer persönlichen Opposition gegen den Kaiser, die ihrer gedeihenden Sache nur schaden würde. Auf seinen Kaiser läßt der Oesterreicher nichts kommen; gegen ihn mag er selbst im hitzigsten Redekampf kein Schmähwort hören. Während Franz Joseph die Krone trug, ist der Staat der Habsburger aus Deutschland und Italien verdrängt und in den tiefsten Wurzeln seines Ansehens erschüttert, ganze Schaaren von Ministern sind, oft genug ohne ihr Verschulden, unter Haß und Verachtung bestattet worden und der Nationalitätenkampf hat Formen angenommen, deren Anblick einem neuen Hobbes wonnig das Herz wärmen könnte. Ueberall Unzufriedenheit, Zank, wildes Gezeter, — und überall trotzdem eine ungekünstelte Liebe zu dem Kaiser, in dessen Namen die unpopuläre Politik doch getrieben wird.

Ein seltsames, den Sinn befremdendes Schauspiel. Wer achtsam auf die Krämpfe geblickt hat, die seit Jahren den von Aerzten und Pfuschern oft allzu hastig geflickten Leib der habsburgischen Monarchie durchzucken, möchte glauben, der Thron der schwachen Lothringer müsse längst ins Wanken gerathen, die Person des Monarchen zur Zielscheibe der Unzufriedenheit geworden sein. Konnte einem Herrscher, gegen dessen Minister, von Buol bis auf Badeni und Thun, so häufig sich die undisziplinirte Wuth der Massen waffnete, in seinem Lande Liebe erwachsen? Im Reich der Unwahrscheinlichkeiten ist das Unglaubliche Ereigniß geworden. Alle Krisen und Kämpfe haben das gemüthliche Vertrauensverhältniß des Volkes zu seinem Kaiser unversehrt gelassen. Und wenn man, um des Räthsels Lösung zu finden, fragt, ob denn die Persönlichkeit dieses Monarchen so stark in ihrem Wollen, so leuchtend in erhabener Weisheit, so gewaltig in ihrer individuellen Wirkung sei, daß sie alle Fährnisse, alle Verfinsterungen des öffentlichen Geistes zu überstrahlen vermochte, dann wird man von jedem ernsten Oesterreicher ohne Zaudern die Antwort hören: Nein.

Nein: der Oesterreicher hält seinen Kaiser nicht für einen großen, das menschliche Mittelmaß überragenden Mann; er sieht in ihm nicht

Hosted by Google

einmal den Empfänger besonderer göttlicher Gnade. Mancher Zug, der die Beliebtheit ohne Glück regirender Herren sonst verständlich macht, wird an Franz Joseph vermißt. Er weiß sich nicht in Szene zu setzen, kommt, wenn er Leute aus bürgerlichen Gesellschaftschichten empfängt oder bei Ausstellungen einer Ansprache würdigt, kaum je über Banalitäten hinaus und hat den neugierig Lauschenden nie eine Probe ungewöhnlicher Geistesbeschaffenheit gegeben. Auch seinem Familienleben fehlte das ungetrübte, das rein erstrahlende Glück, das von der Höhe herab stets auf das Andachtbedürfniß der Menge wirkt: in seiner Ehe, deren Kette Lucchenis Feile gesprengt hat, gab es gleich im Anfang einen schweren Konflikt, die eiternde Wunde verheilte nie völlig und auf die Greisenjahre warf die Entartung und der schmähliche Tod des einzigen Sohnes einen tiefen Schatten. Dazu kommt, daß von den verschiedenen Stämmen und Gruppen manche Wesensseite des Kaisers bemäkelt wurde: den Einen schien er zu feudal, den Anderen zu klerikal, Dem nicht deutsch und Jenem nicht magyarisch genug, hier zu centralistisch und dort zu föderalistisch gesinnt. In dem einen Glauben nur begegnen einander Alle, von Falkenhayn bis zu Adler, daß Franz Joseph ein gutmüthiger, liebenswürdiger und ehrlicher Mensch ist, der sich nicht überhebt, treu und bescheiden seine Pflicht thut, nach bestem Wissen und Gewissen das Wohl der Völker zu fördern bemüht ist, deren Vertrauensmann er sein soll und sein möchte, der Wahrheit, auch der unerfreulichen, leidig in das Hofidyll hineinklingenden, bewußt das Ohr nicht verschließt und sich von klugen Männern, wenn sie der Zufall in seine Nähe führt, eben so willig wie von der Macht der Thatsachen belehren läßt. Das ist nicht allzu viel; aber es hat genügt, ihm fünfzig schlimme Jahre hindurch eine Popularität zu sichern, der keine Kunst des höfischen Gesindes mit Kniffen und Pfiffen nachzuhelfen brauchte.

Dieser Kaiser ist nie aufgefallen und hat nie mehr gewollt, als er konnte. Das ist das Geheimniß seines merkwürdigen Erfolges. Auch an ihn sucht, wie an alle Gekrönten, der Schmeichlerchor sich geschäftig zu drängen und der staunenden Menge zu verkünden, was die schwarzgelbe Welt, was Wien und Pest, was Kunst, Wissenschaft und Gewerbe dem weisen Walten Franz Josephs zu danken habe. In Wirklichkeit hat der Kaiser von Oesterreich aktiv in kein Gebiet menschlicher Bethätigung eingegriffen, auch nicht in den Bereich der im engsten Sinn so genannten Politik; er ließ die Dinge gehen, — manchmal länger vielleicht, als es für das Volk nöthig und nützlich war, denn der Muth und die Kraft zur Initiative ist in ihm nicht groß. Dafür

Hosted by Google

hatte er stets den für einen Regenten so wichtigen Muth, eine im Augenblick unpopuläre Politik zu dulden und mit seinem Namen decken zu lassen. Der populären Strömung ist er nur einmal gewichen: als er den Grafen Badeni opferte; und es giebt Leute, die behaupten, er habe diese Nachgiebigkeit sehr schnell bereut. Als einen unzuverlässigen Herrn hat er sich aber auch dem polnischen Dilettanten nicht gezeigt; er trennte sich erst von ihm, als der Minister selbst seine Lage als unhaltbar erkannt hatte. Daß er sich nicht von Launen beherrschen, von Geschichtenträgern und Hintertreppenpolitikern nicht stimmen läßt, hat er schon in Beusts, des schlauen Geberdenspähers, Tagen bewiesen; Graf Hohenwart und seine Kollegen konnten immer ruhig schlafen, wenn es ihnen möglich gewesen war, ihre Absichten und Pläne dem Monarchen selbst darzustellen. Es mag sein, daß der von Coronini und Bombelles erzogene Jüngling auch im Manesalter klerikalen Einflüssen zugänglicher blieb, als es für das Oberhaupt eines modernen Staates wünschenswerth sein kann. Aber ist Oesterreich ein moderner Staat? Und entfernt in einem Lande, wo die politische Macht sich in Männern vom Schlage Luegers, Liechtensteins, Dipaulis und Jaworskis verkörpert, ein ganz von katholischen Vorstellungen erfüllter Monarch sich wirklich von der Willenslinie der gepriesenen Volksmehrheit? Für ein von den Wehen seiner slavischen Zukunft geschütteltes Oesterreich, das aus der deutschen Hegemonie verdrängt ward und tastend sein Lebenscentrum nun anderswo suchen muß, war und ist Franz Joseph der beste, tüchtigste Herrscher. Ein Mann von ungewöhnlicher Thatkraft und Intelligenz wäre an der Schwierigkeit der wirren Verhältnisse erlahmt. Franz Joseph begnügte sich mit der Repräsentantenrolle und überließ die Last und Verantwortlichkeit der Geschäftsführung seinen Ministern. Er hatte in Bregenz noch mit den Königen von Bayern und Württemberg über die deutsche Frage verhandelt, nahm dann Königgrätz in Ergebung hin und wurde ein guter Bundesgenosse des Deutschen Reiches und ein aufrichtiger Bewunderer Bismarcks, dessen rücksichtlose Geniepolitik ihm doch die deutschen Zukunfthoffnungen und Venetien geraubt hatte. Er sah die alte Freundschaft mit Rußland während des Krimkrieges schwinden und in der zweiten wilhelminischen Epoche des Deutschen Reiches wieder erstehen und blieb in jedem Wechsel der Zeiten gleichmüthig und gelassen. Er hat Felix Schwarzenberg, Bach, Schmerling, Belcredi, Hohenwart, Auersperg und Taaffe ertragen, hat sich in der auswärtigen Politik von Beust zu Andrassy bekehrt und nie einem Minister, auch keinem noch so unselig hausenden,

Hosted by Google

mit Undank gelohnt. So sah ihn sein Volk, sieht ihn Europa: als einen bestimmten, in seinem Werth und seiner Begrenztheit genau zu ermessenden Faktor, mit dem man sich abfinden kann, bei dem es keine jähen Sprünge, keine launischen Ueberraschungen giebt. Kein genialer, aber ein höchst korrekter Kaiser. Der Kaiser für ein gährendes, unruhvoll neue Stützpunkte suchendes Reich und für eine ehrfurchtlose, entgötterte Zeit, in deren Vorstellungskreis der Mystik der Raum täglich geschmälert wird.

Wie oft Franz Joseph im Laufe der fünfzig Regirungjahre seine Privatansicht geändert hat? Man weiß es nicht; denn diese Privatansicht drang nie durch die Schloßmauern in die Menge. Der Kaiser von Oesterreich hat nie eine politische Gruppe gekränkt, nie ein schrilles Wort unter die Streitenden gerufen, nie den Kampfplatz der Parteien betreten. Das schien ihm nicht seine Aufgabe; denn er wollte ein Element des Friedens, nicht ein provozirender Schürer der Zwietracht sein, — ein Beruhiger, nicht ein Erreger. Er bewahrte in jeder Lage eine würdige, mitunter ein Bischen steife und fast immer individualitätlose Zurückhaltung und war zufrieden, wenn man ihn auf der Ringstraße, in Schönbrunn, Ischl und Gödöllö herzlich grüßte und sich im Uebrigen nicht um sein Leben bekümmerte, das er nach der Art eines vornehmen und bequemen Grandseigneurs eingerichtet hatte. Seine persönlichen Wünsche wurden nur in Heeresangelegenheiten sichtbar; sonst war er bemüht, sich auf keine Meinung festnageln zu lassen und in der Auswahl seiner Minister volle Freiheit zu behalten. Dieser kluge Takt schuf ihm die Möglichkeit, je nach dem Bedürfniß der Stunde mit den verschiedensten Regirungsystemen zu wirthschaften, ohne sich dem Tadel auszusetzen, der die sprunghaften, in unentwirrbare Widersprüche verwickelten Experimentatoren trifft.

Der Anblick ist lehrreich und tröstend: er zeigt, daß auch in Mitteleuropa die Monarchie noch leben kann, daß sie selbst dann nicht bedroht ist, wenn ihrem gekrönten Vertreter der persönliche Wesensreiz fehlt, der in Deutschland Wilhelm dem Ersten, in Rußland Alexander dem Dritten verliehen war. Ein Monarch, der über die seine Macht umhegenden Schranken nicht hinausstrebt, der nicht auffallen, nicht als ein Weltwunder und Menschheiterlöser angestaunt werden will, sondern sich ruhig hält und mit den Bürgern seines Reiches Freude und Leid theilt, hat auch in Zeiten politischen Niederganges und Haders nichts zu fürchten: das selbe Volk, das seine Minister haßt oder höhnt, windet ihm zu seinem Ehrentage den Kranz, der die Greisenstirn der stillen, friedlichen Haushalter mit frischem Frühlingsgrün schmückt.

Hosted by Google

Die moralischen Triebkräfte im Leben der Gegenwart.

Wer Probleme der Moral behandelt, muß zwei Dinge auseinanderhalten: die letzte Ableitung der Moral aus unserer innersten Natur und unserem Grundverhältniß zum All auf der einen, ihre thatsächliche Entfaltung, ihr Werden und Wachsen innerhalb des menschlichen Kreises auf der anderen Seite. Wer Jenes entbehren zu können vermeint, verurtheilt seine eigene Denkweise unwiderruflich zur Flachheit; wer Dieses vernachlässigt, verzichtet auf eine Macht der Moral innerhalb der menschlichen Verhältnisse und auf den Gewinn des ganzen Menschen. Eine abschließende Behandlung muß Beides miteinander umfassen, aber es läßt sich ohne Schaden bald mehr die eine, bald mehr die andere Seite voranstellen; die zweite Richtung der Betrachtung ist es, in der sich die folgende Erörterung bewegt.

Eine derartige Betrachtung hat zur Grundlage die Ueberzeugung, daß der Mensch — empirisch angesehen — nicht schon moralisch ist, sondern es erst werden muß und daß er es nicht werden kann, wenn nicht der Lebensprozeß selbst ihn dazu bildet; Erfahrung und Arbeit müssen eine moralische Erziehung üben, eine dem Leben innewohnende Macht muß die Individuen über die rohen Naturtriebe und die enge Sorge um das eigene Befinden hinausführen. Das Hauptmittel dieser Erziehung besteht darin, daß, was zunächst durch den Zwang äußerer Verhältnisse an uns gelangt, allmählich ins Innere gewandt und von unserer Gesinnung angeeignet wird, daß, was zunächst nur hie und da, nur unter besonderen Umständen und Bedingungen, wirkt, allmählich von der Zufälligkeit abgelöst und über das Ganze des Lebens ausgedehnt wird. Diese Bewegung in einer besonderen Zeit verfolgen, heißt, die Annäherungen und Anknüpfungen zeigen, die das empirische Leben der moralischen Bildung hier entgegenbringt, heißt, den Platz der Moral in der Arbeit dieser Zeit aufsuchen. So muß es auch geschehen, wenn es sich um die moralischen Triebkräfte der Gegenwart handelt.

Dem modernen Leben — und nur mit seiner charakteristischen Ausprägung haben wir es hier zu thun — ist zunächst eine energische Verneinung eigenthümlich: die Abweisung aller unsichtbaren Zusammenhänge und übernatürlichen Ordnungen. Das besagt eine Zurückdrängung der Religion und eine Schwächung ihrer moralischen Impulse. Nun wird gewiß die unmittelbare moralische Wirkung der Religion oft überschätzt. Was den Menschen zunächst zu ihr treibt, ist nichts Anderes als die Sorge um das eigene Glück, nnd auch innerhalb des Reiches der Religion erscheint so viel Neid und Haß, so viel Selbstsucht und Leidenschaft, daß unter menschlichen Verhältnissen die Macht der Religion nicht ohne Weiteres einen Gewinn der Moral bedeutet.

Hosted by Google

Daß aber trotzdem starke moralische Einflüsse von der Religion ausgehen, kann nur eine kurzsichtige Betrachtung verkennen. Die unsichtbaren Güter, zu deren Erwerb anfänglich vielleicht nur selbstische Motive drängten, beginnen, durch ihren eigenen Werth zu gefallen und zu bewegen, schon die Beschäftigung mit hohen und fernen Dingen vollzieht eine Erhebung über die kleinen Interessen und Sorgen des Alltages, die Ideen der Ewigkeit und Unendlichkeit ergreifen und erschüttern das Gemüth, übernatürliche Ordnungen, durch den Glauben in eine lebendige Gegenwart gestellt, wirken zur Anerkennung der Schranken alles Menschlichen, zur Erweckung von Ehrfurcht und Pietät. Und indem sich Das, bei gesicherter Herrschaft der Religion, über die ganze Seele des Menschen ausbreitet, entsteht ein eigenthümlicher Typus der Moral, eine beständige Gegenwirkung gegen das Niedere und Gemeine im Menschenwesen. Insofern ist eine Erschütterung der Religion zugleich ein Verlust für die Moral; daß aber die Religion in der Neuzeit eine schwere Erschütterung erfahren hat, wer möchte es leugnen?

Das dadurch entstandene Manko glaubt aber das moderne Leben weitaus und leicht durch eine energischere Erfassung der unmittelbaren Wirklichkeit und eine volle Nutzung der hier vorhandenen, sonst vernachlässigten Kräfte ersetzen zu können. Solche Wendung eröffnet zunächst eine endlose Mannichfaltigkeit, aber bei schärferem Zusehen erscheinen inmitten aller Zerstreuung leitende Ziele und verbindende Einheiten. Eine solche Einheit ist heute vor Allem die soziale Idee, das Streben, die Gesammtheit der Menschheit in allen ihren einzelnen Gliedern auf eine höhere Stufe des Wohlseins zu erheben, Noth und Elend nicht nur hier und da zu lindern, sondern sie in der tiefsten Wurzel auszurotten, die Güter einer hochentwickelten Kultur nicht nur einzelnen Klassen, sondern Allem zuzuführen, was Menschengesicht trägt. Dies Ziel vornehmlich giebt der Gegenwart eine Determination und Konzentration, von hier aus erscheinen gewisse Wahrheiten als selbstverständlich und für Alle verbindlich, hier wird Jeder in einen großen Strom hineingezogen. Auch eine eigenthümliche moralische Art, charakteristische moralische Triebkräfte erhält unsere Zeit dadurch, daß sie den Schwerpunkt ihrer geistigen Existenz nicht, wie frühere Epochen, in der Religion, auch nicht in der inneren Bildung des Menschen, sondern in der sozialen Arbeit findet. Denn es wird von dort her das Bewußtsein einer Solidarität der Menschheit erweckt, der Einzelne empfindet stärker die Verantwortlichkeit für die Lage des Ganzen, Noth und Leid des Einen wird direkter vom Anderen mitgefühlt, von der Empfindung aber drängt es mit einer früher unbekannten Energie zu thatkräftiger Leistung, zu einem unermüdlichen Wirken für die Anderen und das Ganze. Ein wesentlicher Zug ist dabei, daß jene soziale Thätigkeit nicht als eine Sache von Gunst und Gnade, nicht als ein Ausfluß bloßen Wohl-

Hosted by Google

wollens, sondern als eine Pflicht des Einen, als ein Recht des Anderen gilt; Das ist der Punkt, wo die — anderswo oft gering geachtete — Pflichtidee dem modernen Menschen nahe kommt und ihm eindringlich wird; ein Recht des Anderen anerkennen, heißt aber, sich auf seinen Standpunkt versetzen und dem eigenen Begehren Schranken ziehen. Solche Gesinnungen finden heute einen Weg in die Gesetzgebung und das staatliche Leben; nach der sozialen Richtung hin liegt auch, was Kunst, Literatur und Philosophie an moralischer Wirkung üben. Die Wandlung gegen frühere Zeiten ist augenscheinlich. Erschienen sonst die Dichter als die Lehrer und Bildner der Menschheit und sollte ihr Schaffen durch Entwerfung hoher Ideale das Niveau des menschlichen Daseins heben, so möchten sie uns jetzt durch die Anschaulichkeit ihrer Schilderung die Wirklichkeit näher bringen, ihre Eindrücke mit größerer Stärke empfinden lassen, durch eine muthige Aufdeckung der Nachtseite des menschlichen Daseins Theilnahme erwecken. Wenn die Philosophie sonst eine moralische Bildung förderte, indem sie entweder mit Plato eine vornehme, allem Gemeinen abholde Denkweise vertrat, oder in stoischer Art den Menschen zu innerer Selbständigkeit und männlichem Pflichtbewußtsein aufrief, so wirkt sie heute, so weit sie überhaupt wirkt, zur Stärkung der Solidarität und als Antrieb zu sozialer Arbeit.

So empfängt aus der sozialen Richtung die moderne Moral einen durchaus eigenthümlichen Charakter. Eine thatkräftige, greifbaren Leistungen zugewandte, vom Geschick des Ganzen bewegte, den ganzen Umkreis des Lebens umfassende Art ist unverkennbar, man möchte die Ethik überhaupt als Sozialethik gestalten, ohne genügend zu prüfen, ob damit nicht ein schiefer, die Sache verflachender Begriff eingeführt werde. Ueberhaupt lassen die augenscheinlichen Vorzüge der neuen Art leicht ihre Schranken und ihre Gefahren vergessen. Das Interesse wird oft ganz durch die äußere Lage absorbirt, an ihrer Verbesserung scheint alles Heil zu hängen, ihre durchgreifende Umwandlung soll glückliche und tüchtige Menschen erzeugen, ein Paradies auf Erden schaffen. Damit eine Vernachlässigung der inneren Probleme, eine Richtung der Gedanken nach außen, auch eine Ueberschätzung des menschlichen Vermögens, ein Hervorbrechen eines unersättlichen Glücksdurstes, eine Erweckung ungeheurer Leidenschaften.

Aber es fehlt im eigenen Kreise des modernen Lebens nicht an einer Ergänzung der sozialen Bewegung, an einer Gegenwirkung. Das ist die Befreiung und Entfaltung des Individuums, wie sie seit dem Ausgange des Mittelalters einen Hauptzug der modernen Art bildet und durch alle Wandlungen hindurch bis heute fortdauert. Schien vorher das Individuum nur werthvoll als ein Glied eines größeren Ganzen und erfolgte alle Ordnung seines Lebens von dort her, so geschieht nun eine Umkehrung dahin, daß sich alles geistige Leben zunächst dem Individuum darstellen und alle Gemein-

Hosted by Google

schaft von den Individuen aus aufbauen soll. Diese Schätzung des Individuums giebt manche moralische Impulse preis, die vorher unentbehrlich dünkten. Es sank die erziehende Macht großer gesellschaftlicher Ordnungen und fester Gliederungen, Autorität und Tradition verloren ihren Boden, Sitte und Gebrauch ihre Heiligkeit, nirgends schien es eine vom Menschen unabhängige Norm zu geben, Ehrfurcht und Pietät schwanden mehr und mehr aus den menschlichen Beziehungen. Dazu erzeugte die moderne Gestaltung von Technik und Verkehr eine größere Freiheit der sozialen Bewegung, ein leichtes Heraustreten aus den gewohnten Verhältnissen, zugleich aber eine Abschwächung der Kontrole der gesellschaftlichen Umgebung, einen Verlust an überwachender Autorität. Das Alles kann so verstanden und so gewandt werden, daß die zufällige Lage und Laune des Individuums zur höchsten Instanz wird und daß das gesellschaftliche Leben nichts Anderes bedeutet als ein Zusammentreffen, leicht einen Zusammenstoß der nur auf ihr eigenes Wohl bedachten Individuen.

Aber für das Ganze der Menschheit enthält die Wendung zum Individuum keineswegs nur eine Verneinung, sondern auch eine sehr entschiedene Bejahung, auch in moralischer Beziehung. Denn in der kräftigeren Entfaltung des Individuums liegt das Verlangen einer größeren Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit des Lebens; nicht aus äußerem Zwange, sondern aus eigener Ueberzeugung und Empfindung heraus soll der Mensch handeln, nirgends soll er ein bloßes Exemplar der Gattung oder ein Stück einer Organisation bleiben, vielmehr soll er auf sich selbst stehen, seine eigene Art entfalten und diese Art in alles Thun hineinlegen. In dieser Richtung entwickelt sich eine Freiheit nicht nur auf politischem und gesellschaftlichem Gebiet, sondern auch für alle persönlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch. So im Verhältniß von Eltern und Kindern, so im Verhältniß der Geschlechter. Und warum könnte sich nicht aus der Freiheit eines Vernunftwesens ein inneres Gesetz entwickeln und eindringlicher wirken als aller von außen auferlegte Zwang? Ja, die Individualität kann, tiefer verstanden, ihrer ganzen Ausdehnung nach zu einer heranbildenden Norm werden. Denn eine geistige Individualität ist kein fertiges Datum, sondern eine fortlaufende Aufgabe, sie enthält Forderungen und setzt Schranken, sie wirkt allem Stoff gegenüber als eine umbildende und formgebende Macht. So veredelt sie alle persönlichen Verhältnisse, alle Arten der Liebe, besonders, als der stärkste Damm gegen die Roheit des Naturtriebes, die geschlechtliche; so verfeinert sie alles Empfinden, läßt Kunst und Wissenschaft mehr in den Dingen sehen, macht die Besonderheit des einzelnen Augenblickes bedeutsamer, vollzieht demnach durchgängig eine Erhöhung des Lebens, zugleich aber eine Austreibung bloßer Willkür, eine Bindung an das Gesetz der eigenen Natur. Das Alles freilich nur, sofern die Individualität in höherem Sinne genommen wird; aber warum sollte Das nicht geschehen können, warum sollte die große Idee an die niederste Fassung gekettet bleiben?

Hosted by Google

Wie aber, recht verstanden, die Individualität in ihrem eignen Wesen ein Gesetz und eine bildende Kraft enthält, so erzeugt die Wendung zum Individuum auch aus den gegenseitigen Verhältnissen der Menschen eine Fülle von Zusammenhängen und Einschränkungen. Die Freiheit, die das Individuum für sich selbst verlangt, kann es den Anderen unmöglich als ihr Recht versagen; so müssen die Einzelnen einander achten und beschränken, die Rechtsidee erlangt auch an dieser Stelle eine nicht geringe Macht.

Ferner bringt die freiere Bewegung des modernen Lebens die Individuen in unvergleichlich mehr gegenseitige Berührungen, sie vollzieht damit eine Ausgleichung und Abschleifung; so entsteht im Zusammensein eine gemeinsame geistige Atmosphäre, es entstehen Gesammtmeinungen und Gesammtstrebungen, welche die Individuen bei aller scheinbaren Willkür fest umfangen und sicher zusammenhalten. Ist überhaupt das Streben, in der Schätzung der Mitmenschen Etwas zu gelten, bei ihnen Anerkennung und Auszeichnung, jedenfalls keine Mißbilligung zu finden, eine besonders starke Triebkraft des menschlichen Handelns, so verstärkt sich Das mit jenem Anwachsen der gegenseitigen Beziehungen der Menschen und mit der größeren Offenheit und Bewußtheit des modernen Lebens. Die öffentliche Meinung wird jetzt zu einem Gewissen der Menschheit und des Menschen; ist es aber für ihren Zusammenhang mit der Erhöhung des Individuums nicht bezeichnend, daß der selbe Denker, der das Recht des Individuums in Staat, Gesellschaft, Erziehung besonders nachdrücklich zur Geltung brachte, daß John Locke zuerst neben dem göttlichen und dem staatlichen Gesetz ein Gesetz der öffentlichen Meinung anerkannt wissen wollte? Nun ist das Handeln unter dem Druck der öffentlichen Meinung zunächst gewiß recht äußerlich und scheinhaft. Aber ganz ohne Werth ist selbst nicht das Streben nach einem erträglichen Schein, vor Allem aber läßt sich auch hier auf die Wendung von außen nach innen, von der Handlung zur Gesinnung vertrauen. Was zunächst der Anderen wegen geschieht, kann nach und nach an sich Gefallen erwecken und schließlich als Selbstzweck das Handeln leiten.

Wenn die öffentliche Meinung den Menschen als eine unsichtbare Macht umfängt und ihn mit unsichtbaren Fäden lenkt, so fehlt es auf dem modernen Boden auch nicht an sichtbaren Zusammenhängen. An der Stelle der alten Organisationen erzeugt die Arbeit selbst neue Verbände der Menschen, aus den verschiedenen hier vorhandenen Interessen entwickeln sich Gruppierungen äußerlich freier, innerlich nicht minder gebundener Art und an die Stelle des alten Gemeinsinnes tritt jetzt der genossenschaftliche Sinn jener freien Verbände. Auch hier wird der Einzelne angehalten, einem Ganzen sich unterzuordnen und Opfer zu bringen; auch hier kann Das, was zunächst in selbstischem Interesse ergriffen wurde, allmählich zum Selbstzweck werden.

Hosted by Google

In anderer Richtung vollzieht eine Individualisirung des Daseins und zugleich eine Heraushebung der Menschen über das kleine Ich die Idee der Nationalität. Hing das achtzehnte Jahrhundert an dem abstrakten Begriff der Menschheit, so hat das neunzehnte eine Fülle von individuellen Bildungen entdeckt und entfaltet; wie dadurch das gesammte Leben der Menschheit eine unermeßliche Bereicherung erfahren hat, so erfolgt von hier aus auch eine mächtige Gegenwirkung gegen die Selbstsucht der Individuen. Allgemeine Aufgaben treten dem Einzelnen unvergleichlich näher und werden für ihn zwingender, wo Volk und Vaterland die Eigenthümlichkeit seiner eigenen Art in großen Zügen und in kräftigerer Ausführung vorhalten und zugleich den flüchtigen Augenblick einem Strom geschichtlichen Lebens einfügen. Die Individualität der Nation wird zu einer Brücke von den Sonderinteressen des Einzelnen zur Hingebung an allgemeine Zwecke. Wie viel sich damit für die Kräftigung des Lebens und die Bildung des Charakters gewinnen läßt, Das hat Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation in glänzender Weise gezeigt; ob die Sache wirklich immer in diesem großen Sinne genommen ward, ist eine andere Frage. Denn die Individualität der Nation kann eben so wie die des Einzelnen höher und niedriger gefaßt werden; versteht ein Volk seine eigene Art als eine große Aufgabe, als ein hohes Ziel, so wird es unabläßig an sich fortarbeiten, den vorgefundenen Bestand prüfen und sichten, so wird es über aller Besonderheit eine allgemeine Vernunft anerkennen und ihr das eigene Verhalten unterordnen; dann kann die kräftigste Entfaltung des einen Volkes keinen Nachtheil und keine Gefahr für die anderen bilden. Wird aber die nationale Art, so wie sie unmittelbar vorliegt, unbedingt festgehalten, glorifizirt, rücksichtlos und leidenschaftlich verfochten, so muß nicht nur die innere Bildung der Nation stocken, sondern auch ein Stand gegenseitiger Abstoßung und Verfeindung der Völker aufkommen. Alle Unbill und Gehäßigkeit, die früher der konfessionelle Zwist erzeugte, mag dann auf nationalem Boden neu aufleben, vor Allem die Verwendung von doppeltem Maß und doppeltem Gewicht, indem Jeder für sich wie ein gutes Recht in Anspruch nimmt, was er, sich gegenüber von Anderen geübt, als ein bitteres Unrecht beklagt. Früher hieß es: cujus regio, ejus religio; wir empfinden Das jetzt als barbarisch; sollten spätere Jahrhunderte günstiger über das cujus regio, ejus natio urtheilen, das heute so viel Macht gewonnen hat? Aber solche Möglichkeiten brauchen nicht nothwendig zur Wirklichkeit zu werden. Der vernunftgemäße Begriff der Nationalität kann sich behaupten, jene bloße Natur überwinden und zugleich für den modernen Menschen einen Hauptfaktor moralischer Erziehung bilden. Es ist ein Rückfall in das achtzehnte Jahrhundert, diesen mächtigen Strom von Leben und Kraft zu ignoriren und die Idee der Humanität nur in ihrer abstrakten Fassung gelten zu lassen.

Hosted by Google

So ist das moderne Leben von einer Fülle individueller Bildungen durchwoben; durch seine ganze Ausdehnung wirkt ein Prozeß der Individualisirung und bringt mit seiner formgebenden und zusammenhaltenden Kraft unerschöpfliche Antriebe moralischer Art. Ob solche Individualisirung des Daseins mit seiner vorher betrachteten Sozialisirung leicht zusammengeht, ob nicht vielmehr hier ein schroffer Zusammenstoß der Bewegungen und zugleich eine Spannung zwischen den moralischen Wirkungen entsteht: Das ist eine andere Frage. In einer Hauptrichtung stimmen jedenfalls beide Strömungen überein: in der Erhöhung des Menschen, der größeren Sorge für sein Wohlergehen, der kräftigeren Entfaltung seines Daseins; hier wie da bildet der Mensch den Mittelpunkt der Wirklichkeit. Nun aber bleibt auch dieser gemeinsame Zug nicht unangefochten, ein harter Widerspruch erwächst ihm von einer Seite, die zunächst auch nur der Wohlfahrt des Menschen dienen sollte: aus der modernen Gestaltung der Arbeit.

Die erziehende Kraft der Arbeit, auch in moralischer Hinsicht, bedarf keiner Erweisung. Nirgends mehr als hier erscheint jene innere Fortbildung des Menschen durch das Leben, jenes Hinauswachsen über die Anfangsmotive, das als ein Grundgedanke unsere Betrachtung durchdringt. Der Gegenstand, den der Mensch zunächst von außen her und als bloßes Mittel für seine Zwecke ergreift, wird ihm vertraut und an sich werthvoll, je mehr seine Thätigkeit mit ihm zusammenwächst und sich in ihm darstellt; so wird die Arbeit zum Selbstzweck und erfüllt ihren Träger mit reiner Freude; jetzt kann sich der Mensch den Aufgaben des Werkes unterordnen und über seinem Gelingen den eigenen Nutzen völlig vergessen. Je energischer daher die Arbeit, je mehr sie Sache des ganzen Menschen wird, desto mehr kann sie zur Befreiung von kleiner Selbstsucht, zu innerer Erweiterung des Wesens dienen. Nun ist augenscheinlich die Gegenwart eine Zeit der Arbeit wie keine andere, straffer als je wird alle Kraft angespannt, enger als je verbindet sich unsere Thätigkeit mit den Gegenständen, mehr als je ist alles Gelingen an ihrer Ueberwindung und Aneignung gelegen. So muß die Arbeit auch ihren erziehenden Einfluß jetzt in vollstem Maße zeigen. In Wahrheit erhält das Leben einen gewaltigen Ernst, aller Müssiggang wird verscheucht, alles spielende Wesen ausgetrieben, alle Willkür geächtet, wenn der Mensch unter die Zucht des Gegenstandes geräth und unverweigerlich dem Gesetz der Sache gehorchen muß. Auch an dieser Stelle entwickelt sich ein pflichtgemäßes Handeln und ein Pflichtbewußtsein, das in der Unterwerfung unter eine objektive Ordnung, in dem Erkennen der Gebundenheit zugleich ein Gefühl der Würde und Größe erweckt und dem Leben durchgängig eine größere Festigkeit verleiht.

Zugleich aber muß die moderne Arbeit mit ihren riesenhaften Komplexen dem Individuum die Empfindung einflößen, daß es für sich allein nicht das

Hosted by Google

Geringste vermag, daß vielmehr alles Gelingen ein Zusammenwirken Vieler erfordert und daß nur diese Gemeinschaft der Leistung des Einzelnen einen Werth giebt. So wird unabläßig der Sinn auf das Ganze der Sache gerichtet und dem Individuum seine verschwindende Kleinheit eingeprägt. Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Aber diese seelische Wirkung der Arbeit hat eine Bedingung: was die Beschäftigung von außen heranbringt, Das muß in die Gesinnung gewandt und vom ganzen Menschen angeeignet werden; Alles, was diese Wendung nach innen hemmt, gefährdet auch jene Wirkung. Nun aber enthält gerade die moderne Art der Arbeit hier schwere Gefahren. Die Arbeit ist immer mehr über das unmittelbare Empfinden und Vermögen des Einzelnen hinausgewachsen, sie hat sich immer mehr ins Technische gewandt, sich damit ins Unendliche verfeinert und auch differenzirt. Die fortschreitende Theilung aber läßt den Einzelnen ein immer kleineres Stück des Ganzen übersehen, er wird schließlich auch mit seinem Denken an dieses Stück gekettet, er gelangt nicht mehr zur Idee des Ganzen, er wird ein willenloses Rad eines großen Getriebes. Dann aber kann er nicht mehr das Werk als sein eigenes empfinden, er wird gleichgiltig, unlustig, ja feindselig dagegen, der seelische Kontakt mit dem Gegenstande wird immer matter, bis eine heranbildende Rückwirkung auf die Seele schließlich ganz erlischt. Zugleich verringert sich eine seelische Wirkung der Arbeit durch ihre fieberhafte Beschleunigung, die den Menschen von Leistung zu Leistung treibt, unabläßige Verschiebungen erzeugt, auch die stärksten Eindrücke keine Wurzel in der Seele schlagen läßt. Eine direkte Schädigung der moralischen Bildung endlich wird die wachsende Verschärfung des Kampfes ums Dasein, der harte Zusammenstoß der Kräfte mit all seinen moralischen Versuchungen, wie ihn das moderne Leben erzeugt hat und ihn unabläßig steigert. Die Aufregungen und Leidenschaften dieses Kampfes der Individuen, Klassen, Völker drohen, alle innere Freude am Gegenstande zu ersticken und alles Gefühl der Solidarität zu unterdrücken. So scheint die Arbeit, die nach ihrer innersten Natur die Menschen einander verbinden sollte, sie schroff zu spalten und sie in unerbittliche Feindschaft zu treiben.

Der Kern aller dieser Gefahren ist die Ablösung der Arbeit von der Seele und die Bewältigung der Menschen durch eine seelenlose Werkthätigkeit. Das ergiebt bei ungehemmter Steigerung eine Mechanisirung des Daseins, eine Herabsetzung des Menschen zu einem „beseelten Werkzeug". Der schroffe Gegensatz zu den vorhin behandelten Triebkräften ist augenscheinlich: dort erfuhr der Mensch mit seinem Affekt und Befinden eine unermeßliche Steigerung, hier wird ihm alles Fürsichsein ausgetrieben; dort wurde er als höchster Selbstzweck behandelt, hier wird er ein willenloser Sklave der Arbeit, ein bloßes Mittel eines seelenlosen Kulturprozesses. Nur eine matte Gesinnung kann einen solchen Widerspruch ertragen.

Hosted by Google

Die Darlegung zeigte, daß das moderne Leben gerade in seiner spezifischen Ausprägung reich ist an moralischen Triebkräften; das Alles wegzuwerfen und sentimental oder auch pharisäisch über die Zeit zu klagen, muß danach als grundverkehrt erscheinen. Aber zugleich zeigte sich die Anregung der Zeit voller Probleme, sowohl jeder einzelne Punkt als auch ihr gegenseitiges Verhältniß stellt große Aufgaben, fordert eigene Entscheidungen. Das seelisch Bedeutsame ist immer erst zu erringen, die Zeit ihrer eigenen Idealität erst zuzuführen. Die Hauptpunkte seien hier in einzelne Thesen zusammengefaßt.

I. Bei den einzelnen Triebkräften enthält das Durchschnittsleben ein wirres Durcheinander von höherer und niederer Fassung, von Wirkung und Gegenwirkung. Es bedarf hier einer energischen Scheidung und einer Zusammenfassung der höheren Elemente. Das kann sich nun und nimmer aus jenem Durcheinander von selbst herausbilden, sondern es verlangt eine Bewegung zu den moralischen Prinzipien, eine Entfaltung der Moral nicht als einer bloßen Begleiterscheinung der Kultur, sondern als eines völligen Selbstzweckes.

II. In ihrem unmittelbaren Dasein bilden die moralischen Impulse der Zeit einen unerträglichen Widerspruch. Sozialisirung und Individualisirung ziehen nach entgegengesetzter Richtung. Beiden aber steht schroff entgegen die Mechanisirung des Lebens, dieses scheinbar unvermeidliche Ergebniß der modernen Arbeit. Solche Widersprüche sind nicht durch schwachmüthige Kompromisse zu heben, die vielleicht den Schulphilosophen erfreuen, die Menschheit aber gleichgiltig lassen; es bedarf einer muthigen Vertiefung des Denkens und Lebens, um in jenen Gegensätzen verschiedene Seiten, Aufgaben, Beziehungen einer umfassenden Wirklichkeit zu ergreifen.

III. Für alle modernen Triebkräfte war charakteristisch die Bewegung von außen nach innen, von der Handlung zur Gesinnung, die allmähliche Wandlung und Veredlung der Motive durch den Prozeß des Lebens. Eine solche Bewegung ist unbegreiflich ohne das Entgegenkommen einer inneren Natur, ohne eine Tiefe der Seele, die den Menschen mit geistigen Ordnungen verbindet. Dieser geistige Grund unseres Lebens ist heute verdunkelt, er bedarf einer Aufhellung, einer Herausarbeitung. Sonst bleibt das Leben leer in aller Fülle und matt in aller Aufregung.

Offenbar weisen alle drei Punkte nach einer Richtung: unser geistiges Vermögen ist selbständiger zu entfalten, unsere moralische Grundkraft neu zu beleben. Das kann uns niemals aus den Zeitverhältnissen zufallen, es war und bleibt stets eine freie That des Menschen. Wird sich nicht auch bei uns der Muth zur geistigen Kraft finden, kann insbesondere das deutsche Volk dauernd vergessen, daß aus ihm die moralische Erneuerung der Reformation und der kritischen Philosophie hervorging?

Jena. Professor Dr. Rudolf Eucken.

Hosted by Google

Giftige Getränke.

Kein Hausknecht kann zweien Herren dienen; entweder er wird einen hassen und den anderen lieben; oder wird einem anhangen und den anderen verachten. Ihr könnet nicht Gott sammt dem Mammon dienen. Ev. Lucä, XVI, 13.

Große Flächen vom besten Boden, der Millionen von heute im Elend befindlichen Familien ernähren könnte, sind dem Anbau von Tabak Weinrebe, Gerste, Hopfen und besonders von Hafer und Kartoffel gewidmet, die zur Erzeugung alkoholischer Getränke, Wein, Bier, Branntwein, bestimmt sind. Millionen von Arbeitern, die nützliche Gegenstände erzeugen könnten, sind bei der Erzeugung dieser Getränke beschäftigt. Man hat berechnet, daß die Branntwein- und Bier-Industrie in England den zehnten Theil der Arbeiter in Anspruch nimmt.

Was sind nun die Folgen der Fabrikation und des Genusses von Wein, Schnaps, Bier?

Ein altes Märchen erzählt uns: Ein Mönch hat einmal mit dem Teufel eine Wette abgeschlossen, daß er ihn verhindern könne, in seine Klosterzelle einzudringen; gelingt es dem Teufel, hineinzukommen, so verpflichtet sich der Mönch, zu thun, was Jener befehlen wird. Der Teufel nahm die Gestalt eines verwundeten Raben an, erschien mit herabhängenden, blutenden Flügeln an der Thür der Zelle, hüpfte umher und wehklagte. Der Mönch hatte Mitleid mit ihm und brachte ihn in seine Zelle. Der Teufel, der also die Wette gewonnen hatte, ließ dem Mönche die Wahl zwischen drei Verbrechen: Mord, Ehebruch oder Trunkenheit. Der Mönch wählte die Trunkenheit, — in dem Glauben, daß er nur sich selbst schaden werde, wenn er sich betrinke. Als er aber getrunken hatte, verlor er die Vernunft, ging ins Dorf und ließ sich dort, von einer Ehefrau in Versuchung geführt, einen Ehebruch zu Schulden kommen; dann wollte er sich gegen den Gatten, der ihn überrascht hatte und auf ihn losgestürzt war, vertheidigen und ermordete den Mann. Das sind nach dem Märchen die Folgen der Trunkenheit.

Und so sind sie auch in Wirklichkeit. Selten ist es, daß ein Dieb oder ein Mörder in nüchternem Zustande stiehlt oder tötet. Die Statistiken der Gerichte erweisen, daß neun Zehntel der Verbrechen in der Trunkenheit verübt werden. Den besten Beweis dafür, daß die Mehrzahl der Verbrechen durch Alkohol herbeigeführt wird, liefert die Thatsache, daß in den wenigen Staaten

Hosted by Google

Amerikas, wo der Alkoholkonsum unbedingt verboten ist, Verbrechen fast gar nicht mehr vorkommen: es giebt da weder Diebstahl noch Mord und die Gefängnisse sind leer. Das also ist die erste Folge des Genusses alkoholischer Getränke.

Die zweite Folge ist die schädliche Wirkung dieser Getränke auf die Gesundheit. Abgesehen von den nur Trinkern eigenthümlichen Krankheiten — schrecklichen Krankheiten, die vielen Menschen den Tod bringen —, hat man auch beobachtet, daß Trinker, die sich eine gewöhnliche Krankheit zugezogen haben, schwerer gesund werden, so daß die Versicherungsgesellschaften mehr auf das Leben der Menschen geben, die nicht Spirituosen genießen. Das ist die zweite Folge des Genusses alkoholischer Getränke.

Die dritte und entsetzlichste ist die Verdunkelung der Vernunft und des Gewissens: die Menschen werden durch den Alkoholgenuß gröber, dümmer und böser.

Und welchen Nutzen bringt der Genuß dieser Getränke?

Gar keinen.

Die Vertheidiger des Schnapses, des Weines, des Bieres versicherten zuerst, daß diese Getränke Gesundheit und Kraft verleihen, daß sie erwärmen und erfreuen. Heute aber ist die Falschheit dieser Behauptung bündig erwiesen. Diese Getränke stärken nicht die Gesundheit, denn sie sind giftig und der Genuß eines Giftes kann nur schädlich sein.

Die Thatsache, daß der Wein nicht Kraft giebt, ist mehr als einmal dadurch bewiesen worden, daß man Monate und Jahre hindurch die Arbeit eines trinkenden und die eines nicht trinkenden Arbeiters, die Beide von gleicher Kraft waren, verglichen hat; das Resultat war immer zu Gunsten des Nüchternen, der stets mehr und bessere Arbeit lieferte. Auch giebt es bei marschirenden Truppen, die Schnaps bekommen, mehr entkräftete und zurückbleibende Soldaten als bei solchen, die keinen Schnaps erhalten. Ferner ist nachgewiesen, daß Schnaps nicht dauernd wärmt, daß die Wärme, die er hervorruft, nicht anhält, daß der Mensch nach einem Augenblick der Aufregung noch mehr unter der Kälte leidet und daß ein Trinker schwerer als ein Nüchterner anhaltende Kälte ertragen kann. Die russischen Bauern, die im Winter vor Kälte sterben, erliegen ihr, weil sie sich durch Schnaps erwärmen.

Was die vom Wein herrührende Heiterkeit betrifft, so ist es heutzutage fast schon überflüssig, zu sagen, daß Dies nicht die wahre, die gesunde Heiterkeit ist. Jeder weiß, welche Bewandtniß es mit der Freude der Säufer hat: es genügt, zu beobachten, was in den Wirthshäusern der Städte und bei den Festen der Dörfer vorgeht. Diese Freude hat immer Beleidigungen, Raufereien, Verwundungen, alle Arten von Verbrechen und eine Erniedrigung der Menschenwürde zum Epilog.

Der Alkohol giebt also weder Gesundheit, noch Kraft, noch Wärme

Hosted by Google

noch Freude; er erzeugt nur Uebles. Man müßte folglich meinen, daß jeder vernünftige und gute Mensch nicht nur selbst alkoholische Getränke nicht trinken, sondern sogar mit allen Kräften bemüht sein sollte, Andere von diesem Gift abzuhalten. Leider sehen wir täglich das Gegentheil. Die Menschen halten so sehr an den alten Sitten und Gebräuchen fest, sie können sich nur so schwer davon befreien, daß es in unseren Tagen noch viele gute und weise Menschen giebt, die — weit entfernt, den Genuß dieser Getränke und die Gewohnheit, sie anzubieten, aufzugeben — ihre üble Gewohnheit eifrig vertheidigen.

„Nicht der Gebrauch ist schlecht, sondern der Mißbrauch". „König David hat gesagt: Der Wein erfreut des Menschen Herz. Christus hat bei der Hochzeit zu Kana den Wein gesegnet". „Wenn man ihn nicht trinken würde, verlöre die Regirung die kräftigste Quelle ihre Budgets." „Es ist unmöglich, ein Fest, eine Taufe, eine Hochzeit ohne Wein zu feiern". „Wie sollte man nach einem guten Kauf oder Verkauf oder beim Besuch eines Freundes nicht einen tüchtigen Schluck nehmen?" „Bei unserem Leben in Mühsal und Elend muß man trinken," sagt der arme Arbeiter. „Wenn wir nur gelegentlich und mäßig trinken, schaden wir Niemanden," sagen die Wohlhabenden." „Trinken ist die Freude Rußlands," sagte schon der Fürstensohn Wladimir. „Es schadet nur uns und geht nur uns an. Wir wollen Keinem Moral predigen und wir wollen sie von Keinem hören. Wir sind nicht die Ersten und wir werden nicht die Letzten sein," sagen die frivolen Menschen.

So sprechen die Trinker jeden Standes und Alters, um sich zu rechtfertigen. Allein diese Rechtfertigungen, die noch vor etwa dreißig oder vierzig Jahren annehmbar erscheinen konnten, können heute nicht mehr zugelassen werden. Sie klangen noch einigermaßen begründet, als man glaubte, der Genuß alkoholischer Getränke sei gefahrlos oder sie gäben gar Gesundheit und Kraft; als man noch nicht wußte, daß Alkohol ein Gift ist; als man noch nicht die furchtbaren, heute so ersichtlichen Folgen der Trunksucht kannte. Man konnte so sprechen, als es noch nicht Hunderte und Tausende von Menschen gab, die vorzeitig unter entsetzlichen Leiden sterben, weil sie sich das Trinken angewöhnt haben und sich nicht wieder davon frei machen können. Man konnte sagen, der Wein sei nicht schädlich, als man noch nicht Hunderte und Tausende von Frauen und Kindern sah, die hungern, weil ihre Väter und ihre Gatten sich dem Trunk ergeben haben. Man konnte es sagen, als man noch nicht jene Hunderte und Tausende von Verbrechern gesehen hatte, die jetzt die Gefängnisse und Zuchthäuser füllen, und jene Frauen, die der Wein der Prostitution zuführt. Man konnte es so lange sagen, als wir noch nicht wußten, daß Hunderttausende von Menschen, die zu ihrem eigenen Glück und zum Glück Anderer weiter leben konnten, ihre Kräfte, ihre Ver-

Hosted by Google

nunft und ihre Seele verloren haben, weil es alkoholische Getränke giebt und sie von diesen Giften in Versuchung geführt wurden.

Heute kann und darf man nicht mehr sagen, daß der Alkoholgenuß eine persönliche Angelegenheit ist; daß der mäßige Genuß ungefährlich sei; daß Jeder wisse, was er thue, und von keinem Anderen Lehren zu empfangen habe u. s. w. Nein: Das ist keine Privatsache mehr, Das ist eine soziale Angelegenheit von größter Bedeutung. Ob sie es wollen oder nicht: alle Menschen sind heutzutage in zwei Lager getheilt: die Einen kämpfen mit Wort und Beispiel gegen den unnützen Genuß eines Giftes; die Anderen vertheidigen ebenfalls mit Wort und Beispiel dieses Gift. Und diesen Kampf sehen wir in allen Ländern; seit zwanzig Jahren wird er mit besonderer Energie bei uns in Rußland geführt.

Jasnaja Poljana. Lew Nikolajewitsch Tolstoi.

Die Friedenskonferenz.

Die Abrüstungfrage ist, vom Kriegsherrn der gewaltigsten Militärmacht der Welt angeregt, von so hohem Interesse, daß es gestattet sei, nochmals auf sie — und zwar mit einigen zur Diskussion zu stellenden Vorschlägen — zurückzukommen.

So ungemein schwierig auch die praktische Gestaltung und Durchführung einer Abrüstung oder Einschränkung der Rüstungen erscheint und so wenig man sich in dieser Hinsicht übertriebenen Hoffnungen hingeben darf, so kann es dennoch als ein günstiges Vorzeichen für die Arbeiten der Friedenskonferenz gelten, daß von allen Seiten zustimmende Erklärungen vorliegen. Wenn die Ehrlichkeit und der feste Wille, womit an das Abrüstungwerk herangetreten werden muß, bei allen Betheiligten die selben sind, wie sie bei dem Urheber des Vorschlages, dem Zaren, vorausgesetzt werden können, so wäre ein Friedensbund keineswegs in den Bereich der Unmöglichkeiten zu verweisen. Die ihre Rüstungen in einem gewissen Maß einschränkenden Staaten würden dann mit ihren zwar erheblich verminderten, aber vereinigten Landheeren immer noch den übrigen sich davon ausschließenden Staaten des Kon-

Hosted by Google

tinentes außerordentlich überlegen sein, — mit ihren vereinigten Geschwadern auch deren einzelnen Flotten; sie wären allerdings einer Koalition der Flotten Englands, Frankreichs und Amerikas — falls diese Mächte sich dem Friedensbund nicht anschlössen — nicht gewachsen, von denen jedoch die französische bald durch entscheidende Erfolge der Friedenskoalition zu Lande abgesprengt werden könnte, so daß nur die englische und amerikanische Flotte gegen fast alle übrigen zur See im Felde stünden.

Es handelt sich im heutigen Stadium der Frage ganz wesentlich darum, die von den Verfechtern der Rüstungen eifrig vertretene Ansicht von der Wohlthätigkeit der Kriege als „reinigender Gewitter" und von der segensreichen Einwirkung der großen stehenden Heere und Flotten auf zahlreiche Zweige der Industrie ad absurdum zu führen. Es kann unmöglich bestritten werden, daß, wenn künftig Streitigkeiten zwischen den Ländern durch die diplomatische Aktion oder den Schiedsrichterspruch eines internationalen Schiedsgerichtes beigelegt würden, die „reinigenden Gewitter" sich auf diese Weise weit vortheilhafter und ohne die schweren Nachtheile und Folgen eines Krieges entladen würden, als wenn Ströme des besten Blutes von Hunderttausenden und eine empfindliche Störung von Handel, Industrie und Ackerbau nöthig sind, um einen Konflikt auszugleichen. Aus dem Leben der Individuen aller gesitteten Nationen ist die Vertretung der Rechte der Einzelnen mit den Waffen in der Hand — das Faustrecht im weiteren Sinne des Wortes — schon seit vielen Jahrhunderten verbannt und es ist kein triftiger Grund ersichtlich, weshalb nicht auch die Nationen, die unaufhörlich und mit Erfolg nach erhöhter Kultur und Gesittung streben, diesen Rechtsgrundsatz endlich als einen solchen des international bindenden Völkerrechtes anerkennen, streitige Fälle prinzipiell, wie es ja mehrfach schon vorkam, einem selbstgewählten — permanenten oder von Fall zu Fall zusammentretenden — Schiedsgericht unterbreiten und nur, wenn jede annehmbare Einigung absolut unmöglich wird, zum Schwerte greifen sollten.

Das zweite Hauptargument der Vertreter einer gewaltigen Heeres- und Flottenmacht betrifft die Befruchtung zahlreicher Industriezweige durch die riesigen Rüstungen. Darauf ist zu entgegnen, daß das Produkt dieser Rüstungen, die Wehrmacht, wenn sie zu der ihr bestimmten Verwendung im Kriege gelangt, so große und bedeutsame Werthe der Nationen vernichtet, daß die gerühmte Befruchtung einzelner Industrien dagegen völlig in den Hintergrund tritt. Das Arbeitkapital, das in den Millionen von Streitern, die in den napoleonischen und anderen Kriegen am Anfang und um die Mitte dieses Jahrhunderts fielen, vernichtet wurde, und in den Hunderttausenden steckte, die durch die Kriege von 1870, 1877/78 und 1897 und 1898 zu langem Siechthum oder frühem Tode vernammt wurden, ging und geht der Welt auch künftig

Hosted by Google

für immer verloren, eben so der größte Theil der für durch den Krieg vernichtete Waffen, Munition und Befestigungen, Ausrüstung, Vorräthe und sonstiges Kriegsmaterial ausgegebenen ungeheuren Summen, deren Einbuße sich noch die durch den Rückgang von Ackerbau, Handel, Industrie und Gewerbe in und nach Kriegszeiten bewirkte anschließt. Spanien kostete der völlig fruchtlose, eben beendete Krieg zwei Milliarden Pesetas, ganz abgesehen vom gleichzeitigen Rückgang seines Handels und seiner Industrie, — eine Summe also, die, auf die Hebung des äußerst bedürftigen Landes und nicht zum Kriege verwandt, diesem Staat offenbar reichen Segen bringen konnte. Die Vereinigten Staaten aber, die der Krieg nur etwa 400 Millionen Dollars oder 1800 Millionen Mark kostete und die mit Recht mit Genugthuung auf ihre — in Folge ihrer besonderen Situation — geringen Ausgaben für die Wehrmacht blicken konnten, stehen im Begriff, sich mit der Beschaffung eines beträchtlichen Landheeres und einer starken Flotte eine Rüstunglast aufzubürden, die die bisher so begünstigte freie Entwickelung ihres Handels und ihrer Industrie nicht gerade fördern dürfte. Man hat häufig auf den Sezessionkrieg hingewiesen und gesagt, die Vereinigten Staaten wären dabei besser gefahren, wenn sie ihn mit einem starken stehenden Heer zu verhindern vermocht hätten. Dieses starke stehende Heer aber blieb der Union seit ihrer Gründung erspart; und wenn der Sezessionkrieg einige Milliarden kostete, so hätte ein stehendes Heer von nur 100 000 Mann die Union seit der Zeit ihres Bestehens weit über ein Halbhundert Milliarden gekostet. Denn Deutschland verwendet für sein stehendes Heer von etwa 600 000 Mann jährlich 731½ Millionen, die Vereinigten Staaten jedoch für ihr bisheriges 28 000 Mann starkes rund 225 Millionen; sie hätten also für ein Heer von 100 000 Mann, da die Centralbehörden und besonderen Militär-Etablissements u. s. w. schon vorhanden sind, etwa 600 Millionen jährlich aufzuwenden gehabt, — es ist demnach klar, daß sie ohne namhaftes stehendes Heer wirthschaflich besser gefahren sind. Die Industrien, die auf der Existenz der Heere und Flotten beruhen, zielen in ihrem Endzweck zwar auf Erhaltung von Werthen ab, vernichten aber weit wichtigere Werthe an Menschenleben, Gesundheit und Nationalvermögen und sind deshalb im Grunde unfruchtbare. Und die Kapitalkräfte, die sich bisher der Heeres- und Flottenindustrie zugewandt haben, würden sich zweifellos in absehbarer Zeit andere, nützlichere Gebiete der Verwerthung zu eröffnen wissen.

Eine völlige Abschaffung der stehenden Heere strebt auch das Manifest des Zaren nicht an, nur eine Einschränkung der Rüstungen. Sie könnte, wie mir scheint, im Minimum so erfolgen, daß die Staaten sich verpflichteten, nicht über den Stand der bisherigen Rüstungen durch neue Heeres- und Flottenvermehrungen an Zahl der betreffenden Mannschaften hinauszugehen, während Verbesserungen in der Bewaffnung und Ausrüstung auch ferner nicht aus-

Hosted by Google

geschlossen blieben; oder auch so, daß ein bestimmter Prozentsatz der wehrfähigen Mannschaft der Bevölkerung für die stehenden Heere unter Berücksichtigung des Umstandes festgesetzt würde, daß die kleineren Staaten eines höheren Prozentsatzes für ihre Sicherung und, wie z. B. Holland, für den Schutz ihrer Kolonien bedürfen. Dieser Prozentsatz könnte sich für die größeren Staaten im Maximum auf etwa $^3/_4$ Prozent der Bevölkerung beziffern oder, um eine noch fühlbarere Erleichterung zu gewähren, auf $^1/_2$ Prozent normirt werden. Die Einschränkung der Rüstungen könnte jedoch auch dadurch umgrenzt werden, daß die Staaten, statt wie jetzt, bei den Großmächten wenigstens, ca. $^1/_4$ bis $^1/_3$, nur $^1/_6$ oder $^1/_8$ ihrer Gesammteinnahmen auf die Wehrmacht zu verwenden sich entschlössen und daß ihnen innerhalb dieser Grenze die beliebige Entwickelung auch in Bezug auf die Präsenzstärke zustände. Die Kriegs- und Schutzbereitschaft der verschiedenen Mächte könnte namentlich dann immer noch die Nuancen und Ueberlegenheitgrade aufweisen, die von vielen dauernd und eifrig angestrebt werden. Die Entlastung der Völker wäre aber immerhin eine sehr beträchtliche und Heer und Flotte blieben dennoch eine — wenn auch an Umfang eingeschränkte — Schule für die Söhne des Volkes.

Um welche ungeheuren Werthe, die nicht im wirthschaftlichen Interesse der Nationen verwandt werden, es sich bei dem heutigen System der Millionenheere handelt, zeigt schon ein Blick auf die Summen der Kriegsbudgets der großen Militärmächte. Sie betragen für das Jahr 1898 in Rußland für das Landheer 758,6 Millionen, für die Marine 159,7 Millionen, also im Ganzen 918,3 Millionen. In England 458,5 und 558,4, in Summa 1013,9 Millionen. In Frankreich 622,6 und 258,2, in Summa 880,8 Millionen. In Deutschland 731,5 und 146,3, in Summa 877,8 Millionen. In Oesterreich-Ungarn 374,7 und 29,6, in Summa 404,3 Millionen. In Italien 236,6 und 101,2, in Summa 337,8 Millionen. Die Gesammtsumme dieser Beträge von 4 Milliarden und 432,9 Millionen, die für die Zwecke der Wehrmacht allein in den genannten Staaten alljährlich verwandt werden, repräsentirt jedoch noch nicht annähernd den Ausfall, den das wirthschaftliche Leben der Völker durch die ungeheuren Rüstungen der Neuzeit erleidet. Denn die der Gesammtproduktion eines Landes zu Gute kommende Arbeitleistung der ins Heer oder in die Flotte eingestellten Männer geht für die Dauer von zwei und zum großen Theil drei, im europäischen Rußland sogar fünf Jahren den Ländern verloren, so daß bei dem Gesammtfriedensstande nur der sechs europäischen großen Militärmächte von etwa 2 900 000 Mann, da nach dem allgemeinen Urtheil der Statistiker die Produktionkraft des Mannes auf durchschnittlich 5 Mark pro Tag zu veranschlagen ist, bei durchschnittlich dreijähriger Dienstzeit sich ein Ausfall von über 13 Milliarden, also in Summa von über 26 Milliarden nur für die genannten sechs Mächte in drei Jahren

Hosted by Google

ergiebt. Noch weit beträchtlicher gestaltet sich dieser Ausfall für die Gesammtheit der Mächte, da deren jährliches Militärbudget 5 Milliarden ohne die Marine-Ausgaben beträgt. Der russische Nationalökonom J. S. Bloch bemerkt in Bezug auf die künftigen Kriege: „Die Zahl der streitbaren Kräfte wird sich in zukünftigen Kriegen ins Ungeheure vermehren. Im Jahre 1869 konnten die Staaten des heutigen Zwei- und Dreibundes insgesammt 5 230 000 Soldaten in den Krieg schicken; heute können sie 7 500 000 Soldaten aufbringen, nach Otto Berndt, Hauptmann des K. K. Generalstabes, sogar 8 100 000 Mann. Diese ungeheure Vermehrung der Soldatenzahl bedingt so große Ausgaben und Opfer, daß der künftige Krieg den Charakter eines Kampfes um die Existenz der Staaten selbst annehmen wird. Wenn der deutsch-französische Krieg, der nur 80 Tage dauerte, dennoch 15 große Schlachten, 159 kleine Kämpfe und 26 Einnahmen von Befestigungen und Festungen aufzuweisen hatte, darunter die Einnahme von Straßburg, Sedan, Metz und Paris, — um wie viel größere Opfer wird ein zukünftiger Krieg fordern! Schon die Kriegführung selbst wird geradezu fabelhafte Kosten erfordern. Die Kosten eines Krieges der fünf europäischen Staaten müssen sich auf 104,89 Millionen Francs pro Tag belaufen, und zwar für Deutschland (2,55 Millionen Soldaten) auf 25,5, für Oesterreich (1,3 Millionen Soldaten) auf 13,0, für Italien (1,28 Millionen Soldaten) auf 12,8, für Frankreich (2,75 Millionen Soldaten) auf 25,86, für Rußland (2,8 Millionen Soldaten) auf 28 Millionen Francs. Außerdem müßten diese fünf Staaten zur Unterstützung der Familien der Krieger zusammen 4 950 700 Francs pro Tag ausgeben. Die Kriegskosten dürften pro Jahr im Kriegsfall betragen: in Deutschland 10 681, in Oesterreich 5327, in Italien 5187, in Frankreich 10 729 und in Rußland 11 756 Millionen Francs.“ Diese Zahlen reden die deutlichste Sprache für die dringende Nothwendigkeit der Einschränkung der Rüstungen, besonders in einem Augenblick, wo sich der Wettstreit, der auf dem Gebiete der Landarmee schon an seiner äußersten Grenze angelangt ist, auf das maritime Gebiet zu verpflanzen im Begriff steht. Dabei ist die Vernichtung von Werthen aller Art, die die Verwendung der Wehrmacht im Kriege mit sich bringt, noch gar nicht mit veranschlagt.

Wenn schon bis zum fünften Jahrhundert nach Christus ein Schiedsgericht in einem für jene Zeit hoch civilisirten Staatswesen, dem Athens und seiner Bundesgenossen, mit glänzendem Erfolge Recht sprach und wenn man schon einen römischen Friedenskaiser als „die Wonne des Menschengeschlechtes“ bezeichnete, so ist nicht ersichtlich, weshalb das zwanzigste Jahrhundert nicht auch diesen Fortschritt sehen sollte. Wenn man an einzelnen Stellen die vom Zaren angeregte Frage so auffaßt, als ob es sich dabei um eine allgemeine und radikale Abrüstung handelte, auf die Schwierigkeiten hinweist, die sich für

Hosted by Google

die drei Faktoren des Landheeres, der Flotte und der Befestigungen, wegen ihrer in den verschiedenen Ländern verschiedenen Bedingungen, ergeben, und die Länge der Dienstzeit, den Modus der Bewaffnung u. s. w. in diese Erörterung hineinzieht, so ist Das nach meiner Ansicht völlig verfehlt. Denn selbstverständlich kann sich die Abrüstung bei den individuellen Verschiedenheiten der Wehrmacht der verschiedenen Länder nur auf die Friedenspräsenzstärke oder die Aufwendungen für die Wehrmacht beziehen, während die übrigen Einzelheiten den verschiedenen Regirungen und Volksvertretungen überlassen bleiben müssen. Es kommt auch gar nicht darauf an, ob der eine oder der andere Staat es versteht, ungeachtet der Abrüstung innerhalb der ihm gesteckten Grenzen etwa ein besseres Heer oder eine stärkere Flotte zu erzielen als der andere, oder darauf, daß die verschiedenen Staaten in Bezug auf ihre Wehrmacht haarscharf und unliebsam kontrolirt werden, sondern darauf, daß überhaupt im Ganzen die Rüstungen wesentlich eingeschränkt werden und eine Entlastung der Budgets eintritt, vor Allem aber darauf, daß die mächtigsten Staaten ehrlich gewillt sind, den Frieden zu erhalten. Stimmen alle Länder, zunächst die des Kontinentes, der Einschränkung der Rüstungen zu, so ergiebt sich gegen Vertragsbrecher die Wehrmacht der übrigen am Vertrage festhaltenden Staaten von selbst als die natürliche Exekutivgewalt; der Oberbefehl könnte alternirend jährlich bestimmt und ihre Operationstärke in jedem besonderen Fall von dem Oberbefehlshaber oder den Schiedsgerichts- oder Kongreßdelegirten bestimmt werden. Besonders wichtig ist es zunächst, die schweren Irrthümer, die sich über die absolute Nothwendigkeit eines bewaffneten, nur durch Millionenheere zu schützenden Friedens eingenistet haben und die neuerdings wieder weithin verkündet wurden, zu bekämpfen und darauf hinzuweisen, daß in Konfliktsfällen wenig oder nur mäßig gerüstete, aber verständig handelnde Staaten unbedingt weit weniger Anlaß und Neigung haben, zum Kriege zu schreiten als bis an die Zähne bewaffnete. Das Truggebilde, daß nur starke Rüstungen den Frieden zu erhalten vermögen, muß endlich zerstört werden; es zerflattert, sobald alle Mächte oder doch die Mehrzahl ehrlich den Frieden bewahren wollen. Dem Zaren gebührt für seine Anregung Dank; und die Volksvertretungen haben die Pflicht, in ihrem Streben nach einer Einschränkung der Rüstungen ihrem autokratischen Bundesgenossen treu zur Seite zu stehen und den Kampf gegen den Militarismus der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts an der Seite eines so starken Bundesgenossen weiter zu führen.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Hosted by Google

Félicien Rops.

Der Tod Féliciens Rops hat eine wahre Fluth von Aufsätzen, Ausstellungen und Auktionen hervorgerufen. In Paris und Brüssel sind die Zeichnungen und Gravuren, die sich in bedenklicher Baisse befanden, erheblich gestiegen und in Deutschland ist Rops aus dem Schatten geheimen Interesses plötzlich in das Licht unbegrenzter Verehrung gerückt. Alle Kunstblätter brachten Nachrufe und in Berlin arrangirt die junge Firma Cassirer eine stattliche Ausstellung seiner Werke. Diese Anstrengungen werden von der löblichen Tendenz gezeitigt, einem Toten zu seinem in Deutschland anscheinend bisher nicht gewährten Recht zu verhelfen. Die jüngere Kritik, übrigens nicht die deutsche allein, geht so weit, in Rops einen der Ihrigen, eine besonders moderne Künstlergestalt zu erblicken und deren Tendenzen zu ihren eigenen zu machen. Herman Bahr hat Das im Oktoberheft des Ver Sacrum offiziell formulirt; auf der ersten Seite steht allein, in schönen großen Lettern, in jener pyramidalen Kürze, die den Stil der Denkmäler und der diplomatischen Depeschen auszeichnet: „Félicien Rops, gestorben am 24. August 1898. Der größte Radirer unserer Zeit. Er haßte die Sünde und hat ihre Macht mit heiligem Zorn gezeigt. Indem er uns in die Hölle schauen ließ, hat er zum Himmel aufgeschrieen. Unser Heimweh nach der Schönheit hat Niemand gewaltiger geklagt. Vom gemeinen Leben der Leute abgekehrt, ist er einsam und rein gewesen. Die Künstler werden seinen theuren Namen bewahren."

Begeisterung ist in unserer entgeisterten Zeit eine schöne Sache; aber sie darf nicht die erschreckende Tragweite einer solchen Erklärung annehmen, in der außer dem Datum auch nicht ein Wort richtig ist. Sie darf in dieser Form nicht von einem Manne kommen, der auf die Stellung eines kritischen Führers Anspruch erhebt. Die Alten haben Recht, wenn sie über solche Superlative Zeter Mordio schreien. Schon deshalb gebührt darauf eine Antwort aus dem eigenen Lager; um so mehr, als Bahrs Auffassung der Ausdruck einer weit verbreiteten Ansicht ist.

Die Art dieser kritischen Würdigung ist bedenklicher als ihr Resultat. Jeder Radirer, der stirbt, ist ja bekanntlich der größte seiner Zeit. Aber die biographischen Notizen, mit denen man diese Kritik begründet, sind das Bedenkliche. „Er haßte die Sünde." Nein, er hat die Sünde wirklich nicht gehaßt. Man braucht sein Leben nicht zu kennen, man braucht nicht an den Stellen, wo er, in Brüssel zumal, zum Himmel aufzuschreien pflegte, geweilt zu haben, um über die Art dieser Gebete gründlich unterrichtet zu sein. Man braucht nur seine zahllosen Frontispices für die schlüpfrigen Geschichtchen, die er liebte, wie die Dévotions de M. Roch z. B., zu betrachten oder seine Legenden auf so vielen nur eindeutigen Gravuren zu

Hosted by Google

lesen, um sich zu überzeugen, daß er seinen Haß gegen die Sünde gelegentlich bemeistern konnte. Wenn er einsam gestorben ist, so geschah es vermuthlich, weil seine lustigen Noce-Genossen von dem bewußten Zipperlein gefesselt waren, dem auch das beste Rückenmark auf die Dauer nicht widerstehen kann. Nein, lieber Herr Bahr, Rops war ein sehr lustiger Sünder; und unter seiner Reinheit können Sie unmöglich eine andere verstehen als die, die von der Hygiene verordnet wird.

Huysmans hat das Märchen aufgebracht. Er sah in Rops den frommen Mönch; je unanständiger die Geschichten waren, desto glänzender erstrahlte die Reinheit ihres Autors. All diese pfadfindenden, erotischen Trucs waren nur erfunden, um uns desto sicherer abzuschrecken, jede Liebesszene war ein Gebet.

Ja, er hatte in der That Etwas von einem Mönch, aber von jenen lustigen, entsprungenen, an denen die Geschichten des großen Rabelais reich sind.

Ich weiß nicht, ob durch diese Berichtigung der Biographie des Meisters Rops weniger oder mehr sympathisch wird; nur so viel steht fest: mit der Würdigung seines künstlerischen Werkes hat das Alles auch nicht das Mindeste zu thun. Und Das hat Bahr, Das haben gar viele Verfasser von Nachrufen auf Rops vergessen. Dagegen müssen wir uns energisch wehren. Denn diese Art Kritik ist nichts Anderes als die mit heftiger Hitze so lange, auch von Bahr, bekämpfte der Alten. Es ist der Idealismus von der anderen Seite; weil Thumann ein braver Mann ist, weil seine Grazien die Tugend monumentalisiren, deshalb ist er ein großer Künstler... Man sollte heute eigentlich nicht mehr über solchen dilettantischen Kram zu reden brauchen. Es kommt doch schließlich bei der Sache auf andere Dinge an als auf Haß, Sünde, Reinheit und Gemeinheit, — Worte, die den Kritiker eben so kompromittiren wie die bekannten Reime Herz und Schmerz den Poeten.

Und nun zur Sache. Es bleibt in dem Nachruf Bahrs der Anfang und das Ende. War Rops wirklich der größte Radirer und werden wirklich die Künstler seinen Namen bewahren?

Ich glaube: nein. Ganz sicher wird Rops eine mehr oder weniger kotirte Sammlerwaare bleiben. Seine Gravuren sind wie dafür geschaffen, sie sind ausnahmelos unterhaltsam genug, um den Laien zu fesseln. Ihre Technik, zumal die des Vernismous, überraschte; man hatte fast seit Goya diese riesigen Flecken schwarz in Schwarz vergessen. Rops hat verblüffende Wirkungen damit erreicht. Auch manche seiner Kaltnadelätzungen sind hervorragend. Ihm aber deshalb etwa eine technische Bedeutung ersten Ranges zuzuschreiben, ist Phantasterei; es giebt sowohl bei uns wie in Frankreich Radirer von ungleich höherem technischen Werth. Manches in Ropsens Plattentechnik, namentlich bei den Vernismous, ist mehr Kniff als ernstes Metier. Den Künstler Rops gerecht zu beurtheilen, ist nicht leicht. Jeder,

Hosted by Google

der sich mit der Kunst unseres Jahrhunderts beschäftigt, wird, wenn er Rops begegnet, einem starken Eindruck unterliegen. Hat er genug kritischen Widerstand, so wird er nach einiger Zeit seine Stellung zu Rops modifiziren und dabei kann ihm leicht geschehen, daß er Rops eben so sehr zu niedrig anschlägt, wie er ihn vorher überschätzt hat. Man läßt den Aerger über die sauer gewordene Begeisterung an dem Opfer aus.

Es giebt unter den Tausenden von Blättern Ropsens ein paar Dutzend, die ihren Werth behalten. Es sind die Diaboliques, die Sataniques und Werke ähnlicher Gattung, die man sich gewöhnt hat, satanistisch zu nennen, Erotika von größter Kühnheit, einer starken Phantasie entsprungen und wundervoll gemacht. In ihnen hat das Mönchisch-Ketzerische des ehemaligen Jesuitenzöglings einen naiven und dabei grandiosen Ausdruck gefunden, am Stärksten und Einfachsten vielleicht in dem Vernismou „Haine et amour du prêtre sont du même élan", in dem er fast an Rubens' Beherrschung des Nackten erinnert. An diese Blätter denkt Bahr; und bei ihnen sind Superlative berechtigt. Niemand hat vor Rops solche Dinge in dieser Offenheit gewagt; und er hat sie in einer Zeit gemacht, wo er nie hoffen konnte, Verständniß für ihren künstlerischen Werth zu finden. Er hat nicht danach gefragt: er war ein Eigener.

Aber: diese Blätter sind der zwanzigste Theil seines ganzen Werkes. Es ist unmöglich, bei einer Würdigung seiner Bedeutung die Anzahl werthloser Dinge zu übersehen, in denen er seine Kunst zu Darstellungen erniedrigte, die nichts weiter als unanständig sind und durchaus nicht dem bewußten, einsamen Trotz gegen die Masse, sondern eher entgegengesetzten Erwägungen entsprangen. Und selbst wenn man nur jene ernsten Werke zur Betrachtung heranzieht, die die Wuth der Polizei und der selben Leute erregten, denen das andere Genre der ropsschen Muse durchaus nicht unwillkommen war, kommt man nicht an gewissen Einwänden vorbei. Und diese Einwände stellen die Behauptung, daß gerade die Künstler seinen Namen bewahren werden, in Frage. Den Künstlern giebt Rops am Wenigsten. Seine größte That war, Baudelaire, den Autor der Fleurs du mal, in Malerei zu übersetzen. Er hat Denen am Meisten gegeben, die Baudelaires Reize zu genießen verstanden.

Man kann Rops nicht mit dem berüchtigten Begriff des literarischen Künstlers abthun: er gehörte nicht zu den Unglücklichen, die das Metier verwechseln; er kannte und beherrschte das seine und hat ihm nie eine unmögliche Aufgabe zugemuthet. Er war zuweilen ein Psycholog, der gewisse Beobachtungen mit einer Schärfe und Deutlichkeit ausdrückte, wie es nicht der Feder des größten Dichters gelungen wäre. Seine Frauenbilder, die Absynthtrinkerinnen, sind Werke von erschütternder Wahrheit. Und

Hosted by Google

trotz Alledem bleibt ein Manko; es wird nur Dem fühlbar sein, der nach unmittelbar künstlerischen Sensationen in der Kunst sucht. Der wird vielleicht die ganzen Sataniques gegen eine einzige Zeichnung von Rodin hingeben, und während er die tollsten Phantasien des belgischen Meisters gelassen durchblättert, vielleicht Stunden lang vor einer flüchtigen Skizze von Degas stehen bleiben. Ihm giebt Rops zu wenig oder zu viel; er möchte lieber weniger genaue Vorschriften für die Bahnen der Phantasie des Betrachters und dafür mehr von dem allmächtigen Ansporn, der tiefer ist als das Tiefste, das eine Schilderung geben kann; weniger Genauigkeit in den Details, die ihn unter Umständen nicht interessiren, und dafür mehr von jenem geheimen Reiz des Pinsels oder Griffels, der die Seele auch ohne Marschroute in alle Höhen und alle Tiefen treibt, mehr Unbewußtes, — ja, ich kann mir nicht helfen: mehr Genie.

Man wende ja nicht ein, daß Kunst und Kunst Zweierlei ist, oder den noch größeren Unsinn von Stoff und Technik. Und um die Herren Stofflichen zu beruhigen, kann ich sie versichern, daß es Degas und Rodin im „Satanismus" recht weit gebracht haben. Es giebt gewisse Zeichnungen von Degas — sie entstanden genau zur selben Zeit wie die Sataniques —, die in puncto puncti würdig sind, die gute Stube Gevatter Teufels selbst zu schmücken; und wer sich für dieses Genre bei Rodin interessirt, braucht sich nur in sein Atelier zu verfügen, wo er Skulpturen sehen kann, ganz haarsträubend satanisch. Und niemals hat ein Kritiker Das bei diesen Leuten bemerkenswerth gefunden!

Auch diese Beiden haben sich an Baudelaire inspirirt, aber auf ihre Art. Es giebt bei einem reichen pariser Sammler sogar eine „Illustration" der Fleurs du mal von Rodin. Der Liebhaber von Illustrationen wird in ihnen nur Akte sehen; der bekanntlich phantasielose Künstler, der aus Versehen die neben die Zeichnungen gedruckten Verse liest, wird vielleicht zwischen beiden eine Beziehung finden, die ihn unwillkürlich an die „Illustrationen" eines gewissen Michel Angelo erinnert, der auch kein echter Illustrator, aber ein hervorragender Künstler war.

Das ist es, was man Rops nachsagen muß: ein Illustratortalent. Das treibt ihn zu der oft unerträglichen Indiskretion. Das läßt ihn, wo er nicht den richtigen Einfall gehabt hat, in die öde Plattheit eines deutschen Lustspieldichters oder in die witzige Unanständigkeit des Franzosen fallen.

Und deshalb ist es Unrecht, ihn zu den Unseren zu zählen. Wir brauchen keine Illustratoren, wir haben andere Bedürfnisse und sind stolz darauf. Wir haben Hirn genug, um selbst zu illustriren: die Kunst kann uns nur die Anregung geben, den Urtext. Und zu den Leuten, die die Urtexte schreiben, zu den einzigen Großen, die so viel Begeisterung brauchen, daß für die Anderen äußerst wenig bleibt, zu Denen wird man Rops nie rechnen dürfen.

Paris. Julius Meier-Graefe.

Digitized by Google

Vogeljagd.

Fast jeden Sommer war er Gast auf der Insel, der kleine blonde Herr. Erst gestern war er mit dem Dampfer angekommen und schon heute fuhr er aufs Meer hinaus, um Möwen zu schießen.

„Und nicht einmal seine Flinte mitzuhaben!“ klagte er den beiden Schiffern, die ihn segelten; „wird mir mit der Post nachgeschickt. Aber habe ich nicht einen schönen neuen Wettermantel, he, Bakker?“

Bakker, der barfuß und schwitzend am Steuer saß, hob den prachtvollen dunklen Kopf und lächelte.

„Ja, Herr.“

„Weil ich ein feiner Hund geworden bin!“ Der kleine Herr lachte und schleuderte den steifen Wachsmantel von sich. „Nicht viel Wind heute?“

„Nein, Herr.“

Träge glitt das Boot durch die zur Markirung des Fahrwassers hier eingelassenen zarten Birkenstämme in das Wattmeer hinaus. Farblos schien das Wasser, wasserfarben der Himmel und der Strand wie versengt. Ueber dem bräunlichen, monotonen Grün der Dünen lag heller Dunst, die kahlen Gipfel glühten.

„Na, wie gehts, Bill? Was macht die Familie? Hat sie sich vermehrt seit vorigem Jahr? Das ist recht! Wollen wir nicht einen Schluck Dornkaat darauf trinken?“

Bill, Adlernase, schmale Lippen, verschossener Kinnbart, kauerte an der Schiffsspitze.

„Ja, Herr.“

„Gut, Bill, machen wir.“

Die Flasche wurde entkorkt und machte die Runde.

„Ja, Das ist das Leben auf dem Wasser“, schwärmte der kleine Herr; „kein Aas und kein Hund hat Einem zu befehlen!“

Brachvögel strichen lockend vorbei.

„Wenn ich nur meine Flinte hier hätte!“ rief er.

Bakker langte aus der Schiffsluke die seine heraus und reichte sie ihm hin.

„Beißt sie gut?“

„Ja, Herr.“

„Aha, der Bill geht schon ans Werk!“

Mit einem festen Taschenmesser begann Bill Seehundsspeck in kleine Stücke zu schneiden.

„Ein schlechter Kerl, der Bill! Ein Hauptschwerenöther mit seiner kupfergelben Nase!“ Interessirt sah der kleine Herr den Fettflocken nach, als nun Bill die Speckstücke ins Wasser warf. „Wie Das den Thran austreibt!“ rief er, „diese Fettaugen. Na, Bakker, kriegen wir was zum Schießen oder kriegen wir nichts zum Schießen?“

Hosted by Google

„Wenn sie erst den Speck weghaben", sagte Bakker.

„Gehen Sie, Sie sind mir auch einer von den Schonern!" rief der kleine Herr, während er die Flinte lud. Spähend blickte er in die Höhe. „Holla, eine Möwe, eine richtiggehende Möwe!"

„Dort auch eine", rief Bakker.

„Da auch."

„Wie sie heranfliegen!"

„Ein ganzer Hut voll."

„Immer mehr! Immer mehr." Man wußte nicht, woher: auf einmal waren die Möwen da und umschwebten von fern lautlos das Boot.

„Wie sie sich ins Wasser fallen lassen!"

„Erst wenn sie beim Speck sind", rief Bakker.

„Kommt, Kinder, kommt!"

„Mit der gehts", flüsterte Bakker.

„Warten, sagt Hitschke. Komm, Kleine, komm! Aber die Bande ist ja so vorsichtig!"

„Kommt schon", flüsterte Bakker.

„Zu weit. Wenigstens achtzig Schritt. Wie weit trägt die Flinte?"

„Sechzig."

„August, komm!" Der kleine Herr drückte los. Die Möwe flog weiter.

„Die Flinte taugt nichts!" schimpfte er.

„Das wird was", flüsterte Bakker.

„Lassen wir sie erst briste (dreist) werden. Komm, Kind, komm! Verflucht, die kauf' ich mir!" Ein Schuß. Die Möwe verschwand im Sonnendunst.

„Das liegt an Ihrer Flinte, Bakker, die beißt nicht. Sie bit nicht! Sie bit nicht!"

„Aber sie hat was abgekriegt", sagte Bakker.

Der kleine Herr war verdrießlich. Er genirte sich. Ihm wurde heiß.

„Ach, geben Sie mir den Dornkaat her. Bei den schlechten Zeiten kann mans ja nicht aushalten." Er trank und reichte die Flasche weiter. „Bakker, trinken Sie auch, sonst bekommts mir nicht." Er hob die Flinte. „Die kommt! Die kommt! Wahrhaftigen Gott!" Er schoß: eine Möwe stürzte in die Wellen.

Ein Lauschen, wie in freudigem Schreck.

„Fogg ner!" kommandirte Bakker. Sie steuerten nach der Stelle. Bill zog die Möwe an Bord. Sie zuckte in seiner Hand.

„Brust eingedrückt!" kommandirte Bakker. Das geschah. Da lag die steife Vogelleiche. Bill versteckte sie unter die Schiffsbank.

„Denn die haben ja Argusaugen", sagte er.

„Dort fliegt ein Austernstecher. Speck hinein!" befahl der kleine Herr. „So komm doch! Komm bei mich!"

„Da!"

„Der Bruder kommt näher."

„Los!"

„Fort!"

„Schade."

„Wenn man hochhebt, sind sie weg, als sähen sie die Flinte. Kommt,

Hosted by Google

Kerls, kommt doch ein Bischen näher. Kommt in die gute Stube! Wir meinens ja gut mit Euch. Wir wollen Euch ja ausstopfen lassen."

„Da kommt was," flüsterte Bakker.

„Speck hinein! Nicht mit dem Gänseschmalz asen, Bill!"

„Die geht!"

„Verpaßt!"

Natürlich war Bill daran schuld. „O, Sie oller Geizhals mit Ihrem Speck!"

„Da kommt was."

„Viel zu weit. Was fällt Ihnen ein? So weit schieße ich nicht mehr," sagte der kleine Herr, that es aber doch. Bum! Federn flogen.

„Sie hat was abgekriegt," sagte Bakker.

„Verdammte Flinte!"

„Und ob sie was abgekriegt hat!"

Wie er sich kränkte, der kleine Herr!

„Ja, wenn ich meine Hühnerflinte hier hätte, dann hätte ich auch meine Sache, Das weiß ich."

„Pst!" machte Bakker, „die Seeschwalbe!"

Bum! Wie ein Stein sank die Seeschwalbe ins Wasser.

Wieder ein Lauschen. Es packte sie jedesmal.

„Dreihn! Schiff umlegen!" kommandirte Bakker. Sie wendeten. Bill langte die Beute herauf.

Der kleine Herr strahlte.

„Ein Mordsstratege, der Bill! Taugt bis in die Wurzel nicht!" Liebkosend berührte er den feinen gebogenen Schnabel des welk herabhängenden, zartweißen Vogels. Klagerufe ertönten. Mit durchsichtigen Schwingen umflatterten die Möwen das Boot, ein ganzer Schwarm, unruhig schwirrend. Strahlend hoben sie sich vom trübheißen Himmel ab, hell, hell, — sie leuchteten schier.

„Wie sie Futterneid haben! Eine gönnts der anderen nicht."

„Da!"

„So weit schieße ich nicht mehr. Nicht für eine Villa mit Flügelthüren!" Immer vergnügter schwatzte der kleine Herr in rosigster Laune. „Mädchens, Jungens, kommt heran! Hei, der große Strandläufer! Den wollen wir auch noch kriegen. Bill, Speck hinein! Komm, Kind, komm!" Er drückte los. Wo war der Strandläufer?

„Immer nehme ichs mir vor, nicht so weit zu schießen, und immer thu' ichs."

„Aber Das wird was."

Ein Schuß. Die Möwe flog weiter. Noch ein Schuß. Eine Möwe stürzte jäh ins Wasser.

„Die andere hat auch was abgekriegt," rief Bakker vergnügt.

„Ich sag ja, so viele krank gemacht! Na, Das erzähl' ich auch Niemandem."

„Geflügelt!" rief Bill, die Beute an Bord ziehend, und bewunderte die große Spannung.

„Wer ist gestorben?" lachte der kleine Herr und warf seinen Rock ab. In Hemdärmeln fluchte er noch: „Verdammte Hitze! Puh!"

* * *

Hosted by Google

Man sah die Sonne gar nicht. Die Dünen verschwanden hinter Strahlennebeln. Das Boot rührte sich nicht, kein Lüftchen ging, als erstarrte Alles in der Schwüle. Die Möwen kreischten. Manchmal ein Ton wie ein Lachen, dann wieder ein abgehacktes Bellen: Au!

„Ist Das die holländische Küste?"

„Ja, Herr."

Wie ein Silberfaden blitzte sie auf, hie und da schimmerten weißliche Flächen aus dem Wasser. Ein heller, neckischer Pfiff ertönte, Brachvögel, die wieder die Luft durchschnitten.

„Ein Reiher," sagte Bakker.

„Wo?"

„Dort auf der Sandbank, sehen Sie?"

„Wahrhaftig!" Träumerisch blickte der kleine Herr um sich. „Aashaft viele Vögel sitzen da," murmelte er. Eine Möwe schwebte über ihm. „O, Du Racker!" Er schoß sie herunter. Sie hatte sich in der Luft herumgedreht und schwamm nun zappelnd.

„Soll ich ihr noch eins auf den Kopf pürschen?" Er that es und blickte nach der Sandbank. Der Reiher war fort.

„Nun ist der Reiher auch fort, auf die Schüsse hin."

Bill hatte die Möwe herausgefischt.

„Ein Prachtexemplar!" rief er.

„O Sie alter Schneeaal!" Der kleine Herr lachte und steckte, sich über den Schiffsrand beugend, die Hand ins Wasser, das ganz lau war. Windwölkchen stiegen auf, ein schwacher Nordwest erhob sich.

„Es wird wieder regnen", sagte Bakker.

„Die vielen Miesmuscheln, die hier sind!" rief der kleine Herr, auf den seichten Grund blickend, „Herrgott, — und die Taschenkrebse!" Wieder griff er nach der Flinte, faul und fidel lockend: „Die Ida! die Ida! Die war ja noch nie da! O Susanne, wie bist Du doch so schön! Pit! pit! pit!" Dann legte er sich der Länge nach auf die Schiffsdiele hin und schlief ein.

Die Männer trieben zur Rhede, umsegelten die Schiffsbrücke, wo Kinder das schwache, heisere Echo anriefen, und kamen dann um die Insel herum. Der kleine Herr schlief.

Da hieß es:

„Ein Seehund!"

Er fuhr in die Höhe, die Flinte fest in der Hand. „Wo? wo?"

Etwa zweihundert Schritte weit sah man den schwarzen Kopf auftauchen.

„Der Esel muß doch näher kommen."

Doch Das fiel dem Seehund nicht ein. Noch ein Seehund wurde sichtbar und noch einer, — lauter schwimmende, nach Luft schnappende schwarze Köpfe, aber der kleine Herr war wieder eingeschlafen. Er schlief noch, als das Boot langsam zur Buhne glitt.

Juliane Déry.

Hosted by Google

Don Kienzl.

Nicht ohne heftiges Schütteln des Kopfes blicken wir auf die musikalische Produktion von heute im Allgemeinen und auf die Opernproduktion von heute im Besonderen. In den bildenden Künsten und in der Literatur ist das Chaos unsicherer Bestrebungen längst einer hoffnungreichen Klarheit und Festigkeit gewichen; es lassen sich kräftige Ansätze erkennen und dem in die Zukunft schweifenden Blick enthüllt der sich zertheilende Nebel neue Epochen des Blühens und des Reifens kostbarer Früchte. Aber in der Musik herrscht noch vollkommene Dunkelheit, ein plan- und zielloses Hin und Her: theils ein wunschsattes Verzichten, theils ein streberisches, erfolgloses, selbstquälerisches Hasten nach der Ausmünzung neuer Werthe. Die riesenhafte, ihre ganze Zeit so mächtig beeinflussende Erscheinung Wagners steht uns noch zu nah. Wir haben noch nicht die Maßstäbe, sie zu messen. Wir thun uns noch zu viel darauf zu Gute, sie mit fanatischer Hingebung zu verehren. Tritt ein feiner Kopf auf, der sich gegen Richard Wagner verwahrt, so glaubt jeder Thor, das Recht zu haben, den tausendfach höher Stehenden mit dem Lächeln der Ueberlegenheit und dem Achselzucken der Geringschätzung verrückt oder altersschwach zu nennen. Welche Fülle belustigender Aperçus haben wir über Nietzsche und Tolstoi zu lesen bekommen, besonders in Musikzeitungen aller Schattirungen! Ein Redakteur, der seine täglichen Censuren über konzertirende Künstler schreibt und dessen Horizont so eng ist, wie es nur der eines Nurmusikers sein kann, fühlt sich plötzlich berufen, ein lächerlicher Zwerg, den Schild zu erheben und sich vor seinen Götzen hinzustellen, um ihn gegen die Stiche und Hiebe seiner Angreifer zu vertheidigen. Richard Wagner ist Glaubenssache; die Anhänger dieses Glaubens vertragen keinen Zweifel und keinen Widerspruch, — und zweifeln und widersprechen ist ihnen gleichbedeutend mit Gotteslästerung. In einer so „glaubensstarken" Zeit fehlen naturgemäß die Bedingungen für eine gesunde Fortentwickelung. Wir müssen eben warten, bis wir aus dem Banne des großen bayreuther Hypnotiseurs erlöst sind.

Besonders schlimm haben es die Opernkomponisten. Sie gehören entweder zur Gemeinde und schreiben im Stil des Meisters „musikalische Dramen". Das sind die blassen Epigonen, die ein kümmerliches Dasein fristen von Gnaden der Kapellmeister, die mit der Wagnersache eng verknüpft sind und sich gern die Priester einer neuen Religion nennen. Oder sie gehören nicht zur Gemeinde und schreiben, gänzlich unbekümmert um Ideen und Ausdrucksformen des Meisters, im Stil der alten und ältesten, der vorwagnerischen Opern. Schließlich giebt es die große Zahl der Kompromißler. Sie sagen, man könne Wagner natürlich nicht umgehen, man müsse die Errungenschaften seines Stiles benutzen, aber man müsse dabei doch ein Eigener sein und, auf den Schultern des Meisters stehend, eine neue, eigenartige Kunst schaffen. Das sind die ganz Gefährlichen, weil ganz Konfusen. Und zu ihnen gehört Wilhelm Kienzl, dessen musikalischste Tragikomoedie „Don Quixote" bei ihrer ersten Aufführung in Berlin eine nachdrückliche, aber auch wohlverdiente Ablehnung erfahren hat.

Es ist eine goldene Regel, daß man die Menschen nicht nach ihrer Meinung beurtheilen müsse, sondern nach Dem, was diese Meinung aus ihnen macht, sagt Lichtenberg. Die Meinung des Herrn Kienzl ist so übel nicht. Er hat vor

Hosted by Google

der Aufführung seiner Tragikomoedie dafür gesorgt, daß wir sie aus seinem Munde direkt oder durch die Vermittelung jener berufsmäßigen Lobspender, die sich Interviewer nennen, erfahren. Hören wir also seine Meinung, wie sie sich in einem Artikel offenbart, der in den von Max Löwengard redigirten „Berliner Signalen" erschienen ist, und vergleichen wir sie mit Dem, was sie aus ihm gemacht hat.

Die Redaktion des Blattes hatte Herrn Kienzl eingeladen, einen vorbereitenden Artikel über seinen „Don Quixote" zu schreiben. Das wollte ihm nicht so recht in den Sinn, denn „das Selbstlob ist ja unverschämt, der Selbsttadel unnatürlich oder affektirt". Trotz diesen Bedenken ging er doch ans Werk und zwar zog er es vor, unverschämt zu sein. Er macht zunächst eine verbindliche Verbeugung vor den Kritikern, an denen wir ja keinen Mangel hätten, und giebt seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß sie in ihrer Gesammtheit schließlich gewiß das Richtige treffen werden, wenn auch der Einzelne irren werde. Aber — o Mißgeschick! — sie haben nun leider Alle geirrt, denn sie haben Alle mehr oder weniger umwunden festgestellt, daß der tiefsinnige Verfasser der tiefsinnigen Tragikomoedie einen Fehlgriff gethan hat. Nach dieser Verbeugung macht sich der Dichter-Komponist daran, die Intentionen darzulegen, die ihn bei Abfassung seines Werkes geleitet haben. Er erklärt sein Vorgehen zwar für überflüssig, da er sagt: „Ein echtes Kunstwerk soll solcher Erklärungen und prophylaktischen Maßregeln nicht bedürfen; es muß aus und durch sich selbst wirken. Ist es ja doch eine Krankheit unseres Zeitalters, Allem mit der Sonde des Verstandes beikommen zu wollen, Alles zu erläutern und zu erklären, und besonders der Deutschen, jede auftauchende Kunsterscheinung allsogleich zu analysiren und zu klassifiziren." Wirklich: Herrn Kienzls Meinung ist nicht schlecht. Aber was fruchtet ihm die beste Meinung? Er trifft, unbeirrt durch sie, prophylaktische Maßregeln und liefert den Beweis, daß auch ihn die Krankheit unseres Zeitalters, die er beklagt, erfaßt hat. Wiederum schreibt er beherzigenswerthe Sätze nieder: „Wirkt ein dramatisches Werk nicht, dann hat es, möchte ich sagen, seinen Beruf verfehlt und damit seine Werthlosigkeit erwiesen, etwa wie ein Brunnen, der kein Wasser giebt, oder eine Uhr, die nicht geht. Der Dramatiker möge sich nur keiner Selbsttäuschung hingeben. Macht sein Bühnenwerk keine Wirkung, so suche er die Gründe dafür nicht außerhalb (mangelhafte Aufführung, Unverstand des Publikums, für dessen Horizont das Werk zu ‚hoch' sei u. s. w.), sondern in diesem selbst." Während er diese Sätze niederschreibt, ist er natürlich ganz davon durchdrungen, daß sein Werk wirken wird. Als es aber nicht gewirkt hat, spricht er von dem Unverstande des Publikums, für das sein Werk zu hoch sei.

Durch seine Schreibfertigkeit gelingt es Herrn Kienzl mitunter, den Eindruck hervorzurufen, als ob er sich einer besonderen geistigen Potenz erfreue. Er umhüllt sich gleichsam mit schönen Redensarten, giebt dann aber unversehens einen bemerkenswerthen, unbeabsichtigten Einblick in die Werkstatt seines Geistes, wenn er zum Beispiel Folgendes verkündet: „Ich halte — um es gleich heraus zu sagen — die Don Quixote-Idee des großen Miguel de Cervantes für eine der bedeutungvollsten Aeußerungen des dichtenden Menschengeistes überhaupt und stelle sie unbedenklich neben die großen Probleme des Hamlet, Faust, Manfred, Brand u. s. w." Ganz gewiß: wir haben nur auf Herrn Kienzl gewartet, um

Hosted by Google

dieser abgründigen Weisheit theilhaftig zu werden. Wer hat auch vorher Cervantes gekannt, wer hat seinen Roman geschätzt? Herr Kienzl mußte kommen, um uns aufzuklären, — und so werden die Manen des großen Cervantes, denen er seine Tragikomoedie gewidmet hat, ihm sicherlich die schuldige Anerkennung nicht versagen. Cervantes, Shakespeare und Goethe bilden das Dichtertriumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellung, im Epischen, Dramatischen und Lyrischen, das Höchste hervorgebracht hat, sagt Heine. Herr Kienzl vervollständigt den Ausspruch und fügt Byron und Ibsen „u. s. w." dem Triumvirat zu. Herr Kienzl giebt sogar Aufschluß darüber, weshalb er die Don Quixote-Idee des großen Miguel de Cervantes für eine der bedeutungvollsten Aeußerungen des dichtenden Menschengeistes überhaupt hält. Es wäre ihm sonst nämlich „die ewige Jugend" des nun fast dreihundertjährigen berühmten Werkes, „das in bisher 1324 verschiedenen Ausgaben und in fünfzehn Sprachen gedruckt worden ist, unerklärlich." Ich glaube, Herr Kienzl wird nächstens ausfindig machen, daß ein gewisser Ludwig von Beethoven, der die berühmte „Neunte" geschrieben hat, ein sehr talentvoller Komponist gewesen ist, da es dem Evangelimanndichter sonst unerklärlich wäre, daß Beethovens Werke so häufig aufgeführt werden.

Nun beginnt Herr Kienzl im weiteren Verlaufe seines Aufsatzes seine Intentionen darzulegen, auseinanderzusetzen, weshalb er diesen seiner äußeren Gestalt nach so undramatischen, weil episodenhaften Stoff als Grundlage eines Dramas wählte, und zwar speziell eines musikalischen Dramas. Er meint, die früheren Versuche, den Roman für die Bühne zu verarbeiten, und zwar als Posse, Operette, Ballet, Farce u. s. w., hätten nicht der Grundidee des Romans, welche die Kraft des Idealismus bis zur persönlichen Selbstvernichtung darstelle, entsprochen, außerdem seien nur Bruchstücke, einzelne szenisch dankbare Episoden, verwendet worden. Das Eine wie das Andere scheint ihm des Originals unwürdig und eine Verunglimpfung des Stoffes zu sein. „Dieser durfte nur in seiner Gänze behandelt werden, allerdings — wie ich mir von Anfang an voll bewußt war — ein ungeheuer schwieriges und verantwortliches Unternehmen". Hoffentlich hat Herr Kienzl zu seinem Nutzen Das nun wirklich eingesehen. Denn soll der Ritter von der traurigen Gestalt auf die Bühne gebracht werden, so hat es weniger extensiv als intensiv zu geschehen. Ein dem „großen Cervantes" wahrhaft kongenialer Geist würde, wenn er wirklich die Absicht hätte, den „Don Quixote" auf die Bühne zu bringen, in einer beliebig herausgegriffenen Episode den ganzen Don Quixote uns zeigen. Er würde uns natürlich nicht so rein literarisch kommen wie Herr Kienzl und, da ihm nun einmal die Lecture gefiel, aus dem Don Quixote des epischen Romans durch schlichte Dramatisirung eine Bühnenfigur machen, sondern er würde in freier dichterischen Umgestaltung seinen Don Quixote geben. Man denke sich von Shakespeare den Stoff gepackt und geformt, — oder auch nur von Richard Wagner! Man könnte sich sogar vorstellen, daß Albert Lortzing sich auf seine geniale Weise mit dem Stoffe abgefunden hätte. Aus dem Don Quixote des Cervantes wäre dann ein Don Quixote Lortzings geworden, ganz gewiß eine echte, ergreifende und erheiternde Bühnenfigur, in der das seltsamste Gemisch von Tragik und Komik zu schönster Geltung gekommen wäre. Lortzing war die starke Persönlichkeit, die in ihrem reichen Besitz auch wohl einen eigenen Don Quixote hatte. Herr Kienzl aber hat seine Ar-

Hosted by Google

muth bewiesen, da er, weit davon entfernt, einen eigenen Don Quixote auf die Beine zu stellen — denn er hat keinen —, nur einen kläglichen Abklatsch des Originals zu Wege brachte.

Welch eine unüberbrückbare Kluft thut sich zwischen dem Wollen des sich so ungeschickt beweihräuchernden Dichter-Komponisten und dem Können auf, das sich in seiner musikalischen Tragikomoedie offenbart, das sich übrigens so unverkennbar schon in seinem glücklicheren Evangelimann offenbart hatte! Wie stolz und selbstbewußt klingt es, wenn Herr Kienzl sagt: „So kommt es, daß die Kapitel des Romanes, aus dem selbstverständlich alle nicht zur Handlung selbst gehörigen Erzählungen ausgeschieden worden sind (selbstverständlich!), völlig durcheinander geschüttelt wurden, also in ein ganz verändertes Verhältniß zu einander gerathen sind, jedoch ohne die geringste Vergewaltigung des Originals, die ich natürlich einem Meisterwerke gegenüber perhorreszire, sobald die Grenzen der sogenannten dichterischen Freiheit überschritten werden, die mir überhaupt gegenüber einem Dichterwerke enger gezogen zu sein scheinen als gegenüber der Geschichte". Welch neue, wahrhaft verblüffende Ausblicke auf das Brachland seines Intellektes giebt hier wiederum Herr Kienzl! Für einen Dichter von seinen Qualitäten giebt es keine „Grenzen der sogenannten dichterischen Freiheit," man müßte sie ihm denn so eng ziehen, daß ein gewaltiger Stoff ihm überhaupt unerreichbar wäre. Er rühmt sich, seine Ausstattungoper ohne die geringste Vergewaltigung des Originals geschrieben zu haben, und erinnert sich nicht seiner Worte: „Das Selbstlob ist ja unverschämt". Und, ach, er hat so gar keinen Grund, sich selbst zu loben, denn sein „Don Quixote" ist eine große Vergewaltigung. Eine Versündigung und Entweihung, so grob, wie wir sie nur je auf der Opernbühne erlebt haben. Was nützt es, daß er die geringste Vergewaltigung des Originals perhorreszirt? Der ist ein weiser Vater, der seine eigenen Kinder kennt; Herr Kienzl kennt sie leider nicht.

Er weist auf das völlig Neuartige seines Unternehmens hin; es soll darin bestehen, daß er die Figur des Don Quixote als einen festen Punkt auffaßt, um den sich die sämmtlichen übrigen Figuren in tollem Wirbel drehen, „als die tieftragische Achse einer in derb-genialer Tollheit sich abwickelnden burlesken Handlung". Abgesehen davon, daß auch darin das völlig Neuartige nicht ersichtlich wäre, ist das Unternehmen gescheitert. Denn wir empfinden seinen Don Quixote nicht als „tieftragische Achse". Wir empfinden ihn nur als den bedauernswerthen Narren, der von Groß und Klein, von Alt und Jung, von Hoch und Niedrig drei Akte hindurch nach Kräften gehänselt wird. Wir gewinnen keinerlei Sympathien für ihn, denn wir erhalten keine ausreichenden Einblicke in die Welt seiner Phantasmen. Wir befinden uns gleichsam entweder unter den Gästen des Wirthes Tirante oder unter denen des Herzogs. Wir sehen immer nur als Bestandtheil der realen Welt auf den Ritter von der traurigen Gestalt, auf den armen Geisteskranken, und wenden uns, da wir der ununterbrochenen platten Scherze bald überdrüssig werden, gelangweilt und angewidert ab. Wir können uns nicht vorstellen, daß dieser Don Quixote in einer Traumwelt lebt, die ihm in der Schänke ein Schloß, in dem Wirthe den Schloßherrn vorgaukelt. Don Quixote mag zehnmal sagen: „Edler Schloßherr", — wir können uns dennoch nicht in seine Empfindungwelt versetzen, weil unser Auge durch die beständigen realen

Hosted by Google

Eindrücke keine Illusionen aufkommen läßt. Im Roman mit seinen breiten Schilderungen ist Das etwas ganz Anderes. Dort sind wir in fortwährendem Konnex mit der Idealwelt Don Quixotes; dort läßt uns der Dichter bald die reale Wirklichkeit sehen, bald zieht er den Schleier vor, der sie uns in der phantastischen Beleuchtung, in den grotesken Verzerrungen erscheinen läßt, die die Handlungen des scharfsinnigen Junkers bestimmen und erklären. Herr Kienzl hat zu seinem Leidwesen erfahren müssen, daß die gefesselte Illusion des Theaterzuschauers ihn um seine schönsten Hoffnungen betrogen hat. Diesem fehlt, wie gesagt, der Hauptstützpunkt für das Verständniß des Don Quixote, der auf der Bühne sein Wesen treibt. Er sieht ihn nur als Gegenstand abgeschmackter Possenreissereien und bringt schließlich, nachdem er so lange Mitleiden und Widerwillen empfunden hat, nur ein Gefühl freudiger Erlösung auf, da er sieht, daß endlich der Tod den armen Kranken abberuft. Aus all diesen Gründen ist vielleicht eine Translokation der Don Quixote-Gestalt überhaupt unmöglich. Jedenfalls ist sie ungemein schwierig und nicht so ohne Weiteres durch eine Dramatisirung des Romanes zu bewerkstelligen.

Empfinden wir den Don Quixote des Herrn Kienzl also nicht als „tieftragische Achse", so sind wir auch nicht im Stande, die Handlung als eine in derbgenialer Tollheit sich abwickelnde Burleske aufzufassen. Von einer Handlung kann überhaupt nicht die Rede sein. Denn daß Don Quixote allerlei Abenteuer erlebt und zum Schluß durch die List seiner Nichte und ihres Geliebten nach Hause befördert wird und stirbt, kann als Handlung einer umfangreichsten Tragikomoedie nicht ausgegeben werden. Die innere Steigerung, auf die es Herr Kienzl angelegt hat, die psychologische Entwickelung kommt nicht heraus. Wo sie ans Licht möchte, wird sie durch das allzu üppig ins Kraut geschossene Beiwerk überwuchert. Und dieses Beiwerk ist nicht danach angethan, uns für die geschilderten Mängel zu entschädigen. Es hat in seiner Witz- und Humorlosigkeit, in seiner possenhaften Ausgestaltung, besonders im zweiten Akt, nichts von jener derb-genialen Tollheit des Romanes, die Herr Kienzl mit so eifrigem Bemühen auf die Bühne verpflanzen wollte.

Nachdem Herr Kienzl in seinem Aufsatz dann noch einiges recht Vernünftige und Lesenswerthe über den dramatischen Kern des Stoffes, der die Rechtfertigung seines Ausbaues zur Tragikomoedie bildet, gesagt hat, verräth er noch einige Intentionen, die ihn bei der Abfassung seines Werkes geleitet haben. „Der Allerwelt-Humor im Don Quixote-Stoff ist es, der mir ihn so großartig erscheinen läßt. Von den meisten Lesern wird er aber nicht herausgefühlt, da er allerdings von der Masse des Lokal-Humors und -Witzes versteckt wird. Er liegt mehr zwischen als in den Zeilen. Ihn aus den Tiefen heraufzuholen, war mein Bestreben. Ich wollte, daß es gewürdigt würde." Ja, ja, Herr Kienzl ist ein Riese! Doch sollte man nun meinen, daß sein Libretto von zwerchfellerschütternden witzigen und humoristischen Wendungen erfüllt sei. Aber man lese es. Von den meisten Lesern werden sie nicht herausgefühlt werden. Vermuthlich wird nun erst ein Helfer kommen müssen, der den Humor aus der Höhe wieder herunterholt. Herrn Kienzl steht es natürlich außer Frage, daß er sich ein Verdienst erworben hat. Statt zu sagen: „Ich wollte, daß es mir gelungen wäre", sagt er schlechtweg: „Ich wollte, daß es gewürdigt würde!"

Hosted by Google

Die Satire in Cervantes' Roman scheint Herrn Kienzl nebensächlich zu sein. Allerdings wollte Cervantes einen satirischen Roman schreiben, um die erlogenen und unsinnigen Geschichten der Ritterbücher dem Gelächter der Welt preiszugeben. Daß er mehr gegeben hat als die bloße Satire, verdankt er seinem Genie. „Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane", schreibt Heine in seiner bekannten Einleitung zum Don Quixote, „die er durch Beleuchtung ihrer Absurditäten dem allgemeinen Gespötte und also dem Untergange überliefern wollte. Dieses gelang ihm auch aufs Glänzendste. Aber die Feder des Genius ist immer größer als er selbst, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten, und ohne daß er sich Dessen klar bewußt wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung." Nun, Herr Kienzl, dem diese Satire „als ein roher Kampf mit Windmühlen" erscheint, wollte dennoch auf „dieses Ingrediens des Romans" in seinem Werke nicht verzichten; und so gestaltete er den ganzen zweiten Akt zu einer Satire auf die längst begrabene Gattung der „Großen Oper", so daß „die Satire des Romanes auf ein anderes, uns heute näher liegendes (ästhetisches) Gebiet hinüber gelenkt wurde. So wie dort ist sie also auch hier nur eine Begleiterscheinung Dessen, was der Dichter eigentlich darstellen wollte". Der Dichter Cervantes und der Dichter Kienzl! Es muß eine Sammlung veranstaltet werden, um ihnen ein Doppelmonument zu errichten... Ist die Große Oper wirklich eine schon längst begrabene Gattung? Hat Herr Kienzl wirklich Veranlassung, auf Meyerbeer, Rossini und ihre Genossen verächtlich herabzusehen? Sind sie nicht Riesen neben ihm? Reicht er ihnen in der Kraft der Erfindung und in der Meisterung der Technik auch nur das Wasser? Hat er vergessen, daß es einen sehr genialen Parodisten gegeben hat, daß dieser Parodist Offenbach hieß und im kleinen Finger mehr konnte als Herr Kienzl von der Sohle bis zu seinem Lockenhaupte? Das Ergötzlichste ist, daß Herr Kienzls Satire auf die Große Oper vollkommen latent bleibt. Hätte er nicht geplaudert, so hätte kein Mensch seine „Intention" errathen. Er hat aber noch mehr Intentionen, unter anderen die, seiner Musik die Aufgabe zuzuweisen, die edle Innenseite des „Helden" zu malen, während gleichzeitig dessen lächerliche Außenseite durch die Realität der Bühnenvorgänge dargestellt wird. Daß so Etwas nicht möglich ist, darüber wird ihm die Aufführung seines Werkes wohl Klarheit verschafft haben.

Herr Kienzl ist keine komplizirte Natur. Er ist aber eine Natur, die sich um Alles in der Welt komplizíren möchte, — ein Vorhaben, das nur dazu führt, ihn zu verwirren und in die Irre zu leiten. Er hat seine Ideale und treibt „die Kraft des Idealismus bis zur persönlichen Selbstvernichtung". Ganz wie Don Quixote, der schwachsinnige Junker von La Mancha. So ist es gekommen, daß der Dichter-Komponist der eigentliche Held seiner Tragikomoedie geworden ist. Er ist ausgezogen, um Kämpfe zu bestehen, in denen er unterliegen mußte. Aus der idealen Welt seiner Träume oder „Intentionen" ist er jählings in die reale Welt seiner unzureichenden Kräfte zurückgesunken. Sein Fluch war das „musikalische Drama" und die Verachtung der „Großen Oper". Möge er, der so manches Gute über seine Kunst und so manches Schöne in seiner Kunst zu sagen weiß, nun die Angelpunkte seines Talentes erkennen lernen.

Halensee. Max Marschalk.

Hosted by Google

Italien und Frankreich.

Zwischen Paris und Rom wurde zwar sehr heimlich verhandelt; immerhin aber fiel vierzehn Tage lang die Festigkeit der italienischen Rente auf. Etwas muß also doch in die französischen Finanzkreise durchgesickert sein. Natürlich sah man in den Käufen nur den Wunsch eines abundanten Landes, sich gute Anlagen zu verschaffen. Schon seit zwei Jahren sind die Franzosen, trotz allem Haß gegen den Dreibundstaat, bei dieser Arbeit. Schließlich muß doch eine Nation, die für ihre stagnirende Industrie kein neues Geld herzugeben braucht, ihr Baarmittel anlegen; und da Deutschland durch die Affidavit- und sonstigen Chicanen Crispis zum Verkauf seiner Italiener getrieben wurde, war auch Das ein Reiz für die Franzosen, als Käufer einzugreifen. Freilich haben wir noch immer sehr große italienische Effektenbestände, besonders in garantirten Papieren. Auch braucht Italien heute eine kapitalistische Hilfe nicht mehr so dringend wie z. B. in der Zeit, wo das Königreich seinen Rüstungen erlag, von Frankreich handelspolitisch boykottirt wurde und sich an Bismarck klammern mußte, um bei unseren Banken und unseren Weininteressenten Unterstützung zu finden. Eintagskalkulatoren wurden damals nicht müde, auszurechnen, wie viel wir, dank unserer „Vermengung" von Politik und Finanz, an den verkauften Russen und gekauften Italienern verloren. Ein billiges Vergnügen; denn da die Grundlage jeder wirthschaftlichen Entwickelung das Sicherheitgefühl des Staates bildet, war es für die Deutschen während dieser Krisis klug und rentabel, Italien um jeden Preis zu stützen. Galt diese Hilfe einem Unheilbaren? Das ist eine für uns wichtige Frage.

Von den grausigen Nothständen im Süden des Landes darf man sich nicht den Blick trüben lassen, wie es manchen theoretisch gebildeten Reisenden geschehen ist, die nach einem Aufenthalt in Neapel und Sizilien noch heute schnell ihre italienische Rente verkaufen. Ein Land kann Provinzen haben, wo der größte Theil der Bevölkerung durch den Druck und die Aussaugung von Latifundienbesitzern verwahrlost und die öffentliche Sicherheit gefährdet ist, die Ausgrabungen können stocken, — und dennoch kann zugleich die Industrie einen Aufschwung nehmen und die Ziffer der Sparkasseneinlagen kann steigen. Man darf nicht übersehen, daß Italien sich eine recht nützliche Schutzzollpolitik geschaffen hat; gerade dort bieten sich aber der industriellen Entwickelung auch noch andere Vortheile: billige Arbeitlöhne und überaus reiche Wasserkräfte, die in solcher Ausbeutungfähigkeit nur noch in Skandinavien zu finden sein dürften. Starke Wasserkraft allein thuts nicht; sie muß auch im Winter nicht zufrieren und im Sommer nicht austrocknen. Mit einem ungünstigen Umstande haben freilich viele italienische Fabriken zu rechnen: sie konnten nicht immer da errichtet werden, wo ihnen später moderne Kraftübertragungen winken mochten, und so haben sie für Kohle zu sorgen, die dort theuer bleibt. Trotzdem sind die Italiener rüstig vorwärts gekommen; sie decken schon heute in wichtigen Artikeln nicht nur den heimischen Bedarf, sondern konkurriren auch auf dem Weltmarkt, mit ihren Baumwollfabrikaten sogar in Britisch-Indien. Dieser Fortschritt könnte auch uns schädlich werden, selbst wenn nicht, wie es in Folge des neuen Handelsvertrages mit Frankreich jetzt geschehen wird, noch der französische Wettbewerb hinzukäme. So scheinen die Italiener die Absicht zu haben, ihren nicht geringen Zuckerverbrauch selbst zu

Hosted by Google

decken; deutsche Maschinenfabriken (ich höre von Halle, Braunschweig, Sangershausen) werden sich wohl um die Wette beeilen, die sehr kostspieligen Maschineneinrichtungen nicht allein zu liefern, sondern auch zu kreditiren. Wahrscheinlich übernehmen sogar Deutsche einen Theil des Aktienkapitales dieser Unternehmungen. Es scheint sich um einen großen Plan zu handeln; und Unterhändler, die damit zu thun haben, sprachen mir ganz offen von vierzig Zuckerfabriken, die für Italien in Aussicht genommen seien. Natürlich lassen sich so viele technisch doch recht komplizirte Etablissements nicht aus dem Boden stampfen; aber die deutschen Zuckerproduzenten mögen sich vorsehen! Der Tag rückt immer näher, wo andere Länder sich selbst mit Zucker versorgen werden, um nicht noch länger von der vorgeschrittensten Industrie Europas abhängig zu sein. Den — einstweilen mindestens — letzten Gewinn wird uns dann die einmalige Maschinenlieferung bringen.

Den Hauptvortheil Italiens will man in der Wiederkehr seiner alten Weinausfuhr nach Frankreich sehen. Aber wenn die Franzosen für mehrere Viertel ihres „echten" Bordeaux die Weine des Nachbarn willkommen heißen, so haben doch auch sie dabei einen beträchtlichen Nutzen. In sechs Jahren, von 1881 an, konnte der italienische Weinabsatz nach Frankreich von 72 auf über 97 Millionen Frcs. steigen; im vorigen Jahr hatte er nur noch einen Werth von einer Million Frcs. Das zeigt, wie schwer die Bordeauxproduzenten die Politik ihrer Regirung empfunden haben mögen, die sie durch die erhöhten Zollsätze zwang, den fremden Zusatz entbehren zu lernen. Uebrigens war die Ziffer von 97 Millionen Frcs. ungeheuerlich, da es sich angeblich doch nur um einen Zusatz zu den französischen Sorten gehandelt hat, also um solche Verschnittweine, die zu etwa 50 Frcs. pro Hektoliter abgegeben werden. Man muß deshalb boshaft annehmen, daß die Franzosen damals auch edlere italienische Weine kauften, um sie mit der Hilfe der allmächtigen Chemie in „echte" Bordeaux umzutaufen. Daß später Spanien zum Theil wenigstens Italien zu vertreten hatte, sieht man aus den Bemühungen, die von Madrid aus jetzt in Paris gemacht werden, um auch den spanischen Weinen neue Zollerleichterungen zu verschaffen. Leicht wird Das gerade jetzt nicht sein, da die französischen Inhaber der kubanischen Schuld sich von Spanien eben so verlassen sehen wie von der Union und da ferner die Spanier von den Franzosen noch eine Milliardenanleihe verlangen. Zu Verschnittweinen benutzt übrigens der Süden Frankreichs auch die tunesischen Sorten sehr stark; diese Thatsache scheint unseren selbstbewußten Handelsjournalisten allerdings noch nicht bekannt zu sein.

Was könnten nun die französischen Exporteure durch den neuen Handelsvertrag gewinnen? Italien empfing früher von ihnen viermal mehr Wollenwaaren als jetzt. Das ist vielleicht das einzige Gebiet, wo die Aussichten sich bessern und Deutschland und Oesterreich mehr zurücktreten könnten. Dagegen glauben die lyoner Kaufleute wohl selbst nicht, daß sie den früher achtmal größeren Seidenexport gegen Mailand und Turin zurückgewinnen werden. Baumwollwaaren bezog Italien schon im Jahre 1887 nur noch für $5^1/_3$ Millionen Frcs.; diese Werthsumme ist seitdem auf den zehnten Theil gesunken. Hier ist, wie bereits erwähnt, Italien selbst ungemein leistungfähig geworden. Was Metallwaaren betrifft, die in der Kampfzollzeit von $5^1/_2$ auf $1^1/_2$ Millionen gefallen sind, so ist Deutschland darin ein gesuchtes Bezugsland geworden. Im Allgemeinen ließ sich seit der Zeit des Bruches zwischen Italien und Frankreich kaum

Hosted by Google

sagen, auf welcher Seite die größere Minderausfuhr zu suchen war, da die Jahreszahlen wechseln und bald das eine, bald das andere Land mehr geschädigt schien.

Wichtig ist aber auch, daß künftig die Republik sich wieder an italienischen Geschäften aller Art kapitalistisch betheiligen wird, selbst wenn für einzelne Gründungen die jetzt sehr beliebte, weil bequeme brüsseler Börse vorgezogen werden sollte. Man muß bedenken, daß die französischen Großbanken ihre ungeheuren Depositen nicht in ausländischen Unternehmungen anlegen dürfen; dagegen pflegen sie Transaktionen, selbst bis zu 100 Millionen, in ihrer Kundschaft leicht unterzubringen. Das wird ihnen jetzt, nachdem der politische Bann von Italien genommen ist, viel leichter werden; und so wird wohl auch der französische Handel, nach moderner Art, oft die vom Großkapital vorher gewiesenen Wege wandeln. Diese Gunst einer plötzlich veränderten Lage haben, wie ich höre, denn auch intelligente Finanzleute rasch zu erfassen verstanden; sie sind dabei vorurtheillos genug, von Frankreich nur das Geld, von Deutschland aber die eigentliche Industrie zu fordern. Unsere Technik steht eben jetzt so hoch, daß sie von den auf diesem Felde passiven Ländern ohne Schaden kaum umgangen werden kann. Wenn wir nun Italien, wie es ja seit Jahr und Tag geschehen ist, große Fabriken, Straßenbahnen, Elektrizitätwerke u. s. w. als selbständige Gesellschaften hinstellen, brauchen die pariser Banken die Scheu ihrer Kundschaft vor einer Betheiligung von jetzt an nicht mehr zu fürchten. Die deutsche Adresse ist ja nicht immer bemerkbar: scheinbar handelt es sich um italienische Gesellschaften, die fremdes Kapital meist nur für eine Weile gebrauchen, denn besonders elektrische Werthe nimmt das Publikum der italienischen Städte langsam selbst auf. Auch die italienische Rente fließt allmählich ja in ihr Heimathland zurück. In Mailand z. B. giebt es eine Sparkasse, die für über 700 Millionen Lire Einlagen aufweist. Da gerade Mailand fast 30 000 Deutsche zählt, so sei bei dieser Gelegenheit überhaupt auf das deutsche Element in Norditalien hingewiesen, durch dessen Eigenart das ganze dortige Geschäftswesen vortheilhaft beeinflußt wird. Damit ist natürlich mehr die Solidität als der eigentliche Handelssinn gemeint; denn in ihrer Eigenschaft als Kaufleute und Bankiers entwickeln bekanntlich die Italiener eine Feinheit, ja, ein Raffinement, daß unsere Hochfinanz sich sehr anstrengen muß, um in Rom nicht überlistet zu werden. Für die deutschen Unternehmerinteressen wäre es aber, da heute nun einmal unser Baarvermögen industriell festgelegt ist, nur wünschenswerth, wenn die italienischen Konsortialgeschäfte nicht mehr als unfranzösisch geächtet würden. Wo wir uns freimachen können, ohne unseren eigentlichen Arbeitmarkt zu schädigen, werden wir es gewiß sehr gern thun. Wir, — nämlich die deutschen Kapitalisten.

Nur italienische Rente sollten unsere Sparer nicht allzu reichlich abgeben. Früher hatte das deutsche Publikum ungleich mehr gute fremde Anlagen als heute; es sei nur an Egypter und United States Bonds erinnert. Das giebt insofern einen großen Rückhalt, als es in Zeiten ernster Gefahren sehr mißlich bleibt, sich auf die Eingänge aus inländischen, dann ziemlich unverkäuflichen Werthpapieren allein zu verlassen. Frankreich konnte seine Milliardenschuld nur deshalb so rasch abtragen, weil die Franzosen ihre Bestände an auswärtigen Werthen verkaufen, d. h. zu Geld machen konnten. Diese Erwägung der Vorsicht sollte auch bei noch so großer Begeisterung für die deutsche Industrie nicht vergessen werden.

Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Dezember 1898.

Jüdische Wirthschaftgeschichte.*)

1. Von der ältesten Zeit bis zur mosaischen Gesetzgebung.

Die Ueberlieferungen der Geschichte der Juden knüpfen bekanntlich an die Schöpfungsgeschichte und an den Sündenfall an. Danach trieb Gott der Herr den Menschen aus dem Paradies: den Acker zu bebauen. „Mit Arbeit sollst Du Dich von der Erde nähren und im Schweiße Deines Angesichtes Dein Brot essen!" Aber auch schon im Paradiese war es die Bestimmung des Menschen, „den Acker zu bebauen und zu bewahren" (1. Mos. 2, 15 und 3, 17—23). Der erstgeborene Sohn Adams, Kain, war ein Ackersmann und baute die erste Stadt Henoch. Mit der Zunahme der Bevölkerung

*) Aus dem historischen Theil meiner Vorlesungen über „politische Oekonomie" unter Benutzung von Manuskripten meiner Herren Mitarbeiter, des Privatdozenten Dr. Walter in München und des Rabbiners Dr. Unna in Mannheim.

Die Nationalökonomie hat die Wirthschaftgeschichte der Juden fast noch unberührt gelassen. Erst der zweite Supplementband (1897) von Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften enthält eine vier Druckseiten füllende Darstellung der „Sozialreform im alten Israel" vom Professor Adler; sie ist vorher in der „Zukunft" veröffentlicht worden. Beer hat in der „Neuen Zeit" Jahrg. XI, Bd. 1, 1893, einen oft citirten „Beitrag zur Geschichte des Klassenkampfes im hebräischen Alterthum" geliefert, aber er kann nur als eine vielfach gewaltsame Umdeutung der hebräischen Geschichte im Sinn der materialistischen Geschichtauffassung Marxens bezeichnet werden. Die Literatur aber, die wir sonst besitzen, ist nicht von Nationalökonomen bearbeitet und kann deshalb auch die nationalökonomische Seite der Entwickelung nicht in ihrer vollen Bedeutung hervorheben. Benutzt wurden zur folgenden Darstellung die Bibel, Talmud und Midrasch, ferner aus der älteren Literatur namentlich die ausgezeichneten religionphilosophischen Arbeiten von dem Lehrer Spinozas, Maimonides Morch Nebuchim, Hilchot Schemitta wejobel, Malwe weloive. Abadim, Rozlach, Sechiruth, Matnoth. Ferner aus der neueren

Hosted by Google

tritt eine Differenzirung nach Berufsarten ein, und zwar nach Landwirthschaft, Gewerbe und freien Künsten. Der regelmäßige öffentliche Gottesdienst beginnt. Als dann mit der Zunahme, Größe und Ausdehnung der Städte allgemeine Verderbtheit der Sitte sichtbar wird, werden die Menschen durch die große Fluth von der Erde vertilgt. Nur Noë, der Ackersmann, wird mit seiner Familie in der Arche gerettet. Und als die Fluth vorüber ist, beginnt Noë sofort wieder, den Acker zu bebauen und Weinberge zu pflanzen.

Mit der nun wieder beginnenden Bevölkerungzunahme kommt es abermals zur Städtebildung und Ausscheidung verschiedener Berufsarten. In den Waffen geübte Männer gewinnen die Herrschaft über größere Territorien. Die Völkerwanderung beginnt. Die Erde wird aufgetheilt. Auch Abraham, aus dem Stamme Sem, wandert aus Haran mit Verwandten und Leibeigenen und aller Habe nach Kanaan (1. Mos. 12, 5—6). Als hier eine Hungersnoth das Land bedrückt, geht Abraham mit den Seinen nach Egypten, wo Getreide und Brot genug war. Er erwarb hier Schafe, Rinder, Mägde, Esel und Kamele und Gold und Silber (1. Mos. 12, 16—13, 2) und kehrte nach Kanaan zurück, sobald die Getreidenoth vorüber war. Unterwegs trennt er sich von seines Bruders Sohn Lot wegen des Streites ihrer Hirten und der Größe ihrer Heerden. Abraham erwirbt sich den Acker Ephrons gegenüber der Stadt Hebron vor versammeltem Volk für 400 Sekel Silber „gangbaren Geldes" als Erbbegräbniß (1. Mos. 23, 16). Nach der Hungersnoth, die zur Zeit Abrahams herrschte, kam wieder eine Noth zur Zeit Isaaks, der deshalb von Kanaan nach Gerara zum König Abimelech zog. Isaak sät hier im Lande der Philister von seinem Saatkorn aus und erntet hundert-

---

Literatur: A Dictionary of the Bible, Edinbourgh 1898; Bäck, Geschichte des jüdischen Volkes 1894; Dunker, Geschichte des Alterthums, vierte Auflage 1874; Grätz, Geschichte der Juden 1874; Hamburger Realencyklopädie für Bibel und Talmud 1884; Hauck, Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, dritte Auflage 1896, Haneberg, Geschichte der biblischen Offenbarung, zweite Auflage 1890, Herzogs Realencyklopädie Band XIII S. 513 ff.; Katholisches Kirchenlexikon Freiburg 1897; F. E. Kübel, die soziale und volkswirthschaftliche Gesetzgebung des Alten Testamentes 1876; Michaelis, mosaisches Recht 1886; von Nathusius, die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage, zweite Auflage 1897; Nowack, die sozialen Probleme in Israel, Rektoratsrede 1892; Reuß, Geschichte des Alten Testamentes, zweite Auflage 1890; „Soziale Zustände des hebräischen Volkes im Alterthum" in histor. polit. Blättern Bd. 26, S. 71 ff.; Sellin, Beiträge zur israelitischen und jüdischen Religiongeschichte 1897; F. Schulte, zum mosaischen Privatrecht 1871; Schusters Handbuch zur biblischen Geschichte, fünfte Auflage 1891; Schegg, Biblische Archäologie 1887; Stade, Geschichte des Volkes Israel 1887, Sim. Weber, Evangelium und Arbeit 1898; Wellhausen, israelitische und jüdische Geschichte 1894.

Hosted by Google

fältige Frucht (1. Mos. 26, 22). Auch auf dieser Wanderung gab es häufig Streit unter den Hirten, aber weniger der Weideplätze als des Tränkwassers wegen. Trotz der Größe der Heerden sind Getreide und Wein die am Meisten geschätzten Güter. Der Segen Isaaks für Jakob beginnt mit dem Satze: „Gott gebe Dir vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde einen Ueberfluß an Getreide und Wein."

Jakob wurde im Dienste seines Schwiegervaters Laban ungemein reich an Heerden, Mägden, Knechten, Kamelen und Eseln. Als er dann nach Kanaan zurückkehrt, zieht ihm sein Bruder Esau, der Ackerbauer, mit vierhundert Mann entgegen. Jakob siedelt sich zunächst in Salem an und kauft einen Acker, wo er seine Hütten aufschlagen konnte, für hundert Lämmer. Seine Niederlassung wurde geduldet und ihm und den Seinen gestattet, im Lande Gewerbe zu treiben und es zu bebauen, „da es weit und breit ist und der Ackersleute bedarf" (1. Mos. 34, 21). Doch zog Jakob bald wieder nach anderen Gegenden des Landes. Da Esau und Jakob Fremdlinge waren in Kanaan und ihre Heerden zu groß, um sich neben einander im Lande zu ernähren, zog Esau aus und ließ sich auf dem Gebirge Seir nieder.

Joseph, der Sohn Jakobs, wird von seinen Brüdern für dreißig Silberlinge „gereihten Geldes" an ismaelitische Kaufleute verkauft, die ihn nach Egypten bringen. Hier deutet er einen Traum Pharaos dahin, daß auf sieben fette Jahre großer Fruchtbarkeit in ganz Egypten sieben magere Jahre mit Hungersnoth folgen werden. Und sein Rath lautet in diesem Falle: „Man lasse den fünften Theil der Ernte in den sieben Jahren der Fruchtbarkeit, die zunächst kommen werden, in königliche Kornhäuser in den Städten sammeln und aufbewahren." Damit sei ein Vorrath für die Hungerjahre zu schaffen, der verhüte, daß das Land durch Hunger vertilgt werde. Joseph wird mit der Ausführung des Planes beauftragt. Den sieben fetten Jahren folgen die sieben mageren Jahre. Und nun hatten alle Völker bittere Noth zu leiden, namentlich aber Egypten und Kanaan, während Pharao und seine Verwaltung Ueberfluß an Getreide hatten. Joseph verkauft zunächst das Getreide um Geld und sammelt so alles Geld aus Egypten und Kanaan und legt es in die Schatzkammer des Königs. Da den Käufern das Geld fehlte, nahm Joseph von ihnen Pferde, Schafe, Rinder und Esel für das Getreide. Und als auch dieses Zahlungmittel erschöpft war, verkauften die Egypter ihre Grundstücke und sich selbst und ihre Kinder als Leibeigene an Pharao um Getreide für ihren Lebensunterhalt (1. Mos. 47, 19 ff.). Nur der Grundbesitz der Priester blieb frei. So wurde das ganze Land Egypten dem Könige unterwürfig, der Saatkorn an die Bevölkerung vertheilte und den fünften Theil der Ernte als ständige Abgabe einforderte.

In dieser Theuerung zog Jakob mit seiner Familie und mit Allem,

Hosted by Google

was sie mitnehmen konnten, aus Kanaan nach Egypten, dem Brotgetreide nach. Joseph ging ihnen entgegen und gab seinen Brüdern und der ganzen Familie seines Vaters den Rath, zu Pharao zu sagen: sie und ihre Väter seien immer Viehhirten gewesen, damit sie im Lande Gessen wohnen dürften (1. Mos. 46, 1—34). Und so kamen die Israeliten nach dem Lande Gessen, das ihnen zu Eigenthum vom König übergeben wurde. Sie waren fruchtbar und vermehrten sich so, als sproßten sie aus der Erde hervor. Sie wurden sehr stark und bevölkerten das Land (2. Mos. 1, 7). Da erhob sich ein neuer König in Egypten, der nichts von Joseph wußte und die Gefahr, die für sein Volk in der raschen Ausbreitung der Israeliten lag, zunächst durch ihre Heranziehung zu harter Frohnarbeit mindern wollte. Die Israeliten mußten Pharao die Vorrathsstädte Phithon und Rameses bauen und wurden in den königlichen Thongruben und Ziegeleien verwendet. Und als auch dieses Mittel ihre Zunahme nicht minderte, gab der König Befehl, alle neugeborenen israelitischen Kinder männlichen Geschlechtes in den Fluß zu werfen. Die Erbitterung, die daraus erwuchs, erweckte Moses, der die Israeliten aus Egypten durch die Wüste wieder nach Kanaan zurückführte und ihnen zur Gründung ihres neuen Gemeinwesens umfassende Gesetze gab, denen ich die folgenden Anordnungen entnehmen will.

2. Die wirthschaftpolitischen Grundsätze der mosaischen Gesetzgebung.

Hier haben wir es mit der Gesetzgebung eines Volkes zu thun, dessen Geschichte weder eine hauswirthschaftliche noch eine stadtwirthschaftliche Entwickelungepoche kennt und das für eine oberflächliche Betrachtung als Hirtenvolk unter Jakob nach Egypten zieht. Joseph selbst giebt ihnen den Rath, auf Befragen Pharaos zu sagen: „Wir sind immer Viehhirten gewesen". Aber Das sollen sie sagen, nicht, weil es wahr ist, sondern, weil sie mit dieser Auskunft sicherer nach dem Lande Gessen kommen. Für sie selbst war immer der Acker und dessen Produkte im Mittelpunkt ihres wirthschaftlichen Lebens und Strebens. Getreide und Wein stehen an erster Stelle im Segen der Väter wie im Gebet der Kinder.

Diesem Volk hat Gott selbst ein Heimathland ausgesucht. Und welche Eigenschaften hat dieses Land? Es ist keine Insel, kein Land mit großen schiffbaren Strömen und günstig gelegenen Seehäfen. Es ist kein Land, dessen Lage auf die Bestimmung hindeutet, an dem internationalen Handel möglichst Theil zu nehmen. Es ist ein kontinental gelegenes Land mit Meeresküsten, die dem Handel ungünstig sind. Aber es ist ein Land, da Milch und Honig fließt und dessen fette Erde hundertfältige Frucht bringt. In dieses Land wird das einem Stammvater zugehörende Volk eingeführt,

Hosted by Google

nachdem es unter fremden Königen, im fremden Lande, in abhängiger Stellung zu einer großen Zahl herangewachsen war und sich aus dieser Abhängigkeit nicht nur viel Gold und Silber, sondern auch reiche technische Kenntnisse mitgenommen hat. Die Gesetze, die zur Ordnung seines Gemeinwesens ihm in der Wüste von Gott durch Moses gegeben werden, tragen sofort den Charakter der volkswirthschaftlichen Epoche an sich, ohne irgend welche feudale Uebergangsstufen zu berücksichtigen. Diese Gesetze zeigen aber auch noch andere beneidenswerthe Merkmale. Nirgends haben sie den Charakter des Zaghaften oder gar der Konzessionen nach allen Seiten. Sie haben auch nicht vorgesehen, daß sie immerwährend durch Novellen verbessert oder verschlechtert werden. Die mosaischen Gesetze zeichnen sich aus durch ihre absolute Entschiedenheit, durch ihre großen, Alles umfassenden prinzipiellen Gesichtspunkte, durch ihren bestimmten Willen, als unabänderliche Gesetze für alle Zeiten zu gelten, durch ihren klaren, unzweideutigen Blick in die Zukunft, für den Fall des Gehorsams wie für den Fall des Ungehorsams, und durch ein inniges Durchdringen der religiösen, sittlichen und wirthschaftlichen Anschauungen. Was also die moderne ethische Nationalökonomie mühsam und vielfach noch unklar zu erreichen erstrebt, Das hat schon die mosaische Gesetzgebung in bewundernswerther Weise vorweggenommen.

Auch der andere Stolz unserer Nationalökonomie, daß Adam Smith als Erster sein wirthschaftpolitisches Lehrgebäude auf die Arbeit gebaut habe, ist eigentlich wenig begründet. Denn die mosaische Gesetzgebung hat hier schon längst die Priorität erworben, und zwar in einer Weise, die von Adam Smith nicht einmal erreicht wurde. Der mosaische Staat war nicht nur auf die Arbeit der unteren Volksmasse, sondern auf die Arbeit als allgemeine Menschenpflicht, als göttliches Gebot gebaut. Schon vom Anfang an war nach Moses die Bestimmung des Menschen die Arbeit; aber nicht die Arbeit als ununterbrochene Tag- und Nachtarbeit, sondern die Arbeit mit Ruhepausen. Sechs Tage sollst Du arbeiten, am siebenten aber sollst Du ruhen. Wie die Ruhe am Sabbath, so ist die Arbeit an den sechs Wochentagen ein göttliches Gebot. Und wie die Arbeit am Sonntag, so ist der Müssiggang an den sechs Werktagen eine Sünde. Diese Arbeit ist nun aber auch nicht als eine bloße Beschäftigung während möglichst weniger Stunden im Tage, sondern als eine körperliche Anstrengung im vollen Sinne des Wortes gedacht. „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen." Und indem so das Essen des Brotes an die Bedingung des Schweißes der Arbeit geknüpft ist, enthält die Pflicht zur Arbeit auch das Prinzip der Verantwortlichkeit jedes Einzelnen für sein Durchkommen und für die Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse. Und was ist das Anderes als der berechtigte Kern des Freihandels?

Hosted by Google

Die Arbeit war das Fundament, auf dem sich der mosaische Staat aufbaute. Aber diese Arbeit war nicht als Lohnarbeit im Dienste des Kapitals, sondern zuerst und zuletzt als landwirthschaftliche Arbeit gedacht, als landwirthschaftliche Arbeit auf eigenem Grund und Boden, als bäuerliche Arbeit im echten Sinne des Wortes. Deshalb steht die Vertheilung des Grundbesitzes im Brennpunkte der mosaischen Wirthschaftgesetze. Die Mitglieder des israelitischen Volkes waren Abkömmlinge eines Stammvaters. Moses wählte deshalb das Prinzip der Gleichheit der Ackervertheilung, aber nicht für den Einzelnen, sondern für die Familien. Und die Familien erhielten wieder ihren Grundbesitz nicht direkt vom Staat, sondern vom Stamm. Die Aecker vertheilte der Staat an die zwölf Stämme nach Maßgabe der Zahl ihrer Familien. An alle zwölf Stämme? Nein. Dem Stamme Levi, den Priestern, wurde kein Land angewiesen. Der Acker ist nach dem mosaischen Gesetz nicht dazu da, den Interessen der Kapitalisten und des Rentnerthumes zu dienen, selbst dann nicht, wenn diese Rentner Priester sind. Der Acker gehört als Werkzeug zur Produktion des Brotes für das Volk ausschließlich der landwirthschaftlichen Arbeit. Die Arbeit der Priester ist dem Gottesdienst geweiht. Deshalb erhalten sie keinen Grundbesitz. Für ihren Unterhalt wird durch die Einführung des Zehnten gesorgt. Um dennoch für die Grundbesitzvertheilung zwölf Stämme zu haben, wurde der an Nachwuchs sehr starke Stamm Joseph in die Stämme Ephraim und Manasse getheilt.

Aber die mosaische Gesetzgebung kümmert sich nicht nur um die rechte Vertheilung des Grundbesitzes, um alles Uebrige zunächst dem laisser faire und laisser passer zu überlassen. Die mosaische Gesetzgebung sorgt vielmehr sofort in sehr umfassenden Bestimmungen auch für die Erhaltung der einmal gewählten Ackervertheilung. Und hierher gehört vor Allem das ausdrückliche Verbot des Freihandels mit Land. Der landwirthschaftliche Grundbesitz ist nach dem mosaischen Gesetz keine Waare. „Ihr sollt das Land nicht verkaufen, denn das Land ist mein, spricht Jehova, und Ihr seid Fremdlinge und Gäste vor mir!“ (3. Mos. 25, 23.) Von dem uneingeschränkten Recht des Gebrauches und Mißbrauches ist hier keine Rede. Israel ist gleichsam nur Erbpächter des Landes, das Gott gehört und unveräußerlich ist. Um diesen Grundgedanken bis in alle Details zu sichern und auszuführen, sind eingehende Bestimmungen für die Erhaltung der gewollten Grundbesitzvertheilung innerhalb des Stammes, des Geschlechtes, der einzelnen Familien wie in der Hand des einzelnen Grundbesitzers getroffen. Zur Erhaltung des Grundbesitzes innerhalb des Stammes wird verfügt, daß Erbtöchter mit Grundbesitz nicht außerhalb des Stammes heirathen sollen. Zur Erhaltung des Grundbesitzes innerhalb des Geschlechtes dient das Institut der Goelschaft.

Hosted by Google

Mußte Jemand in Folge von Verarmung sein Grundstück veräußern, so hatte sein nächster Verwandter, der Goel, das Recht, das Grundstück zu einem bestimmten Preise von dem Käufer einzulösen. Zur Erhaltung des Grundbesitzes innerhalb der einzelnen Familie dient die Levirathehe, wonach der Bruder des kinderlos verstorbenen Ehemannes dessen Wittwe ehelichen soll, damit der aus dieser Ehe stammende Sohn das Erbgut erhalte, mit dem Namen des ersten Mannes und nicht mit dem seines leiblichen Vaters. Zur Erhaltung des Grundbesitzes in der Hand des einzelnen Besitzers kommen vor Allem die Bestimmungen in Betracht, die das Aufkommen der Herrschaft des Kapitalismus verhüten. Statt in der Vermehrung des Geldkapitals und in der Zunahme des Reichthumes mit vielen modernen Nationalökonomen das Glück des Volkes zu erblicken, hat Moses Allen und selbst dem König das Ansammeln von viel Silber und Gold untersagt (5. Mos. 17, 17). Der Kapitalreichthum im Allgemeinen und der Reichthum des Einzelnen im Besonderen sollte ausdrücklich vermieden werden. Reichthum ist im Sinne des mosaischen Gesetzes und im prinzipiellen Gegensatze zur Schule Adams Smith nicht nur kein Verdienst: der Reichthum ist hier die Verkörperung einer großen Gefahr für den Einzelnen und für die Gesammtheit. Wie die Armuth, so soll deshalb auch der Reichthum verhütet werden. „Reichthum und Armuth gieb mir nicht, laß mich genießen mein tägliches Brot, damit ich nicht übersättigt werde und leugne und spreche: Wer ist der Herr? Und damit ich nicht verarme und stehle und mich vergreife am Namen Gottes." Die mosaische Gesetzgebung charakterisirt sich deshalb als eine durchaus konsequente Mittelstandspolitik, die zunächst für die Landwirthschaft sorgt.

Denen aber, die da mehr haben, als sie brauchen, und ihren Volksgenossen in der Noth leihen, wird streng verboten, Zinsen in Geld oder in natura zu fordern. Eben so streng ist es dem Schuldner verboten, seinem Gläubiger Zinsen irgend welcher Art zu geben. Nur zur Rückgabe des geliehenen Gutes ist der Schuldner verpflichtet. Damit aber unter ungünstigen Verhältnissen nicht dennoch die Schuld auflaufe, sollen in jedem siebenten Jahre, dem Sabbathjahre, alle Schulden nachgelassen werden. Aber „hüte Dich wohl, daß nicht in Deinem Herzen ein nichtswürdiger Gedanke aufsteige, nämlich: das siebente Jahr, das Jahr des Erlasses, ist nahe, und daß Du nicht einen mißgünstigen Blick auf Deinen armen Volksgenossen werfest und ihm nicht gebest; wenn er dann Deinetwegen zu Jehova schreit, so wird ein Verschulden auf Dir lasten; vielmehr geben sollst Du und sollst, wenn Du giebst, nicht verdrießlichen Sinnes sein." (5. Mos. 15, 7—10.) Also: zum Zinsverbot und zum Schuldnachlaß im Sabbathjahr tritt hier die Pflicht zum Leihen. Auch ist es verboten, den Schuldner in der Noth zur Zahlung zu drängen. Es ist dem Gläubiger verboten, in das Haus des Schuldners

Hosted by Google

einzutreten und sich ein Pfand zu holen. Er soll vielmehr das Pfand nehmen, das ihm der Schuldner aus seinem Hause herausbringt. Unter allen Umständen muß das zum Leben Nothwendige dem Schuldner gewahrt bleiben. Wittwen dürfen überhaupt nicht gepfändet werden. Mit Eintritt des Sabbathjahres ist eine Rückgabe des Pfandes nicht bedingt. Bei dem dann erfolgenden allgemeinen Nachlaß der Schulden dient das Pfand als Bezahlung. Ein spezielles Verpfändungrecht für den landwirthschaftlichen Grundbesitz giebt es nicht. Der landwirthschaftliche Grundbesitz ist deshalb stets schuldenfrei und Schulden halber unantastbar. Unter solchen Gesetzen ist das Geldkapital nicht geeignet, die arbeitende Masse des Volkes zu Gunsten Weniger auszubeuten, große Reichthümer anzusammeln und schließlich auch den Grundbesitz an sich zu reißen, sondern der mobile Besitz ist hier nur dazu bestimmt, daß die Volksgenossen einander aushelfen.

Kommt dennoch Jemand in Noth, so sehr, daß er sich nicht mehr zu helfen weiß, so ist in diesem Falle — und nur in diesem Falle — der Verkauf des Grundbesitzes dem Einzelnen gestattet. Aber damit er seinen Besitz wieder zurückerlange, ist auch dem früheren Eigenthümer gleich dem Goel das Einlösungrecht zugestanden, und zwar mit einer ganz bestimmten Unterscheidung von städtischem und landwirthschaftlichem Grundbesitz. Veräußerte Wohnhäuser in Städten, die mit einer Mauer umgeben sind, können nur im Laufe des ersten Jahres von ihrem früheren Eigenthümer wieder zurückgekauft werden. Nach Ablauf des ersten Jahres gehen sie dauernd in das Eigenthum des Käufers über. Beim landwirthschaftlichen Grundbesitz hingegen kann das Einlösungrecht des früheren Eigenthümers gegen den neuen Erwerber erst nach Ablauf von zwei vollen Nutzungjahren ausgeübt werden. Hat eins dieser beiden Jahre wegen Dürre oder aus anderen Gründen dem neuen Besitzer keinen vollen Ertrag gegeben, so behält er den Acker noch ein weiteres Jahr. Von da ab aber kann das Einlösungrecht des früheren Eigenthümers jederzeit geltend gemacht werden.

Da aber vielleicht alle diese Mittel und Wege zusammen nicht ausreichen, die ursprüngliche Ackervertheilung zu erhalten, ist noch die Institution des Jobel- oder Halljahres eingesetzt, dessen Feier alle fünfzig Jahre stattfinden soll und die völlige restitutio in integrum der im Laufe der Zeit verschobenen Besitzverhältnisse bezweckt. „Das ist das Halljahr, da Jedermann wieder zu dem Seinen kommen soll“ (3. Mos. 25, 13). Alle verkauften Grundstücke fallen zu diesem Zeitpunkt unentgeltlich an den ehemaligen Eigenthümer zurück. Damit aber auch der Einzelne seinen Grundbesitz nicht etwa dadurch verliere, daß er ihn selbst in kurzsichtigem Egoismus durch Raubbau vernichte, ist in jedem siebenten Jahre ein Brachjahr des Ackers, das Schemittajahr, eingesetzt, an dem weder gesäet noch geerntet werden darf und der Acker ruhen soll.

Hosted by Google

Die Armen und Unglücklichen, die es trotzdem geben wird, haben folgende selbständige Rechte auf den Ertrag der Felder: Zunächst ist jedem Volksgenossen unverwehrt, in das Feld oder in den Weinberg des Nächsten zu gehen, um seinen Hunger zu stillen. Beim Abernten der Felder, der Weinberge und der Obstgärten soll Acht darauf gegeben werden, daß ein Hungernder Etwas finden könne. Die Aehren, die beim Einsammeln zu Boden fallen, gehören den Armen; eben so die Garben, die auf dem Felde vergessen wurden. Was im Schemittajahr die Felder freiwillig geben, gehört den Armen. In jedem dritten Erntejahr müssen die Besitzenden den Armen-Zehnt geben. „Am Ende vom dritten Jahre bringe heraus allen Zehnten Deines Ertrages in dem selben Jahre und laß ihn liegen in Deinem Thore. Und es kommt der Levit, denn er hat keinen Antheil am Land und kein Erbe mit Dir; und der Arme, die Waisen und Wittwen; und sie sollen essen und sich sättigen" (5. Mos. 14, 28). Auch ist im Tempel eine besondere Kammer, in der Almosen für verschämte Arme hinterlegt werden, die „Zelle der Verschwiegenen." Und endlich ist allgemein die Pflicht der Armenunterstützung eingeschärft.

Wenn wir also die Vertheilung des Ertrages der Felder mit der Ansammlung von Getreidevorräthen nach mosaischem Recht im Ganzen überschauen, so zerfällt die fünfzigjährige Jobelperiode in sieben Jahrwochen. In jeder ist das siebente Jahr ein Brachjahr, wo nicht gesäet und nicht geerntet werden darf, also die Abgaben von den Feldfrüchten auch wegfallen. Was freiwillig wächst, gehört den Armen, nur müssen sie es sich selbst holen. In diesen Schemittajahren muß also von Getreidevorräthen gelebt werden, die in den vorhergehenden Jahren angesammelt wurden. In den übrigen sechs Jahren sind von dem Getreide, nachdem es von der Spreu gereinigt ist, zwei Zehntel abzusondern. Das erste Zehntel erhalten die Leviten, das zweite Zehntel behalten im ersten und zweiten wie im vierten und fünften Jahr der Jahrwoche die Eigenthümer, um es in Jerusalem während der drei großen Jahresfeste zu verzehren und eventuell in die am Tempel vorgesehenen Getreidelagerräume einzulagern. Im dritten und sechsten Jahre der Jahrwoche fällt dieses zweite Zehntel den Armen zu, die damit abermals Vorrath anlegten. Die aufgestapelten Getreidelager werden also zeitweilig weit über zwei volle Jahresernten betragen haben.

Wer aber arm geworden war, weil er seinen Grundbesitz verkaufen mußte, und dabei gesund und kräftig war, Der konnte sich das immer harte Brot der Armuth durch Arbeit ersparen. Keine Arbeit war für ihn entehrend, sie mochte noch so niedrig und gering sein. „Ziehe einem gefallenen Thiere auf der Straße das Fell ab, wenn Du damit Deinen Unterhalt verdienen kannst, und sage nicht: ich bin ein Priester, bin ein angesehener Mann und

Hosted by Google

eine solche Arbeit ist für mich entwürdigend" (Talmud Pesachim 113a). Aber als Arbeiter war der arm gewordene Grundbesitzer nach dem mosaischen Recht nicht in das Proletariat hinabgestoßen, aus dem es kein Emporkommen mehr giebt. Er gehörte nicht zu den Enterbten. Für ihn galt nicht die glatt schematische Behandlung als Lohnarbeiter. Das mosaische Recht kennt vielmehr neben dem Lohnarbeiter als Taglöhner Knechte und Mägde auf Zeit und Knechte und Mägde auf Lebensdauer. Und diese mosaische Arbeiterpolitik kennt insbesondere noch in hohem Maße die Sorge dafür, daß der arm gewordene Mittelstandsangehörige wieder in die Reihen des Mittelstandes zurückkehren könne.

Dem Tagelöhner soll der Lohn an jedem Abend ausgezahlt werden. Knechte und Mägde auf Zeit waren auf sieben Jahre gebunden und wurden erst im siebenten Dienstjahre wieder frei, es sei denn, daß man sich mit entsprechender Entschädigung bei ihrem Herrn loskaufte. War die Dienstzeit zu Ende, so sollte der Herr seine Knechte nicht leer ziehen lassen, sondern ihnen auflegen von seinen Schafen, seiner Tenne und von seiner Kelter. Das Verhältniß als lebenslänglicher Knecht und als lebenslängliche Magd konnten die Israeliten nur freiwillig eingehen. Es gab keinen öffentlichen Verkauf von israelitischen Sklaven auf dem Markte, es sei denn, daß Jemand vom Gericht für Diebstahl, den er begangen und nicht ersetzen konnte, verkauft wurde.

Das Dienstverhältniß auf Lebensdauer war keine Entwürdigung der Person. Das beweisen die Ehen zwischen Knechten auf Lebensdauer und den Töchtern des Herrn. Auch war dem Herrn Mißhandlung seiner Dienstboten untersagt. Züchtigungen, die den Verlust eines Gliedes, wenn auch nur eines Zahnes, zur Folge hatten, gaben dem Knecht auf Lebensdauer sofort die Freiheit. Die Ermordung eines Knechtes wurde mit dem Tode bestraft. Es darf ihnen keine Arbeit zugemuthet werden, die dem Herrn keinen Nutzen bringt. Der Herr ist verpflichtet, auch Weib und Kind des Knechtes zu unterhalten. Auch für die auf Lebenszeit angestellten Dienstboten gilt das Recht des Loskaufs. An allen Freudenfesten des Volkes und an jedem Opfermahl des Herrn sollen sie theilnehmen. Die Sabbathruhe gilt auch für die Dienstboten. Und das Jobeljahr bringt Allen, ohne jede Entschädigung des Herrn, die Freiheit nicht blos, sondern auch ihren Grundbesitz zurück.

Das Arbeiterrecht der mosaischen Gesetzgebung kennt also neben dem Lohnarbeiterverhältniß des Tagelöhners auch das Bedürfniß des Ackerbauers an ständigen Dienstboten. Und trotzdem es für menschenwürdige Behandlung und Sicherstellung der Arbeiter ausreichend gesorgt hat, giebt es sich nicht der Vorstellung hin, dadurch allein schon die Zufriedenheit der Arbeiter zu gewinnen. Der Schwerpunkt der mosaischen Arbeitergesetzgebung ruht in der möglichsten Erleichterung des Aufsteigens der Arbeiter in die Klasse des

Hosted by Google

Mittelstandes und in der Erhaltung dieses Mittelstandes. Dieses Ziel sucht Moses nicht nach Art gewisser moderner Nationalökonomen dadurch zu erreichen, daß er die fortschreitende Ausbreitung des Reichthums und des Kapitalismus begünstigt und Freihandel mit Land, Auftheilung des Grundbesitzes in Arbeiterparzellen, Vernachlässigung der Interessen des Getreidebaues und der Landwirthschaft und übermäßige Belastung des Mittelstandes zu Gunsten der Lohnarbeiter als Aufgaben einer arbeiterfreundlichen Sozialpolitik bezeichnet. Moses thut in all diesen Dingen das gerade Gegentheil. Er verhütet die Ausbreitung des Kapitalismus. Er verbietet den Freihandel mit Land. Er schützt und erhält mit allen Mitteln den Getreidebau und den bäuerlichen Grundbesitz. Er treibt konsequenteste Mittelstandspolitik erst recht auch im Interesse der Arbeiter und erleichtert deshalb dem verarmten Grundbesitzer in ganz außerordentlicher Weise die Wiedereinlösung seines Besitzes durch seinen höchst eigenartigen landwirthschaftlichen Grundwerthbegriff, der zu meiner größten Ueberraschung die modernsten Probleme des Grundwerthes gelöst enthält.

Wie lautet nun dieser mosaische Grundwerthbegriff? Wir haben gesehen, in wie konsequenter Weise Moses einen gesetzlichen Schutzwall um seine Getreidefelder gegen den Kapitalismus gezogen hat. Einen freien, d. h. dem Kapital ausgelieferten Grundmarkt mit Freiheit der Verschuldung und der Veräußerung giebt es nicht. Es giebt deshalb auch keine Grundstückspekulation, keine Latifundien, keine Grundrente im modernen Sinne. Wenn aber dennoch aus Noth ein Grundbesitz verkauft wird, dann wird er nach Maßgabe seines Jahreserträgnisses verkauft. Schon nach Moses ist also der landwirthschaftliche Grundbesitz kein Kapital, sondern Rentenfonds, und doch wieder kein ewiger Rentenfonds, wie Rodbertus will, wodurch mit der Kapitalisation der Rente oder mit dem Kurswerth der Rentenbriefe die Vorgänge auf dem Kapitalmarkt wieder verheerend auf den landwirthschaftlichen Grundbesitz hereinbrechen können. Der landwirthschaftliche Grundbesitz ist im Verkehr nach mosaischem Recht ein durch die fünfzigjährige Jobelperiode ganz bestimmt begrenzter Rentenfonds. Sein Werth und damit auch sein Verkaufspreis bestimmt sich nach dem Werth der bis zum nächsten Jobeljahr dem Boden abzugewinnenden Jahreserträge. „Was die Jahre bis dahin tragen können, so hoch soll er es Dir verkaufen" (3. Mos. 25,5). Und nach diesem Grundwerth übt auch der frühere Grundbesitzer sein Rückkaufsrecht, der Goel sein Einlösungrecht.

Und wie wirkt dieser Grundwerthbegriff auf die Möglichkeit der Rückkehr des arm gewordenen Grundbesitzers in die Reihen des Mittelstandes? Angenommen, ein Mann müßte zwanzig Jahre vor dem Jobeljahr seine Aecker aus Noth verkaufen, so erhält er die entsprechende Anzahl von Jahres-

Hosted by Google

ernten (achtzehn, weil noch zwei Schemittajahre fallen) im Grundpreise bezahlt. Wenn nun aber der frühere Grundbesitzer nach zehn Jahren etwa sich so viel durch Arbeit verdient hat, daß er von seinem Rückkaufsrecht Gebrauch machen kann, dann muß er nach dem mosaischen Recht nur noch die Hälfte von Dem zahlen, was der Käufer ihm vor zehn Jahren gezahlt hat, weil nur noch die Hälfte der Jahre bis zum Jobeljahre geblieben ist. Und da Moses zugleich vorgesehen hat, daß bei Ausübung des Rückkaufsrechtes die von dem letzten Besitzer ausgeführten Meliorationen ersetzt werden müssen, so enthält der mosaische Grundwerthbegriff schon die Formel, die ich im Jahre 1884 für den wahren Werth des landwirthschaftlichen Grundbesitzes aufgestellt habe,*) nämlich: Ertragswerth plus rationell investirtes Kapital. Nur daß dabei Moses es noch weit besser verstanden hat, den Einfluß des Kapitals auszuschließen, den Grundwerth auf eigene Füße zu stellen und in dem immer billigeren Grundpreis dem zum Arbeiter gewordenen Landwirth die Brücke zu bauen, die ihn wieder in seinen ererbten Besitz zurückführt.

All diese agrarischen Gesetzesbestimmungen sind bei Moses nicht etwa nebensächliche Dinge. Sie werden vielmehr ausdrücklich mit den zehn Geboten auf genau die selbe Stufe gestellt. Auf ihrer Befolgung ruht der selbe Segen. Und man darf deshalb sagen, daß der materielle und sittliche Wohlstand eines Volkes nach Moses mit dem Blühen und Gedeihen des Ackerbaues und der Ackerbauern zusammenfällt. Die Uebertretung und Nichtbeachtung dieser agrarischen Gesetze aber belegt Moses mit dem selben Fluche wie den Abfall vom Glauben Gottes und die Blutschande: Verödung und Unfruchtbarkeit des Ackers, Vertreibung aus dem Lande und Untergang des Staates und seiner Kultur werden die gegen diese Gesetze Sündigen treffen.

Fribourg. Professor Dr. Gustav Ruhland.

---

*) Das natürliche Werthverhältniß des landwirthschaftlichen Grundbesitzes. Tübingen, H. Laupps Buchhandlung 1884.

Hosted by Google

Conrad Ferdinand Meyer als Lyriker.*)

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit —
In einer Waffenhalle fand ich ihn
Als höchste Zier.
Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
Des Meisters muß ich denken, der ihn schuf —
Bin ich bei Dir.

Detlev Liliencron grüßte einst mit diesen Worten den Kilchbergsänger Conrad Ferdinand; und der goldene Helm ist als Symbol von Meyers Kunst gut gegriffen. In bewundernder Ehrfurcht steht der Eine davor, mächtig setzt seine Phantasie ein. Der goldene Helm: Das ist Prunk und Pracht, Das ist etwas Großes und Königliches, Das ist pathetische Erhabenheit, ein Rufer aus alten Tagen. Scheu vorbei aber drückt sich an diesem goldenen Helm ein Anderer. Er ist ihm zu golden und zu feierlich. Er liegt auf Sammetgrund im Museum, aber man nimmt ihn nicht nach Hause. Er paßt nicht fürs Wohnhaus. Die Kinder werden still davor und spielen nicht mehr. Der goldene Helm ist zu kostbar.

Was Theodor Fontane nicht besaß, besitzt Conrad Ferdinand Meyer im höchsten Grade: den Sinn für Feierlichkeit. Er trägt stets die Tiara der Ausnahme auf dem Haupt; liest man seine Verse, so hört mans rauschen wie einen schweren, faltigen Purpurmantel oder einen Talar. Es ist immer hoher Feiertag, wenn er zu seiner Gemeinde spricht. Er spricht in großen, königlichen Worten. Jedes ist wie in Marmor gehauen; es läßt sich nicht mehr daran drehen und deuteln. Aber unter dem Marmor hört man heißes Leben kochen, als ob es nicht heraus kann. Man denkt unwillkürlich an jene Nixe Gottfried Kellers, die mit ersticktem Jammer an der festen Eisfläche hin- und hertastet, ohne sie brechen zu können. Was drunten in wilder Sehnsucht lebt, kann nicht empor, kann die starken Fesseln nicht sprengen. Man hat niemals vor einem Gedichte Conrad Ferdinands das Gefühl, daß es eine volle Erlösung für ihn sei, daß es in wildem Ungestüm, alle Schranken niederreißend, hervorgebrochen sei. Sondern jedes kommt mit gemessenem Schritt, voll Würde im Schmerz, voll Würde im Glück, und wandelt vorüber. Es bleibt etwas Ungesagtes, etwas scheu Verhaltenes, etwas Keusches darin. Conrad Ferdinand Meyer ist ein schamhafter Dichter.

Drei Situationen — oder besser: drei umrahmende Kreise — lassen sich für seine Lyrik finden, die sich oft wiederholen. Ich kennzeichne sie mit den Hauptworten. Erstens: düsterer Himmel, Flammen und Fackeln und Blitze durch die Nacht. Zweitens: Glocken, Heerdengeläut, droben großes, stilles Leuchten,

*) Dieser Aufsatz wurde geschrieben, ehe die Nachricht vom Tode C. F. Meyers kam, dessen poetische Persönlichkeit hier später gewürdigt werden soll.

Hosted by Google

Firnelicht, nach den Höhen strebend ein Wanderer und Pilgrim. Drittens: Chöre und Winzerreigen, Flöten, Traubenfülle und Becherklang. Noch kürzer ausgedrückt: Glocken, Flammen, Becher, — daran knüpft sich seine Lyrik. Aber Alles geht weit über die nackte Bedeutung der Worte hinaus. Hinter diesen Worten liegt eine ganze Zauberwelt, die seine Phantasie erschafft, liegt das Land seiner Jugend, das Land des Friedens, das Land der Sehnsucht. Aus ihm her läuten die Glocken, schlagen die Flammen, klingen die Becher. Es braucht nicht in der Wirklichkeit zu sein, das Glänzen und Tönen, es liegt in der Luft, es umgiebt ihn, es geht durch seine Träume, es ist in seiner Phantasie. Und Das ist der springende Punkt, der Punkt, wo man den Hebel ansetzen muß, um diese Welt aus ihren Angeln zu heben: Meyers Lyrik ist im Grunde durchaus Traum- und Phantasie-Lyrik. Ich fürchte, mißverstanden zu werden, wenn ich sage: Kunstlyrik. Eine Lyrik, die das Erlebniß erst immer in eine höhere Sphäre transponirt oder überhaupt nicht vom Leben, sondern gleich von der Kunst ausgeht. Beides läßt sich beobachten. Einmal die Phantasie, die bei einem Erlebniß einhakt und das Ganze über Alltag und Menschlichkeit hinaushebt: ein Aehrenfeld, schlafende Schnitter, nur ein schönes Mädchen wacht, prüft die Sichel, weckt die Anderen und fängt das Korn zu schneiden an. Das hübsche Bild lockt den Dichter, er schreibt es ab, nun aber wird die junge Schnitterin zum „göttlichen Gebild", und weil sie ihren Blick auf die räthselhafte Inschrift eines verwitterten Triumphbogens gerichtet hielt — eben so gut, sagt Meyer selbst, konnte der Blick vom Liebsten träumen —, so wächst sie sich flugs in seiner Phantasie zu Klio aus, der „das Alterthum enträthselnden", die der Pergamente und Archive müde ist und, von der überreifen Saat gelockt, zur Schnitterin wird. Das Gedicht, an dem sich dieses „Höherschrauben" so deutlich erkennen läßt, heißt „Der Triumphbogen". Noch öfter als solch ein Erlebniß geben Geschichte und Kunst ihm die Anregung. Er hat selbst gestanden, daß er seine Novellenstoffe z. B. mit Vorliebe aus Beckers Weltgeschichte hole. Oder aber seine Phantasie umspinnt ein Kunstwerk, sei es Bild, sei es Statue, mit goldenen Ranken. Nur von hier aus ist es zu verstehen, daß er jedem Maler nicht nur, sondern auch jedem Dichter ein „paar Jahre Italien" zudiktiren möchte, daß er einen längeren Aufenthalt in Italien fast unerläßlich findet. Er selbst hat „enorm viel" aus den dortigen Kunstschätzen geschöpft. Er hat vielleicht zu viel Kunst heimgebracht.

Die Phantasie ist eine gefährliche Göttin. Sie lockt und verlockt, sie führt den Dichter fernab den Menschen, daß die Erde und die Gegenwart versinkt, sie spielt mit goldenen Bällen und trinkt gern rothes Herzblut. Mit all ihren Träumen schwächt sie, entnervt sie. Das Leben wird ein Schein, die Poesie ein Spiel; der höchste künstlerische Egoismus wird aus-

Hosted by Google

gebildet. Es sind viele Dichter daran zu Grunde gegangen, daß die Phantasie Alleinherrscherin über sie geworden ist. Conrad Ferdinand Meyer hat die Zügel noch immer in kräftiger Hand gehalten; lockerer schon hält sie der Dichter, der auffällig dem alten Meister folgt: Gustav Falke. Aber auch Conrad Ferdinand hat schon all die Eigenheiten des Phantasiedichters. Wie sie sich stofflich zeigen, wurde bereits angedeutet: die Emporschraubung eines Erlebnisses, die Kunst als Ausgangspunkt seiner Kunst. Es liegt darin, daß er durchaus ein „Dichter für Gebildete" ist. Das Rind schaut „wie Juno", Buonarottis „großes Bild", Sacchis „süßes Bild" wird poetisch umschrieben, er selbst dichtet ganze Gemälde. Nur ein Blick in das Inhaltsverzeichniß, — und man findet folgende Titel: Vor einer Büste, Der Triumphbogen, Die gegeißelte Psyche, Nach einem Niederländer, Der Musensaal, Die gefesselten Musen, Die sterbende Meduse, Michelangelo und seine Statuen, Der Marmorknabe, Die Krypte, Die Karyatide, In der Sistina, Das Gemälde, Der römische Brunnen, Die Ampel, Auf Goldgrund u. s. w. Ein zweiter Blick, — und auf die Künstlerlyrik folgt die reine Traum- und Phantasielyrik: Die Fei, Die Dryas, Das Geisterroß, Reisephantasie, Vision, Traumbesitz und die Unzahl der übrigen Nymphen-, Nixen- und Traumgedichte. Ein dritter Blick schließlich weist uns die mythologischen und historischen Stoffe: Achill, Bacchus, Mars, Silen, Etzel, Caesar Borgia, Camoëns, Conradin, Cromwell, Huß, Luther, Milton, Napoleon, Schiller, Hohenstaufen und Päpste u. s. w.

Das Alles sind sozusagen Stoffe aus zweiter Hand. Sind es deshalb, weil man sich bei den meisten nicht vorstellen kann, daß ihr Ergreifen eine seelische Nothwendigkeit für den Dichter war. Und wo doch eine unmittelbare Empfindung nach Ausdruck gedrängt hat, ward sie von Conrad Ferdinand nach Kräften objektivirt. Er hat sie als Traum gegeben oder als hervorleuchtend aus einem Gemälde oder als Gesicht einer fremden mythologischen oder historischen Persönlichkeit. Niemals fast hat er sein Empfinden rein lyrisch ausgesprochen; seine starke Phantasie schuf immer Körper und Situationen dazu. Deshalb hauptsächlich fehlt seiner Poesie jenes unmittelbar ans Herz Greifende, wie es unsere großen reinen Lyriker besitzen. Dadurch, daß er zwischen sich und dem Leser ein Medium schafft, geht viel verloren. Er ist zu entfernt, der Weg zwischen ihm und uns zu weit. Der eigentliche Lyriker giebt sich; Conrad Ferdinand giebt von sich nur ein Spiegelbild. Der eigentliche Lyriker überströmt die Welt mit seiner Empfindung, sie quillt unaufhaltsam wie ein Strom hervor und ergießt sich von ihm hinweg nach außen. Conrad Ferdinand aber verbannt sie erst in eine andere Gestalt und läßt sie so in fremdem Gewande von außen auf sich zukommen. Nichts ist bezeichnender dafür als das Gedicht „Begegnung". Im verschneiten Tannenwald kommt er sich selbst entgegen als stiller Reiter, reitet an sich vorüber und weiß doch: er ist es selbst.

Hosted by Google

Diese starke Phantasiemacht, die hier also jene bedenkliche Spaltung vollbringt, zeigt sich auch in der Art der Behandlung eines Stoffes. Conrad Ferdinand nimmt gern seinen Platz an einem wichtigen Lebensabschnitt, — und sofort stellen sich Vergangenheit und Zukunft daneben. Die Situation ist z. B. einfach: eine junge Braut schreitet zur Vermählung. Da sieht er als Begleitung ein „feines Heer", all ihre raschen Jahre. Zuerst ein vom Mutterarm getragenes Kindlein; ein zweites, das schon die Füßchen setzt; „es folgen Stufen mannichfalt des jungen Menschenbildes", neben dem scheuen Kinde schon ein wildes Mädchen; dann ein frisches Lenzangesicht, darauf ein ernstes, blasses, schließlich ein still verklärtes: das der liebenden Braut. Und alle verschwinden jetzt vor dem Kirchenthor für immer. Ein anderes Beispiel: am Grab eines Knaben. Es quillt unterm Rasen hervor, ungelebtes Leben zuckt und lodert, Gestalten drängen sich: ein Zecher, ein Buhle, ein kühner Schiffer in der Brandung, ein junger Krieger, ein Volksbeherrscher, Kränze strecken sich ihm entgegen, „Kränze, wenn Du lebtest, Dir beschieden, Nicht erreichte! Knabe, schlaf in Frieden". So stellt seine Phantasie fast unvermittelt die großen Züge neben einander, in denen dies hingesunkene Leben nicht etwa sich bewegt hat, sondern sich einst hätte bewegen können. Dieses Nebeneinander, diese knappe Aufzählung liebt Conrad Ferdinand überhaupt. Er steht gern auf Gipfeln und berührt nur die Gipfel. Ueber die Thäler dazwischen fliegt er hinweg. Die „Nachtgeräusche" muß ihm die Muse melden: Hundegebell, Stundenschlag, Fischergespräch am Ufer, Brunnenrauschen u. s. w. „Liederseelen" verkünden sich: Ich bin ein Wölkchen, ich eine Reihe Stapfen im Schnee, ich ein Seufzer, ich ein Geheimniß, ich ein totes Kind, ich eine Blume u. s. w. Oder das Meer braust im Gesang auf zu den Wolken: Segelt in Lüften, Sucht die Gipfel, Brauet Stürme, Blitzet, Liefert Schlachten, Ruht über Klüften, Rauscht im Regen, Murmelt in Quellen, Füllt die Brunnen u. s. w. Man sieht, er hat die Aufforderung: „Sucht die Gipfel" selbst befolgt. Deshalb schreibt er so gern Chöre. Die Toten verkünden sich, das Leben stellt sich daneben: in großen Antithesen, in feierlicher Würde tönt ihr Gesang. Eben so voll klingen Chöre der Schnitter, der Säer, der Mönche, der alten Schweizer. Und immer fast Tod und Leben, Vergangenheit und Gegenwart entgegengesetzt. Tanzt im jungen Liebesglück das Volk in der Frühlingspracht den Reigen, so schwebt ein zweiter Reigen im Mondenglanz dahin, toter Jüngling und tote Maid umschlingen und küssen einander. Treibt er langsam dahin mit eingelegten Rudern, so stellt sich neben das „Heute" das Gestern und das Morgen. Die Phantasie ist so stark, daß sie ihn stets über die Stunde hinausführt, ihn nie zum vollen Ausschöpfen dieser Stunde, zur vollen Hingabe an den Augenblick kommen läßt.

Seine Lyrik wird dort versagen, wo die Phantasie kein Recht mehr

Hosted by Google

hat, wenigstens kein beherrschendes: im Liede. Merkwürdig, wie taube Aehren ihm, dem großen Dichter, da wachsen. Ein einfaches „Morgenlied" kann er nicht schreiben; es wird ein mit Lungenkraft aufgeblasenes Morgengedicht. Nirgends merkt man so sehr, wie Conrad Ferdinand eigentlich auf Stelzen geht.

„Mit edlen Purpurröthen
Und hellem Amselschlag,
Mit Rosen und mit Flöten
Stolzirt der junge Tag."

Jawohl, er stolzirt. Das ganze Gedicht stolzirt fürchterlich. Es verpufft wirkunglos. Es ist unnatürlich wie eine Theaterdekoration. Wo dekorative Wirkungen, die Conrad Ferdinand liebt, hinpassen, ist es gut und schön. Aber der junge Morgen läßt sich nicht als Theaterprinz aufputzen. Und so ähnlich stehts auch mit den Frühlingsliedern. Der Lenz wird als Wandrer, als Mörder, als Triumphator vorgeführt. Er darf nicht bleiben, was er ist, er wird in ein Kostüm gesteckt. Nur die „Lenzfahrt" macht eine Ausnahme. In ihr ist der Liedeston getroffen. Conrad Ferdinand hat eben nur eine Sprache für Könige. Er ist zu sehr „goldner Helm in wundervoller Arbeit". Der liebliche Frühlingsmorgen paßt nicht dazu. Er kriegt auch kein richtiges Liebeslied fertig. Er kann wundervoll über Liebende reden, über die Liebe, aber nicht heiß und süß wie Liebende. Ihm fehlt ein gewisses weibliches Element. Vergleicht man etwa seinen mächtigen Chor der Toten mit dem Gesang der Abgeschiedenen von Novalis, so wird Einem der Unterschied klar. Bei Meyer Alles kurz, gedrungen, epigrammatisch-eindringlich. Ein Maler könnte nur ernste Männer und Greise zeichnen, wenn er dies Gedicht in seine Kunst übersetzen wollte. Bei Novalis dagegen Alles mystische Verzückung, heiße Wehmuthschauer, weiche Gestaltlosigkeit, Musik; — verklärte, schwebende Mädchen in weißen, verschwimmenden Gewändern könnten das Lied einzig illustriren. Meyer berührt sich mehr mit Schiller. Auch er ist ein Talardichter. Deshalb preist er ihn. Im Goethejahrbuch von 1887 hatte er ein Gedicht „Schutzgeister". Goethe sein Weggesell, an dessen „liebevollem Geist" er sich freut. Aber sein Herz entbrennt erst, als Goethe den Namen Schiller nennt: da schlagen weite Flügel sausend über ihm die Luft. Und „Schillers Bestattung" schildert er so: ein Fackelpaar, ein Tannensarg, keine Kränze, kein Geleit. Nur ein Unbekannter hinter der Bahre, „von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht. Der Menschheit Genius wars". Dieser „kühne Schwung des weiten Mantels" ist doppelt interessant. Er charakterisirt nicht nur Schiller, sondern auch Meyer. Auch ihn, wenn er als Dichter schreitet, umweht „des weiten Mantels kühner Schwung". Wohlgemerkt: nicht der Mantel, sondern der Schwung des Mantels. Hier kann man im Einzelnen die selbe Beobachtung machen wie bei all den Dichtern,

Hosted by Google

die mehr Sprecher als Sänger, die nach der rhetorisch-pathetischen Seite hin vorzüglich begabt sind. Schiller schrieb eben so. Auch das Rad des Dampfers dreht sich nicht, sondern der „Schwung des Rades". Aehnlich spricht er von der Demuth des Nackens. Es liegt auf der selben Linie, wenn er Begriffe dadurch erweicht, daß er sie in den Plural erhebt, — übrigens die schrecklichste Manier unserer Romantiker. Das ist eine poetische Emporschraubung, die nach meinem Gefühl fast immer ihre Wirkung verfehlt. Ein Beispiel kennen wir schon: mit edlen Purpurröthen stolzirt der Tag. Ein anderes Mal starrt er empor „in sel'ge Bläuen". Oder ein Schwarm von Liebesgöttern flügelt „durch die jungen Röthen". Ueber die merkwürdig undeutschen Konstruktionen, die sich der Dichter erlaubt — „Mich denkt es eines alten Traums," beginnt z. B. ein Gedicht —, ist von Leuten, deren Geistesarmuth sich an solche Unwesentlichkeiten klammert, schon genug geschrieben und geschrien worden, als daß hier die bloße Andeutung nicht genügen sollte.

Conrad Ferdinand Meyers Gedichte sind rhythmisch „prachtvoll". Es giebt kaum einen anderen Ausdruck dafür. Mächtig wogen sie hin. Sie marschiren wie große Heere, erzgeschient und gleichmäßig. Sie fluthen wie Orgelklang und Glockenton, erhaben und feierlich. Breit und wuchtig laden die einzelnen Verse aus; das Langhingestreckte ist für sie bezeichnend. Man muß sie langsam, schwer und voll lesen. Nur Männer dürfen sie vortragen. Der dunkle, volltönige Grundton wird stark durchgehalten. Aber diese prachtvolle Rhythmik entfaltet sich fast nie zur Melodie. Der wuchtige, dumpfe Kohortenschritt ist zu schwer, als daß er tanzen könnte. Der natürliche Schluß des Verses ist oft nicht auch der Schluß des Gedankens. Worte — oder gar nur ein Wort — werden herübergeschleift und zerhacken durch eine unorganische Cäsur den nächsten Vers. Die Melodie wird erstickt und zerstört. Dies ist am Peinlichsten im Liede, das nicht gesprochen, sondern gesungen sein will. Aber singen und tanzen kann Conrad Ferdinand nicht. Ihm fehlt der leichte Fuß der geborenen himmlischen Gäste. Es ist zu viel erdige Schwere, zu viel wuchtige Körperlichkeit in seiner Lyrik. Sie kann nur wandeln, wallen und schreiten —: drei seiner Lieblingsworte.

Einen schamhaften Dichter nannte ich ihn. Er hat ein spezielles Gedicht der Schamhaftigkeit geschrieben. „Die gelöschten Kerzen" heißt es. Der Neffe fragt den alten Onkel nach der „Camargo". Der Alte löscht das Licht. „Du erlaubst? Nur, daß ich nicht erröthe." Aber der Junge zündet die Kerzen lächelnd wieder an: „Ohm, wie wars denn mit dem Sturm auf Düppel?" Conrad Ferdinand hat sich in dem Alten selbst gezeichnet. Er liebt es nicht, Gefühle auszusprechen. Er stellt Situationen hin; nun mag man sich selbst einen Vers daraus machen. Deshalb die merkwürdigen Gedichtschlüsse, die er giebt, die so unendlich viel verschweigen, aber durch das

Hosted by Google

seltsam Verhaltene tief wirken. Schlüsse, die oft nur in den allernothwendigsten Worten Thatsachen konstatiren, die kurz, starr, kühl sind. Es ist Gemmenschnitt darin. Ich citire nur einige: „Er starrt, den Blick emporgewendet. Er neigt das Haupt. Er seufzt. Vollendet." Oder: „Sie steht bekränzt. Sie schaudert. Sie erbleicht." Oder: „Sie hört die Hirtenflöte wieder blasen und lauscht. Sie zuckt. Sie windet sich. Sie ruht." Oder: „Ein Blitz. Zwei schwarze Rosse bäumen sich. Die Peitsche knallt. Sie ziehen an. Vorbei." Knapper kann man nicht sein. Die Knappheit ist oft so weit getrieben, daß sie zur verblüffenden Manier wird. Der Grund, oder besser, die beiden sich gegenseitig bedingenden Ursachen: einmal die Schamhaftigkeit des Dichters, der vor Gefühlsergüssen zurückzuckt; dann aber auch das Bewußtsein, daß das spezielle Talent, Gefühle rein auszusprechen, ihm versagt ist. Ich brauchte schon den Vergleich mit der Nixe, die in erstickter Jammer die harte Eisfläche entlang tastet. Ich kann es wiederholen. Unter der äußeren, fast kühlen Hülle steckt in Conrad Ferdinand ein wilder Herzensdrang. „Ungelebtes Leben zuckt und lodert", Etwas, das sich frei machen will und nicht kann, vielleicht nicht mehr kann, weil es die Stunde versäumt hat. Im tiefsten Kern dieses Dichters dürstet heiße Genußsucht, ein rasendes Verlangen nach Glück und Pracht der Erde. „Genug ist nicht genug": Das ist der mit Mühe zurückgehaltene Aufschrei, der vor seinem ganzen Buche steht, der wiederklingt, nur guten Ohren hörbar, durch die Mehrzahl seiner Gedichte. Er sagt selbst in einem, hinter den harten Falten seines Gesichtes liege ein zweites Antlitz, das nur die Nächsten kennen. Und diese wilde Genußsucht, die in vollen Zügen am Born des Ueberflusses schlürfen möchte, jene heiße Sehnsucht nach Glück, Jugend oder wie mans nennen will, eine Sehnsucht, die unerfüllt geblieben, die verbannt ist in dunkle Tiefen, aus denen sie immer wieder emporläutet, die eben in Glocken klingt, in Flammen lodert, in Bechern funkelt, die nicht aufhört, wie jene Nixe, an die starre Eisfläche zu klopfen und nach Licht und Erlösung zu schreien, — sie hat Meyers Versen jenes Dunkle, Volltönige, Prunkende, die Fülle und das Verhaltene gegeben. Und weil sie die Bahnen zum Licht nicht fand, weil sie sich nicht ausleben konnte unter der Sonne, treibt sie ihn rastlos als Wanderer und Pilgrim über die Erde. „Ich bin der zum Reiseschritt Verdammte", klagt er. Und in einem seiner schönsten, weil nothwendigsten und echtesten Gedichte spricht er es aus: „Zu wandern ist das Herz verdammt, das seinen Jugendtag versäumt." Er muß in jedem Frühling „nach seinem Lenze wandern gehen". Mit dem jähen Bekenntniß: „Genug ist nicht genug!" beginnt, mit dem resignirten Bekenntniß: Ich bin „ein Pilgerim und Wandersmann" schließt das Buch. Die psychologische Entwickelung ist klar. Und die Phantasie mußte erfüllen, was das Leben nicht erfüllte. Sie wurde zum rettenden Ventil. Schein

Hosted by Google

und Sein vertauschte sich. Deshalb das charakteristische Gedicht „Möwenflug". Um einen Felsen kreisen die Möwen mit gespannten Schwingen. Und das selbe Bild, der Felsen, der Vogelflug abgespiegelt im klaren Meeresspiegel, daß sich „Trug und Wahrheit" völlig glichen, daß Schein und Wesen ganz verwandt waren. Da beschleicht den betrachtenden Dichter ein Grauen. „Und Du selber? Bist Du echt beflügelt? Oder nur gemalt und abgespiegelt?" Man begreift gerade hier die Frage; man begreift, wenn man sich das zuletzt Gesagte vorhält, auch den Schluß, zu dem Conrad Ferdinand kommt, als er seine Gedichte, die Liebesgedichte besonders, ansieht: „In diesen Liedern suche Du nach keinem ernsten Ziel: ein Wenig Schmerz, ein Wenig Lust, — und Alles war ein Spiel." Ich wiederhole: er ist durchaus Phantasiedichter. Aber es hebt ihn vor Anderen, daß seine Phantasiegebilde nicht nur tote Glitzerdinge sind, sondern, wie der Schatten in dem Lethe-Gedicht, „mit einem Schein von Blut" gefärbt und lebendig geküßt von der wilden Sehnsucht des Herzens. Er hat einst von sich gesagt:

In meinem Wesen und Gedicht,
Allüberall ist Firnelicht,
Das große, stille Leuchten.

Wir wollen das Wort annehmen und dankbar emporschauen in dieses große, stille Leuchten, ohne allerdings zu vergessen, daß Firnelicht nur Abglanz der Sonne auf kühlen Schneegrenzen ist, nicht die allbelebende Sonne selbst.

Karl Busse.

Die Krise in Ungarn.*)

Nicht leicht wird es einem ungarischen Politiker, in ausländischen Zeitschriften oder Zeitungen über die gegenwärtige ungarische Krise und deren eigentliche Beweggründe zu schreiben, denn es ist immer peinlich, immer unangenehm, die unreine politische Wäsche waschen zu müssen, — und noch dazu

*) Als ich im vorigen Jahr hier den Aufsatz „Ungarische Rhapsodien" veröffentlichte, wurde mir in der magyarischen und jüdischen Presse Ungarns in wilden Schimpfreden vorgeworfen, ich hätte die ungarische Korruption „frei erfunden" und die Verhältnisse tendenziös entstellt. Jetzt ergreift an dieser Stelle ein ungarischer Patriot und Politiker, der die Verhältnisse seit Jahren aus der Nähe überblickt und selbst an der politischen Gestaltung mitwirkt, das Wort; und die Leser mögen nun beurtheilen, wie es im Lande der Arpadssöhne aussieht.

M. H.

Hosted by Google

in der Fremde. Und doch ist es an der Zeit, der politischen Welt des Auslandes, speziell aber Deutschlands, das zahlreiche politische und wirthschaftliche Verbindungen mit den Ländern der Stephanskrone unterhält und wiederholt — es genügt, an die jüngste Anwesenheit des Deutschen Kaisers in Budapest zu erinnern — der ungarischen Nation Beweise der wärmsten Sympathie gab, es ist hoch an der Zeit, der politischen Welt Deutschlands die Augen zu öffnen. Das ist um so nothwendiger und um so unerläßlicher, als der größte Theil der deuschen Zeitungen und Zeitschriften (Ehre den Ausnahmen!) falsche, tendenziöse und oft leider direkt lügenhafte Berichte und Informationen aus Ungarn erhält, die sammt und sonders auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sind: auf das Preßbureau der ungarischen Regirung, wo seit Kurzem alle auswärtigen Zeitungskorrespondenten „in Evidenz gehalten", mit „werthvollen" Informationen versehen und eventuell auch „verwarnt" werden, wenn sie nicht gefällig sind. Doch die Meisten sind gefällig; und so ist es nicht nöthig, Gewalt anzuwenden.

Was nun diese willfährige Berichterstattung leistet, Das sollen einige kleine Beispiele illustriren. Die sogenannten rohonczyschen Enthüllungen, von denen Ungarn seit Monaten spricht, die sogenannte dezseöffysche Erklärung, die seit Wochen hier die parlamentarischen Debatten beherrscht, und die neuesten Phasen des Pulszky-Skandals, der seit Kurzem wieder die politische Welt in Budapest erregt, werden in der deutschen und ganz besonders in der uns weit näher liegenden österreichischen Presse entweder ganz verschwiegen oder mit einigen unklaren, verschwommenen Worten abgethan, damit kein Leser in Oesterreich oder Deutschland ahne, auf welcher korrupten Basis das sogenannte „liberale" Ungarn ruht, damit kein Fremder erfahre, aus welchem Sumpfboden das sogenannte „liberale" Regime seine Nahrung zieht. Hier sollen diese Skandalaffairen ein Wenig beleuchtet werden, zumal die „Zukunft" bereits in einem früheren Artikel eine Phase der pulszkyschen Affaire besprach und dadurch den Beweis erbrachte, daß sich diese Zeitschrift der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht verschließt.

Doch ehe diese nicht eben appetitliche Arbeit beginnt, möge ein heiteres Moment verzeichnet werden, mit dem sich jetzt die ungarische Presse beschäftigt. Der ungarische Unterrichtsminister Dr. Julius Wlassics sagte in seiner letzten Rede wörtlich: „Jeder Student in Ungarn weiß Gottlob, daß es ein österreichisch-ungarisches Gesammtreich nach dem Sinn der ungarischen Verfassung nicht giebt." Da aber in den wiener offiziellen Kreisen eine besondere Vorliebe dafür besteht, daß das „Gesammtreich", das, als die Verfassung in Ungarn sistirt war, in der That in allen amtlichen Schriften auflebte, nach wie vor betont werde, obwohl das ungarische Staatsrecht ein „Gesammtreich" nicht kennt, sondern immer und überall nur von einem selbständigen ungarischen

Hosted by Google

Staat spricht, so mußte sich diese Stelle der Rede des ungarischen Unterrichtsministers im ungarischen Preßbureau eine Censur gefallen lassen. Das offizielle Telegraphische Korrespondenz-Bureau meldete den österreichischen und deutschen Blättern, daß der Minister gesagt habe: „Jedes Kind in Ungarn weiß, Gott sei Dank, daß eine Gesammtmonarchie thatsächlich besteht ...“ Dieses kleine Exempel beweist, wie man das Ausland über die politischen Fragen Ungarns informirt. Wenn schon die Worte eines Ministers in ihr direktes Gegentheil verwandelt werden dürfen, so kann man leicht errathen, wie und in welcher Weise Reden oder Handlungen der ungarischen Opposition dem auswärtigen Publikum dargestellt werden.

Seit einigen Wochen beschäftigt sich das Ausland wieder einmal mit den Verhältnissen in Ungarn, die ja jetzt in der That im höchsten Grade kritisch geworden sind; aber fast überall wird mit dem Brustton der Ueberzeugung erklärt, daß in Ungarn eine leichtfertige, frivole Opposition besteht, die das „liberale“ Ministerium Banffy stürzen wolle, und daß nur Haß und Rachsucht, im besten Fall die Sehnsucht nach Pfründen und Würden die Opposition leite. Baron Desider Banffy wird dem p. t. Lesepublikum als ein liberaler Gladstone geschildert, der jedoch die starke Hand und den stolzen Royalismus des Konservativen Bismarck besitze; und der Untergang des ungarischen Liberalismus und Parlamentarismus, die Vernichtung der österreichisch-ungarischen Monarchie, ja selbst die Auflösung des Dreibundes und aller staatlichen Bande in Europa wurden in Aussicht gestellt, wenn Baron Desider Banffy den Weg aller Minister gehen müßte.

Die fürchterliche Liebe und Uebertreibung, die in solchen „Briefen aus Ungarn“ liegt, muß diese politische Berichterstattung vor jedem Denkenden von vorn herein verdächtig erscheinen lassen. Freilich: der größte Theil des Lesepublikums der Tageblätter hat keine Zeit, zu grübeln. Die ungarischen Verhältnisse liegen auch den Deutschen viel zu fern und sie erinnern sich denn auch sicherlich nicht mehr, daß einst Koloman Tisza, Graf Julius Szapary und Dr. Alexander Wekerle als Horte des Liberalismus, Parlamentarismus u. s. w. eben so gepriesen wurden wie jetzt Baron Banffy und daß schon zu Zeiten Kolomans Tisza der Weltuntergang verkündet wurde, falls ein Regirungwechsel in Ungarn eintreten müßte. Viel leichter hat sich die deutsche Presse mit dem Sturz Bismarcks befreundet als mit dem Sturz irgend eines ungarischen Ministeriums in den letzten fünfundzwanzig Jahren. Der Trost allerdings blieb der deutschen Presse, daß in Ungarn stets nur ein Personenwechsel, niemals aber ein Systemwechsel eintrat und daß im Großen und Ganzen heute noch die tiszasche Wirthschaft, die grasseste und unparlamentarischste Parteiherrschaft, besteht, die jeder sozialen Reform den heftigsten Widerstand entgegensetzt und von Jahr zu Jahr korrupter und

Hosted by Google

frivoler wird. Koloman Tisza, den man mit Walpole verglich, hielt sich selbst von unreinlichen politischen Machenschaften fern, duldete aber die praktische Bethätigung des „Enrichissez-vous!“ Graf Julius Szapary war bemüht, die Korruption einzudämmen, und umgab sich mit reichen Magnaten, die jedoch viel zu wenig parlamentarische Geschicklichkeit und viel zu wenig persönliches Interesse hatten, um sein Kabinet wirksam unterstützen zu können. Beim ersten Anprall fiel es über den Haufen. Es kam Dr. Alexander Wekerle, der es mit der Demokratie versuchte und in der That einmal die wiener Reaktion besiegte. Freilich währte der Triumph nur sechs Monate, denn dann wurde er ungnädig entlassen und die selbe „liberale“ Partei, die sich in seinem Interesse gegen die Krone auflehnte, ließ ihn kurz vorher in ihrem Interesse schnöde fallen. Der Monarch benutzt übrigens auch jetzt noch jede Gelegenheit, um darzuthun, wie oft und wie arg er von seinem demokratischen Ministerpräsidenten getäuscht wurde. Nach dem Sturz Wekerles ernannte der König den Baron Desider Banffy zum Ministerpräsidenten und dieser Mann steht nun schon seit vier Jahren in Ungarn an der Spitze der Geschäfte.

Im Auslande gilt Banffy als „großer liberaler Staatsmann“, denn unser Preßbureau arbeitet recht geschickt. In Ungarn betrachtet man ihn als komische Figur. Mit Unrecht allerdings, denn Baron Banffy weiß, was er will, und er besitzt Kraft und Zähigkeit. Einer seiner Gegner meinte, daß er den „Muth seiner Unwissenheit“ habe, aber in einem Lande, wie Ungarn, wo alle politischen Parteien vorsichtig und ängstlich sein müssen, weil sie sich nicht auf die breiten Wählermassen stützen, sondern von den einflußreichen Männern in den Städten und Komitaten abhängen, ist es schon sehr viel, wenn es einen Ministerpräsidenten giebt, der, wie einst der verstorbene Minister des Aeußeren Graf Kalnoky sagte, „auch mit dem Kopf durch die Wand rennt, wenn er gereizt wird“. Die eiserne Hand Banffys bekam die Opposition bei den letzten Wahlen in den Reichstag zu fühlen. Er hat durch alle Mittel der „Pression und Korruption“, wie man in Ungarn zu sagen pflegt, was aber, deutlicher gesprochen, brutalste Gewaltthätigkeiten und schamloseste Bestechungen bedeutet, die oppositionellen Parteien von ungefähr zweihundert auf ungefähr hundert Stimmen reduzirt; und daß er Dies vermochte, verdankt er zum Theil eben — der Opposition.

Denn das „liberale“ Ungarn besitzt das reaktionärste, ungerechteste und abscheulichste Wahlgesetz in Europa. Ungarn zählt mehr als 16 Millionen Einwohner, von diesen sind aber nur 600 000 Steuerzahler wahlberechtigt. Die Judikatur in Wahlangelegenheiten steht nicht den Gerichten, sondern dem Abgeordnetenhause zu und eine dreißigjährige Praxis hat gelehrt, daß selbst die skandalösesten Wahlen vom Parlament verifizirt wurden, wie z. B. die Wahl des gewesenen Handelsministers Szechenyi, die (wie man amtlich kon-

Hosted by Google

ſtatirte!) nur auf Grund eines gefälſchten Wahlprotokolls möglich wurde. Alle Bemühungen, eine Wahlreform nach europäiſchem Muſter zu ſchaffen, ſcheiterten an dem Widerſtande des Parlamentes, das faſt nur aus Magnaten und Advokaten beſteht, die offenbar befürchten, verdrängt zu werden, wenn breitere Volksſchichten das Wahlrecht erlangen. Man motivirt dieſe gewiß nicht gerade „liberale“ Auffaſſung damit, daß durch eine Wahlreform das ungariſche Parlament den magyariſchen Charakter verlieren würde, zumal die Nationalitäten im Lande keine Magyaren, ſondern Deutſche, Rumänen, Slovaken, Serben u. ſ. w. wählen dürften, wodurch Ungarn, ähnlich wie Oeſterreich, den Charakter eines einheitlichen Staates verlöre. Ob Das zutreffend iſt oder nicht, ob es ein reaktionäres und ungerechtes Wahlgeſetz entſchuldigt oder nicht, ob es vor Allem die Gegnerſchaft der Regirung gegen die Reinheit der Wahlen und die über ſtrohfeurige Aktionen niemals hinausgehenden Kämpfe der Oppoſition zu Gunſten der Wahlfreiheit und der Gerichtsbarkeit der königlichen Kurie (oberſter Gerichtshof) in Wahlangelegenheiten begreiflich und verzeihlich erſcheinen läßt, — darauf möge ſich Jeder ſelbſt antworten. Thatſache iſt, daß ein ſolches Wahlgeſetz in der Hand eines brutalen und rückſichtloſen Miniſterpräſidenten die gefährlichſte Waffe iſt und daß Baron Banffy von dieſer Waffe den brutalſten und rückſichtloſeſten Gebrauch machte. Er vernichtete ſeine unangenehmſten Gegner bei den Wahlen, ließ eine Schaar von ihm ergebenen Kreaturen, ohne jede politiſche Vergangenheit und Zukunft, ins Abgeordnetenhaus wählen und hoffte, mit einer Majorität, die dreihundert gegen hundert Stimmen der Oppoſition betrug, leicht regiren und vor Allem den wirthſchaftlichen Ausgleich mit Oeſterreich ſchaffen zu können, der ſeit drei Jahren in der Luft hängt. Seine Majorität ſchien bereit, mit ihm durch Dick und Dünn zu gehen; um die Oppoſition kümmerte ſich Banffy aber gar nicht mehr.

Der Miniſterpräſident hat, wie die jetzige Kriſe zeigt, die Oppoſition unterſchätzt: er hat ſich verrechnet und dadurch den parlamentariſchen Boden unter den Füßen verloren. Es iſt allerdings wahr, daß die oppoſitionellen Parteien durch prinzipielle Unterſchiede von einander getrennt ſind und daß die Regirung bisher die perſönlichen Differenzen und Animoſitäten unter den oppoſitionellen Führern nach alt-öſterreichiſchem Rezept ſehr gut zu nähren wußte. Divide et impera. Bald ſpielte man die radikale Unabhängigkeitspartei gegen die klerikale Volkspartei, bald die gemäßigte Nationalpartei gegen die übrigen oppoſitionellen Parteien aus; und aus dem Umſtand, daß der Führer der ungariſchen Nationalpartei, Graf Albert Apponyi, ſeit vier Jahren jede heftigere oppoſitionelle Aktion zu mildern und zu dämpfen beſtrebt war, ſchöpfte wohl der Kabinetschef die Hoffnung, daß ihm von der Oppoſition keine Gefahr drohe. Wird doch in Budapeſt erzählt, daß Baron Banffy im Sommer dieſes Jahres dem öſterreichiſchen Miniſterpräſidenten Grafen Thun

Hosted by Google

mit dem Anstand, den er hatte, zugerufen haben soll: „Ich kann im Parlament Alles durchbringen.“ In der That gelang Banffy Manches; aber eben so, wie er sein Wahlresultat mit Hilfe der Opposition erzielte, verdankt er auch seine politischen Erfolge zum großen Theil der Opposition. Daß er im vergangenen Jahr zwei Ausgleichs-Provisorien fast ohne ernstlichen parlamentarischen Kampf durchbrachte, ist dem Grafen Apponyi zu danken — dieser oppositionelle Führer erhielt auch dafür einige süß-saure Lobsprüche der Offiziösen in Budapest, Wien und ... Berlin —, denn Apponyi warf seine Autorität im Parlament und seine Popularität im Lande in die Wagschale, um den Ausgleich mit Oesterreich zu retten.

Baron Banffy hätte vielleicht auch in diesem Jahre die Unterstützung jener oppositionellen Parteien erlangen können, die auf der Basis des Ausgleiches stehen, wenn er, wie im Vorjahre, um diese Unterstützung gebeten hätte. Es ist den eingeweihten politischen Persönlichkeiten in Ungarn kein Geheimniß, daß der ungarische Ministerpräsident im vergangenen Jahre, als die Delegationen in Wien tagten, sowohl mit dem Grafen Albert Apponyi als auch mit dem Präsidenten der Nationalpartei, Ferdinand Horanszky, lange Konferenzen hatte, von denen der Krone Mittheilung gemacht werden mußte, denn wichtige Modifikationen der ursprünglichen Vorlage wurden auf direkten Wunsch der Opposition mit Zustimmung des Monarchen geändert, ehe der betreffende Gesetzentwurf noch dem Parlament eingereicht wurde. Wie sehr die Nationalpartei und die Regirungpartei damals d'accord waren, beweist am Besten die Thatsache, daß der oppositionelle Graf Apponyi die Vertheidigung der Regirungvorlage im Parlament übernahm und der Ministerpräsident sich darauf beschränkte, am zweiundzwanzigsten Dezember 1897 in öffentlicher Sitzung zu erklären: „Es ist ganz überflüssig, zu versuchen, das vom Grafen Apponyi Gesagte nachzusprechen. Er hat Alles viel präziser, viel korrekter und klarer gesagt, als daß Dies noch einer Ergänzung bedürfte.“ Trotzdem ist im Laufe eines Jahres aus dieser politisch-parlamentarischen Harmonie die leidenschaftlichste Fehde geworden und in den beispiellos heftigen Kämpfen des ungarischen Abgeordnetenhauses sind es die Anhänger Apponyis, die dem Ministerpräsidenten fast Tag für Tag Schmeicheleien wie: „Lügner!“ „Schwindler!“ „Hinaus mit ihm!“ „Er ist nicht anständig!“ an den Kopf werfen, — Schmeicheleien, die die budapester oppositionelle Presse mit einem Eifer verzeichnet, der einer besseren Sache würdig wäre, und die in der auswärtigen Presse totgeschwiegen werden. Trotzdem ist es eine Thatsache, daß sich auch der vornehmste ungarische Klub, das budapester Nationalkasino, bereits mit diesen Insulten beschäftigte, weil es bisher in der ungarischen Gesellschaft üblich war, solche Beleidigungen nicht einfach hinzunehmen. Daß die Aktion im Nationalkasino resultatlos bleiben wird, ist ziemlich sicher, doch auch sie ist ein Beweis mehr für die Erbitterung, die in gewissen Kreisen gegen Banffy herrscht.

Hosted by Google

Die Ursachen dieser Erbitterung liegen vor Allem in den ungerechten und ungesetzlichen Reichstagswahlen, die unsere Opposition halbirten; sie liegen aber auch in staatsrechtlichen, moralischen und persönlichen Motiven. Die staatsrechtlichen Motive kann man im ungarischen Ausgleichsgesetz finden. Dieses Gesetz, dessen Verfasser Franz Déak war, den die Ungarn mit Stolz „den Weisen der Nation" nennen, bestimmt in seinem § 25, daß Ungarn einen Ausgleich nur mit einem Oesterreich schließen könne, in welchem „volle Verfassungmäßigkeit" herrscht, und verfügt weiter in seinem § 68, daß für den Fall, wo der Ausgleich auf parlamentarischem Wege nicht zu Stande kommen sollte, „das gesetzliche Verfügungrecht des Landes unantastbar" bleibt. Im vergangenen Jahre waren Opposition und Regirung in der Interpretation dieses Gesetzes einig, denn (wie schon früher erwähnt) sowohl der hervorragendste Führer der Opposition wie der Ministerpräsident stimmten in der Auffassung dieses Gesetzes überein. Das hat sich im Laufe eines Jahres geändert; denn wenn auch Baron Banffy selbst seine Erklärungen noch nicht revozirte, so betheuerten doch die hervorragendsten Mitglieder der Regirungpartei, daß die vorjährige Gesetzesinterpretation keine Giltigkeit mehr besitze. Apponyis Beweisführung gipfelte darin, daß Ungarn, falls kein neuer Ausgleich mit Oesterreich auf parlamentarischem Wege geschlossen werden sollte, als selbständiger Staat nur in dem Sinne verfügen könne, daß Ungarn nach außen hin mit Oesterreich zusammen nicht mehr eine wirthschaftliche Einheit bilde. Dieser Auffassung, die auch Déak hegte, die im sogenannten Provisoriumsgesetz niedergelegt ist und der im Vorjahre fast ganz Ungarn, jedenfalls aber die Regirungpartei und die Regirung beipflichtete, huldigt jetzt die Regirungpartei nicht mehr. Es handelt sich hier um ein ungarisches Grundgesetz, und zwar um eine der wichtigsten Bestimmungen, welche die wirthschaftliche Selbständigkeit umschließt. Die Opposition verlangte deshalb vom Ministerpräsidenten Aufschluß, ob er sein Wort einlösen wolle. Baron Banffy gab jedoch keine Aufklärungen, sondern wich jeder Antwort aus und dadurch erweckte er bei der Opposition Unmuth und Groll, die sich im Laufe der Verhandlungen zu Erbitterung und Haß steigerten. Baron Banffy wollte nämlich der Opposition nicht nur nicht ihren Willen thun und ein klares Ausgleichsprogram geben, sondern er wollte auch der Opposition seinen Willen aufzwingen und sie veranlassen, ihm ein Budgetprovisorium zu bewilligen, das ihm freie Hand nach jeder Richtung gegeben hätte. Hierauf entstand nun die sogenannte Obstruktion, die wohl parlamentarische Stürme aller Art und skandalöse Szenen ohne Zahl brachte, aber bisher die Regirung ihrem Ziel nicht näher rückte, denn die Erledigung des Budget-Provisoriums liegt jetzt ganz in der Hand der Opposition, zumal die Opposition vom fünften September bis zum fünfundzwanzigsten

Hosted by Google

November zu verhindern wußte, daß die sogenannte Indemnität-Vorlage auf die Tagesordnung gestellt werde. Es wird ihr nun — wenn sie will — ein Leichtes sein, die parlamentarische Erledigung dieser Vorlage ebenfalls Monate lang hinauszuziehen. Anfangs Januar müßte aber das Ministerium, wenn es gesetzlich regiren will, Budget, Ausgleich und Rekrutenkontingent bewilligt haben.

Wie man sieht, ist die Lage des Ministeriums Banffy recht prekär. Sie wird aber geradezu unhaltbar, wenn man bedenkt, daß die erbitterte Opposition keinen Tag vorüber gehen läßt, ohne die Regirung in der heftigsten Art anzugreifen, daß ferner die Popularität des Kabinets — die ohnehin viel zu wünschen ließ — mehr und mehr vernichtet wird, weil das Vertrauen der Anhänger des Ministeriums immer mehr schwindet, und daß endlich Straßendemonstrationen und andere Zwischenfälle eintreten, deren Konsequenzen nicht zu ermessen sind. Wenn die Regirung früher sagen konnte, daß die Opposition gegen jedes ungarische Ministerium den Vorwurf der „Korruption und Pression" erhob, daß Dies aber nur eine grundlose Verdächtigung sei, und wenn mit dieser Parade mancher Hieb im Parlament abgewehrt wurde, so ist Das heute nicht mehr möglich, denn die Opposition ist durch Zufall in den Besitz von Beweisen für ihre Behauptungen gelangt. Die schon vorher erwähnten rohonczyschen Enthüllungen und die sogenannte Dezseöffy-Affaire sind scharfe Waffen in der Hand der Opposition. Der Reichstagsabgeordnete Gedeon Rohonczy war bis vor Kurzem Mitglied der Regirungpartei und als hervorragendes Mitglied in alle Geheimnisse dieser Partei eingeweiht. Dieser Abgeordnete erzählte nun in öffentlicher Sitzung des Abgeordnetenhauses, daß die Regirung bei den letzten Wahlen drei Millionen Gulden zur Bestechung der geehrten Wähler ausgab, daß dieses Geld von Personen herrührte, die Orden und Titel erhielten, und daß er selbst 4000 Gulden empfing, die er jedoch bereits zurückgezahlt habe. Dieses Faktum bewies, daß die Regirung sich nicht nur ihre Majorität zum Theil erkaufte, sondern es zeigte auch, daß das Geld dazu aus unlauteren Quellen floß. Nicht genug daran, veröffentlichte auch der Oberstuhlrichter Emil Dezseöffy eine Erklärung, in der er mittheilte, daß der Ministerpräsident persönlich ihn aufgefordert habe, für einen Kandidaten der Majorität einzutreten. Da der Oberstuhlrichter sich weigerte, Das zu thun — es ist gesetzlich verboten! —, drohte der Ministerpräsident mit einem „sanften Druck!" Nach dem ungarischen Strafgesetz sind diese Handlungen mit Gefängniß bis zu fünf Jahren strafbar und man kann sich leicht denken, daß der Kampf der Opposition gegen die Regirung durch die Dezseöffy-Affaire eine moralische Basis enthielt und bei den unvoreingenommenen Menschen in Ungarn immer mehr Sympathien gewann.

Obwohl Baron Desider Banffy in der Bevölkerung wenig beliebt ist

Hosted by Google

und man ihm nicht verzeihen kann, daß er an dem Leichenbegängniß Ludwigs Kossuth nicht theilnahm, sondern demonstrativ abreiste, als die Leichenfeier stattfand, obwohl er auch im Parlament eine recht armsälige Rolle spielt und oft verspottet wird — hat er doch in einer seiner Reden, als er aus einem Werk Schaeffles einen Absatz über den Sozialismus vorlas, den ihm unbekannten Saint-Simon als den „Heiligen Simon" bezeichnet!" —, so hätten die persönlichen Angriffe auf den Ministerpräsidenten doch wenig Eindruck gemacht und sicherlich nicht jene Krise hervorgerufen, die jetzt Ungarn erschüttert, wenn die Opposition nicht sachliche Motive für ihre rücksichtlosen Angriffe gefunden hätte. Zu diesen sachlichen Motiven gehört aber neben dem eben erwähnten Wahlskandal auch der Kunstskandal, der sich an den Namen Karl Pulszky knüpft. Daß Karl Pulszky als Direktor der ungarischen Landesgalerie werthlosen Plunder kaufte und den Staat betrog, mag noch hingehen; daß dieser Mann aber, so lange er in Untersuchung war, von den Gerichten für wahnsinnig erklärt und später wegen Unzurechnungfähigkeit freigesprochen wurde, dann aber — als das Urtheil der letzten Instanz fiel — plötzlich als normal und gesund erklärt wurde und jetzt wieder sein Gehalt vom Staat bezieht: Das ist selbst den korruptesten Leuten in Ungarn zu starker Tabak, zumal man weiß, daß der Bruder dieses Mannes eine der führenden Persönlichkeiten in der Regirungpartei und der intimste Freund Banffys ist. Schon Cuvier sagte, daß er sich aus einem Knochensplitter das ganze Thier konstruiren könne, und man irrt wohl kaum, wenn man behauptet, daß der niedliche Pulszky-Skandal Jedem einen richtigen Begriff von der Korruption in Ungarn giebt, gegen welche die Opposition jetzt den rücksichtlosesten und unversöhnlichsten Kampf führt, — wofür ihr der größte Theil der österreichischen und der deutschen Presse Tag um Tag den Text liest.

Trotzdem dürfte die ungarische Opposition in ihrem Kampfe nicht erlahmen; im Gegentheil: es ist anzunehmen, daß sie noch leidenschaftlicher und noch hitziger werden wird. Die Opposition weiß, daß sie das Heft in der Hand hat, und sie wird es nicht loslassen. Sie sagt nicht mit Unrecht, daß jede weise Regirung in einer solchen kritischen Zeit, wie es die jetzige ist, den Platz gern räumen würde, wenn sie wüßte — was übrigens Jedermann in Ungarn weiß —, daß dadurch Ruhe und Ordnung im Lande geschaffen werden wird. Daß Baron Banffy nicht zurücktreten will, ist ein Beweis dafür, daß er nicht weise ist. Er beruft sich auf das Vertrauen der Krone und auf das Vertrauen der Mehrheit, ohne zu bedenken, daß alle seine Vorgänger, die sammt und sonders aus der sogenannten „liberalen" Partei hervorgingen, das Selbe thaten und dennoch zurücktreten mußten, als sie die Führerrolle im Parlament nicht mehr spielen konnten. Und Banffy zeigt sich fast gar nicht mehr im Berathungsaale, sondern irrt in den Couloirs

Hosted by Google

des Abgeordnetenhauses umher, wo er eigensinnig betheuert, nicht weichen zu wollen. Und dennoch ist die ungarische Krise nicht anders zu lösen als durch den Rücktritt der Regirung, denn die Auflösung des Abgeordnetenhauses ist nach unseren Gesetzen jetzt ganz unmöglich. Jedem neuen Ministerpräsidenten würde das Parlament sofort das Budget, das Ausgleichs-Provisorium und das Rekrutenkontingent bewilligen; nur das Ministerium Banffy setzt das Land der Gefahr aus, nach dem ersten Januar 1899 ungesetzlich und gesetzwidrig regirt zu werden. Unter einem neuen Ministerium würde die Staatsmaschine augenblicklich ordnungsgemäß funktioniren; unter Banffy droht die Katastrophe, daß im nächsten Jahr keine Steuern bezahlt, keine Rekruten eingestellt werden und (was wohl in Deutschland interessiren dürfte) die Handelsverträge ihre Giltigkeit verlieren. Dazu kommt noch Eins. Nach der ungarischen Verfassung ist es ganz ausgeschlossen, daß mit Verordnungen uud Patenten regirt werde. Die ungarische Verfassung hat aber der Monarch beschworen. Ein Weiterverbleiben des Kabinets Banffy nach dem neuen Jahr würde es zweifellos nothwendig machen, daß mit Nothverordnungen regirt werde; aber solche Verordnungen müßten selbstverständlich die Verfassung verletzen und sogar den Königseid berühren. Unter solchen Umständen kann der Vernünftige wahrhaftig nicht begreifen, warum Banffy Ministerpräsident bleiben soll und warum die österreichischen und die deutschen Zeitungen wollen, daß er es bleibe. Das „liberale" Prinzip wird durch seinen Rücktritt nicht gefährdet, denn der Nachfolger Banffys wird abermals aus den Reihen der „liberalen" Partei hervorgehen; auch das Budget und der Ausgleich sind nicht gefährdet, denn der Nachfolger Banffys würde die nothwendigen Provisorien in einer Sitzung erhalten, während Banffy sie überhaupt nicht erhalten kann. Ob das Prinzip des Parlamentarismus gefährdet wird, wenn Banffy den Angriffen der Opposition weicht, sei nicht weiter untersucht, da ja das Prinzip des Parlamentarismus, wie die ungarische Opposition in ihrer Adresse an den Monarchen betont, ohnehin durch die korrupte Parteiherrschaft, durch die rohoncsyschen Enthüllungen und die Dezsöffy-Affaire bis in seine Tiefen erschüttert ist. Aber selbst angenommen, daß die starren Formen des Parlamentarismus alterirt werden könnten: sind Ruhe und Friede eines Landes, normale Verhältnisse im Parlament, Budget, Ausgleich, Rekrutenkontingent, Großmachtstellung der Monarchie und Königseid nicht unendlich wichtiger als das Kabinet Banffy?... Freilich werden mit dem Sturze Banffys nur die augenblicklichen parlamentarischen Schwierigkeiten beseitigt, denn die schweren politischen Uebel, die ihren Krankheitherd in unserem Wahlgesetz und in der Parteiherrschaft haben, würden fortbestehen. Die ungarische Krise ist nämlich der klarste Ausdruck der Wirkungen politischer und parlamentarischer Korruption und

Hosted by Google

Pression und es ist eine wichtige Frage, ob die ungarische Opposition stärker, entschlossener und unversöhnlicher sein wird als die Opposition in Italien und in Frankreich, die sich ebenfalls seit Jahrzehnten bemühen, eine radikale Besserung der parlamentarischen Verhältnisse zu erzielen, aber doch nur von einem faulen zu einem nicht minder anrüchigen Kompromiß gelangen und eigentlich nichts Anderes erreichen, als daß das alte kompromittirte Geschäft unter einer neuen Firma weitergeführt wird.

Budapest, Ende November 1898. Michael Arpad.

Die Freundin der Entgleisten.

Sie selbst ist durchaus nicht aus der Bahn geworfen oder unglücklich, — nein, ein frisches, energisches Mädchen, immer thätig, lustig, zur Hilfe bereit. Zur Freundin der Entgleisten macht sie ihr Anpassungvermögen, ihr feines Verständniß für das Leiden Anderer. Sie erweist Jedem Theilnahme, besonders aber Unglücklichen, und nichts ist ihr willkommener, als wenn man ihre Hilfe in Anspruch nimmt.

Natürlich wird sie oft betrogen. Sie versucht auch zuweilen, nach harten Erfahrungen, sich zu ändern; allein sie vermag es nicht, sie kann eben nicht ihre Natur aufgeben. Jeder Mensch hat ein typisches Erlebniß; es kehrt immer wieder, Erfahrungen schützen ihn nicht davor, weil es dem innersten Grunde seines Wesens entspringt.

Welches Erlebniß ist nun für Hendrika Duysen charakteristisch? Was die Entgleisten, aus der Bahn Gerissenen, zu ihr zieht, ist gerade ihre Frische und Tüchtigkeit. Bei Hendrika finden sie Alles, was ihnen groß und selten erscheint, da es ihnen fehlt. Nichts Zerfahrenes, Unentschlossenes hat in der willensfrohen Natur dieses Mädchens Raum. Sie weiß immer, was sie zu thun hat, und handelt sofort und schnell. Und wenn ihr Thun auch zuweilen thöricht — oder besser: romantisch — ist, — mag sein: sie kann eben nicht anders.

Sie führt ihrem Vater, dem bekannten Astronomen Professor Duysen, die Wirthschaft. Er läßt sie frei schalten und walten, wenn sie ihn nur in seinen Studien nicht stört. Und Das geschieht nicht. Hendrika hat Achtung vor der Wissenschaft und sie ist ihrem alten Papa von Herzen gut. Ihm zu Liebe hat sie sich auch nicht verheirathet. Sie mag ihn nicht verlassen; und welcher Mann willigte in eine Ehe, bei der man einen Schwiegervater mit in den Kauf nehmen muß? Die Verlockungen zu einer Heirath sind auch nicht häufig, denn Hendrika ist durchaus nicht hübsch. Sie sieht gesund und kräftig aus, aber ihr fehlt Das, was den Mann zum Weibe hinzieht und was wir mit dem deutschen Worte „charme“ bezeichnen; sie paßt besser zur Kameradin als zur Geliebten und Gattin.

Hosted by Google

Und reich ist sie ebenfalls nicht. Duysens haben genug und leben ganz behaglich, aber Ueberfluß und Luxus sind nicht vorhanden. Daß Hendrika immer noch für Andere Etwas erübrigt, kommt daher, daß sie praktisch und tüchtig ist, viele Dinge selbst thut und überall die Augen hat. So findet sie nicht allein Zeit und Geld zu einer gemüthlichen Geselligkeit in ihrem Hause, sondern auch zu durchgreifendem Helfen.

Sie selbst geht nie in Gesellschaft, sie mag ihr Väterchen nicht allein lassen, das so an sie gewöhnt ist. Aber zu ihr kommt viel Besuch, Menschen, denen sie dadurch eine Wohlthat erweist, daß sie in ihrem altmodischen, friedlichen Heim verkehren dürfen. Jedes Stück, jeder Nagel, jedes Bild steht hier noch so, wie es vor fünfzig Jahren gestanden hat, als Professor Duysen heirathete; nichts ist umgesetzt und angeschafft worden.

Unendliches Behagen muthet gerade Diejenigen, welche das Leben in die Irre führte, in diesem ehrwürdigen Hause an, wo Alles ungestört und unberührt blieb, wo Alles geräuschlos, glatt seinen Gang geht wie bei einer gut geölten Maschine. Wie ein Hafen kommt dieses Heim Denen vor, die der Sturm des Lebens umherschleuderte.

Hendrika ist in dieser Umgebung aufgewachsen und altert in ihr. Die Mutter, eine stille, kränkliche Frau, verlor sie vor Jahrzehnten; so lange sie denken konnte, war sie Herrin des Hauses und ihres Väterchens. Er ist daran gewöhnt, diese Unterthanenschaft mit Anderen zu theilen. Fast bei jedem Mittagsmahl findet er an der sauber gedeckten Tafel zum Mitgenuß der tadellos zubereiteten Speisen einen Gast, irgend einen Mann, der in Hendrika — eben so wie er — den Inbegriff der Klugheit und Tüchtigkeit sieht. Wenigstens für einige Zeit. Ein Mann verzeiht es meist einer Frau nicht, wenn sie tüchtiger und klüger ist als er; ihre Hilfe, ihre Theilnahme und Freundschaft nimmt er nur so lange in Anspruch, wie es ihm schlecht geht. Gelingt es ihm, sich in der Gesellschaft wieder emporzuarbeiten, dann ist ihm die Erinnerung an die Frau, die ihm im Unglück beistand, unangenehm; er meidet, ja, er haßt sie. Und oftmals denkt ein solcher Mann, die Helferin sei an seinem Mißgeschick schuld, oder: sie habe noch mehr thun können. Nur edle Naturen verstehen Wohlthaten in der richtigen Weise anzunehmen. Die Art, wie ein Mensch die Güte Anderer auffaßt, ist fast immer im höchsten Grade bezeichnend für ihn.

Wo findet Fräulein Duysen aber ihre Entgleisten, für die sie so viel opfert und von denen sie so wenig Dank erntet? Außer der täglichen vertraulichen Geselligkeit in ihrem Hause hat Hendrika noch große Empfangstage, zu denen trotz der Schlichtheit des Gelehrtenheimes alle möglichen Menschen, Leute jeden Standes und aller Altersklassen, erscheinen. Jeder bringt mit, wen er will; Alle sind willkommen. Inmitten dieser bunten Gesellschaft findet Hendrika mit unglaublichem Spürsinn unter der Masse die Entgleisten heraus. Und es währt nicht lange, dann sind sie bei ihr Hausfreunde und Intime.

Fast immer verläuft die Sache in ähnlicher Weise. Im Anfang sind die neuen Freunde von Hendrikas Verständniß entzückt, sie tragen ihr Verehrung und Dankbarkeit entgegen; der Friede des altmodischen Gelehrtenheimes umfängt sie wie schmeichelnde Arme. Aber dann, nach einer Weile, bedrückt sie eine Art mütterlicher Herrschaft, die über sie ausgeübt wird. Eine Herrschaft und eine

Hosted by Google

Aufsicht. Hendrika sucht die neuen Freunde auf der richtigen Bahn zu erhalten, sie nicht wieder abschweifen und ziellos umherirren zu lassen. Wenn sie ihre Fürsorge einem Armen zugewandt, ihm Arbeit und dadurch Existenzmittel verschafft hat, fühlt sie sich verpflichtet, darauf zu achten, daß er ihrer Empfehlung Ehre macht und bei der Arbeit bleibt.

Merkt der Arme Das, dann ist der erste Anlaß zum Bruch da. Noch kommt er ins Haus, noch nimmt er alle Güte an, allein sie drückt ihn schon wie ein zu enges Kleid. Und irgend eine Aeußerung, die er im Anfang der Freundschaft vielleicht gern gehabt, die er rührend und fürsorglich gefunden hat, erscheint ihm nun anmaßend und als Einmischung. Und eines Tages kommt er nicht wieder. Vielleicht so lange, bis er von Neuem ins Unglück geräth und sich plötzlich sehnend an Hendrikas Sympathie, an ihr warmes Herz erinnert. Denn auch bei den Entgleisten ist ein Erlebniß typisch, nämlich ihr Ablenken aus der Bahn. Wieder und wieder tritt es ein, mögen auch noch so viele Erfahrungen sie davor warnen.

Blieb Hendrika bei all diesen Erlebnissen immer kühl, war sie es immer geblieben?

Sie gehörte zu den Mädchen, deren Sinnlichkeit nie geweckt worden ist, bei denen dieser Springquell alles Thuns sich nicht zu dem Strom Liebe zusammengeschlossen hat, sondern in zahllosen kleinen Rinnsalen versickert, in Wohlwollen für die Menschheit, in einer allgemeinen Zärtlichkeit für alles Lebendige.

Hendrika hatte Frauen eben so gern wie Männer, — wohlgemerkt: wenn sie ihrer eben so bedurften; aber bei Männern nahm ihre Freundschaft noch einen besonderen Zug von Innigkeit an. Ein- oder zweimal war es auch vorgekommen, daß ein wärmeres Gefühl für Die, denen sie half, in ihr Herz zog; ein- oder zweimal hatten junge Freunde sie sogar heirathen wollen, aus mißverstandener Dankbarkeit, so lange sie sich noch in den Flitterwochen der Freundschaft befanden. Doch Hendrika war klug. Sie erkannte die Dankbarkeit und sah, daß es keine Liebe war. Und wurde sie einmal schwach, dann hatte sie ein unfehlbares Mittel. Sie guckte in den Spiegel.

Was sie dort erblickte, das alternde, rothe, robuste Gesicht, Das sagte ihr: mag er mich jetzt auch gern, schon nach einem Jahre, ja nach einigen Monaten wird er sich einer schönen Frau zuwenden. Und sie war nicht nur klug, sondern auch stolz: Das wollte sie nicht.

Diese Selbsterkenntniß hindert sie aber nicht, weiter zu jeder Hilfe bereit zu sein, weiter Freundschaft zu halten, trotzdem sie erfahren hat, daß sie keinen Dank dafür erntet. Sie vergißts von einem Mal zum anderen. Jedesmal denkt sie: nun müsse es anders kommen, dauern zu ewigem Bunde.

Und wenn sie auch versuchte, mißtrauisch und vorsichtig zu sein: sie vermöchte es nicht, denn es ist gegen ihre Natur. So wird sie weiter hinleben zwischen Hoffnung und Enttäuschung, bis der Tod ihre klugen und doch so thörichten Augen schließt, bis der letzte Freund aller Menschen ihre hilfreiche Hand erkalten läßt.

Charlottenburg. G. von Beaulieu.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Europäische Lyrik. Uebersetzungen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1899.

Als ich vor etwa zwei Jahren die eigenartig nervöse und dennoch spröde Lyrik des Dänen J. P. Jacobsen deutsch veröffentlichte, gab ich im Vorworte Rechenschaft über das bei der Arbeit befolgte Prinzip: „Als Norm jeder übersetzerischen Thätigkeit betrachte ich es, die zwar unvermeidliche Kluft zwischen Sinn- und Formentreue auf der einen, selbständiger formeller Vollendung auf der anderen Seite möglichst zu verengen und unter möglichst geringen Konzessionen hier wie dort Etwas zu schaffen, das der Entwickelungstufe beider jedesmal in Betracht kommenden Kultursprachen nicht ganz unwürdig sei." Und neben die Ehrfurcht gegenüber dem Original, neben die stete Sorge für die Würde der Muttersprache stelle ich für den Uebersetzer, wenn er anders mehr als ein bloßer Kopist und Dolmetsch und dennoch kein traduttore traditore sein will, ein drittes und das höchste Erforderniß, jenes, dem Sully Prudhommes Worte gelten: „Il serait tout à fait inutile d'avoir traduit en vers un poème, si la traduction, indépendamment de son exactitude littérale, n'offrait point un équivalent musical de l'expression musicale du texte." So sollte, wie einst die Jacobsen-Arbeit, heute auch die „Europäische Lyrik" beurtheilt werden. Sie vereinigt Uebersetzungen aus der lyrischen Dichtung elf europäischer Völker; Erzeugnisse dieses Jahrhunderts und vornehmlich seiner letzten Dezennien sind es meist, die ich einzudeutschen gesucht habe. Ich war nach Kräften bemüht, möglichst wenig von dem Blüthenstaub des Nationalen und Individuellen zu verwischen. Stellte sich naturgemäß die Kunstdichtung in den Vordergrund, so wurde, wo ihr noch eigene Physiognomie fehlt, z. B. bei Ungarn, Rumänen, Neugriechen, die herrliche Volkspoesie dieser Nationen vorwiegend berücksichtigt; hier und in Auswahl und Gruppirung überhaupt ist — so darf ich hoffen — die drohende Klippe der Pedanterei glücklich vermieden worden; ein gelehrtes Zöpfchen, die Quellen-Nachweise, sorglich rückwärts verborgen, wird nicht stören und dem Sprach- und Literaturforscher nicht unerwünscht sein. Vielleicht gelingt es dem Buch, durch die gebotenen Proben unserem Publikum einige bisher wenig oder gar nicht beachtete Lyriker des Auslandes näher zu bringen, den Norweger Wergeland, den prächtigen Schweden Snoilsky, den Briten Garnett, den holländischen Dekadenten W. Kloos, die Italiener Graf und Ferrari, den Magyaren Michael Tompa, die Rumänen Alescandri und Cosbuc, den größten Satiriker Neugriechenlands Alexander Sutsos u. s. w. Mit Uebersetzungen hebt unser Schrifthum an; durch eine Uebersetzung wurde unsere Gemeinsprache geschaffen; die größten Meister deutscher Dichtung haben es nicht verschmäht, die mehr oder minder ehrlichen Makler zwischen unserer und fremder Litteratur zu spielen; von den Voß und Schlegel bis auf unsere Tage spannt sich die Kette meisterlicher Arbeiten, die den Deutschen den freilich zweideutigen Ruhm, das Uebersetzervolk par excellence zu sein, eingetragen haben. Das Werkzeug solcher Kunstübung, die Sprache, wird von Jahr zu Jahr zu Jahr geschmeidiger, bunter, klangreicher; je weitere

Hosted by Google

Kreise der Weltverkehr zieht, desto zahlreichere und lockendere Aufgaben bieten sich einer immer feineren und zarteren Technik. Ists ein Wunder, wenn sich einmal eine Hand gleichzeitig an mehreren Sprachen, Stilarten, Versformen, Individualitäten zu erproben sucht?

Wien. Robert F. Arnold.

Kleingeld. Skizzen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Durch unsere Zeit geht ein Zug der Erkenntniß der Ungerechtigkeit und der Schwächen der Gesellschaft. Diese Erkenntniß hat die Rücksichtlosigkeit und Feigheit der Bevorzugten und den Haß der Unterdrückten gezeitigt. Aber es ist auch etwas Schönes daraus erblüht: das Mitleid edler Seelen. Etwas Schönes und zugleich etwas Nutzloses. Nutzlos für die Mitmenschen und qualvoll für Den, der es empfindet. Es ist ein moderner Weltschmerz, nagender als jedes Weh der Liebe und durch keine Kraft und keinen Genuß zu besänftigen. Denn wo man hinsieht, erhält er neue Nahrung. In einigen meiner Skizzen („Thränen", „Aus dem Tagebuch eines Dekadenten", „Auf Posten"), habe ich versucht, diesem Schmerz und seiner psychischen Rückwirkung auf eine Person Ausdruck zu geben. In anderen kleinen Erzählungen („Zwei Rosen", „Der Streber", „Marienbad") soll die Spekulation- und Geldsucht der Bourgeoiswelt geschildert werden. In der letzten Skizze, „Das Pferd", soll die dumpfe Resignation und endlich das müde Zusammenbrechen des Alltagskämpfers allegorisch veranschaulicht sein. Ich habe „aus der Zeit" geschrieben; das Büchlein soll zeigen, ob es für die Zeit ist.

Robert Eysler.

Unter jüdischen Proletariern. Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Rußland. Wien 1898, Verlag von L. Rosner.

Im Winter des vorigen Jahres begab ich mich nach Ostgalizien und Rußland, um dort die ökonomische Lage der jüdischen Massen zu studiren. Sie war mir bisher unbekannt, wie der gesammten europäischen Oeffentlichkeit. Man hört zwar nur allzu oft von jüdischen Börsenjobbern, Ordens- und Titeljägern, Auswürflingen auf verschiedenen Gebieten, für die dann der Antisemitismus die Gesammtheit verantwortlich macht, man sieht auch hie und da einen auffällig gekleideten östlichen Emigranten, den die reichen „Glaubensgenossen" sehr rasch weiterbefördern, aber wie im Osten ein nach Millionen zählendes jüdisches Massenproletariat ohne jede Arbeitgelegenheit und an einigen Orten trotz schwerer physischer Arbeit moralisch, geistig und wirthschaftlich zu Grunde geht, darum kümmerte sich bisher Niemand, nicht einmal die „civilisirten" Juden, die sich lieber in aufdringlicher Weise zu „assimiliren" bemühen. Der Antisemitismus hatte lediglich zur Folge, daß sich die „Großjuden" in Wien, Berlin und anderen Städten eine philosemitische Presse züchteten, die lediglich in der „Abwehr" aufging, sonst aber die edelsten Strömungen im jüdischen Volke verschwieg oder verhöhnte und dem schweren Existenzkampfe der jüdischen Volksmassen „kühl bis ans Herz" gegenüberstand. Ich hielt es deshalb nicht nur für „interessant", sondern auch

Hosted by Google

für eine menschliche Pflicht, mich diesem Proletariat im fernen Osten, dort, wo es in gedrängten Massen zusammenwohnt und ohne jede Kultur ein menschenunwürdiges Dasein fristet, menschlich zu nähern, um es zu beobachten, wie es lebt, denkt, arbeitet und darbt. Ich war in dem seit dem Talesweberstrike berühmten Kolomea, in Borysław, wo unter 8000 Bergarbeitern 60 Prozent Juden sind, in Lodz, dem polnischen Manchester, dessen Vorstadt Baluty über 15 000 jüdische Hausweber zählt, in Bialystok, wo neben 60 000 Juden kaum 5000 Christen wohnen und daher in Cigarren- und Tuchfabriken meist jüdische Arbeiter beschäftigt sind. In Warschau entdeckte ich ein Haus, „Trefne Jatki", wo in 72 Zimmern 1500 Menschen, nur Juden, wohnen. Ich habe Alles, was ich sah, niedergeschrieben, streng sachlich, unter Zugrundelegung von Lohnziffern und statistischen Daten. Denn ich wollte keine Thränendrüsen rühren; jede „philosemitische" Tendenz liegt meinem Buch fern. Im Gegentheil, das Buch ist eine schwere Anklage gegen die — „Großjuden". Die „liberale" Presse in Berlin weiß sehr genau, weshalb sie mein Buch totschweigt.

Wien. Dr. S. R. Landau.

Thiergeschichten. Berlin 1899, Freund & Jeckel.

Wenn ich meinem Buche ein paar Worte auf den Weg in die Oeffentlichkeit mitgebe, so geschieht es der Sache wegen, der die „Thiergeschichten" dienen sollen. Wenig genug, viel zu wenig beschäftigt sich die Literatur mit dem Wesen, den Leiden und Freuden der Thiere; die Schriftsteller sind zu zählen, die auch nur ein armes Wort zu Gunsten unserer Mitgeschöpfe finden. Aus diesem und nur aus diesem Grunde möchte ich die Aufmerksamkeit des Publikums auf mein kleines Buch hinlenken. Ich weiß aus Erfahrung, daß viele Menschen dem Thier nur darum so gleichgiltig gegenüberstehen, weil sie es nicht kennen, über seine Natur und Alles, was es uns sein kann und was es zu leiden hat, niemals nachgedacht haben, und fast möchte ich sagen, daß die Kenntniß des Lebens der Thiere gleichbedeutend ist mit der Liebe zu ihnen. Vielleicht werden nun die „Thiergeschichten" im Stande sein, Einen oder den Anderen der Gleichgiltigen für die Idee des Thierschutzes zu gewinnen und daran zu mahnen, daß diese Millionen unserer Mitgeschöpfe, die leben, leiden und sterben wie wir, uns doch mehr sein müssen als eine bloße Sache. Die Geschichten sind nicht grau in Grau gemalt: ich habe mich bemüht, auch heitere Farben hineinzumischen, um dem Vorwurf der Einseitigkeit vorzubeugen. Wenn es dem kleinen Buche gelingt, sich und damit der Thierwelt Freunde zu erwerben, ist sein Zweck erfüllt. Es verfolgt ja keine andere Absicht, als für Die zu kämpfen, die stumm sind und verlassen und für sich selbst nicht sprechen können.

Emil Marriot.

Hosted by Google

Ghewond Alischan.

Wer die Mechitaristen auf S. Lazzaro bei Venedig besucht, kann in dem Garten des Klosters einen schlanken, hochgewachsenen Mann sehen, der erhobenen Hauptes schnell dahingeht. Man würde ihn für einen Menschen halten, der in der Mitte des Lebens steht. Aber das volle Haupthaar, der dichte Bart sind weiß, ganz weiß. Die Augen, groß und mild, blicken leuchtend im Feuer der Jugend, die Stirn, schön gewölbt und hoch, ist beinahe frei von jenen Zeichen, die Alter und Leiden eingraben. Und doch sind achtundsiebenzig Jahre an ihm vorübergegangen, ein Leben voll Arbeit und Rastlosigkeit. Nie hat ihn Krankheit gehindert, seinen Beschäftigungen nachzugehen und seinen Studien obzuliegen. Sein Leben ist in allen Stücken geregelt. Und wohl gerade diese Regelmäßigkeit hat jede leibliche Störung, jedes geistige Versagen ferngehalten. Er kann seinem Körper viel zumuthen, denn er hat ihn an Entbehren und Enthalten gewöhnt. Am Tage schläft er nie. Er liebt es, lange wach zu bleiben. Auch in der Nacht schläft er nicht ununterbrochen. Er hat eine Uhr mit starkem Schlag, denn er will ihre Stimme alle Stunden hören. Man erzählt: Die Uhr versagte einmal und mußte reparirt werden. Ein Mitglied des Ordens fragte nun Alischan, was er in dieser Nacht machen werde. Alischan erwiderte: „Ich werde die Uhr wecken."

Dreimal im Tage umschreitet er die Insel, oft mit einem Buch in der Hand. Oder er freut sich der Blumen und Bäume, der lebendigen Illustrationen im großen Buche der Natur. Selbst das Kleinste ist in seinen Augen wunderbar.

Alle haben Ehrfurcht vor ihm; sie lieben ihn. Wie er selbst einfach und bescheiden ist, liebt er auch nur solche Menschen: von den eingebildeten hält er nichts. Er kann nicht hören, wenn man von ihm rühmlich spricht: er erröthet. Er ist der Freund Aller, die ihm Gutes gethan haben, sei es ein Schüler, Fremder oder Mechitarist. Viele Briefe an ihn laufen täglich ein aus Fremde und Heimath, von Bekannten und Unbekannten. Er ist sehr beschäftigt, aber er beantwortet Alles selbst.

In S. Lazzaro korrigirt er alle Manuskripte für die Druckerei. Jeder dort richtet seine Augen auf ihn, denn er ist eine „Säule der Wissenschaft", wie ihn mir einmal Pater Sargissian bezeichnet hat.

Alischan mit seinem Scharfsinn und seiner umfassenden Kenntniß löst jede Schwierigkeit, klärt Dunkles auf; und wenn es ein Spezialfach ist: er weiß darin Bescheid, als habe er sich Jahre lang nur mit diesen Dingen beschäftigt.

Er spricht und schreibt deutsch, englisch, französisch, italienisch, russisch, türkisch, armenisch, persisch und arabisch. Er hat eine gründliche Kenntniß des Alterthumes, des klassischen und des orientalischen.

Mit allen Besuchern verkehrt er in ihrer Sprache. Die größte Liebe wird ihm von seiner Heimath zu Theil. Wenn ein Armenier S. Lazzaro besucht, gilt seine erste Frage ihm: „Wo ist unser lieber Patriarch?" Sie kommen zu ihm wie Pilger. Sie kommen, um ihm ihr Herz auszuschütten, und er spendet ihnen Trost. Er ist in Wahrheit ein väterlicher Freund und Berather in geistigen und geistlichen Dingen. So ist sein ganzes langes Leben segensreich gewesen.

Hosted by Google

Ich möchte hier nur erzählen, wie seine Studien ihn zu Dem gemacht haben, was er heute ist.

Kerope Alischan ist im Jahre 1820 in Konstantinopel geboren. Sein Vater Markar Alischan wanderte von Erzerum aus und ging nach der türkischen Hauptstadt. Er hatte sich als Archäolog einen Namen gemacht. Sein Sohn besuchte in Pera und Galata die Mechitaristenschule, wo er schon durch seine vielseitigen Gaben die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich zog. Zwölfjährig kam er nach Venedig auf die kleine Insel S. Lazzaro ins Mechitaristenkloster mit zehn anderen Schülern. Hier fand sein Herz und Geist die rechte Stätte, hier ward die Liebe zu seinem Vaterlande in ihm geweckt und genährt. Am zehnten April 1836 erhielt er die geistlichen Weihen; er nahm den Namen Ghewond an. Zwei Jahre später trat er in den Mechitaristenorden ein, dem er zum Ruhm und zur Ehre gereicht hat. Abermals nach zwei Jahren ward er zum Priester geweiht und durfte seine erste Liturgie lesen. 1841 hatte er seine Studien vollendet und die Prüfung glänzend bestanden. 1845 wurde er Archimandrit; er erhielt eine Stelle im Kloster S. Lazzaro und an der Schule Raphaeljan. Der Achtunddreißigjährige wurde nach Paris gesandt an die Akademie Muradian, um den kranken Pater Raphael Trianz zu vertreten. Es war eine ehrenvolle Aufgabe, die Alischan gestellt und von ihm glänzend gelöst wurde, so gut, daß er nach Trianzs Tode Direktor der Akademie wurde, die, damals in dem condéschen Palast untergebracht, heute nicht mehr besteht. Alischan gewann die Liebe der Schüler, die Verehrung der Lehrer. Er pflegte den Garten, der unter seiner Obhut stand, wie ein sorgsamer Gärtner. Er war mehr Freund als Lehrer, mehr Vater als Freund. Er verband mit lebendigem Glauben freudige Begeisterung, mit einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung große Lebhaftigkeit des Geistes.

Um sein Vaterland Fremden nahezubringen, um Verständniß und Theilnahme für seine Heimath zu erwecken, hielt er jedes Jahr eine öffentliche Rede in französischer Sprache. Er erzählte von dem nationalen Leben Armeniens in alter und neuer Zeit. Die Reden, die auf Kosten der Regirung in der kaiserlichen Druckerei gedruckt wurden, gewannen Verbreitung und unterrichteten das große Publikum über armenische Verhältnisse.

In dieser goldenen Zeit der Schule Muradian schrieb ein Schüler Alischans: „Er war immer ein Feind der Menschen, die ihr Vaterland nicht liebten; auch Derer, die wohl ihre Nation, aber nicht ihre Religion liebten. Das Eine konnte er nicht vom Andern trennen. Er sagte wohl: ‚Ich weiß nicht, wie Einer, der sein Vaterland nicht liebt, zu Gott kommen kann.‘ So wirkte er durch seine Persönlichkeit und seine Gelehrsamkeit gleich mächtig. Er zog viele Schüler heran, die ihm Ehre gemacht haben.“

1862, nach seiner Rückkehr von Paris, wurde er in S. Lazzaro Direktor. Diese Stellung hatte er vor sieben Jahre bereits einmal eingenommen.

1867 ging er an die Schule Raphaeljan als Unterdirektor, dann ward er anstatt des Archimandriten Abraham Dscharian Direktor, ein Amt, das er bekleidete, bis er für immer in S. Lazzaro blieb. Er wurde der Hauptleiter der Studien im Kloster. Ihm wurde die Bibliothek unterstellt, die er durch viele werthvolle, seltene Bücher und alte Münzen bereicherte.

Hosted by Google

Sein Talent und Charakter hätten ihm den Weg zu den höchsten Stellungen leicht gemacht; nur seine Bescheidenheit hielt ihn zurück.

Er war auch ein Feind jeder Feierlichkeit. 1890 wollten die Mechitaristen sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum mit seinem literarischen zusammen festlich begehen. Er wollte es nicht dulden, aber er mußte es geschehen lassen. Viele Ehrungen wurden ihm zu Theil. Er hat zwei hohe türkische Orden. Er ist Ehrenmitglied der italienischen Gesellschaft, der archäologischen Gesellschaften in Moskau und Petersburg, der Akademie der Wissenschaften und Inschriften in Paris. Ferner ist er Ehrendoktor der theologischen Fakultät in Jena.

Früh schon begann Alischan seine literarische Thätigkeit. Er war ein vielseitiges Talent, ein Dichter von ernster Richtung. Die Liebe zum Vaterlande stand ihm am Höchsten. Und sein Vaterland, den alten Ruhm, die vergangene Größe Armeniens, hat er oft besungen, in feurigen Versen, mit edler Leidenschaft. Viele Lieder leben im Volke, eins der gewaltigsten ist wohl jenes Kampflied: Bamb orotan, das Pietro Bianchini trefflich komponirt hat. Eine Uebertragung dieses Liedes ist unmöglich, die kriegerische Stimmung, die durch seine Verse tönt, die Lautmalerei, läßt sich nicht annähernd wiedergeben.*) Alischan hat eine starke Phantasie und zugleich die Gabe, ihre Gebilde plastisch vor unsere Seele zu stellen, vor Allem aber die Herrschaft des Meisters über die Sprache.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit ist vorzugsweise der Erforschung der Geschichte und des Lebens seines Vaterlandes gewidmet. Er ist viel gereist, in Frankreich, Deutschland, Belgien, England und der Schweiz. Er hat alle armenischen Handschriften kopirt, alle auf seine Heimath bezüglichen Nachrichten gesammelt. Diese Notizen bilden ein Werk von sechs Foliobänden unter dem Titel „Hajkaranner", d. h. „Ueber Armenien", das ungedruckt ihm als Materialiensammlung dient.

Er war nie in Armenien, aber besser als alle anderen Gelehrten kennt er das Land; und er verbessert ihre Fehler. Oft hat man Alischan das Anerbieten gemacht, nach Armenien zu reisen, in dem Lande, unter dem Volke zu leben, das er so innig liebt, von dem er immer spricht und schreibt. Nie aber ließ man Alischan fort. Seine Aemter nahmen ihn ganz in Anspruch. 1872 war das Jahr, wo er sich für immer in S. Lazzaro einrichtete. Hier entwickelte er seitdem eine geradezu staunenswerthe wissenschaftliche Arbeitsamkeit. ‚Schirak', ‚Sisuan', ‚Ajrarat', ‚Sisakan' „Altarmenischer Glaube" und viele andere Werke folgten. Es sind umfangreiche Bücher geschichtlichen und und geographischen, literarischen und theologischen Inhalts. Sie erregten das Staunen der wissenschaftlichen Welt Europas. Werke, zu deren Abfassung gelehrte Gesellschaften Jahre lange Zeiträume gebraucht hätten, waren hier von einem einzigen Manne geschaffen worden. Aber mehr noch als der große Gelehrte in Alischan bedeutet uns in ihm der große Mensch, der fühlt, was allen Menschen gemeinsam ist, der Liebe für die Kleinen, Verständniß für die Großen, für Beide aber ein warmes Herz hat.

Alfred Semerau.

*) Ich habe es oft zu übertragen, d. h. nachzudichten versucht. Aber es blieb, trotz allem Mühen, immer nur ein Schatten des Originals.

Hosted by Google

Dezembersorgen.

An der berliner Börse, die ja von ihrer Hochfinanz schon seit der „Reform" nicht mehr gut zu sprechen pflegt, ist man jetzt besonders gegen zwei Bankdirektoren erbittert. Der Eine hat es schon bis zum Kronenorden und Kommerzienrath gebracht und soll den theuren Ankauf der Zeche Centrum inszenirt haben. Der Andere soll seine Erhebung in den österreichischen Adelsstand vorbereiten und weckt damit die Befürchtung vor neuen Preßangriffen, bei denen die Kleinen gewöhnlich nicht von den Großen getrennt werden. Diese Angelegenheit beweist immerhin, welche unnütze Sorgen sich die Knappen von Hausse und Baisse über ihre Ritter machen, wenn die Geschäftsstille es erlaubt. Ernster ist der Fall Centrum zu nehmen. Nicht etwa um die 7 Millionen Mark Harpener handelt es sich, die Herr Hanau aus Mühlheim für die Opposition angekauft oder angesammelt hat. Man kann, wie die jüngste Generalversammlung der hannoverschen Straßenbahn beweist, bis Mitternacht für 2 statt der beantragten 10 Millionen Erhöhung seiner Lunge wehthun und dann erst merken, daß die Verwaltung die fünffache Majorität hat. Hier aber führt doch kein bloßes Zahlenverhältniß zum Siege. Der Ankauf der Zeche Centrum, bei dem ja der düsseldorfer Vormann ganz bekannt ist, hat auch „moralisches" Aufsehen gemacht, — und Das vertragen die Leute nicht, die sich reich genug spekulirt haben, um allzu Kompromittirendes scheuen zu dürfen. Wie eine Selbstverspottung wirkte die Meldung, daß die Theilhaber der Gewerkschaft Centrum um den Preis von „nur" 30 000 Mark per Kux nicht verkaufen wollen, also der ganze Antrag der harpener Gesellschaft hinfällig werde. Die Mehrheit der Gewerkschaft liegt doch längst in den Händen der Großen, die jetzt die Kuxe billig vorgekauft hatten. Wenn man nun wieder diese Mehrheit solche Absichten aussprechen läßt, so beruhigt sich vielleicht die öffentliche Meinung wegen des allzu theuren Preises; und außerdem hat man sich eine vorzügliche Brücke für einen Rückzug noch zur rechten Zeit gezimmert. Wir leben nicht in Frankreich, wo die Finanzwelt zwar sehr strenge Anordnungen der Minister zu befolgen hat, aber im Grunde doch nur den Lärm der Boulevardblätter fürchtet; bei uns fürchten die Bankmänner auch das Befremden oder den Mißmuth unserer höheren Beamten. Uebrigens darf man auch hinter dem Widerstand gegen irgend einen starken Verwaltungrathsantrag nicht immer nur die edelsten Motive suchen: die meisten gegnerischen Aktionäre hätten gewöhnlich am Liebsten selbst das von ihnen so hart angefochtene Geschäft gemacht; aber im Bank- und Elektrizitätfach zeigt man natürlich lieber moralische Entrüstung als Neid.

Wenn ein Unternehmen vom Range der harpener Gesellschaft jetzt wirklich seinen Wunsch, die Zeche Centrum zu erwerben, aufgäbe, so wäre Das ein offenes Eingeständniß der Schwäche und zu den schlecht vorbereiteten Finanzstücken der letzten Zeit käme noch ein neues. Auch von Schuckert und Loewe wird noch gesprochen; und wo das Publikum der Dividenpapiere durch Anderes abgelenkt wird, schüren die Aufsichträthe jener beiden Gesellschaften selbst; freilich sagt Jeder nur das ihm Bequeme. So wird z. B. nirgends die Art beschrieben, wie Herr Regirungrath Schroeder vom Schaaffhausenschen Bankverein seinen Kollegen von der Schuckert-Gruppe endlich das große Geheimniß enthüllt hat. Als Herr Schroeder mitgetheilt hatte, Loewe solle Vorsitzender des Aufsichtrathes werden — als ob

Hosted by Google

der anwesende Herr von Maffei nicht bisher Präsident bei Schuckert gewesen sei —, erhob sich der also Ueberraschte mit den Worten, daß er ja dann hier nichts mehr zu thun habe. Herr Schroeder fand darauf nichts zu erwidern. Nun ist es zwar sehr charakteristisch, daß man in der Hochfinanz dieses Verfahren eigentlich nur deshalb beleidigend findet, weil Herr von Maffei ein fünfzigfacher Millionär sei, doch auch sonst wäre es gefährlich, wenn solche Ueberrumpelungen unter Kollegen Mode würden. Dadurch käme man zu einer Diktatur, die bald dem Generaldirektor, bald irgend einem besonders thatkräftigen Aufsichtrathmitgliede zufiele, und zu einer vollständigen Verwirrung der Aktionäre. Auch der sofortige Uebertritt des Schaaffhausenschen Bankvereines zur Konkurrenzgruppe ist nicht gerade als ein Zeichen echt germanischer Treue aufzufassen. Heutzutage gönnt sich zwar jedes Aktienunternehmen den Luxus, von den Pflichten gegen die Interessenten zu reden, deren Vertrauen man mit einem zu zarten Gewissen sogar unbewußt täuschen könne; aber vielleicht wäre dem Publikum mehr gedient, wenn Direktion und Aufsichtrath in ihrer schier unerschöpflichen Großmuth ihrer besseren Natur solche Opfer nicht mehr bringen wollten.

Einstweilen hat die wilde Jagd nach Geschäften, die hier schon seit Jahresfrist beleuchtet wurde, die unangenehmste Situation für Deutschland geschaffen: sie hat uns alles Geld festgelegt, um das die Nation durch Intelligenz reicher geworden war, und uns zu Schuldnern fremder Großkapitalisten gemacht, von deren jeweiligen Stimmungen abzuhängen, kein Vergnügen ist. Dazwischen steht die deutsche Industrie und verlangt weitere Baarmittel, weil sie doch nicht mitten in ihren neuen Geschäften aufhören könne. Es wäre ein Irrthum, wenn der Reichsbankpräsident glaubte, durch seine abmahnenden Worte die Unternehmungluſtder Elektrizitätwerke hemmen zu können. Das würde selbst ein höherer Banksatz als sechs Prozent kaum erreichen; jetzt kommen ja weniger neue Geschäfte als die weiteren Phasen neuer Geschäfte in Betracht. Augenblicklich sieht es so aus, als ob die Reichsbank mit ihrem Satz nicht weiter hinaufzugehen brauchte, wohl aber die Bank von England. In einer Woche kann aber das Bild wieder verändert sein; die englische Bank könnte ihren ungewöhnlich hohen Goldstand noch weiter zu mehren verstanden haben — denn sie zahlt für das gelbe Metall die höchsten Preise — und unsere leitende Notenbank könnte sich den Ansprüchen unserer Industrie nicht mehr gewachsen fühlen. Denn diese Ansprüche dauern fort; und sobald die deutschen Aktienindustrien kein Geld mehr von ihren Bankiers erhalten können, werden sie gezwungen sein, ihr Kapital zu erhöhen. Sie wären dann sämmtlich in prekärer Lage; nicht, weil sie schlechte Geschäfte gemacht, sondern, weil ihre an sich recht guten Geschäfte ihre thatsächlichen Mittel weit überstiegen haben. Auch Das war mitunter schon ein Grund für Krisen.

Was verleitet aber die Reichsbank in dieser gewiß schwierigen Situation zur Begünstigung englischer Goldexporte? Die zehn oder fünfzehn Millionen machen für die Aktiven der Reichsbank nichts aus, während sie uns um den zehnfachen Betrag auf dem englischen Geldmarkt schädigen können; sicher erhalten wir doch in London leichter bei einem Banksatz von vier Prozent Geld als bei einer im Vergleich zum deutschen Satz geringeren Spannung. Setzen wir aber unsere Goldentnahmen, unterstützt durch die Vorschüsse der Reichsbank, fort, so müßte die Bank von England ihren Diskont erhöhen, denn lange darf sie es sich nicht ge-

Hosted by Google

fallen lassen, daß man den Wechselkurs herabsetzt. Man merkt ja, daß selbst die Bank von Frankreich ihren Goldschatz auf Kosten des englischen vermehren möchte. In wie feiner Verbindung dort Diskont und Baarvermögen stehen, geht schon daraus hervor, daß bei der Nachricht von der ersten Goldverschiffung nach Hamburg der londoner Privatsatz sofort um $^3/_8$ Prozent anzog. Wie gesagt: es wäre interessant, zu erfahren, was unseren Reichsbankpräsidenten zu seiner Politik bewogen hat. Unmöglich kann ein so erfahrener Mann an ein rasches Vorübergehen der Geldknappheit glauben, — heute, wo bereits erste Hypotheken wieder zu höheren Sätzen abgeschlossen werden, also auch das Publikum an die Rentabilität seiner Papiere höhere Ansprüche stellen wird; dadurch muß sich das Kursniveau mit der Zeit ganz von selbst ermäßigen.

Ueber das zu geringe Kapital der Reichsbank, die jetzt als Reserve für alle kurzen Wechselverbindlichkeiten aller deutschen Banken dienen muß, ist schon genug gesprochen worden. Daß fast alle Leiter der Reichsbankstellen Tantiemen beziehen, hat wohl unwillkürlich zum Forciren des Geschäftes getrieben, und zwar in guten Zeiten, wo gerade der Reichsbank die Aufgabe zufallen sollte, die Kunden zurückzuhalten. Nur zu sehr gewöhnt sie aber diese Kunden daran, sich direkt an sie zu wenden. So muß die Reichsbank auch in kritischen Zeiten viele Firmen durchhalten; Das ist aber gar nicht ihre Sache, sondern die der dazwischen tretenden Bank oder des betreffenden Bankiers. Auch läßt sich kaum leugnen, daß die Reichsbank jetzt mit der Centralgenossenschaftkasse recht eng liirt ist; die Wechsel dieser Kasse werden aber immer erneuert, während die Wechsel unserer Hütten und Fabriken über kurz oder lang eingehen. Es kann sehr nützliche Organisationen geben, deren Wechselkredite doch gerade für die Reichsbank nicht recht passen. Auch über die persönliche Haltung mancher Reichsbankdirektoren ließe sich Manches sagen. So sollten sie z. B. vielleicht ihre Zeichnungen bei Prospekten stets nur durch die Reichsbank selbst machen lassen. In Aufschwungszeiten wird die Zutheilungquote bekanntlich als ein Gunstprodukt angesehen, — und ein hoher Reichsbankbeamter kann in dieser Beziehung nicht zurückhaltend genug sein. Wenn der Name eines Reichsbankdirektors unter irgend einem Aufruf steht und er nun an der Börse zu den verschiedensten Firmeninhabern sagt: „Falls Sie zu dieser Sache beitragen wollen, so thun Sie es, bitte, bei mir!“ —: glaubt man wirklich, daß so Beeinflußte nun nicht hoffen, an jener Stelle einen Stein im Brett zu haben? Hier kommt es nicht auf die Unbefangenheit des maßgebenden Diskonteurs an, sondern auf die Selbsttäuschung der Leute, die auch an ein Begeben ihrer Wechsel denken.

Aber auch von der Reichsbank abgesehen: gegen eine gewisse Art von Bankbetrieben sollten unsere besseren Banken schon längst Front gemacht haben. Früher waren es erste Häuser, durch die das Ausland Geld bei uns in Wechseln und Reports anlegte. Obwohl diese Bankiers für reich galten, mußten sie doch stets darauf halten, zu zeigen, daß sie nur sehr gute Wechsel girirten und auch sonst vorsichtig operirten. Jetzt kommen Banken, die 25 Millionen Kapital haben, und verdrängen diese soliden Firmen durch wundersam billige Bedingungen. Sie glaubten und glauben noch heute, ihre Zahlungfähigkeit nie in Frage gestellt zu sehen, da ihr Kapital doch so und so groß sei. Man versichert mich aber, daß in der City und auch an der Seine ein höherer Begriff vom Bankgeschäft besteht, — nicht etwa aus moralischen Gründen, sondern auf Grund

Hosted by Google

recht empfindlicher Erfahrungen. Deshalb wünscht man sich nur da zu engagiren, wo Geschäftskenntniß und Vorsicht vermuthet werden darf. Das ist aber bei den Beamten und Räthen a. D., die unsere jüngeren Banken zu leiten haben, nicht der Fall und so bieten die Herren im Auslande — man höre und staune! — sogar ihr eigenes Papier wie saures Bier aus. Das erst hat in Paris und London stutzig gemacht; und tritt noch etwas Neid hinzu, so verallgemeinert man dort so hitzig, daß eben der Unterschied der Zinssätze nur noch schwer von uns benutzt werden kann. Also nur keine unkaufmännisch geleiteten Banken! Sie sind völlig im Stande, das Ansehen der deutschen Finanzwelt zu untergraben, und für sie wäre es besser, wenn die Herren Assessoren und Räthe weniger Examina, aber mehr Erfahrungen gemacht hätten.

In welche Krise wären wir gerathen, hätten wir nicht in diesem Jahr das unerwartete Glück gehabt, daß Deutschland für die Brotfrucht aus Amerika nur mit Eisenbahnbonds zu bezahlen brauchte! Den letzten Bond hat uns gleichsam die Union, und zwar zu den besten Kursen, abgekauft. Das Selbe ist den Engländern passirt; sie aber werden eines Tages zu noch höheren Kursen wieder zurückkaufen müssen, während wir Besseres, d. h. für die industrielle Entwickelung Nützlicheres, zu thun haben. Einstweilen freuen sich unsere Banken, daß sie in New-York zu 5 und $5^1/_2$ Prozent viel Geld bekommen.

Pluto.

Meine Rezepte.

Mir ist jeder Bauer mit seiner angeborenen Schlauheit, seinem Mutterwitz und seinen gesunden fünf Sinnen lieber als alle die „studirten Herren", die vom Gymnasium und von der Universität kommen und durch lauter Lernen und angebliches Denken ihren gesunden Menschenverstand verloren haben.

* * *

Wagner war nicht nur der Töne Meister: er war auch der Schmeichler unserer gefährlichsten Sinne und Neigungen. Und in dieser Eigenschaft wirkte er stärker als durch seine herrlichste Musik.

* * *

Bismarck und Wagner: welch ungleiche Menschenleiber! In Bismarck steckt ein ganzer Mann, in Wagner aber mehrere Weiber.

* * *

Hosted by Google

Mir ist die Liebe zu Gott, König, Vaterland, zur eigenen Scholle und Leistung lieber, wenn sie auch mit Wein und Weib in die Höhe gekitzelt wird, als eine weibliche, verweichlichende Musik, die uns Wagner als Ersatz bietet.

* * *

Die Gelehrten und Soldaten der Neuzeit bilden oft eine verfeinerte Art von Bedientenseelen, die den Deutschen manchmal dann gefährlicher werden als Sozialdemokraten und Anarchisten.

* * *

Politesse, Esprit, Chic ist für die Franzosen eben so charakteristisch wie für die Deutschen Derbheit, Mystizismus, Hypersentimentalität, Träumerei, Süßholzraspeln.

* * *

Der Mensch ist das Produkt seiner Lebensweise und seiner Verhältnisse, die man ändern muß, wenn das Resultat ein anderes werden soll.

* * *

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen: Das gilt nicht nur von irdischen und materiellen Gütern, sondern auch von geistigen, seelischen, idealen. Wie die Vererbung keine undurchdringliche Wand gegen das Schlechterwerden bildet, was so viele reiche Erben beweisen, so hindert sie auch nicht die Verbesserung.

* * *

Alle Wege führen nach Rom, auch die Holzwege, die nicht immer die schlechtesten sind. Weitere Wege führen oft sicherer — mitunter sogar schneller — ans Ziel als scheinbar nähere. Viele Wege führen nach Rom, aber nicht jeder Weg ist für Jeden der kürzeste, beste, einfachste, nützlichste.

* * *

Kriecherei, Speichelleckerei, Heuchelei, Verstellung sind noch nie auf die Dauer gut bekommen. Alle Schuld rächt sich auf Erden; auch die Unschuld.

* * *

Bismarck wußte und konnte, was er wollte. Das unterschied ihn zu Nutz und Frommen der Deutschen von den heute in Europa und den anderen Erdtheilen am Lautesten gepriesenen Staatsmännern.

* * *

Ob wir weinen oder lachen: die Sache bleibt sich gleich, aber mit dem Lachen gewinnen wir den nicht zu unterschätzenden Flug und Schwung aufwärts; und Das fördert.

* * *

Hosted by Google

Die Franzosen haben sich nie von der Grube entfernt, die sie sich selbst gegraben haben und in die sie 1870/71 fielen. Wären sie weiter gegangen, so hätten sie gesehen, wo es fehlt und was noththut, — vielleicht hätten sie auch ihre wahren Feinde kennen gelernt. Mit Weinen und Greinen spinnt man kein Leinen. Allzu große Skepsis ist für die gescheiten Leute oft das tote Gleis, in dem sie sich festfahren.

* * *

Es giebt auch noch andere Krämer als die Engländer, andere Religionen als die christliche, andere Geldmenschen als die Juden, andere Mütter, die auch schöne Töchter haben.

* * *

Man muß einen Ort haben, wo man sein Herz ausschütten kann, und sei es nur — wie ein Ausguß für die Tranktonne — eine Frau oder Geliebte für den Mann, ein Reichstag für einen Bismarck.

* * *

Wie wenige Menschen vertragen es, nackt besehen zu werden! Manchmal wäre es besser, sie nicht oder nur aus der Ferne, gleichsam aus der Vogelperspektive, zu besehen, wo das Gute und das Schlechte sich neben einander vertragen und . . . der Geruch nicht stört.

* * *

Das Hominin, von dem Bismarck so oft sprach, ist ein eigenes Gift: im Einzelnen und in Massen kann es schaden.

* * *

Der richtige Mensch muß zu jeder Zeit eine richtige Mischung von Männlichem, Weiblichem und Kindlichem haben.

* * *

Deutschland braucht mehr Männer als alte Weiber, mehr Praktiker als Theoretiker, höhere Ziele und ehrlichere Gesinnung, als sie Egoismus, Kirchthurmpolitik, Schleicherei, Kriecherei, Byzantinismus zulassen, vor Allem gesunde Menschen. Es scheint aber, als wenn durch die einseitige Herrschaft der sogenannten „wissenschaftlich Gebildeten" in praxi eben so viele Leiden an Leib und Seele gezeitigt würden wie durch frühere Formen der Tyrannis.

* * *

Je nackter der Mensch ist, desto unschöner wird er, auch in geistiger Beziehung. Ob Das auch von der Erbsünde kommt?

Ernst Schweninger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Dezember 1898.

Adventisten.

Ueber den Kanal und aus dem wachsenden Weltreich des Sternenbanners klingen seit ein paar Tagen Jubelgesänge ins deutsche Land. So süß tönt die Weise, als wäre nach langer, der bangen Sorge unendlich scheinender Winternacht mit der Morgenfrühe der Lenz eingezogen, der Menschheitbeglücker, und hätte mit lindem Wehen die dräuenden Wolken und dunklen Schreckgespenster für immer verjagt. Naht dem alten Traum der angelsächsischen Adventisten nun die Erfüllung? Dürfen die heute Lebenden hoffen, aus irdisch befangenem Auge den Beginn des Tausendjährigen Reiches zu sehen, dem vielleicht schon dieser Advent als fröhliche, selige Bereitungzeit dient? Fast scheint es so; denn die Jubelgesänge haben in der Weihnachtruhe des protestantischen Deutschlands ein lautes Echo geweckt, neue Evangelisten verkünden auf Holzpapier täglich den Anbruch einer beglückenden Weltwende und von den Gebietenden — die manchmal freilich nur mit Gebietergeste einem höheren Willen gehorchen — wird das Bild unserer politischen Lage in rosigen Festfarben gemalt. Neben dem gesänftigten Leun wird auf fruchtbaren Weideplätzen nächstens das Lamm friedlich grasen, vom Himmel wird Manna herniederregnen und der Alliirte von Dennewitz wird seinen frommen Lieblingen vom starken Germanenstamm eine Bescherung rüsten, wie seit den Tagen der Chiliasten kaum je ein Menschenhirn sie in so strahlender Fülle zu träumen wagte. Ein nüchterner, erfahrener Mann, der seine Worte klug zu wägen und fein zu fügen weiß, Herr Bernhard von Bülow, Excellenz, hat den in den Wahlen zu politischer Erkenntniß des Guten und Bösen Geweihten mitgetheilt, wie vortrefflich es dem Deutschen Reich heutzutage ergeht. Der Dreibund besteht in alter Pracht und wird, wie er war

Hosted by Google

und ist, weiterbestehen. Des Kaisers von Nörglern bekrittelte Fahrt ins Heilige Land hat ringsum dem deutschen Ansehen zu alten neue Stützen geschaffen. Mit allen Großmächten verbindet uns feste Freundschaft, kein Wölkchen zeigt sich am Horizont und zum ersten Male ergiebt sich jetzt die Möglichkeit, die Intimität des Verhältnisses zum Britenreich inniger zu gestalten, ohne dadurch doch die guten Beziehungen zu anderen Staaten zu stören. Andächtig lauschte der holden Botschaft das nicht beim Bier beschäftigte Volk; und die liberalen Greise, die in ihrem Mannesalter, in der für die deutsche Geschichte kritischen Epoche der sechziger Jahre, nicht laut genug wider die auswärtige Politik des elenden Russenknechtes Bismarck wettern konnten, singen nun in getragenen Tönen inbrünstig das Lob der neuen internationalen Reichspolitik, an der „auch von der entschiedenen Opposition nicht das Geringste auszusetzen sei", und erklären, Herr von Bülow sei vollen Vertrauens eben so würdig wie weiland Herr Marschall von Bieberstein. In diesem freundlichen Urtheil treffen sie wieder einmal mit den Engländern zusammen, die auch von der vorläufig letzten Wendung der deutschen Politik sehr befriedigt sind und ohne Ermatten durch den Kanalnebel rufen, dem Weltfrieden sei eine neue, felsenfeste Bürgschaft gesichert, wenn zwischen Britannien, den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reich das Freundschaftband enger geknüpft werden könne. Michel hat Glück: der liebe Vetter John Bull und der gute Onkel Sam sorgen, zärtlich vereint, für sein Wohl. Noch wird die Herrlichkeit der erhofften Bescherung ihm zwar verborgen; aber selbst die artigsten Kinder dürfen ja, ehe nicht die Weihnacht dämmert, das Gabenzimmer nicht betreten und müssen sich mit dem Wonne verheißenden Duft von Tannennadeln, schmelzendem Wachs und Pfefferkuchen trösten, bis die Feierstunde geschlagen hat. Diesen Kindertrost bieten den Deutschen jetzt die säuberlich gesammelten Spruchweisheiten der englischen und der amerikanischen Presse. Ueber den Kanal und aus dem wachsenden Weltreich des Sternenbanners klingen Jubelgesänge in das deutsche Land. Und da die Sonne warm, als lebten wir nicht im dunkelsten Wintermonat, auf die grünen Christbäume niederschien, konnte leicht auch in gläubigen Herzen die Märchenhoffnung auf einen ewigen Lenz erwachsen.

... Der böse Bismarck stört, wie ers lebend so oft that, auch nach seinem Tode noch dem Volke, das ihn ertrug, die Feiertagsfreude. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" liest man die Sätze: „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprüng-

Hosted by Google

lichen Aggregatzustand zurückfällt. Die clausula rebus sic stantibus wird bei Saatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, die angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zu Stande gebracht wurde. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares, ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft eben so wenig wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Alliancen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Alliance und der Deutsche Bund. Er dispensirt nicht von dem toujours en vedette!" Und im nächsten Kapitel heißt es: „Die Betheiligung Oesterreichs an der türkischen Erbschaft wird nur im Einverständniß mit Rußland geregelt werden und der österreichische Antheil wird um so größer ausfallen, je mehr man in Wien zu warten und die russische Politik zu ermuthigen weiß, eine weiter vorgeschobene Stellung einzunehmen... Das Feld, auf dem Rußland Anerbietungen machen könnte, ist ein sehr weites, nicht nur im Orient auf Kosten der Pforte, sondern auch in Deutschland auf unsere Kosten. Die Zuverlässigkeit unseres Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn gegenüber solchen Versuchungen wird nicht allein von dem Buchstaben der Verabredung, sondern auch einigermaßen von dem Charakter der Persönlichkeiten und von den politischen und konfessionellen Strömungen abhängen, die dann in Oesterreich leitend sein werden. Gelingt es der russischen Politik, Oesterreich zu gewinnen, so ist die Koalition des Siebenjährigen Krieges gegen uns fertig, denn Frankreich wird immer gegen uns zu haben sein, weil seine Interessen am Rhein gewichtiger sind als die im Orient und am Bosporus. Jedenfalls wird auch in der Zukunft nicht blos kriegerische Rüstung, sondern auch ein richtiger politischer Blick dazu gehören, das deutsche Staatsschiff durch die Strömungen der Koalitionen zu steuern, denen wir nach unserer geographischen Lage und unserer Vorgeschichte ausgesetzt sind. Durch Liebenswürdigkeiten und wirthschaftliche Trinkgelder für befreundete Mächte

Hosted by Google

werden wir den Gefahren, die im Schoß der Zukunft liegen, nicht vorbeugen, sondern die Begehrlichkeit unserer einstweiligen Freunde und ihre Rechnung auf unser Gefühl sorgenvoller Bedürftigkeit steigern... Dem Vortheil, den der deutschen Politik ihre Freiheit von direkten orientalischen Interessen gewährt, steht der Nachtheil der centralen und exponirten Lage des Deutschen Reiches mit seinen ausgedehnten Vertheidigungfronten nach allen Seiten hin und die Leichtigkeit antideutscher Koalitionen gegenüber. Dabei ist Deutschland vielleicht die einzige große Macht in Europa, die durch keine Ziele, die nur durch siegreiche Kriege zu erreichen wären, in Versuchung geführt wird. Unser Interesse ist, den Frieden zu erhalten, während unsere kontinentalen Nachbarn ohne Ausnahme Wünsche haben, geheime oder amtlich bekannte, die nur durch Krieg zu erfüllen sind. Dem entsprechend müssen wir unsere Politik einrichten und uns durch keine Ungeduld, keine Gefälligkeit auf Kosten des Landes, keine Eitelkeit oder befreundete Provokation vor der Zeit aus dem abwartenden Stadium in das handelnde drängen lassen; wenn nicht: plectuntur Achivi."

Daß Rußland sich mit dem der Slavisirung verfallenen Oesterreich über die wichtigsten Lebensfragen verständigt hat, weiß jeder wache Politiker; und auch darüber sollte nirgends ein Zweifel bestehen, daß nicht an allen wichtigen Stellen der habsburgisch-lothringischen Monarchie die deutschen Aspirationen bestattet sind. Der Dreibund wurde geschlossen, um Rußland zu zeigen, daß dem Deutschen Reich sich auch andere Bündnißmöglichkeiten böten als die von Gortschakow und Katkow emsig unterminirte Erbfreundschaft; für Oesterreich ist dieser Bund, seit die Kaiser Franz Joseph und Nikolaus sich über die gemeinsame Richtung ihrer europäischen Politik geeinigt haben, werthlos geworden, -- und von der kriegerischen Kraft Italiens, dessen Wohlstand unter der lüderlichen Wirthschaft gewissenloser Leute mit jedem Monat mehr schwindet, kann im Ernst nicht die Rede sein. Die Zeit des Dreibundes ist dahin: man wird eine Weile noch von ihm sprechen, aber wir würden in kritischen Stunden auf seine Wirksamkeit vergebens rechnen. Die Gefahren, die der einsame Mann im Sachsenwald seiner künstlichen Schöpfung nahen sah, sind nicht in einem müssigen Hirn erdichtet und der Gedanke an die Koalition des Siebenjährigen Krieges kann nur flüchtigen Oberflächenbetrachtern thöricht erscheinen. Man mag darüber streiten, ob gerade jetzt der Versuch rathsam ist, das alte durch ein neues Bündniß zu ersetzen; der Frage aber, ob wir von England und Nordamerika, unseren wirthschaftlichen Konkurenten, politisch Et-

Hosted by Google

was zu hoffen und zu gewinnen haben, wird Jeder, der von Bismarck Wägbares wägen gelernt hat, ohne langes Ueberlegen die Antwort finden. Herr Joseph Chamberlain, den deutsche Zeitungschreiber gern als einen hohlen Maulhelden vorführen, ist heute vielleicht der schlaueste unter den europäischen Staatsmännern; er entstammt der aufsteigenden Schicht der weltläufigen Industriellen, weiß, wie man auf fremden Märkten Geschäfte macht, und scheut die Kundenfängerpflicht nicht, einem Zahlungfähigen, mit dem er abschließen möchte, schmeichelnd und streichelnd die Unterschrift abzulisten. Wenn dieser Geriebene jetzt Deutschland rühmt und in ein Bündniß mit Briten und Yankees hineinzulocken sucht, so ist er sicher, daß ihn, trotz Jameson und Krüger, der Instinkt seiner politisch längst reifen Landsleute versteht: gelingt es, die im Deutschen Reich ruhmvoll waltenden Herren zu bündigen Abmachungen zu drängen, dann ist der indische Besitz Englands auf Jahre hinaus gesichert und die Früchte des Sudanfeldzuges können gemächlich in Egypten gesammelt werden; und scheitert schließlich der Plan, dann hat man doch wenigstens Zeit gewonnen und kann inzwischen hoffen, mit dem Schreckbild der möglichen neuen Kombination Rußland und Frankreich zu kirren. Giebt es im Lande Bismarcks wirklich erwachsene Menschen, die dieses Spiel nicht durchschauen, auf fabelhafte Bescherungen harren und vom Wonne verheißenden Duft der im verschlossenen Zimmer aufgestapelten Weihnachtherrlichkeit sich in holde Märchenträume lullen lassen?

Mit sicherer Hand hat noch der machtlos alternde Bismarck den Weg vorgezeichnet, den in der nächsten Zukunft die deutsche Politik wandeln muß, wenn sie vor Schaden bewahrt bleiben und den Achäern des Joches Schwere ersparen will. Nicht wechselnde Kombinationen, heute Anglophobie und morgen Anglophilie, vorgestern überschwängliche Freundschaft mit Rußland und gestern Verbrüderung mit den Türken, können uns helfen; wir brauchen eine ruhige, von Nervosität und Hysterie freie Politik, die in der Fülle des Möglichen das Nothwendige klar erkannt hat und, ohne zu blinzeln, ihr Ziel fest im Auge behält. Dem Traum der Adventisten ward in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge die Erfüllung bisher versagt und es wird nach menschlicher Voraussicht auch jetzt noch ein Weilchen währen, bis neben dem Lamm der Leu auf fruchtbarer Weide graft. Dem Kindheitwahn Entwachsene erhoffen von der Bescherungstunde kein Wunder mehr und sie vergessen nie, mag die Sonne noch so warm auf die grünen Christbäume niederscheinen, daß die Adventzeit in den dunkelsten Wintermonat des Nordens fällt.

Hosted by Google

Jüdische Wirthschaftgeschichte.

3.*) Von der ersten Besiedelung des Landes bis zur Spaltung des Reiches.

Das Land Kanaan, das sich das israelitische Volk eroberte, hatte eine Größe von etwa dreihundert Quadratmeilen. Der Küstenstrich, so weit er Häfen besaß, blieb in den Händen der Handel treibenden Phönizier und Philister. Auch die Städte des Landes wurden noch lange von den ebenfalls Handel treibenden Kanaanitern gehalten. Die Israeliten ergriffen das platte Land, das guten Boden hatte und reich war an Wasserbächen, Seeen und Quellen, die in den Bergen und Thälern entsprangen, und das sich durch günstige klimatische Verhältnisse auszeichnete. Freilich war auch hier die Fruchtbarkeit keine freiwillige. Die Wüste fraß um sich, wo ihr nicht entgegengearbeitet wurde. Aber der Schweiß des Angesichtes that Wunder. Die terrassirten Berge waren mit Wein und Oliven bedeckt. Die Thäler und Ebenen trugen Weizen und Gerste in Fülle. Der reiche Pflanzenwuchs der Gebirge, des Baschan-Karmel u. s. w., machte die Viehzucht zu einer der einträglichsten Beschäftigungen. So winkte in dem Lande, da Milch und Honig floß, der unverdrossenen Arbeit reicher Lohn.

So, wie das Land von den Stämmen erobert wurde, ist es gleichmäßig unter die waffenfähigen Männer vertheilt worden. Die Kämpfe mit den Eingeborenen und gegen die feindlichen Nachbarvölker dauerten fast dreihundert Jahre. Trotzdem wird nur einmal in einer an kriegerischer Bedrängniß besonders reichen Zeit, in der Periode der Richter, von einer Hungersnoth im Lande berichtet. Sonst war die ökonomische Lage des Volkes, trotz allen Kämpfen, eine recht befriedigende. Immer wieder kehrten die in den Waffen geübten Bauern gern zum Pfluge zurück. Der Acker gab ihnen reichlich, was sie brauchten. Er gab ihnen sogar Ueberschüsse an Getreide, die sie gelegentlich zu guten Preisen verkauften. Das Volk erfreute sich unzweifelhaft eines gewissen Wohlstandes, von dem die prachtvollen Ruinen der hauranischen Ebene zeugen.

Als selbständige Handwerker werden in dieser Periode nur Töpfer und Schmiede erwähnt. Alle übrigen Bedürfnisse deckten sich die bäuerlichen Wirthe selbst durch ihrer Hände fleißige Arbeit. Und ein Theil dieser hauswirthschaftlichen Erzeugnisse scheint sogar Gegenstand des Handels gewesen zu sein. Denn es heißt von der israelitischen Hausfrau: „Sie suchet sich Wolle und Flachs und arbeitet nach der Kunst ihrer Hände. Sie macht Hemden und verkauft sie und liefert Gürtel an die Kanaaniter.“ Der ganze Zwischenhandel ruhte so ausschließlich in den Händen der Kanaaniter, daß dieser Name allmählich mit dem Begriff „Krämer“ und „Krämervolk“ identisch wurde.

*) S. „Zukunft“ vom 10. Dezember 1898.

Hosted by Google

Die Sitten und Gebräuche waren einfach. Das Volk lebte gottesfürchtig und treu den Gesetzen. Die Steuern und Abgaben bestanden ausschießlich in Naturalleistungen. Arme und Reiche gab es nicht. Ein Jeder lebte unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum. König Saul kommt noch „hinter den Rindern vom Acker heim." David wird von dem Felde, wo er Schafe weidete, herbeigeholt, um zum König gesalbt zu werden. Und so sehr lebt dieses Volk im Geiste der mosaischen Gesetze, daß Gideon, nachdem er die Madjaniter besiegt und reiche Beute an goldenen Ringen, Halsketten und Purpurgewändern gemacht hatte, aus dem Gold der Ringe dem Herrn ein Dankesdenkmal errichtete.

Diese Zustände und Verhältnisse beginnen sich langsam zu ändern mit der Einführung des Königthumes durch das Volk zum Zwecke der Beendigung seiner kriegerischen Bedrängniß. Samuel hat diese Entwickelung zutreffend vorausgesagt: „Der König wird Euch Eure Söhne nehmen zur Gefolgschaft seiner Würde, zum Ehrengeleite zu Roß oder als Vorläufer zu Fuß, auch seine Aecker werden sie bestellen müssen und seinen Waffenvorrath anfertigen. Eure Töchter werden Leckerbissen für seine Tafel bereiten müssen. Eure besten Felder wird er nehmen, um sie seinen Söhnen zu geben, und vom Ertrag des Bodens wird er den zehnten Theil nehmen, um seine Hofdiener und Verschnittenen zu lohnen. Eure schönsten Knechte und Mägde und Rinder wird er noch dazu nehmen und von Euren Kleinviehherden wird er sich den zehnten Theil geben lassen und Ihr Alle werdet Sklaven sein" (1. Sam. 8 ff.). Sofort treffen aber diese Vorhersagungen nicht ein. Unter König Saul zeigen sich mehr die günstigen Wirkungen einer fester gegliederten geschlossenen Einheit des Volkes. Die siegreichen Kämpfe gegen die Feinde, namentlich gegen die Ammoniter, Amalekiter und Philister, mußten das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit des Volkes stärken. Auch blieb Saul den einfachen Verhältnissen, aus denen er hervorgegangen war, noch als König treu. Aber die reichen Kriegsbeuten an Gold und kostbaren Gewändern sickern schon in das Volk. Nach dem Tode Sauls sollen die Töchter Israels ihn beweinen, weil er sie „in Purpur und herrlichen Schmuck" gekleidet habe.

Ernster schon wird das Bild der volkswirthschaftlichen Entwickelung unter dem König David. In glücklichen Kämpfen gegen die feindlichen Nachbarländer dehnt er sein Reich bis ans westliche Meer und bis an den Euphrat und vom Fuße des Libanon bis ans Schilfmeer und gewinnt die Herrschaft über Damaskus, Elath und Eziongeber am Rothen Meer. Aber seine Wirthschaftpolitik gehörte nicht den Bauern und der Landwirthschaft, sondern den städtischen Interessen und namentlich der Hauptstadt Jerusalem. Ein großer Theil der Schätze, die in den glücklichen Kriegen erbeutet wurden, werden zwar für das in Jerusalem zu errichtende Nationalheiligthum reservirt,

Hosted by Google

aber König David gefällt sich doch auch selbst in der Rolle eines großen städtischen Baumeisters von Palästen. Durch die jährlichen Tributzahlungen der unterworfenen Völker mehrt sich der Silber- und Goldvorrath im Lande. Der phönizische König Hiram schickt David Bauleute und Baumaterialien. Gezahlt wurde dafür vom Lande Kanaan vor Allem mit Getreide. Die Weizen- und Gerstenmengen, die jetzt ausgeführt wurden, scheinen nicht unbedeutend gewesen zu sein. Schlegg schätzt diese jährliche Getreideausfuhr auf 6 Millionen Hektoliter im Werth von etwa 23 Millionen Mark. Die Bevölkerung der Städte und namentlich der Hauptstadt nahm rasch zu. Zahlreiche Hofleute und Krieger ließen sich in Jerusalem nieder. Größere israelitische Städte wurden Marktplätze für phönizische Handelsartikel. Aber damit zeigt sich auch sofort der bedenkliche Einfluß des Handels, namentlich auf die Brotversorgung des Volkes. Ohne Rücksicht auf Reserven für den Fall ungünstiger Erntejahre wird das letzte erlangbare Korn Getreide durch die Verlockungen des Geldes aufgekauft und exportirt. Die Strafe blieb nicht aus. Drei schlechte Ernten folgten einander und Israel wurde mitten im Frieden von einer schweren Hungersnoth heimgesucht. David, der vom Felde weg, wo er die Lämmer geweidet hatte, zum König gesalbt wurde, starb als großer Grundherr. Zur Verwaltung seines Domänenbesitzes hatte er zwölf Intendanten. Und er hinterließ 3000 Talente in Gold.

Diese bedenklichen volkswirthschaftlichen Verschiebungen in Israel zu Gunsten der Alleinherrschaft des Geldes, die unter Saul mit ganz bescheidenen Anfängen begonnen und unter David schon einen bedenklichen Grad der Steigerung erreicht hatten, kommen unter dem jetzt folgenden König Salomo zu einer so vollständigen Durchbildung, daß damit der Höhepunkt der wirthschaftlichen Entwickelung des Landes schon wesentlich überschritten wird. An modernen volkswirthschaftlichen Begriffen gemessen, war Salomo ein Merkantilist reinsten Wassers, und zwar von jener sozial bedenklichen Art, die den Reichthum des Regenten für den Reichthum des Volkes hält. Von Bestrebungen zur Hebung des bäuerlichen Wohlstandes ist unter seinen wirthschaftpolitischen Maßnahmen kaum Etwas zu finden. Desto ausschließlicher war sein Streben auf Geld gerichtet.

Durch eine Heirath knüpft er mit dem egyptischen Hofe Beziehungen an und wußte sich das höchst einträgliche Handelsmonopol für egyptische Rosse und Kriegswagen nach den Euphratländern zu sichern. Mit Hilfe seiner Freundschaft zu Hiram, dem König der Phönizier, baut und rüstet er eine Handelsflotte zu den berühmten Fahrten nach dem Goldland Ophir. Dazu kam der Tribut der unterworfenen Völker. Und endlich wurde auch die Steuerschraube im eigenen Lande immer kräftiger angezogen. Zu diesem Zwecke nahm er eine Neueintheilung des Landes in zwölf Kreise vor, an

Hosted by Google

deren Spitze er, zur Steuereintreibung, zwölf Satrapen stellte, deren Amt — natürlich auf Kosten des steuerzahlenden Volkes — so einträglich war, daß mehrere Schwiegersöhne des Königs damit betraut wurden. Die Steuern und Abgaben waren immer noch überwiegend Naturalabgaben. Die engen Beziehungen zum König Hiram boten ja eine günstige Gelegenheit, Getreide und Oel in Gold zu verwandeln. Und wenn diese Naturallieferungen die Goldschulden bei Hiram nicht deckten, dann scheute sich auch Salomo nicht, ganz so wie seine merkantilistischen Kollegen am Ausgang unseres Mittelalters, eine Anzahl seiner Städte zu verkaufen. Salomo war also auch ein großer Getreidehändler. Um nun diesem Handel sowohl als auch der Versorgung der Städte eine festere Basis zu geben, errichtete er eine Reihe von staatlichen Getreidelagerhäusern. All diese reichen Einkünfte wurden von der glänzenden Hofhaltung und von den Prachtbauten Salomos verschlungen. Um aber dabei die Ausgaben für Arbeitlöhne auf ein Minimum herabzusetzen, wurden kurzer Hand die im Lande friedlich wohnenden Kanaaniter zu Staatssklaven erklärt. Davon wurden 80000 in den Steinbrüchen von Biblos beschäftigt, um beim Lampenlicht schwere Quadern aus dem Felsen zu hauen, und 70000 hoben die schweren Steine aus der Oeffnung der Steinbruchhöhle und schafften sie zum Bauplatz. Aber auch die Israeliten wurden zu Frohndiensten herangezogen und deshalb 30000 Mann wie zum Kriegsdienst ausgehoben, um Bauholz zu fällen und nach den königlichen Bauplätzen zu schaffen.

Zur Blüthe kam unter solchen Verhältnissen vor Allem der Handel, und zwar sowohl der Großhandel wie auch das Geschäft der Geldwechsler und Geldverleiher. In Jerusalem war jetzt eine ganze Zunft von solchen phönizischen Händlern angesiedelt. Im Interesse des Handels hat auch Salomo das Münzwesen verbessert. Zur Blüthe kam ferner das Luxus- und Baugewerbe. Und wie immer in Zeiten großer Gründerthätigkeit, so steigen auch jetzt mit dem zunehmenden Luxus und mit dem Anwachsen der Geldgewinne die Preise der Produkte aller Art; deshalb repräsentirt die selbe Geldsumme einen immer geringeren Sachwerth. So erhielt vor Gründung des Königthums ein Priester für den Jahresdienst 10 Seckel Silber nebst Nahrung und Kleidung. Dagegen scheint Salomo den Hütern seiner Weinberge einen Jahreslohn von 200 Silberseckel gezahlt zu haben, während der Preis für ein egyptisches Roß 150, für einen egyptischen Streitwagen 600 Silberseckel war. Wir haben es also jetzt mit völlig ausgebildeten geldwirthschaftlichen Verhältnissen zu thun, und zwar mit der Herrschaft des Goldes — „Silber wurde für nichts geachtet". (3. Kön. 10, 21.)

Vom Standpunkt der mosaischen Gesetzgebung war diese salomonische Wirthschaftpolitik eine grobe Verletzung der Gebote Gottes. Schon David,

Hosted by Google

noch mehr aber Salomo, hatte völlig mißachtet, daß es selbst dem Könige verboten ist, viel Gold und Silber anzusammeln. Auch die ursprüngliche Ackervertheilung wurde schon von David nicht unwesentlich verschoben, von Salomo aber fast völlig bei Seite gesetzt. Für die Feier des Jobeljahres findet sich unter den Königen kein Anhaltspunkt. Wohl aber ist die Ausbildung des königlichen Großgrundbesitzes ein Beweis, daß das Jobeljahr nicht mehr gefeiert wurde. Auch die Feier des Schemittajahres mußte mit der wachsenden Ausdehnung des Getreideexportes und mit der Aufnahme der phönizischen Geldwechsler und Geldverleiher nothwendiger Weise außer Uebung kommen. Das Gebot der Unveräußerlichkeit des landwirthschaftlichen Grundbesitzes war längst vergessen. Nicht minder das Verbot des Zinsengebens und -nehmens. Auch die Frohnarbeiten und die rücksichtlose Erhöhung der Steuern und Abgaben waren gegen das Gesetz. Es ist deshalb nicht überraschend, wenn von Salomo ferner berichtet wird, daß er sich nach heidnischer Art einen großen Harem angelegt und seinen ausländischen Frauen wie den phönizischen Kaufleuten den Götzendienst gestattet habe. So zeigt sich auch hier mit dem Verlassen der wirthschaftpolitischen Grundsätze der mosaischen Gesetzgebung zugleich der Abfall vom Glauben.

Reichthum und Armuth waren mit Salomo in Israel eingezogen. Der Reichthum war er selbst und Alle, die mit ihm an seinem Tische aßen oder an seinen Geldgeschäften Theil hatten. Zur Armuth gehörten zunächst die Kanaaniter, die man zu Staatssklaven gemacht hatte. Zur Armuth gehörten aber auch bald die israelitischen Bauern, die man durch Steuern und Frohndienste aller Art ausgeraubt hatte, um sie dann den Getreidehändlern und Geldverleihern nach heidnischem Schuldrecht zu überantworten. Mochten deshalb in den Straßen von Jerusalem die Tage Salomos noch so sehr gepriesen werden: die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, nämlich die ländliche, wird in dieses Loblied Salomos ganz gewiß nicht eingestimmt haben. Und deshalb kommt die eigentliche Volksstimmung über die salomonische Regirung viel richtiger in jener Entschlossenheit zum Ausdruck, mit der zehn Stämme unter zwölf dem salomonischen Königshause den Rücken gekehrt haben, als Salomos Sohn und Nachfolger bei seiner Thronbesteigung sich nicht verpflichten wollte, „den zu harten Dienst und das zu schwere Joch" seines Vaters nach der Gerechtigkeit zu mildern.

4. Von der Spaltung des Reiches bis zur babylonischen Gefangenschaft.

Schon die Regirung Davids hat Israel über die Höhe seiner wirthschaftlichen Entwickelung weggeführt. Die salomonische Regirung aber führte Israel in raschem Tempo dauernd abwärts. Wer sich an der Erkenntniß

Hosted by Google

dieser Thatsache durch das gar glänzende Kleid täuschen ließ, das man dabei zur Schau trug, Den mußte das rasche Abbröckeln dieser glänzenden Hülle an dem vom Kapitalismus befallenen volkswirthschaftlichen Körper eines Besseren belehren.

Kaum war Salomo tot, so machten sich die zinsbar gewesenen Völkerschaften der Philister und Idumäer wieder frei; ihre Tributleistungen hörten auf. Auch die Goldquelle aus Ophir versiegte, da der überseeische Handel sofort ins Stocken gekommen war. Und das einst so ertragreiche Handelsmonopol mit egyptischen Rossen und Kriegswagen wurde durch die feindliche Haltung des nördlichen Königreiches Israel gegen Juda unterbunden und werthlos. An die Stelle der Handelsbeziehungen mit Egypten trat das Vasallen- und Tributverhältniß. Auch die übrigen Nachbarländer machten jetzt gelegentliche Raubzüge in das Land, in dessen Grenzen nur zu häufig der Bruderkrieg wüthete. Der religiöse und opferwillige Sinn war so sehr aus dem Volke gewichen, daß bald nicht mehr die Mittel für die nothwendigste Erhaltung des salomonischen Prachttempels freiwillig aufgebracht wurden.

Die Merkantilpolitik Salomos hatte den Schwerpunkt der Entwickelung vom Inlande nach dem Auslande verlegt. Statt den heimischen Acker zu pflegen, hat er auf ausländischen Märkten und in Handelsbeziehungen aller Art dem Golde nachgejagt und die Saat der Unzufriedenheit in die Reihen seiner Landwirthe gesät. Deshalb ist nach seinem Tode die eigene Kraft und Stärke des Landes so rasch zerfallen. Und damit waren, wie auf einen Schlag, alle mühsam erworbenen überseeischen und internationalen Handelsbeziehungen verschwunden. Hätte nun das Land im Inneren gesunde wirthschaftliche Verhältnisse gehabt, so hätte es sich von all diesen Schicksalsschlägen rasch erholt, von seinen Feinden sich befreit und die alte glückliche Wohlhabenheit wieder zurückgewonnen. Aber diese inneren wirthschaftlichen Verhältnisse waren jetzt nach Salomo vom Kapitalismus völlig durchfressen. Nicht der bäuerliche Mittelstand, sondern die salomonischen Großkaufleute, Geldwechsler, Kriegshauptleute und Steuerbeamten herrschten im Lande. Und deshalb mußte es zu Grunde gehen. Das Objekt aber, dem sich die Habgier des Kapitalismus jetzt vor Allem zuwendet, um die Ausbeutung und Verarmung des Volkes nach und nach zu vollenden, ist das Getreide.

Es handelt sich nämlich hier um eine Periode, in der die Getreidepreise im kleinasiatisch-griechischen Handel fast fortwährend stiegen. Zur Zeit der Richter diente das Getreide noch fast nur zur Ernährung des Volkes und nur gelegentlich wurden für besondere Zwecke Ueberschüsse verkauft. Schon David aber hatte einen schwunghaften regelmäßigen Getreideexport eingerichtet und damit das Brotgetreide zu einer Handelswaare degradirt. Salomo hatte diesen Getreideausfuhrhandel durch Errichtung staatlicher Lager-

Hosted by Google

häuser fester organisirt und durch den Bau von Staatsstraßen den Transport erleichtert. Nachfrage nach Getreide machte sich dauernd geltend. Also mußte die nationale Getreideproduktion thunlichst gesteigert werden: nicht, um das Volk mit Brot zu versorgen, auch nicht, um es wohlhabend zu machen, sondern nur, um den Reichthum der Aeltesten und „Geldfürsten" von Juda und Israel zu mehren. Von einer Beobachtung des für jedes siebente Jahr befohlenen Brachjahres ist längst keine Rede mehr. Die Getreidefelder werden ohne Unterbrechung Jahr für Jahr mit Weizen und Gerste bestellt. Eben so wenig denkt man an das Einhalten der im mosaischen Recht vorgesehenen Ansammlung von Getreidereserven für ungünstige Erntejahre. Und wenn die Bauern im Herbst zu viel Getreide verkaufen und dann im Frühjahr Noth haben oder wenn im Falle ungünstiger Witterungverhältnisse das Volk hungern muß, so ist Das gerade für die Erwerbsart der Kapitalisten und Wucherer die günstigste Zeit der Ernte.

Auf ungünstige äußere Verhältnisse brauchte man nicht lange zu warten. Von einer Reihe von Hungersnöthen wird berichtet. Und jetzt mußten die Bauern das Letzte bringen, was sie an beweglicher Habe hatten. Und war der mobile Besitz zu Ende, dann kam das Schuldenmachen an die Reihe; es folgten die Felder und Weinberge und schließlich der Bauer selbst mit seiner Familie als Sklaven. Und wo sich das Alles mit Hilfe des heidnischen Kreditrechtes im freien Verkehr nicht erreichen ließ, da half Lug und Trug im Handel oder man gebrauchte, nach dem Vorbilde Achabs gegen Naboth, Gewalt, — und die Richter des Volkes schwiegen oder waren sogar Helfershelfer. Und wie mit dem Getreide, so wurde es auch mit Oel und Wein gehalten. Immer aber war das Ende der Entwickelung: die Bildung von Latifundien in der Hand von wenigen Großkapitalisten, mit völliger Verarmung des Volkes und dessen Herabsinken auf die Stufe der Hörigen und Leibeigenen, um desto billiger das Getreide für die Großkapitalisten und deren Exporthandel zu bauen. Diese unheilvollen Vorgänge erwecken die hervorragendsten Vertreter der alten Prophetenschule. Aber ihre gewaltige Sprache bleibt nicht an dem fast allgemein zur Uebung gekommenen Götzendienst und noch weniger an den Sünden des armen hungernden Volkes hängen. Ihre flammenden Reden wenden sich vor Allem gegen die Reichen und gegen die schreienden wirthschaftlichen Mißstände ihrer Zeit, in deren Heilung im Sinne des mosaischen Gesetzes sie eben so sehr den ersten Schritt der Rückkehr zum Glauben der Väter erblicken, wie sie bei Fortdauer dieser Mißstände die Vernichtung des Staates und der Volkswirthschaft vorhersagen. Nationalökonomisch gesprochen, ist im Sinne dieser Propheten der Reichthum der Aeltesten und „Geldfürsten" von Juda und Israel den Armen geraubtes Gut. Die Erwerbsart dieser Reichen ist nichts als Lug und Trug und Gewaltthat. Ihre Motive sind

Hosted by Google

Genußsucht ohne Ende und raubthierartige Habgier. Die falschen Richter und gottlosen Priester sind ihre Helfer. Den Zukunftstaat aber erkennen die Propheten in einer blühenden Landwirthschaft mit wohlhabenden bäuerlichen Verhältnissen. Alle diese Aussprüche der Propheten sind in so hohem Maße charakteristisch für ihre Zeit, daß sie im Auszuge hier Platz finden müssen:

Amos: „Höret Ihr, die Ihr aufhäuft Gewaltthat und Raub in Euren Palästen, die Ihr auf gepfändeten Kleidern Euch hinstreckt vor jeglichem Altar und den Wein der Gebüßten trinket im Hause Gottes, die Ihr schlafet auf elfenbeinernen Betten und schwelget auf Euren Lagern, Ihr, die Ihr die Armen zertretet und aussauget die Dürftigen des Landes, sprechend: wann ist der Neumond vorüber, daß wir unser Getreide verkaufen, und der Sabbath, daß wir die Speicher öffnen, daß wir das Maß verkleinern und den Schekel vergrößern und falsches Gewicht unterschieben, daß wir die Dürftigen um Geld bringen, die Armen um ein paar Schuhe an uns bringen und Afterkorn verkaufen? Darum, weil Ihr stampfet auf den Armen und die Tracht Getreide ihm nehmet: Häuser aus behauenen Steinen habt Ihr Euch gebaut, aber Ihr sollt nicht darin wohnen; anmuthige Weinberge habt Ihr gepflanzt aber Ihr sollt ihren Wein nicht trinken!“

Jesaia: „Der Ewige geht ins Gericht mit den Aeltesten seines Volkes und seinen Fürsten: Ihr habt ja abgeweidet den Weinberg, der Raub des Armen ist in Euren Häusern, was habt Ihr mein Volk zu zertreten und das Angesicht der Armen zu zermalmen? Wehe Denen, die Haus an Haus rücken, Feld an Feld reihen, bis kein Platz mehr ist und sie allein die Bewohner bleiben im Lande! Vor meinen Ohren sprach der Herr der Heerschaaren: so nicht viele Häuser zur Oede werden, große und schöne von Bewohnern leer! Meine Richter sind Abtrünnige und Diebesgenossen. Sie nehmen gern Geschenke an und laufen den Bezahlungen nach; den Waisen verschaffen sie nicht Recht und die Sache der Wittwen kommt nicht vor sie. Eitel Lüge ist, was die Rechtsgelehrten sagen. Aber wehe Denen, die Satzungen des Unrechtes aufsetzen, und den Schreibern, die Unthat niederschreiben, um zu beugen das Recht der Armen und zu rauben die Gebühr der Dürftigen meines Volkes, daß Wittwen ihre Beute werden und sie die Waisen plündern.“

Micha: „Wehe Denen, die Unthat sinnen und Böses entwerfen auf ihren Lagern; am hellen Morgen vollführen sie es, denn es steht in der Kraft ihrer Hand. Und sie gelüsten nach Aeckern und rauben sie, und nach Häusern und nehmen sie und üben Gewalt an Mann und Haus und an Herrn und Eigenthum.“

Ueber den Zukunftstaat verkündet Amos: „Dann sollen Tage kommen, ist der Spruch Jehovas, da holt der Pflüger den Schnitter ein und der Traubenkelterer den Säemann. Da werden die Berge von Most triefen und alle Hügel überfließen.“ Und Hosea: „Die in Israels Schatten wohnen, sollen dann wieder Getreide für sich ernten und blühen wie der Weinstock.“

Jesaia: „Und es wird geschehen, daß Jedermann, der eine Kuh und zwei Schafe halten wird, um des Ueberflusses der Milch wegen Butter ißt.“

Diese Strafpredigten der Propheten hatten zwar den Erfolg, daß wiederholt einer der Könige den Götzendienst mehr oder weniger vollständig verbot und die Steuern und Lasten auf den Schultern der Landwirthe er-

Hosted by Google

leichterte. Aber die Geldfürsten von Juda und ihre Interessen durften die Könige nicht antasten. Der Macht des Geldkapitals gegenüber war das Königthum zu einem Schatten herabgesunken. Es kam deshalb jetzt auch nie mehr zu einer Rückkehr zu den mosaischen Wirthschaftgesetzen. Und deshalb blieb jede Aufhebung des Götzendienstes an der Oberfläche der Erscheinungen hängen und wurde nur zu rasch immer wieder von den heidnischen Formen verdrängt. Die alte kriegerische Kraft des Volkes, die vor Salomo fast 500 Jahre lang gegen eine feindliche Welt siegreich gekämpft hatte und dabei wohlhabend geblieben war, ist nach dem Niedergange des Bauernstandes gebrochen. Die Zins- und Tributpflicht an das Ausland nimmt immer größere Dimensionen an. Auch die Frohndienste werden, wo es immer geht, vermehrt. Wehrlos bleibt das Volk der Ausbeutung durch das Großkapital überlassen. Die Flucht der Bevölkerung aus dem Lande wird immer größer. Und kaum 250 Jahre nach dem Tode Salomos fällt das Reich Juda in die babylonische Gefangenschaft, nachdem das Reich Israel schon vorher der assyrischen Eroberung völlig erlegen war.

5. Von der Rückkehr aus dem Exil bis zum Untergang des jüdischen Reiches.

Die verhältnißmäßig kleine Schaar der Juden, die aus der babylonischen Gefangenschaft nach Kanaan zurückkehrte, begann die Neubesiedelung des Landes auf den Trümmern Jerusalems und seiner Umgebung. Land war genug für sie da. Die Grundbesitzvertheilung bot deshalb keinerlei Schwierigkeiten. Aber der Boden war sechzig Jahre lang ohne jede Kultur geblieben. Er hatte jetzt zu lange geruht, nachdem die Habgier der Menschen ihm vorher zu wenig Ruhe gegönnt hatte. Es war harte Arbeit, die Aecker wieder fruchtbar zu machen.

Das Reich Juda war politisch nicht mehr selbständig. Es stand unter der Oberhoheit zunächst des Perserkönigs, dann unter der Alexanders des Großen, später unter Egypten und nachher unter den Syrern. Es mußte deshalb Tribut in Zöllen und Steuern geliefert werden, deren Erhebung an Unternehmer verpachtet wurde. Hier liegen sofort wieder die Saatkeime des Kapitalismus. Auch die Ausfuhr von Oel und besonders von Getreide beginnt wieder in alter Weise, ohne Rücksicht auf Nothreserven. Und als dann jedes ungünstige Erntejahr dem Getreideexportland Hunger bringt, da beginnt auch, genau so wie vor dem Exil, die systematische Ausbeutung des Volkes. Die Bibel berichtet darüber: „Und es erhob sich ein großes Geschrei des Volkes und ihrer Weiber wider ihre Brüder, die Juden. Es waren aber Solche, welche sagten: unsere Söhne und Töchter sind überaus viele, wir wollen Getreide für ihren Werth nehmen und essen, daß

Hosted by Google

wir leben. Und es waren Welche, die sagten: wir wollen unsere Aecker und Weinberge und unsere Häuser verpfänden, um Getreide zu bekommen in der Hungersnoth. Und Andere sprachen: wir wollen Geld entlehnen zur Steuer des Königs und unsere Aecker und Weinberge hingeben. Siehe, wir unterwerfen unsere Söhne und Töchter der Dienstbarkeit und es sind schon unserer Töchter Etliche Mägde und wir haben nicht, womit sie losgekauft werden könnten, und unsere Aecker und Weinberge besitzen Andere." Es kam zu Unruhen des verschuldeten Volkes. Der Prophet Nehemia trat mit Strenge gegen die Reichen und Wucherer auf und schüchterte sie ein, daß sie die rückständigen Schulden erließen und die Pfandobjekte zurückgaben. Die drohende Verschiebung der Ackervertheilung wurde also verhütet. Das Volk kehrte zum Glauben seiner Väter zurück und feierte den Sabbath und die Schemittajahre.

So war also kaum hundert Jahre nach der Rückkehr aus dem Exil schon eine allgemeine Schuld-, Zins- und Knechtschaftbefreiung nothwendig geworden. Jetzt erholt sich der Wohlstand des Volkes rasch. Die Bevölkerung nimmt mit starker Progression zu. Jerusalem wird wieder bevölkert und aufgebaut. Und das Reich Juda ist für die Kriegsaushebungen Alexanders des Großen eine fast unerschöpfliche Menschenquelle.

Aber mit der Herrschaft des Hellenismus beginnen die Reichen und Steuerpächter von Juda bald wieder, die mosaischen Wirthschaftgesetze außer Acht zu lassen. Sofort zeigen sich Latifundien mit völliger Verschuldung und Abhängigkeit der Bauern. Von der Ausbeutung des Volkes durch den Kapitalismus sagt deshalb Jesus Sirach: „Welchen Frieden hält die Hyäne mit dem Hunde und welchen Frieden der Reiche mit dem Armen? Jagdbeute der Löwen sind die Waldesel in den Steppen; so sind die Armen eine Weide der Reichen." Von den Mahnungen an die sinaitischen Gesetze wollen die Reichen nichts wissen. Deshalb beginnt unter ihnen jene antinationale Bewegung zu Gunsten einer Aufhebung des nationalen Glaubens und der nationalen Gesetze durch Annahme der heidnischen Gebräuche. „Zu dieser Zeit standen in Israel gottlose Leute auf, welche Viele überredeten und sprachen: ‚Laßt uns gehen und einen Bund schließen mit den Heiden, die um uns sind'. Und diese Rede gefiel in ihren Augen. Und einige aus dem Volke ließen sich herbei und gingen zum Könige und er gab ihnen Gewalt, die Gebräuche der Heiden einzuführen. Und sie bauten ein Gymnasium zu Jerusalem nach der Weise der Heiden" (1. Makk. 1,12 ff.).

Im Geiste dieser Bewegung und begünstigt durch die Zwietracht des Volkes erließ der Oberherr Antiochus Epiphanes den Befehl, bei Todesstrafe das mosaische Gesetz und den mosaischen Glauben aufzugeben für das heidnische Gesetz und die heidnischen Gebräuche. „Viele aus Israel willigten in seinen Frohndienst und opferten den Götzen und entweihten den Sabbath." Auch der

Hosted by Google

reiche Alcimus, der nach der käuflich gewordenen Hohepriesterwürde strebte, hielt es mit den Syrern. Und als die Heere der Syrer in Palästina einrückten und die reichen israelitischen Kaufleute der Gegend von Emaus es hörten, da nahmen sie sehr viel Silber und Gold und Knechte und kamen in das Lager der Syrer, „um die Söhne Israels als Sklaven zu kaufen" (1. Makk. 3,41). Der verarmte Mittelstand aber war mit den Makkabäern hinab in die Wüste gezogen und hatte dort die Fahne gegen den anscheinend übermächtigen Feind für Gesetz und Religion der Väter erhoben. Die kleine, vom Idealismus getragene Schaar siegte, befreite das Vaterland vom Fremdenjoch und eroberte noch die an Zöllen reiche Hafenstadt Joppe. Die Reichen werden mit ihren Freunden, den Syrern, geflohen sein. Das Volk erneuerte den Bund mit Jehova und kehrte zu den mosaischen Wirthschaftgesetzen zurück. Der Sabbath und das Schemittajahr wurden streng gefeiert. Die Schuldzinsen hörten auf. In jedem siebenten Jahre wurden alle Schulden erlassen und jedes Dienst- und Abhängigkeitverhältniß gelöst. Der Ackerbau kam bei überwiegend bäuerlicher Besitzvertheilung wieder zur vollen Blüthe. „Ein Jeglicher baute sein Land in Frieden und das Land Juda gab seine Frucht und die Bäume der Felder gaben ihre Frucht. Die Greise saßen auf den Straßen und besprachen sich über das Beste des Landes und die Jünglinge kleideten sich mit Ehren- und Kriegsgewand. Ein Jeder saß unter seinem Weinstock und Feigenbaum und Niemand schreckte sie" (1. Makk. 14, 8 ff.).

Neuer Bruderzwist wird zur Veranlassung, daß Rom sich in die internen Verhältnisse des Reiches Juda einmischt. Palästina wird eine römische Provinz mit römischer Provinzialsteuerverfassung und römischer Ausbeutung. Es wurde der römische Census eingeführt, d. h. die Volkszahl aufgenommen und die Ländereien abgeschätzt, um die Steuerfähigkeit des Landes zu ermessen. Für jede Person sollte eine Kopfsteuer erhoben werden, und zwar selbst für Frauen und Sklaven; nur weibliche Kinder unter zwölf, männliche unter vierzehn Jahren und Greise sind steuerfrei. Außerdem wurde noch eine Einkommensteuer gefordert: von den Viehzüchtern ein Theil der Heerde, von den Getreidebauern ein Theil der Ernte (annona). Auch wurden Aus- und Eingangszölle erhoben. Wie drückend und verhaßt dieses römische Steuersystem war, beweist zur Genüge der Umstand, daß Jeder, der sich als Steuerpächter oder Zöllner dabei betheiligte, für ehrlos galt.

Mit dieser römischen Ausbeutung wetteifern die weltlichen und geistlichen Großen Jerusalems. Der Handel mit Oel und Getreide nimmt wieder seinen alten Aufschwung. Cäsarea wird zum Hauptemporium des Handels und der römischen Macht in Palästina. Sofort wird auch das Land wieder von schweren Hungersnöthen heimgesucht. Und die bekannten wirthschaftlichen Vorgänge, die sich auch diesmal hier anreihen, veranlassen den Apostel Jakobus

Hosted by Google

als ersten Bischof von Jerusalem zu dem Ausrufe: „Wohlan denn, Ihr Reichen, weinet und heulet über Euer Elend, das über Euch kommen wird. Ihr habt Euch Schätze des Zornes gesammelt für die letzte Zeit. Siehe, der Lohn der Arbeiter, die Eure Felder geerntet haben, welcher von Euch vorenthalten, schreit und ihr Geschrei ist zu den Ohren des Herrn der Heerschaaren gekommen" (5,1). Die Reichen aber waren auch jetzt Römerfreunde, wie sie früher Hellenisten waren.

Die Macht des römischen Weltreiches war offenbar zu stark, als daß der Glaube an die nationale Zukunft jetzt noch einmal aufkommen und sich wieder mit den Interessen des ausgebeuteten Volkes gegen Rom und die großkapitalistischen Römerfreunde vereinigen konnte. Die unausbleibliche Reaktion nahm deshalb die Entartungsformen des Kommunismus und Anarchismus an. Fast keiner der Könige starb mehr eines natürlichen Todes. Die Essäer verwarfen mit der Ehe auch das Privateigenthum. Jeder, der dieser Gesellschaft beitrat, übergab sein Vermögen der Ordenskasse, aus der die Lebensbedürfnisse der Mitglieder bestritten wurden. Freischaaren durchzogen das Land und überfielen die Reichen, um ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen. Aus Raub und Mord wurde ein Handwerk gemacht, seit die redliche Arbeit nicht mehr lohnend schien. Diese Räuber nannte man Sikarier, nach den kurzen Dolchen, mit denen sie bewaffnet waren. Als der geldgierige Gessius Florus römischer Landpfleger war, traten die Sikarier mit ihm in Verbindung, um auf gemeinsame Rechnung die Reichen desto besser brandschatzen zu können. Auch den Grundbesitz nahmen sie ihnen ab und verkauften ihn an Andere. Und damit diese Art von Eigenthumsübertragung rechtliche Giltigkeit hatte, mußte das Synedrium eine diese Art von Grundeigenthumserwerb anerkennende besondere Verordnung erlassen, die man das Sikariergesetz nannte. Viele der Wohlhabenden wanderten aus. Die Zahl der beschäftigungs- und brotlosen Arbeiter in Jerusalem nahm zu. Man zählte einmal 18 000 solcher Arbeiter und bat den Landpfleger, auf öffentliche Kosten Arbeit zu geben. Er solle den Tempelschatz dazu benützen, den man vor seiner Raubgier doch nicht mehr sicher hielt. Eine halb soziale, halb politische Revolution verschaffte dem Proletariat vorübergehend die Herrschaft in Jerusalem. Das Rachegefühl der geschundenen Volksmasse machte sich besonders gegen die verhaßten reichen Römerfreunde Luft und vernichtete das Archiv, in dem die Schuldbriefe aufbewahrt waren. Von Jerusalem aus verbreitete sich der Aufruhr durch das ganze Land. Die verschuldeten Bauern waren auf der Seite der Aufständischen gegen die Reichen und gegen die Römer. Rom rüstete sich. Jerusalem wurde zerstört und der jüdische Staat für immer vernichtet.

Fribourg. Professor Dr. Gustav Ruhland.

Hosted by Google

Irrende-Ritter-Musik.

Ende November: Programm-Oper Don Quixote; anfangs Dezember: Programm Orchesterstück Don Quixote; wahrlich, — genug des irrenden Ritters auf der Bühne und im Konzertsaal!

Ueber die zuerst genannte „Musikalische Tragikomoedie" des Herrn Dr. Kienzl ist an dieser Stelle schon geurtheilt worden; ich habe deshalb nur einige allgemeine Bemerkungen anzubringen, die sich auch auf das Orchesterwerk des genialen Richard Strauß erstrecken.

Ich gehöre noch zur alten Zopfschule, die von dem Grundsatz ausgeht, daß die Schönheiten eines Tonwerkes, ja selbst die nur interessanten, geistreichen, den Wohlklang nicht berücksichtigenden Stellen vom gebildeten Musiker auch ohne Programm verstanden und erfaßt werden müßten und daß, wo solches Erfassen nicht anders möglich ist als durch ein Programm, ein Verständniß-Rezept dem gebildeten Hörer nicht viel nützt, weil die Musik vor Allem ihn einnehmen muß, und nicht umgekehrt. Ich kann mich noch ganz gut der Zeit erinnern, da in Wien und in Deutschland die erste Programm-Musik erklang; sie kam aus Paris, wo sie sozusagen erfunden worden war.*) Zuerst erschien Félicien David mit seiner „Sinfonie-Ode Le désert". Sie hatte in der Seinestadt einen glänzenden Erfolg errungen und wurde selbstverständlich auch in Wien gefeiert. Da trat zur selben Zeit mit einem Male Berlioz hervor, mit seiner Sinfonie Fantastique, seinem Carnaval Romain, seinem Harold en Italie. Das große Publikum, das damals noch nicht, wie das heutige, auf Programme dressirt war, schaute verblüfft drein, aber die Musiker, ganz besonders die jüngeren, erkannten sofort, daß in einem Takte Berliozs mehr wahre Tonkunst zu finden war als im ganzen Félicien David (wer weiß heute noch Etwas von ihm?**) und daß selbst Berliozs Exzentrizitäten die einer künstlerisch empfindenden Phantasie waren. Diese Ueberzeugung ward in mir später bestärkt beim ersten Hören der „Damnation de Faust" in Baden-Baden 1853***) und der Ball-

*) Die naiven deutschen Versuche des verflossenen Jahrhunderts, z. B. Kuhnaus „Biblische Geschichten" auf dem Klavier, kommen hier nicht in Betracht.

**) Ich glaube nicht, daß Jemand außer mir in Deutschland heute im Stande ist, die Hauptstücke der „Wüste", den Karawanen-Marsch, den Chant de Nuit, die arabische Serenade, aus dem Gedächtniß zu spielen. Ich führe Das an, nicht als einen Beweis starken Gedächtnisses, sondern für die psychologische Thatsache, daß Jugend-Eindrücke oft unablöslich kleben bleiben. Vieles, was ich später mit liebevoller Mühe studirt hatte, ist mir entschwunden und diese mir gar nicht sympathischen Stücke sind in der Erinnerung haften geblieben.

***) Ich habe in der Allgemeinen — damals in Augsburg erscheinenden — Zeitung einen Artikel darüber veröffentlicht.

Hosted by Google

szene, der Fee Mab und der Liebesszene aus der Romeo und Julia-Symphonie. (1858.)

Auf diesem zopfigen Standpunkt beharre ich noch heute, habe deshalb Herrn Dr. Kienzls Aufsatz, den er zur Einführung in seine „Musikalische Tragikomoedie" veröffentlichte, nicht gelesen, auch nicht die Erklärung, die er — wie hiesige Blätter meldeten — nach der ersten Vorstellung und den nicht günstigen Beurtheilungen geschrieben hat. Der Vorfall hat mich unwillkürlich an ein Kapitel des zweiten Bandes von Cervantes' Don Quixote erinnert, wo der Held auf einige Bemerkungen über seine Irrfahrten die Antwort giebt: „Als irrender Ritter werde ich sterben, mag der Türke thun, was er will, denn ich sage noch einmal: Gott versteht mich" (also nicht das Publikum und die Kritik). Herr Dr. Kienzl hat im „Evangelimann", für den ich eine Vorliebe hege, einen tief religiösen Stoff in so ergreifender Weise, schlicht und einfach, ohne dekorativen Aufwand dargestellt und eine so feine, melodiöse, mitunter auch so frisch heitere Musik dazu gesetzt, daß man die bestimmte Hoffnung hegen darf, er werde nach Ueberwindung der Mißstimmung über den nicht günstigen Erfolg des Don Quixote vom hölzernen Zauberpferde seines Helden herabsteigen, wieder den ihm von der Muse bezeichneten Weg einschlagen, dann bald ein neues erfolgreiches Werk schaffen und reichlichen Ersatz für die Unbill der Irrfahrt finden.

Auch das lange Programm von Straußens „Don Quixote, Variationen über ein Thema ritterlichen Inhaltes" habe ich nicht gelesen und mich dieser Unterlassung gefreut, denn gleich die Einleitung und das Thema haben mich sehr angenehm angeregt, ja überrascht. Ich kann zwar nicht entscheiden, ob das Thema „ritterlichen Gehaltes" oder Charakters ist, da mir ganz und gar jene heraldische Kenntniß von Standesmusik fehlt, die allein bestimmen könnte, ob ein Thema ritterlich oder bäuerlich, gräflich oder freiherrlich u. s. w. zu nennen ist. Das aber kann ich sagen: dieses Thema ist ein besonders glücklich erfundenes, trotz gewagten Harmonien sehr gut klingendes und in der Tonfärbung geradezu genial ausgeführtes; die Variationen bekunden fast überall eine meisterhafte Beherrschung der Form und der Instrumentation; selbst die Theile, in denen die offenbare Lust am konventionellen Mißklang — ich werde diesen Ausdruck später erklären — sehr stark hervortritt, lassen eine bedeutende Kraft erkennen; einige Kantilenen sind schön zu nennen; und so kann man denn das Gesammturtheil zusammenfassen: das Werk ist ein höchst interessantes, vielfach originelles und modern wirksames.

Die Frage, ob diese Variationen als ein abgeschlossenes Kunstwerk zu betrachten sind, d. h. als ein solches, dessen integraler Gehalt ein so reicher ist, daß er, abgelöst von den modernen Formen, von den neuen, momentan wirksamen Einfällen, einen bleibenden, die Form überlebenden Werth dar-

Hosted by Google

stellt, kann jetzt nicht entschieden behandelt werden. Die Erörterung müßte sehr weit ausgreifen in die Gebiete der anderen Künste und über die verschiedenen „neuen Richtungen" Betrachtungen anstellen, besonders über den Neo-Impressionismus, dem ja diese Variationen entsprungen sind, gleich dem „Till Eulenspiegel" und dem „Zarathustra". Hier kann ich nur einige allgemeine Bemerkungen aussprechen. Es herrscht ein starker Zug in der Kunst, das Unschöne in geistreichster Weise mit allen Mitteln raffinirtester Technik darzustellen. Das Häßliche erscheint dann nicht nur als ein vollkommen ästhetisch berechtigter Gegensatz, sondern als der künstlerische Hauptzweck; die Formschönheit wird nur noch von einem philiströsen, überwundenen Standpunkt aus gefordert. Neue Gedanken, neue, unerhörte, ungesehene Effekte: darauf kommts an; alles Andere ist Nebensache. Ein großer Theil des Publikums und die junge Kritik befördern diese Richtungen, so viel sie können; was nicht fast peinigend aufregend wirkt, soll keine Existenzberechtigung mehr haben. Und so treten denn in der Musik alle möglichen „charakteristischen" Klang-Experimente hervor und die Anhäufung stärkster unvermittelter Dissonanzen ist das modernste Gewand musikalischer Ideen. Gewisse chromatische Akkordenfolgen Wagners und Liszts ertönen jetzt in den verschiedenartigsten Orchesterwerken so oft, daß sie zuletzt den Eindruck des modern Herkömmlichen, Gebräuchlichen, des Konventionellen erzeugen müssen, wie ihn vor vierzig Jahren gewisse melodische Wendungen Mendelssohns und Schumanns Synkopen erzeugt hatten; und wie diese heutzutage vielfach als abgebraucht betrachtet werden, so müssen auch — selbstverständlich nach vielen Jahren — die konventionellen Dissonanzen an Wirkung einbüßen. Ich glaube auch fest, daß das Programm-Wesen nicht sehr lange mehr blühen wird, wenigstens nicht in der jetzt modernen Weise, da über jedes Gramm Musik ein Kilo Programm geschrieben wird und die Leute im Konzertsaal mit dem Programmbuch in der Hand dem Ideengange einer Komposition zu folgen vermeinen. Doch die Strömung ist noch sehr stark und deshalb kann ich, der ich alle neueren Entwickelungen der Künste seit fast sechzig Jahren mit erlebt habe, über ein aus dieser Strömung emportauchendes interessantes Werk, wie es Straußens Variationen sind, ein endgiltiges Urtheil nicht fällen, wohl aber Eins feststellen: Richard Strauß ist ein reich Begabter und sehr viel Könnender; er hat in seiner Italienischen Symphonie, in dem Klavierquartett, das er vor vier Wochen mit Halir und Genossen vorführte, bewiesen, daß er auch in der nicht modernsten Form Bedeutendes zu schaffen vermag; er muß dem Drängen und Toben im Inneren und den Verlockungen des Neo-Impressionismus Halt gebieten, muß sich klären. Dann wird er bald den modernsten Dissonanzen-Plunder als überflüssig abwerfen und seinem Ideenreichthum ein eigenes Gewand schneiden. Er hat das Zeug dazu.

Professor Heinrich Ehrlich.

Hosted by Google

Meine Frau.

Am fünfzehnten Jahrestage meiner Verheirathung.

Fünfzehn Jahre.

Damals war ich seit wenigen Wochen fünfundzwanzigjährig geworden. Hatte es sehr eilig, in die Ehe zu springen. Andere machen es anders. „Werden" erst Etwas. Genießen das Leben. Ruiniren vielleicht ein braves Mädchen oder stören eine ruhige Ehe. Oder thun Beides. Geben sich wohl auch mit gefälligen Frauenzimmern ab, die man ohne den goldenen Ring haben kann. Und endlich, so zwischen fünfunddreißig und vierzig, heirathen sie. Natürlich eine Junge.

Und ein Anderer, ein braver Kerl, heirathet aus Gewissenhaftigkeit die Erste, der er von Liebe schwatzte. Bindet sich mit fünfundzwanzig. Hat mit vierzig Jahren eine alte Frau und nichts vom Leben und von den Weibern genossen. Dazu war kein Geld da und keine Zeit. Und mit vierzig Jahren ist er vergrämt. So ergehts den Braven. Merkt Ihr den Unterschied?

Aber wenn die Anständigkeit zum Unsinn wird, ist sie vielleicht auch eine Schuld. Und sie rächt sich.

Das Mädchen hätte sich getröstet und einen Anderen genommen. Jedenfalls wäre sie nicht an gebrochenem Herzen gestorben. Wer hieß Euch so anständig zu sein, Ihr Braven und Dummen? Löffelt ihn jetzt nur aus, Euren Brei.

Nein: es ist doch unbillig. Den Männern, die so jung heirathen und den Staat in ihrer Jugendkraft mit Kindern versorgen, sollte gestattet sein, mit vierzig Jahren für die alte Frau eine junge einzutauschen. Man kann doch nicht verlangen, daß ein Mann vom fünfundzwanzigsten bis zum sechzigsten oder gar siebenzigsten Jahre sich mit der selben Frau . . .

Ei, Herr Regirungrath, wie schlau Sie sind! Und was sollte mit den verstoßenen Frauen geschehen?

Das interessirt mich nicht.

Aber die Frauen interessirts. Und möchten Sie denn eine Junge im Hause haben?

Gott bewahre. Uebrigens . . . Es ist ja so unnütz, davon zu reden. Wer eine Frau hat, Dem bleibt sie. Und wenn sie alt ist, erst recht.

Punktum.

— —

Drei Uhr. Bureauschluß im Ministerium. Der Diener steht schon bereit, mir in den Paletot hineinzuhelfen. Alle haben es so eilig, fortzukommen. Seltsam, wie es die Menschen nach Hause zieht. Oder ist es nur der Ueberdruß am Bureaudienst, was sie forttreibt? Ich glaube und traue Keinem. Es ist nun einmal eine fable convenue, daß das Familienleben etwas Schönes sei. Alle versicherns. Und vielleicht finden Viele ihre Frauen und ihre Kinder wirklich reizend, und vielleicht blos darum, weil sie den hohen Vorzug haben, *ihre* Frauen und *ihre* Kinder zu sein. Manche beten sich in Allem an, was sie haben. Sogar ihr Hund bellt melodischer als andere Hunde. Und ich thue ja auch, als wenn ich glücklich wäre. Aber eben deshalb traue ich Keinem.

Ich bestehe aus zwei Menschen: aus dem Herrn Regirungrath, der ein

Hosted by Google

tüchtiger Beamter ist, langsam, doch sicher aufwärts stieg, ein regelmäßiges, an ein gut gehendes Uhrwerk mahnendes Dasein führt und mit einer vortrefflichen Gattin in musterhafter Ehe lebt. Als diesen guten Bürger kennt mich die Welt. Doch hinter diesem Musterknaben steht ein anderer Mensch. Und Den kenne nur ich. Und Der ist mein wahres Ich. Ohne Maske. Ein höhnischer, boshafter, zu jeder Niedertracht fähiger Mensch. Ein ganz ekelhafter Kerl. Und doch ist mir Der tausendmal lieber als der Musterknabe, der Regirungrath mit seiner Musterehe. Der Regirungrath schwatzt den ganzen Tag und macht sich überall breit. Der Andere, mein wahres Ich, muß immer schweigen und dem Musterknaben den Vortritt lassen. Darum schreibe ich diese Blätter. Der Andere soll auch zum Wort kommen. Das wird ihn erleichtern.

— —

Ein Gespräch zwischen mir und meinem Gewissen.

Das Gewissen (sich breit vor mich hinpflanzend): „Herr Rath! Was wollen Sie denn? Gehen Sie lieber nach Hause, zu Ihrer Frau. Sie wartet auf Sie. Der Tisch ist schon gedeckt. Und wenn Sie nach Hause kommen, wird ohne Säumen die Suppe aufgetragen. An Ihren Hemden fehlt niemals ein Knöpfchen. Und sehen Sie den Regenschirm in Ihrer Bureauecke? Den hat Ihnen die Gattin beim Weggehen in die Hand gedrückt, weil es am Morgen regnerisch war und Sie sich leicht erkälten, wenn Sie naß werden. Sie denkt an Alles und Alles geht wie am Schnürchen. Jedes Ding ist stets an seinem Platz. Was werfen Sie ihr denn vor? Ihre Fürsorge? Ihre Vortrefflichkeit? Aber Das sind ja lobenswerthe Eigenschaften!"

Ich: „Gewiß, gewiß. Und dennoch ... (plötzlich): Ich hasse sie, diese vortreffliche Frau."

Das Gewissen (hält sich entsetzt die Ohren zu).

Ich: „Endlich muß es ausgesprochen werden. Dunkel gefühlt hatte ichs ja längst schon. Nun aber steht es klar vor mir, in mir: ich hasse sie. Und nun ich weiß, woran ich bin, weiß ich auch, was mich so sehr gequält und beunruhigt hat: die Unklarheit wars."

Das Gewissen (stöhnend): „Aber warum hassen Sie Ihre Frau? Was hat sie Ihnen gethan?"

„Nichts!" will der gut gedrillte Regirungrath dem Gewissen kleinlaut antworten. Doch der Andere, der immer schweigen muß, kommt ihm zuvor. „Alles!" schreit mein wahres Ich. Das Ich ohne Maske. Und der Regirungrath hält den Mund und das Gewissen hält ebenfalls den Mund.

— —

Ein junger Mensch, ein Student, bringt den Eltern zu Gefallen die Ferienmonate in seinem Heimathstädtchen zu. Natürlich empfindet er bald Langeweile, und um sich die Zeit zu vertreiben, verliebt er sich. Eine Liebelei, weiter nichts. Man macht den Hof, vergnügt sich ein paar Monate mit dem Mädchen und dann — Ade! Wer denkt denn gleich ans Heirathen?

Aber sie, das Mädchen, denkt daran. Aus einem Studenten wird Etwas. Und in einer kleinen Stadt sind die Männer rar. Da muß man ergreifen, was sich gerade bietet. Und sie hält ihn fest. Alles macht sich wie von selbst ... Er hat ihr von Liebe gesprochen, man hat Küsse ausgetauscht; sie erzählts ihrer

Hosted by Google

Mutter und nennt sich seine Braut. Und er darf nicht einmal widersprechen. Es wäre unehrenhaft und beleidigend für das Mädchen. Was hat er denn gewollt? Eine Liebschaft? Sie ist ein anständiges Mädchen. Ein solches Mädchen heirathet man oder man läßt es in Ruhe.

Ja, die anständigen Mädchen verstehen keinen Spaß. Die lassen Einen nicht los. Als er im Herbst nach Wien an die Universität zurückkehrt, ist er verlobt.

Mit noch nicht dreiundzwanzig Jahren war ich also schon verlobt. Sie war um ein paar Wochen älter als ich. Meine Eltern verfluchten mich beinahe. Und doch hatte ich etwas höchst Achtenswerthes gethan, das Achtenswertheste, was ich überhaupt thun konnte. Wenn ich eine Frau ihrem Mann abspänstig gemacht oder ein Mädchen verführt und sitzen gelassen hätte: meine Eltern wären weniger entrüstet gewesen.

Vielleicht hätten sie Recht gehabt. Vielleicht ist eine kopflose Ehe das Schlimmste. Ich aber glaubte damals, mich sehr ehrenvoll benommen zu haben. Uebrigens war ich auch verliebt in das Mädchen.

Sie hatte ein blasses, kluges Gesichtchen mit klugen Augen und schmalen Lippen. Das vortretende, eigensinnige Kinn und die zurückweichende Stirn übersah ich. Ich sah nur das kluge Gesicht und die klugen Augen. Ihr Körper war von mittlerer Größe, dürftig, ohne Hüften und ohne die Spur einer Anlage zu späterer angenehmer Rundung. Aber auch Das übersah ich. Mir erschien sie einfach „schlank"; und in der Jugend liebt man das Ueberschlanke.

Sie galt allgemein für klug. Und ich Pinsel war stolz darauf, daß sie mich „liebte". Heute weiß ich: sie hätte einen Anderen auch genommen. Jeden, der sie „versorgt" hätte, und sie hätte Jeden pflichtgemäß „geliebt". Und wenn sie Keinen gefunden hätte, würde sie einen Beruf ergriffen und Lehrerin oder so Etwas geworden sein. Und sie hätte sich dann wahrscheinlich zur Frauenrechtlerin herausgebildet und die Selbständigkeit der Frau als das Höchste gepriesen. Sie gehört ja auch zu Denen, die Das, was sie sind und was sie haben, für das Beste halten. Aber es war ihr lieber, zu heirathen. Und da man dazu einen Mann braucht, „liebte" sie mich.

Unser Brautstand dauerte zweiundeinhalbes Jahr. Sehr lang, meine Damen und Herren. Eine gefährliche Probe für jede Liebe. Ich wünschte des Mannes schönste Lebenszeit, die Studentenzeit, zum Teufel, ... um einen Broterwerb zu erhaschen, um ein Einkommen zu haben, um heirathen zu können. An die Beamtenlaufbahn hatte ich früher nicht gedacht. Ich hatte mir Zeit lassen wollen mit der Wahl eines Berufes, hatte so lange wie möglich frei bleiben wollen. Die Braut drängte mich über Hals und Kopf ins Beamtenthum hinein: Das war etwas so Sicheres und Solides, mit Pension! Man denke! Und ich ließ mich hineindrängen. Ach, Du schöne Universitätzeit! Fortgewünscht habe ich Dich ... Und doch war mir oft so sonderbar zu Muth. So ... reuevoll. Als wenn ich eine unsühnbare Sünde auf mich geladen hätte. Es war wohl das uneingestandene Weh um meine arme Jugend. Jetzt trug ich eine Kette.

Hab' ich nicht manchmal, heimlich, ganz heimlich, versteht sich, gehofft, sie möchte einen Anderen finden und mich freigeben ...? Vielleicht! Aber so Etwas gesteht man sich ja gar nicht ein. Und sie hatte etwas so Bestimmtes an sich; verfügte über mich, legte die Zukunft für sich und mich zurecht und ließ mir

Hosted by Google

nicht Zeit, zur Besinnung zu kommen. Ich ließ mich einfach schieben. Und sie „schob" mich: ich mußte ihr dreimal in jeder Woche schreiben, mußte jeden Ferientag bei ihr verbringen, und wenn ich ein paar Gulden erspart hatte, brachte ich sie ihr und sie hob sie auf. Ich arbeitete wie ein Pferd; wo es was zu verdienen gab, war ich zur Stelle. Meine Eltern freuten sich. Früher war ich ein Bischen leichtsinnig gewesen (Gott sei Dank, daß ichs wenigstens eine Zeit lang war; leider nur zu kurz und nicht genug!) und nun war ich „solid" geworden. Das verdankte ich dem heilsamen Einfluß meiner klugen und praktischen Braut. Und so häuslich erzogen war sie, so sparsam und anspruchslos. Schließlich beglückwünschten mich Alle zu meiner Wahl. (Als ob ich „gewählt" hätte!) Man vergab dem Mädchen sogar, daß sie keinen Kreuzer Mitgift hatte und so alt war wie ich. Eine Perle war sie, ganz einfach, und gerade die richtige Frau, um mich dummen Jungen zu leiten und zu Ordnung und Sparsamkeit zu erziehen.

Und sie hatte ein so ruhiges, ein so selbstzufriedenes Lächeln, wenn die Menschen sie lobten . . . Ich haßte dieses Lächeln. Damals schon. Aber natürlich wieder nur ganz im Geheimen, ohne den Muth zu haben, es mir selbst zu bekennen. . . . Armer dummer Junge.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eigentlich war der Anfang unserer Ehe poetisch. Wir trugen uns unser Nest zusammen, wie die Vögel. Von allen Seiten schenkte man uns Etwas, — was man eben gern loskriegte. Elegant sah es nicht aus bei uns. Dafür ziemlich bunt. Ein Zimmer hatten wir und eine Kammer, in der wir schliefen, und eine kleine Küche. Alles nothdürftig und aufs Bescheidenste eingerichtet. Natürlich keine Magd. Meine Frau besorgte alle Hausarbeit selbst. Und ich plagte mich in meinen freien Stunden mit Schreibereien, um ein paar Gulden mehr zu erraffen.

Poetisch, wenn man sich liebt. Aber liebten wir uns? Zu dumm, nicht einmal Das zu wissen. Und wahrhaftig: ich weiß es heute nicht mehr.

Und nun denken Sie einmal: wenn wir Kinder gekriegt hätten. Bei so unerfahrenen jungen Leuten hätten zwei, vier, vielleicht sechs Kinder kommen können. Dann wären wir zum richtigen Proletariat herabgesunken: die Kinder hätten Alles verschlungen.

Ich hatte auch eine hölliſche Angst vor Kindern. Aber meine Frau schenkte mir kein Kind. Sie war körperlich zu untüchtig dazu. Immer fehlte ihr irgend eine Kleinigkeit. Und schon nach dreijähriger Ehe mußte sie in ein Frauenbad geschickt werden. Sie litt an Migraine und sah schlecht aus. Ich war natürlich stets gesund. Das Schicksal so vieler Ehemänner! Wie viele giebt es denn, die ganz gesunde Frauen haben?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir kamen vorwärts. Ich war fleißig wie ein Ackerpferd und sie emsig wie eine Biene; und so kamen wir vorwärts.

Und sie erzog mich gut. Im Anfang, wo man noch verliebt ist und begehrlich nach dem Weibe, läßt man sich erziehen, — und später kann man nicht mehr zurück. Nicht bei einer Frau von ihrem Charakter, heißt Das.

Vom Bureau kam ich nach Hause. Nach dem Essen durfte ich ein Wenig ruhen (sie selbst ruhte nie!); dann folgte ein Spazirgang zu Zweien oder wir

Hosted by Google

machten einen Besuch; dann arbeitete ich bis zum Abendbrot und nach der Mahlzeit las ich ihr vor, während sie flickte oder strickte oder stickte.

Immer diese Handarbeiten. Nie war ihr meine Gesellschaft werth und wichtig genug, um sich ganz mir zu widmen. „Es ist doch schade um die Zeit", meinte sie; „mit den Händen redet man ja nicht. Ich höre ja, was Du sagst, . . . auch wenn ich arbeite."

Jede Minute ausnutzen. Nie müssig sein. Und beständig eine Art Angst, man könnte nicht „fertig" werden. Und dann: diese Sorge um die Möbel. Wenn ich die Füße aufs Sofa legte, ging ein Zucken über ihr Gesicht. Wenn ich einmal vergaß, mir vor dem Eintreten die Stiefel zu reinigen, führte sie mich am Arm hinaus, damit ich mir zuerst die Stiefel an der Strohmatte reinige und weder Fußboden noch Teppich gefährde. Als wir bereits eine gute Stube hatten, durfte sie nur benutzt werden, wenn Gäste da waren. Die Stühle und Sofas waren gewöhnlich durch graue Bezüge geschützt und der Krieg gegen den Staub wurde unablässig geführt. Wenn ich nicht zu Hause sofort meinen guten Rock ablegte, brachte sie mir meinen schäbigen Hausrock. Wenn ich an Sonn- und Feiertagen morgens länger im Bett faullenzen wollte, trieb sie mich auf. Das Schlafzimmer mußte ja in Ordnung gebracht werden, ums Himmels willen!

Zu richtiger Behaglichkeit gelangten wir niemals. Das heißt: sie fühlte sich wohl in ihrer Ruhelosigkeit und steten Emsigkeit. Und ich fügte mich.

Es hätte auch nichts gefruchtet, sich aufzulehnen. Der Starrsinn einer sogenannten „guten Hausfrau" ist nicht zu brechen. Und sie handelt obendrein im guten Glauben. Sie meint wirklich, es gehe nicht anders und das Haus müsse so, durchaus so geleitet werden. Hört einmal zu, wenn so ein paar gute Hausfrauen beisammen sind und sich von ihren „Eintheilungen" unterhalten. Wie unendlich wichtig ist Alles: der Plätttag, die Wäsche, das Reinmachen. Einen Schiller oder Goethe würden sie mit aller Ruhe mitten aus seiner Arbeit reißen, wenn sie sich vorgesetzt hätten, seine Arbeitstube gerade zu der und der Stunde „rein" zu machen. Sie jagen den Mann von einem Zimmer ins andere, sie gönnen ihm keinen Schlupfwinkel, wenn sie „rein" machen, und sie lächeln nur überlegen, wenn er sich über die Unruhe und die Unordnung beklagt: „Ja, mein Lieber, Das muß sein." Nie geschehen diese Dinge, wenn man vom Hause fort ist. Man mag noch so lange weg geblieben sein: das Möbel- und Teppichklopfen empfängt Einen immer wieder. Noch beim Einschlafen hatte ich den Klang im Ohr.

Aber freilich: die Wohnung war spiegelblank, Kleider und Wäsche in strikter Ordnung und die Suppe stets pünktlich auf dem Tisch. Daß die Behaglichkeit fehlte, . . . diese Kleinigkeit kommt daneben vielleicht wirklich nicht in Betracht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eins vertrug und verträgt sie nicht, meine liebe Frau: wenn man ihr widerspricht. Erstens meint sie, immer Recht zu haben, und zweitens hält sie mich für „unpraktisch". Sie schlägt Etwas vor: einen Einkauf, einen Spaziergang, irgend Etwas. Ich schlage etwas Anderes vor. Sie bleibt bei ihrer Meinung, natürlich. Ich auch. Gut. Sie weiß schon, wie sie zum Ziel kommt. Sie schweigt.

Hosted by Google

Kennt Ihr dieses verbissene, durch nichts zu brechende Schweigen, diese zusammengepreßten Lippen und diese gleichsam eingefrorenen Gesichter? Darin ist sie Meisterin. Sie geht mit einer Duldermiene umher. Wenn man sie anspricht, giebt sie mit matt klingender, leidender Stimme kurze Antwort. Schweigend sitzt sie bei Tisch. Schweigend legt sie sich nieder. Und am Morgen steht sie als Dulderin wieder auf. Die Stimme klingt noch immer matt. Ihre Augen ruhen mit eisigem Blick auf mir. Sie weint nie, sie schreit und tobt auch nicht. Aber sie giebt nie nach und lenkt niemals ein. Und Tage lang kann sie maulen: beharrlich, unbeugsam, ohne ein einziges Mal aus ihrer Rolle zu fallen.

Aber ich thue ihr Unrecht. Sie spielt keine Rolle. Sie ist von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt.

So lange ich noch jung war und verliebt in sie, schmerzten mich solche Zerwürfnisse und ich gab gewöhnlich nach. Dann fand sie ihr ruhiges, von Selbstzufriedenheit wie gesättigtes Lächeln wieder und verzieh mir gnädig. Später vermied ich solche Szenen, weil sie mir widerlich waren. Und heute kommen sie überhaupt nicht mehr vor: der Herr Regirungrath ist zu mürbe geworden.

Oder bemerke ich es vielleicht gar nicht mehr, wenn sie mault? Auch möglich.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das zu viele und zu enge Zusammensein: mir scheint, Das ist das Hauptübel in einer Ehe. Im Anfang läßt man sichs gern gefallen; und dann bleibts dabei.

Und sie ließ mich auch nicht los. Nach ihrer Ansicht gehören Mann und Frau zusammen. Kein Vergnügen für den einen Theil ohne den anderen. Allein ins Theater gehen? Allein einen Besuch machen? Warum nicht gar! „Komm mit. Oder hole mich wenigstens ab. Ohne Dich freut es mich nicht."

Schön.

Man hat seine Freunde, will sie sehen. „Mein Gott! Bring sie doch zu uns! Karten spielen und politisiren könnt Ihr doch auch zu Hause."

Schön.

„Oder wenn Du ausgehen, am Abend nicht immer zu Hause sitzen willst: gut, gehen wir aus. Ich bin dabei."

Natürlich ist sie dabei.

Die Freunde kommen, fühlen sich unbehaglich. (Ich spreche von der ersten Zeit unserer Ehe.) Die Frau hindert sie, zu qualmen und offenherzig zu reden. Sie langweilen sich. Ich muß hier bemerken, daß meine Frau keinem einzigen meiner Freunde gefiel. Sie gefiel den Männern nicht, diese Musterhausfrau, die so ängstlich war auf ihre Teppiche und prüde den Mund verzog, wenn ein freieres Wort fiel. Sie waren Junggesellen. Die spießbürgerliche Atmosphäre meines Ehelebens schreckte sie ab. Wir hatten einander nichts mehr zu sagen, redeten eine verschiedene Sprache und gingen verschiedene Wege. Und so fielen sie von mir ab. Heute habe ich nur noch „Bekannte", für die ich der Herr Regirungrath bin. Mit Niemandem bin ich intim. Wie sollte ich auch? Unglückliche Ehemänner hüten sich, mit Jemandem vertraulich zu werden. Sie haben ein Geheimniß zu bewahren. Ein Freund würde sie nur ängstigen: sie könnten sich doch einmal vergessen und zu viel errathen lassen.

Aber sie haben keinen Freund.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hosted by Google

Wenn ich nur allein schlafen könnte. So aufzuathmen am Abend, wenn die Frau zu Bett gegangen ist, allein zu sein, auf- und abzugehen, zu lesen, sich zu erholen: herrlich. Aber daran ist nicht einmal zu denken. Das gemeinschaftliche Schlafzimmer gehört mit zu den Rechten und Pflichten einer guten Ehe. Und Frauen ihres Schlages pochen auf ihre Rechte wie Shylock auf seinen Schein. Man müßte sich ja vor den Dienstboten schämen, sagen sie.

Also die Dienstboten. Auch gut. Uebrigens ...

(Diese Redewendung gebrauche ich zu oft. Ich werde monoton. „Uebrigens" muß ich mir abgewöhnen.)

Gott, was es heißt, neben Jemandem zu schlafen, der Einem widerwärtig ist! Probirts einmal, meine Lieben! (Aber zu wem spreche ich denn?) Kurz und gut: es ist scheußlich.

Aber die Dienstboten. Und wohl auch die guten Freundinnen.

„Denkt einmal: die Frau Regirungräthin lebt getrennt von ihrem Mann!"

Nein, solche Nachrede darf man nicht herausfordern.

Folglich ...

— —

Diese Selbstzufriedenheit, diese Ueberlegenheit! Beneiden könnte man die Frau. Nie kommt ihr der Gedanke, ihre Gesellschaft könnte mir zu viel werden. Wenn sie einmal einen längeren Besuch machen muß, ertheilt sie mir vor dem Weggehen gute Lehren. Sie meint, ich könne mich ohne sie nicht zurechtfinden. Für unentbehrlich und unersetzlich hält sie sich. So war sie schon als junge Frau. Damals hat mich ihre überlegene Miene furchtbar verdrossen. Ich war (und bin) ungeschickt in manuellen Dingen. Aber es macht mir Spaß, mich in solchen Dingen zu versuchen. Und wenn ich einen Nagel in die Wand treibe und er verbiegt sich, ... was liegt denn daran? Aber da ist sie auch schon, die Frau, nimmt mir lächelnd den Hammer aus der Hand und schlägt lächelnd den Nagel ein.

Ich will mir einen Knopf annähen: aus Spaß. Natürlich stelle ich mich ungeschickt dabei an. Aber es macht mir gerade Spaß. Sie lächelt, nimmt mir Garn und Nadel ab und näht lächelnd den Knopf fest.

So in Allem. Alles weiß sie besser. Sie hört mir, wenn ich einen die Wirthschaft betreffenden Vorschlag mache, mit einem nachsichtigen Lächeln zu, als wenn ich ein Kind wäre. „Entschuldige: aber davon verstehst Du wirklich nichts."

Sie ist die beste Hausfrau auf der ganzen Erde. Und Frauen ihrer Sorte sind für sie das Ideal einer Frau. Natürlich ist sie unduldsam. Sie wäre gegen Söhne und Töchter gleich tyrannisch. Zum Glück haben wir keine Kinder.

Ehebruch, Ehescheidungen, illegitime Verbindungen, gefallene Mädchen, uneheliche Kinder ...: entsetzlich. Sie würde alle diese Dinge mit dem Tode bestrafen, wenn sie Gesetze zu diktiren hätte. Sie hüllt sich in ihre Tugend, die niemals in Versuchung geführt worden ist. Frauen, die uns Männern gefallen, sind ihr instinktiv unangenehm. Vielleicht ist unbewußter Neid dabei im Spiel. Jedenfalls aber glaubt sie, ehrlich zu sein. Nur reizlose Frauen sind ihre Freundinnen. Andere würden auch nicht zu ihr passen. Sie hält sich kerzengerade, läßt sich von jungen Mädchen gern die Hand küssen und spricht ruhig und bestimmt ihre „Ansichten" aus. Niemand imponirt ihr. Gegen keinen Menschen fühlt sie sich klein. Ueber „unmoralische" Schriftsteller bricht sie den Stab und

Hosted by Google

in ihren Augen sind die Meisten unmoralisch. Es braucht nur etwas „Illegitimes“ in einem Buch vorzukommen: schon klappt sie es zu und legt es bei Seite.

Seht sie einmal an, wenn sie am Abend endlich ruhig auf dem Sofa sitzt und liest oder an einer Handarbeit stichelt: welcher zufriedene Ausdruck im Gesicht, welche Freude an sich selbst in allen ihren Bewegungen und Worten! Kein Mensch kann eine bessere Meinung von sich haben.

Und ich lasse sie dabei. Freilich: im Stillen mache ich meine Glossen. Früher konnte mich ihre überlegene Selbstverherrlichung zur Raserei bringen. Heute (und zwar schon lange) beobachte ich sie, freue mich, wenn sie stets genau so spricht und handelt, wie ichs vorausgesehen, und mache im Stillen meine Glossen.

Sie hat eine Menge Freundinnen: verheirathete und unverheirathete. Auch ihren „Jour“ hat sie und die Freundinnen haben ebenfalls ihren „Jour“. Sie besuchen einander am Nachmittag, trinken Kaffee, nehmen nach dem Kaffee eine Handarbeit vor und beräuchern sich gegenseitig. Ich höre ihnen manchmal zu, des Studiums halber. Sie interessiren mich.

Den Verheiratheten ist ein Zug gemeinsam: die Selbstzufriedenheit. Jede ist durchdrungen davon, daß sie die beste Hausfrau ist und der Gatte ohne sie verloren wäre. Aber sie machen natürlich einander den Hof. Der Kaffee und der Kuchen werden überschwänglich gelobt. Das erwartet und verlangt die Hausfrau. Dann spricht man von der Küche, von der Wäsche, von den Männern. Und mit so wichtiger Miene wird über ein Küchenrezept verhandelt, als wenn das Heil der Menschheit davon abhinge. Dann geht es über die armen Dienstmädchen her. Am Schrecklichsten ist es, wenn eins dieser Mädchen einen Liebhaber hat. Und faul sind sie. Wollen nicht rechtzeitig aufstehen. Und was können sie denn? Und diese Ansprüche!

Unsere Magd arbeitet von sechs Uhr morgens bis — frühestens — zehn Uhr abends. Ununterbrochen. Also täglich sechzehn Stunden. Müssig darf sie niemals bleiben. Wenn es ja einmal nichts zu thun giebt, muß sie sich hinsetzen und ihre Wäsche flicken.

Hört nicht auf Eure lieben Frauen, Kinder. Sucht Euch eine Geliebte. Man ist nur einmal jung.

— —

Wo sie nur alle diese Weiber auftreibt? Es gehört ein gewisses Talent dazu, in Wien, wo es so viele reizende und liebenswürdige Frauen giebt, gerade von der Sorte so Viele zu finden. Aber sie hat dieses Talent. Und Andere kämen wohl auch nicht zu ihr.

Die Verheiratheten führen das große Wort, wie es sich gebührt. Man begrüßt sie zuerst, man nöthigt sie aufs Sofa, man bietet ihnen zuerst Kaffee und Kuchen an. Die „Fräuleins“ stehen in zweiter Linie. Sie reden auch weniger, und wenn sie eine Ansicht über wirthschaftliche Dinge aussprechen, fügen sie sofort hinzu: „Aber Das verstehen Sie natürlich besser, Frau Regirungräthin.“ Die echten alten Jungfern. Keine „Moderne“ unter ihnen, Keine, die einen Beruf ausübt und auf eigenen Füßen steht. Das liebt meine Frau nicht. Nein: richtige alte Jungfern, die sich heimlich schämen und grämen, daß sie sitzen geblieben, die zur Gattin eines Diurnisten „gnädige Frau“ sagen und den Verheiratheten in Allem und Jedem den Vortritt lassen. Uebrigens hätten Alle hei-

Hosted by Google

rathen können, wenn sie nur gewollt hätten. Mehr als einmal. „Doch wenn das Herz nicht mitspricht... Sie begreifen, meine Damen."

Die Damen, die einen Mann haben, lächeln. Sie wissen, was es bei der Verheirathung mit dem „Herzen" auf sich hat. Wenn nur der Freier da ist: das Herz spricht dann schon.

Aber auch die Verheiratheten erzählen mit Vorliebe, wie viele „Anträge" sie in ihrer Jugend bekommen haben. Alle diese Damen — ledig oder verheirathet — waren sehr umworben und theilten Körbe aus.

Aber so viele Männer giebt es ja gar nicht, meine Damen!

Beschränkt sind Alle. Die Verheiratheten sind ausgeglichener und zufriedener; die Ledigen intelligenter. Sie gehen doch nicht so ganz in der Wirthschaft auf, haben daneben noch andere Interessen. Die Eine oder die Andere ist eine eifrige Kirchengeherin und schwärmt für ihren Beichtvater (den einzigen für sie noch erreichbaren Mann). Sie lesen auch mehr, haben mehr Sinn für alle öffentlichen Angelegenheiten, sind gebildeter. Mit der Heirath hört für gewisse Frauen Alles auf, was nicht Wirthschaft ist. Aber unausstehlich finde ich Alle: die Ledigen wie die Verheiratheten.

Dennoch liebe ich die alten Mädchen. Und je unausstehlicher ich sie finde, um so mehr liebe ich sie. Sie haben nicht geheirathet. Machen also keinen Mann unglücklich.

— —

Der sogenannte gesunde Menschenverstand mit seiner Beschränktheit und seinem Nicht-über-die-eigene-Nase-hinaussehen-können (da habe ich, wie mir scheint, ein neues Wort konstruirt), besagter Menschenverstand hält mir folgende Rede:

„Herr Regirungrath!

Sie urtheilen sehr subjektiv. Weil Sie es mit der Ehe nicht getroffen haben, wollen Sie uns einreden, alle Ehen seien unglücklich. Es giebt jedoch sehr viele gute Ehen. Und viele gute Ehefrauen. Wenn Sie das Gegentheil behaupten, sind Sie eben so unklug, wie wenn Sie behaupteten, alle Zähne sollten ausgerissen werden, nur weil Sie gerade Zahnweh haben. Ihre schlechten Zähne und Ihre schlechte Ehe haben mit den Zähnen und den Ehen anderer Leute nichts zu schaffen. Versuchen Sie doch, ein Bischen objektiv zu sein!

Auch Ihrer Frau Gemahlin gegenüber. Sie schätzen deren gute Eigenschaften nicht. Wenn sie jünger und hübscher wäre, würden Sie vermuthlich gerechter sein. Was hätten Sie von einer jungen und hübschen Frau, wenn sie verschwenderisch wäre und nichts von der Wirthschaft verstünde und sich putzte und mit den Herren kokettirte? Junge und hübsche Frauen sind gefährlich. Bei einer Frau wie der Ihren kann man ruhig schlafen: Die macht Einem Keiner streitig. Sie haben Ihr wohlbestelltes Haus, Ihre gute Hausfrau, Ihr sicheres Einkommen. Geben Sie sich zufrieden und hören Sie endlich auf, die Ehe und die armen Frauen zu verlästern. Das wird wirklich schon unanständig."

Meine Antwort:

Verehrter gesunder Menschenverstand!

Wenn ich immerwährend Zahnweh hätte, würde mich die Vorstellung, daß andere Menschen gesunde Zähne haben, blutwenig trösten; ja, ich würde am Ende vielleicht dahin gebracht werden, zu wünschen, es möchte lieber keine Zähne

Hosted by Google

geben. Von fremdem Glück wird man nicht satt; und subjektiv urtheilen wir Alle. Es thut eben sehr weh, Stiche in die eigene Haut zu empfangen. Daß Andere davon nichts spüren, bedenkt man nicht.

Was ich von einer jungen und hübschen Frau hätte? Geben Sie mir erst eine: dann werden Sies erfahren.

Und endlich: ich lästere die Frauen nicht. Nur die eine Sorte. Die anderen liebe ich. Begreifen Sie mein Elend? Aber Sie begreifen ja nichts. Darum gestatten Sie, daß ich abbreche und Sie meiner ganz besonderen Hochachtung versichere. Und lassen Sie mich gefälligst in Frieden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Komisch ist, daß unsere legitimen Gesponsen als ganz selbstverständlich annehmen, wir hätten ihnen „treu" zu sein. Meine Frau würde Zeter und Mordio geschrien und sich geberdet haben, als wenn ihr ein zum Himmel schreiendes Unrecht widerfahren wäre, wenn sie mich auf einem Treubruch ertappt hätte. Diese Damen wollen nicht nur die Ersten, sondern auch die Einzigen in unserem Herzen sein und bleiben. Fünfundzwanzig, dreißig, vierzig Jahre lang. Es ist so lächerlich, Das zu verlangen, und noch lächerlicher, zu erwarten, daß es thatsächlich geschieht. Erstens widerstrebt solche Treue der Natur des Mannes überhaupt und zweitens dürfte wenigstens nur eine außerordentlich reizende Frau eine so thöricht anmaßende Forderung stellen.

Meine Frau ist nun gar nicht reizend. Sie ist so alt wie ich und mit einer Menge kleiner Frauenleiden behaftet, die sie fast schon in die Reihen der Matronen verweisen. Ich bin vollkommen gesund.

Und dennoch.

Ein Ungeheuer wäre ich, wenn ich die eheliche Treue verletzte. Alle Insulten würde sie mir ins Gesicht schleudern. Ja, die Legitimität. Die stellt sonderbare Anforderungen und glaubt sich zu Allem berechtigt... Pflichten! Die allzu laut von der Heiligkeit der Pflichten reden, sind gewöhnlich Solche, die aus der Erfüllung der Pflichten nur Nutzen ziehen.

Meine Frau ist ein Pflichtmensch. Sie hätte ja nur Schaden, wenn eine eheliche Pflicht angetastet würde. Da ist es freilich leicht, Pflichtmensch zu sein.

Aber beruhigen Sie sich, Frau Räthin: ich war Ihnen immer treu. Nicht aus Pflichtgefühl. Nicht aus Angst vor Ihrem Geschrei. Einzig und allein der Anderen zu Liebe.

Welcher Anderen denn? fragen Sie erstaunt.

Nun, der Anderen eben, ... Der, die ich vielleicht gefunden und geliebt hätte.

Ich habe nicht einmal gesucht. Mehr noch: ich bin, wenn ich Gefahr witterte, eilig umgekehrt. Ich hatte Angst. Nicht für mich. Nur für die Andere.

Sehen Sie, ehrbare Gattin: nach Dirnen gelüstet es mich nicht. Ich hätte nur aus Liebe fehlen können.

Sie, die Legitime, tragen meinen Namen, bewohnen mein Haus, zeigen sich an meinem Arm der Welt als meine Gemahlin. Sie haben das Recht, die Andere zu beschimpfen. Kirche und Gesetz stehen auf Ihrer Seite. Die Andere könnte nicht einmal ich schützen. Verbergen müßte ich sie und verbergen meine Liebe zu ihr; müßte mich heimlich zu ihr schleichen; könnte sie nicht mit meinem Namen decken, wenn Jemand verächtlich von ihr spräche. Wenn sie mir ein Kind

Hosted by Google

schenkte, dürfte ich mein Kind nicht anerkennen ohne Ihre Einwilligung. Und Sie würden nie Ihre Einwilligung dazu geben, nie. So wenig, wie Sie in die Scheidung einwilligen würden. Als geschiedene Frau wären Sie eine Frau Niemand, vor der kein Mensch mehr seinen Bückling machen würde, und Das wäre zu schmerzlich für Sie.

Sie würden die jüngere und schönere Nebenbuhlerin hassen — mit dem unversöhnlichen Haß der reizlosen und unbegehrten Frau. Was Sie an Kränkungen ersinnen könnten, würden Sie über die Andere ausgießen. Ich kenne Sie. Aber ich kenne auch mich. Es wäre möglich, daß ich Sie im legitimen Ehebett erdrosselte, damit Sie für immer verstummen und der Anderen nie mehr wehthun könnten.

Und Das wäre ein häßlicher Skandal. Und am Meisten würde die Andere darunter leiden. Auch widerstrebt meiner Natur das Unsaubere eines Skandales. Ich bin doch zu sehr Regirungrath und ein reinlicher Mensch. Und darum bleibe ich Ihnen treu, Frau Räthin.

Der Anderen zu Liebe und, weil ich ein reinlicher Mensch bin.

— —

Ich stelle sie mir nicht schön vor. Schön braucht sie nicht zu sein. Nur anmuthig. Und weiblich, recht, recht weiblich. Nichts Hartes und Eckiges, wenn man sie umfaßt. Weiche Glieder; weiblich. Und eine süße Stimme muß sie haben. Sie hat alle Fehler und Schwächen des Weibes. Unlogisch ist sie und launenhaft und zärtlich. Sehr liebebedürftig. Will verwöhnt werden. So möchte ich sie haben.

Sie ist nicht dumm. Sie ist sogar klug. Und darum macht sie mir die Freude und schwatzt Unsinn. Sie hat den richtigen Instinkt und weiß, was dem Manne gefällt. Sie kommt zu ihm: „Hilf mir. Ich verstehe Das nicht. Zeig mir, wie es gemacht werden muß.“ Vielleicht thut sie nur so ... Aber sie weiß: den Mann freut es, wenn er die Frau belehren darf. Und darum läßt sie sich belehren. Und dann lacht sie ihn wieder aus ... Immer zur rechten Zeit.

Hätscheln muß ich sie und verziehen. Davon kann sie nie genug haben. Sie hat ihre Launen. Aber sie bittet auch: „Sei wieder gut!“ Und sie kann auch ernsthaft sein, wenn es noththut. Klug, ernst, tapfer, eine wahre Freundin. Im Unglück zeigt sie, was sie vermag. So stelle ich sie mir vor.

O! Eine, die nicht immer Recht hat, Eine, die nicht immer klug sein will, Eine, die ein Weib ist bis in die rosigen Fingerspitzen und die eine süße Stimme hat; und die mit ihrer süßen Stimme zu mir sagt: „Ich habe Dich lieb!“ ohne sofort hinzuzufügen: „Aber nun mußt Du mich auch heirathen.“

Wenn ich Dich gefunden hätte, statt der Anderen: wer weiß, was aus mir geworden wäre. Vielleicht nichts Besonderes. Vielleicht nicht einmal ein Regirungrath. Aber gewiß ein glücklicherer Mensch. Ein guter Mensch.

Dann würde ich wohl auch die Ehe segnen.

— —

Meine Regirungräthin ist doch ein armsäliges Geschöpf.

Ein echtes Weib würde an ihrer Stelle elend sein. Sie kann nicht leben ohne Liebe. Sie verdürstet und verschmachtet. Meine Frau kanns. Sie ist kein Weib. Geschlechtslos ist sie ihrem Wesen nach. Vielleicht würde auch sie gern gehätschelt werden. Aber sie vermißt es wenigstens nicht.

Hosted by Google

Im Grund leben wir gleich Fremden neben einander. Sie hat ihre Wirthschaft, ich mein Bureau. Davon sprechen wir. Uebrigens sind wir Beide wortkarg. Wir haben uns nichts zu sagen. Ich behandle sie höflich und voll Rücksicht. Auch an äußerlichen Aufmerksamkeiten lasse ich es nicht fehlen. An ihrem Geburts- und Namenstage, zu Weihnachten und zu Neujahr und an unserem Hochzeittag mache ich ihr Geschenke. Und diese rein konventionellen Dinge genügen ihr. Sie merkt nicht, daß bei Allem die Liebe fehlt.

Am Abend schweigen wir und lesen. Oder sie schreibt in ihr Wirthschaftbuch. Wir küssen einander nur bei offiziellen Gelegenheiten. Ohne Kuß und Händedruck schlafen wir neben einander ein.

Es interessirt mich nicht, was sie denkt und treibt und spricht. Ich kenne sie ja. Und sie ahnt nichts von den Untiefen in meiner Brust.

Sie sorgt für meinen Tisch und ist überzeugt, daß sie mir unentbehrlich ist. Da sie selbst kalt ist und keine Liebe geben kann, empfindet sie nicht die Kälte um sich her. Sie leidet wenigstens nicht darunter. Nur einen instinktiven Haß hegt sie gegen alle reizenden, verzärtelten, geliebten Frauen. Vielleicht dämmert ihr doch manchmal eine dunkle Ahnung auf, daß die besser daran sind als sie. Vielleicht wäre sie weniger vertrocknet, weniger hart und weniger reizlos, wenn Liebe sie umgeben hätte. Aber sie war immer hart und geschlechtslos. Nur die Zauberkraft der Jugend konnte sie mir — für eine Weile — als reizvolles Weib erscheinen lassen. Mit der Jugend schwand die Täuschung.

Früher war sie eifersüchtig und hängte sich an mich. Jetzt läßt sie mich oft allein. Sie fühlt sich sicher. Ich interessire sie wohl auch nicht mehr. Ich bin ihr abgeschmackt.

Furchtbar öde, solches Leben zu Zweien.

Aber sie fühlt es nicht. Sie hat ihr Haus und ihren Mann und ist die Frau Regirungräthin. Und sie ist so sehr mit sich zufrieden!

Sie würde aus allen Wolken fallen, wenn ich ihr sagte, daß ich sie verabscheue. Wahrscheinlich würde sie glauben, ich hätte den Verstand verloren. Vielleicht sage ichs ihr einmal. Es drängt sich mir oft förmlich auf die Lippen. Nur, um ihr selbstzufriedenes Lächeln zu vertreiben, möchte ichs ihr sagen. Dann würden Sie doch endlich zu lächeln aufhören, Frau Räthin?

Manchmal kommt mir auch die Lust, sie zu erwürgen. Wer weiß! Vielleicht thue ichs noch. Es ist eine Bestie in mir. Und diese Bestie ist von meiner freudlosen Ehe erzeugt worden.

O! so freudlos. Gar nicht zu sagen, wie freudlos.

Aber nein. Ich werde es ihr niemals sagen. Der Regirungrath ist doch zu mächtig in mir. Und dann: ja, auch ein gewisses Mitleid hält mich ab. Ein Mitleid mit ihr, die an dem Titel ihres Mannes hängt und an ihrem Hause und an ihrer sie befriedigenden Ehe. Wozu sie aufstören? Ich habe nicht den Muth der Rücksichtlosigkeit. Menschen meines Schlages sind nur in Gedanken kühn: ihr ganzer Muth verdampft in Gedankenthaten. Zu einer wirklichen That raffen sie sich nicht auf. Und wer fünfzehn Jahre lang eine Kette getragen hat, trägt sie bis ans Ende seines Lebens. Man zieht und zerrt an ihr: doch man zerreißt sie nicht mehr.

Wien. Emil Marriot.

Hosted by Google

Kapital und Börse.

Es gelingt nichts mehr: Das war der Ausruf der Entmuthigung, als auf das Fiasko Loewe-Schuckert auch noch das Fiasko Harpen-Centrum folgte. Unerwartet war nicht sowohl, daß äußere Widerstände siegreich geblieben waren, als daß auch die Börse, und zwar in beiden Fällen, völlig versagte. So gern man die Agiomusik spielen lassen möchte: man mußte darauf verzichten, als Schuckert- und Loewe-Aktien, statt zu steigen, zu fallen begannen, wie auch jetzt Harpener nur steigen, wenn sie einer der Faiseure zur Generalversammlung zu kaufen sucht. Der Zeitpunkt für diese Fusionen war eben verfehlt; und da unsere Hochfinanz ihren Irrthum einsehen muß, so dürfte vorläufig ihrer Unternehmungluft ein gewisser Dämpfer aufgesetzt sein. Ist man einmal vor allem Volke bei zwei lockenden Beutegelegenheiten falsch gesprungen, so riskirt man den Sprung zum dritten und vierten Male so bald nicht wieder. Es kommt auch noch eine Furcht hinzu, die bisher nur aus dem Allerheiligsten der Banken noch nicht in weitere Kreise gedrungen war: die Furcht vor Verschärfungen des Aktiengesetzes. Zu solchen Experimenten lockt immer ein äußerer Anlaß; und diesen Anlaß bietet die Hochfinanz ihren Feinden nicht gern. Das geht so weit, daß z. B. das viel besprochene Geschäftsgebahren gewisser sehr hoch notirten Industriegesellschaften selbst von unbetheiligten Bankleuten nicht ohne die lebhafte Sorge beobachtet wird, die schnelle Verallgemeinerung des Spezialfalles könnte zu neuen Gesetzesparagraphen führen.

In der Centrumsaffaire scheint nur die Richtung des Wikingerzuges verändert zu sein. Da man die meisten Kuxe in Händen hat, kann man den Kuxebesitzern, d. h. sich selbst, die günstigste Offerte stellen, um die Gewerkschaft zur Aktiengesellschaft zu machen. Dabei hätte man es auch nicht mehr mit der immerhin starken Minorität harpener Aktionäre zu thun. Weshalb der Führer dieser Opposition so kriegerische Accente anschlug, ist bisher nicht klar; hatte er doch der Handelsgesellschaft einige Aufsichtrathsstellen zu verdanken. Der anscheinend zu Grunde liegende Antagonismus zwischen unserer unternehmendsten Großbank und unserer rührigsten Mittelbank dürfte noch weitere interessante Erscheinungen zeitigen. Jedenfalls befindet sich die berliner Hochfinanz, sobald sie mit den Sympathien der Börse zu rechnen hat, heutzutage auf unsicherem Boden. Das haben die Erfahrungen, die in der vorbereitenden Versammlung zu den Aeltesten-Wahlen gemacht wurden, kürzlich bestätigt. Ein zufällig anwesender Fremder würde seinen Augen und Ohren nicht getraut haben, wenn er da erlebt hätte, wie man in der Reichshauptstadt an Geld und Einfluß reiche Geschäftsleute einem rücksichtlosen Kreuzverhör unterwarf.

Die Aussichten des Elektrizitätgeschäftes werden zwar in gewissen Kreisen pessimistisch beurtheilt; doch wird diese Meinung nach meinen Wahrnehmungen keineswegs von allen maßgebenden Faktoren getheilt. Besonders die Interessentengruppen, die mit der Union und Loewe zusammenhängen, scheinen die günstige Konjunktur noch auf fünf Jahre zu berechnen, also mindestens auf drei Jahre mehr, als die Pessimisten zugeben. Doch lassen die Argumente für die günstigere Auffassung die wünschenswerthe Uebereinstimmung zwischen Finanzleuten und Technikern vermissen. Die Geldmenschen behandeln die Straßenbauunternehmungen noch immer als unbegrenzt ergiebig und übersehen das Verhältniß, in das die betreffenden Aktien-

Hosted by Google

gesellschaften zum Publikum treten. Auch gelten ihnen die exotischen Länder als sicheres Reservoir unserer Thätigkeit, während gerade die Fachleute der Kontrole auf so weite Entfernungen hin arg mißtrauen. Sehen wir doch z. B. jetzt, wie deutsche Geschäftsleute auf die Kleinbahnen-Konzession in der Provinz Buenos Ayres „verzichten", vielleicht sogar unter Aufgabe einer Kaution, — angeblich wegen Schwierigkeiten der Terrain-Enteignung und beengender Tarifvorschriften. Vom Geldstande hängt natürlich Vieles dabei ab; denn wie sollten sich die alten Uebernahmekonsortien wieder zusammenfinden, wenn anhaltende Kursrückgänge die goldene Emissionernte gefährdeten? Immerhin halten auch Erfahrene es nicht für sicher, daß eine chronische Vertheuerung des Geldes das Kursniveau der einmal gekauften und dann festgehaltenen Industriepapiere beeinflussen müsse.

Selbst in der Frage der Bankkapitalien läßt sich bei den großen Instituten keine einheitliche Meinung feststellen. Thatsächlich hält man in den Direktionen mancher Unternehmungen, auch wenn sie selbst dem allgemeinen Zuge schließlich folgen mußten, die Bankkapitalien für übermäßig groß. Nicht immer gelingt eine Verstärkung der Baarmittel in der Form wie bei der Vereinigung der Darmstädter Bank mit Robert Warschauer, deren Geschäfte wider Erwarten vollständig getrennt geblieben sind. Das Kommissiongeschäft soll nicht recht für die Großbanken passen, auch nachdem das Börsengesetz den kleinen Bankier ruinirt und den Provinzbankier vielfach überflüssig gemacht hat. Deshalb sei auch begründete Aussicht vorhanden, daß das Publikum allmählich wieder seine persönlichen Rathgeber der Paroleausgabe in den Wechselstuben vorziehe. Von Sonderfällen abgesehen, halte ich Das für unzutreffend, weil es im Verkehr dauernd keinen Rückschritt geben kann. Die Art der Anlagen ist aber entschieden besser geworden, seit man zu allgemeinen Weisungen durchgedrungen ist, die von den an der Oberfläche oszillirenden äußeren Umständen absehen und nur die dauernden Unterströmungen berücksichtigen. Auch sind die klugen Leiter der Großbanken wohl erfahren genug, zwischen der Kundschaft, die Staatsfonds zur Anlage, und der anderen, die Spekulationpapiere begehrt, zu unterscheiden. Dolose Rathschläge werden durch die Schärfe der neuesten Gerichtserkenntnisse, die in dieses Gebiet schlagen, schon verhindert werden. Noch kürzlich erzählte mir ein alter Bankier, daß er seiner Familie für alle Fälle empfohlen habe, sich bei irgend welchen Anlagen nur an den Rath von renommirten Banken zu halten, nicht an Privatfirmen. Ein anderes Bedenken gegen das Massenkapital, das unsere ersten Institute seit einigen Jahren angehäuft haben, wird gelegentlich nicht ohne Grund geäußert. Man sei noch ungeübt im Gebrauch großer Summen; präziser ausgedrückt: die Banken lenkten nicht ihr Kapital, sondern sie ließen sich von ihm, wie von einer Naturgewalt, lenken.

Eine bedeutende Konkurrenz ist für die Banken nicht zu fürchten, auch wenn Podbielskis Projekt glücken sollte, die Postamtsbezirke des Deutschen Reiches mit einem Check-System zu überziehen. Denn Anweisungen in so kleinem Format, wie sie jetzt der deutschen Geschäftswelt zur Verfügung gestellt werden, kennen die Banken und selbst die Genossenschaftkassen nicht; und was die Höchstsumme von 10 000 Mk. betrifft, so wird man lieber von seiner Bank $3^1/_2$ Prozent Vergütung nehmen als die ca. $1^1/_5$ Prozent von der Reichspost. Sicher werden durch die geplante Neuerung zahlreiche kleine und mittlere Kassenbestände frei werden und gegen die wachsende Geldknappheit wirken. Natürlich wird entscheidend sein, ob

Hosted by Google

die Postchecks zu einer lebhaften Cirkulation gelangen werden; hierüber ist im Voraus bei fehlender Erfahrung nichts Sicheres zu sagen.

Weit über den Tag hinaus wird ein anderes Ereigniß wirken: die Botschaft Mac Kinleys. Merkwürdiger Weise vereinigt sie die rücksichtloseste Absage an die Silberpartei mit der Ankündigung einer Expansionpolitik in Ostasien, das Silber genug abnehmen kann. Für den europäischen Kredit der Union, der ja vielfach die Geltung der Eisenbahnwerthe bestimmt, ist diese unverhüllte Proklamirung des Goldes von entscheidender Wichtigkeit. Befürwortet wird auch die Subvention von Dampferlinien nach China und Japan, die hier vor einigen Monaten schon als unausbleiblich hingestellt wurde. Der Eisenbahnsekretär ist im Einverständniß mit seinem Kollegen vom Schatzamt, der die Pacificküsten bereist hat und nun vorschlägt, der Staat solle die Linie von Kansas City nach Santiego bauen, um eine brauchbare Verbindung bis zum Stillen Ozean zu schaffen. Die amtliche Berechnung verspricht Tilgung von Kapital und Zinsen in den ersten zehn Jahren. Zwar müßte, um die Vorlage zu ermöglichen, vorher die Verfassung geändert werden; doch seit die Amerikaner ihre ganze politische Tradition preisgegeben haben, um auf Eroberungen auszugehen, kommt es auf solche Kleinigkeiten ja gar nicht mehr an. Nicht weniger als 129 Millionen Dollars betrug der Jahresüberschuß des amerikanischen Exportes über den Import. Deutschland hat die ihm gelieferte Brotfrucht zunächst nicht einmal mit Eisenbahnbonds zu bezahlen gehabt. Die gewohnten Vermittlerdienste New-Yorks wurden nicht in Anspruch genommen: der Westen — Chicago und San Francisco — schloß direkt die großen Weizenlieferungen ab, ohne sofort Geld zu verlangen. Jetzt erst ist ein Theil der Guthaben eingefordert worden, aber noch immer dürften etwa 50 Millionen Dollars ausstehen. Die new-yorker Bankiers gaben Geld nicht unter 5 bis $5\frac{1}{2}$ Prozent und haben in ihren Portefeuilles auf der Unterlage der Waaren-Conossements riesige Posten von Drei- und Sechsmonatstratten auf London. Diese Wechsel wurden, als sie fällig waren, vielfach prolongirt, d. h. durch neue lange Tratten ersetzt. Hoffentlich gefällt es den Amerikanern, uns ihre Guthaben noch recht lange zu lassen, sonst würde eine empfindliche Störung nicht ausbleiben.

Von Eisenbahnbonds und -Aktien soll Europa allein im letzten Jahre für 250 Millionen Dollars an das Heimathland zurückgeliefert haben, und zwar ohne unsere Initiative. Wohin wäre aber die Reichsbank gelangt, wenn wir unseren Waarenausgleich in Gold hätten vornehmen müssen? An den Bonds, die wir nach drüben verkauft haben, wie vierprozentige Nebraska, Illinois u. s. w., wurden doch mindestens 4 und 5 Prozent verdient. Der Käufer von amerikanischen Bonds büßt etwa 1 Prozent dadurch ein, daß der Dollar, der nur 4,20 Mk. werth ist, zu 4,25 Mk. berechnet wird. Kauft man sich dagegen vierprozentige ungarische Rente — sie ist bekanntlich in Pfund ausgestellt — zu etwa 100,70, so ist der Kurs eigentlich um zwei Prozent niedriger, denn das Pfund Sterling wird nur zu 20 Mk. umgerechnet, während der wirkliche Werth 20,40 Mk. ist.

Uebrigens nimmt unser Publikum, besonders in Süddeutschland, auch wieder neue Bonds auf, wie z. B. die jüngst emittirten fünfprozentigen Southern Pacific, von deren zehn Millionen Dollars wohl die meisten nach Deutschland gewandert sind. Das ist dabei eigentlich gar kein erster Bond, aber man läßt ihm den Kredit der Emissionfirma zu Gute kommen, die den Vergleich der Vertrauens-

Hosted by Google

würdigkeit mit jedem unserer Emissionhäuser, Rothschild nicht ausgenommen, aushält. Was das Kaufen von Aktien und Vorzugsaktien betrifft, so stehen diese bei etwa 4 Prozent Dividende, falls sie sonst von entsprechendem Rang sind, ca. 75, während vierprozentige Prioritäten (d. h. Bonds) ca. 105 stehen. Da auch die gewöhnlichen Aktien vielfach Aussicht auf Dividende bieten, so sehen sich die Käufer von Vorzugsaktien eigentlich mehr als Besitzer der Bahn an, die über Stimmrechte verfügen und dann allerdings auch für Schulden haften, wenn sie in der Auswahl ihrer Gesellschaft nicht vorsichtig genug waren. Aus diesem Grunde fängt man drüben an, auch Shares höher zu bewerthen. Unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten verlangen die ernsteste Beachtung, auch wenn man, wie ich von Sachverständigen höre, eine amerikanische Konkurrenz auf unserem eigenen Eisenmarkt noch auf Jahre hinaus nicht fürchten zu müssen glaubt.

Pluto.

Notizbuch.

Europa hat Weihnachtruhe. Harmlose Gemüther harren wohl in einiger Spannung des Tages, wo es sich entscheiden muß, ob Herr Desider Banffy von einem anderen liberalen Ehrenmann abgelöst werden, Graf Thun noch länger als Exponent der czechischen Wünsche mit dem Monocle seines Amtes walten und der märchenhaft edle Herr Picquart froh das Licht der Freiheit begrüßen soll. Diese kümmerlichen Sensationen sind genügsamen Leuten zu gönnen. Sonst ist Alles ruhig. In Deutschland wird unentwegt über Lippe und Lucanus gewispert, ein leises Glößchen über die Kosten der rastlos gepriesenen Orientfahrt des Kaisers gewagt und allenfalls noch dem Staunen darüber Ausdruck gegeben, daß gerade der katholische Graf Balleſtrem, der einst Otto Bismarck ein „Pfui!“ ins Gesicht rief, Präsident des Deutschen Reichstages geworden ist. Nichts Neues also, ganz und gar nichts Aufrüttelndes. Wir haben den guten Onkel Chlodwig und können sorgenlos an die Weihnachtgeschenke denken... Inzwischen haben die Vereinigten Staaten in der Stille mit Spanien Frieden geschlossen; sie sind damit auf einen der ersten Weltmachtplätze vorgerückt und es wird sich bald zeigen, daß unter allen politischen Ereignissen des scheidenden Jahres das Ergebniß des Kuba-Krieges, auf das der Friedensschluß nun das Siegel gedrückt hat, die weitaus größte Beachtung verdient. Die Prüfung der neuen Lage hat Zeit, bis in Washington die Friedensbedingungen endgiltig anerkannt worden sind. Die deutschen Spanierfreunde aber sollten nun endlich abrüsten und von verständigeren Leuten lernen, daß jeder Fuß Erde, den Spanien an Amerika verliert, der modernen Kultur und dem Menschheitbesitz gewonnen ist.

* * *

Ein paar lesenswerthe Bücher, alte und neue, sollen, wie früher, auch diesmal den Freunden der „Zukunft“ zu Weihnachten empfohlen werden. Zuerst natürlich Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, dann, aus den mitunter etwas hastig gefüllten Schatzkammern der Bismarck-Literatur, Horst Kohls „Bismarck-Jahrbuch“, Penzlers „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung“, Poschingers „Neue

Hosted by Google

Tischgespräche" und — für vorsichtige, zum Mißtrauen gestimmte Leser — Buschs Secret pages of his history. Lothar Buchers „Parlamentarismus" und „Kleine Schriften". „Aus dem Nachlaß von Karl Matthy", herausgegeben von Ludwig Matthy. Die „Tagebücher" von Friedrich Hebbel und Theodor von Bernhardy. Treitschkes und Lamprechts „Deutsche Geschichte". Die im Oktober erschienene „Griechische Kulturgeschichte" von Jakob Burckhardt. Mommsens „Römische Geschichte". Die „Essays", die Goethebücher und Michelangelo von Herman Grimm. Carlyles „Helden und Heldenverehrung". Taines Origines und alle Essays. Renans „Geschichte Israels", „Marc Aurel", „Der Antichrist", „Paulus." Die Gesammtausgabe von Nietzsches Werken. Schopenhauers „Parerga" und „Neue Paralipomena". Gobineaus „Ungleichheit der Menschenrassen". Ratzenhofers ausgezeichnetes Buch „Die soziologische Erkenntniß". Schaeffles „Kern- und Streitfragen". Iherings „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz". „Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos" von Karl Eugen Neumann (die natürlich aus dem fünften, nicht, wie ein Druckfehler hier den Herausgeber sagen ließ, aus dem elften Jahrhundert stammen). „Mißbrauchte Frauenkraft" von Ellen Key. Fontanes Gedichte, „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", „Effi Briest", „Irrungen, Wirrungen", „Der Stechlin". L'orme du Mail und Le mannequin d'Osier von Anatole France. Huysmans Là-bas, En route und La cathédrale. Lemaitres Contemporains. Die „Notizen über Mexiko" vom Grafen Keßler. Rostands Cyrano de Bergerac, der in der netten Uebersetzung des Herrn Fulda doch kaum wiederzuerkennen ist. Von Stefan George, dem gepriesenen Gruppenhäuptling: „Das Jahr der Seele" und „Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal"; aus dem selben Esoterikerkreise: „Blätter für die Kunst; eine Auslese aus den Jahren 1892 bis 1898". Das billige „Wörterbuch der Volkswirthschaft", herausgegeben vom Professor Ludwig Elster. „Rembrandt. Vierzig Photogravuren nach den schönsten Gemälden der amsterdamer Ausstellung vom Jahre 1898. Mit Text von C. Hofstede de Groot". Das bei Bruckmann in München erschienene Boecklin-Werk und die Lenbach-Mappen. Trojans „Hundert Kinderlieder". „Thiergeschichten" von Emil Marriot. „Robert Schumanns Jugendbriefe", mitgetheilt von Klara Schumann. „Briefwechsel zwischen Liszt und Bülow", herausgegeben von La Mara. „Briefe und Schriften" von Hans von Bülow. „Joseph Haydn" von Leopold Schmidt. Björnsons „König", „Ueber unsere Kraft", „Neue Erzählungen", „Paul Lange und Tora Parsberg". Heyses „Novellen in Versen" und „Der Sohn seines Vaters und andere Novellen". Jeremias Gotthelfs Erzählungen. Karl Henckells Gedichte und Suses „Verse". „Merkzettel" von Oskar Blumenthal. La vie d'un théâtre von Paul Ginisty. Spemanns „Deutsches Reichsbuch", politisch-wirthschaftlicher Almanach vom Dr. Arthur Berthold. Das „Citatenlexikon" von Daniel Sanders. Die neue Ibsen- und die neue Jakobsen-Ausgabe. Verlaines Gedichte. Forels „Gehirn und Seele". Paulsens „Ethik". Lichtwarks „Arbeitfeld des Dilettantismus". Lecestres Lettres Inédites de Napoléon I. Andersens und Grimms illustrirte Märchen. Heines „Bilder aus dem Familienleben". Von Treitschkes „Politik" soll der zweite Band noch vor Weihnachten bei Hirzel erscheinen. Ernste und heitere Bücher der verschiedensten Arten sind für Erwachsene und für Kinder schon in früheren Jahrgängen der „Zukunft" empfohlen worden.

* * *

Hosted by Google

„Man hat eingesehen, daß mit den Mitteln der Administration, durch konsequente Besetzung aller einflußreichen Stellen, durch geduldiges Abwarten des Zeitpunktes, bis die alte liberale Generation abgestorben sein würde, durch Absetzung der Widerstrebenden, Nichtanstellung der Selbständigen, Einschüchterung der Halben, Erwerbung der Charakterlosen, daß durch polizeiliche Unterdrückung der Opposition-Organe, durch Entmannung derjenigen Zeitschriften, denen man auf andere Weise nicht zu nahe treten konnte, — daß mit solchen Umwegen das eigentliche und letzte Ziel der Regirungweisheit sicher und mühelos erreicht werden kann. Und insoweit unter diesen Umständen der Schein noch einiger Beachtung, die öffentliche Meinung einiger Schonung werth schien, so glaubte man, dieser Rücksicht zu genügen durch die Subventionirung einiger schon bestehenden Blätter, die sofort durch dreiste assertorische Behauptung längst überwundener Vorstellungen die urtheillose Masse zu bearbeiten hatten, sowie durch die Herbeibeschwörung einiger Lebendig-Toten, welche, die Schatten ihrer selbst, im Schattenspiel des berliner Lebens figuriren sollten. Man erschrickt, wenn man erwägt, daß bei solcher gewaltsamen und widerstandlosen Centralisation die ganze Wissenschaft eines Volkes, was wenigstens ihre öffentliche und offizielle Vertretung betrifft, von individuellen Zufälligkeiten abhängig sein soll. Man erschrickt, wenn man erwägt, daß es für Millionen keine andere Dogmatik und keine andere Philosophie mehr geben dürfe als eine Reichsdogmatik und eine Staatsphilosophie. Bei diesem Stande der Dinge hat die Journalistik unserer Tage eine eben so schwere wie undankbare Aufgabe. Die öffentlichen Fragen, welche die Gegenwart beschäftigen, sind zudem nicht mehr neu: sie sind im Verlaufe der letzten Jahre aus Veranlassung so mancher Thatsache, in welcher das jetzige System sich offener zu enthüllen begann, von den mannichfachsten Gesichtspunkten aus erörtert, zum Theil erschöpft worden; bereits ist der Streit der Meinungen in vielen Punkten vom theoretischen ins praktische Gebiet übergegangen, die literarische Polemik ist zum faktischen Widerstande geworden... Doch sollen uns diese Erscheinungen der Zeit, so niederschlagend sie auch bisweilen wirken, Frische und Freudigkeit, Hoffnung auf Gedeihen und frohen Muth für die Zukunft nicht rauben. Wir werden alle Anknüpfungpunkte, die das Bestehende darbietet, festhalten, werden jene Behutsamkeit, mit welcher öffentliche Angelegenheiten und staatliche Zustände reformirt sein wollen, nie außer Acht lassen, die Möglichkeit einer praktischen Verwirklichung nie aus den Augen verlieren; aber wir werden auch zugleich an die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit zu mahnen nicht aufhören, das Recht der freien wissenschaftlichen Forschung, die seit den semlerschen und kantischen Zeiten kaum je unter härterem Drucke gestanden hat als im gegenwärtigen Augenblicke, stets mit allen Mitteln des Wortes in Schutz nehmen und, so viel an uns ist, dazu helfen, daß nicht noch mehr Land verloren gehe. Das Schauspiel, das jetzt hin und wieder aufgeführt wird, ist die Usurpation der Vergangenheit über die Gegenwart; der Gegenwart wenigstens für die Zukunft ihren Sieg zu sichern, wird unsere Aufgabe sein." Diese Sätze sind nicht, wie Mancher wohl glauben möchte, gestern oder vorgestern geschrieben worden; man findet sie im Jahrgang 1844 der vom Privatdozenten Dr. Schwegler herausgegebenen „Jahrbücher der Gegenwart". Aber es ist vielleicht nicht ganz nutzlos, sie auch heute, am Ausgang des Jubeljahres einer deutschen Revolution, noch recht aufmerksam zu lesen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Dezember 1898.

Heilige Stätten.

Pfarrer Ferdinand Lensig war von der Reise ins Heilige Land gesund heimgekehrt. Seine liebe Frau Dorothea hatte nicht eher geruht und gerastet, als bis der bedürfnißlose Mann von ihrem Eingebrachten das Sümmchen genommen hatte, das zur Erfüllung seines Herzenswunsches eben ausreichte. Schwer wars ihm geworden; und als der dunkelhaarige Bänker, der ihm die blauen Scheine auf den Kassentisch zählte und dem er zutraulich von seiner Absicht sprach, ihm so sonderbar staunend ins Auge sah, wurde dem stillen Gemeindehirten bänglich zu Sinn. Aber... die Kinder waren ja aus dem Gröbsten heraus; und darin hatte Dorothea sicher Recht: die beiden Alten würden von den Pfarreinkünften und später von dem Ruhegehalt leidlich leben können. Die Gelegenheit, die sich jetzt bot, kam nicht wieder. Wenn er eine Feiertagspredigt vorbereitete, in der Sakristei dem Schriftwort noch einmal nachsann und vor den armen Leuten seines Sprengels dann auf der Kanzel stand, — wie oft war ihm da die Sehnsucht aufgestiegen, aus verzücktem Auge die Stätten zu sehen, die des menschlich dahinwandelnden Heilands Fuß einst betrat, das Land, wo das lichte Lamm Gottes lebte, litt und am Kreuz labunglos aus der Zeitlichkeit schied! Es war die große Sehnsucht seines an Entbehrung, an frohem Opfermuth so reichen Lebens. Und nun winkte die Erfüllung, nun lockte die Möglichkeit, in eines Deutschen Kaisers Gefolge da zu weilen, wo in fernen Wundertagen Pontius Pilatus Römern und Juden gebot, und den vom Bibelglauben geweihten Boden zu beschreiten, auf dem zuerst der Menschheit die frohe Botschaft verkündet ward. Den Evangelischen schlug die Stunde demüthigen Triumphes: endlich sollte ein protestantischer Kaiser der Deutschen da das Knie vor dem Kreuz beugen,

Hosted by Google

wo sonst nur Roms Macht und Glanz die Herzen bestrahlt hatten, endlich sollte eine große symbolische Handlung der Welt zeigen, daß Luthers Werk nicht verwittert, sondern jung und stark genug war, um mit der römischen Universalkirche den Kampf wagen zu können. Wie eine Begnadung empfand er das Glück, dieses Ereignisses Zeuge sein zu dürfen; und daß er auch dieses Glück, wie beinahe jedes seit der Bräutigamszeit, seiner Dorothea zu danken hatte, erhöhte nur seine Freude. War für den Nothpfennig eine bessere, edlere Verwendung denkbar? Die Frau Pastorin packte ihm alle Oberhemden ein, die er besaß — das ganze Dutzend war festtäglich steif gestärkt, denn mit der Wäscherei mochte es da unten im Morgenlande wohl hapern —, legte einen kleinen Schinken, eine ländliche Leberwurst, einen Aepfelvorrath und ein Fläschchen guten Kornes — gegen die Seekrankheit — zwischen das Unterzeug und besserte an dem von Trudchens Taufe stammenden Leibrock im letzten Augenblick sorgsam die Knopflöcher aus. Man konnte immerhin doch nicht wissen... So ausgerüstet, machte Vater Lensig sich auf die Reise. Vor Weihnachten wollte er mit Gottes Hilfe wieder in der Heimath sein. Das sollte diesmal ein Christfest und eine Feiertagspredigt werden!

Nun war er zurückgekehrt. Er hatte alle Stätten gesehen, die im irdischen Wandel des Herrn wichtig gewesen waren, und die Namen Nazareth und Jerusalem, Gethsemane und Golgatha klangen ihm jetzt vertraut. Unter Palmen hatte er geruht, an der üppigen Pflanzenpracht des Orients den Blick geweidet und einen Hauch des Geistes verspürt, der den Täufer einst zu unerbittlicher Bußpredigt trieb. Viel Glanz und Prunk sah er, doch auch viel Elend, häßliche Laster, zu Bergen gehäuften Schmutz und ungetröstete Noth. Es war, als ob das heiße Klima auch alle Gefühle und Leidenschaften schnell den Siedepunkt erreichen ließe. Und der deutsche Pfarrer mußte oft denken: wenn Jesus jetzt wiederkäme, würde er von dem höfisch-militärischen Pomp, der vom Türkensultan bezahlt ist, nichts wissen wollen und sich liebend und mitleidend zu den jammervoll verkümmernden Mühseligen und Beladenen wenden... Hatten diese Eindrücke den Frommen ernst gestimmt? Die Frau fand ihn stiller als sonst und sah ihn manchmal besorgt von der Seite an, wenn er abends lange Züge aus der Pfeife that und sinnend den Rauchringen nachblickte, aus ängstlichen Augen, als suchte er im leeren Raum wehmüthig ein Verlorenes. Sie war mit dem Ergebniß der Reise gar nicht zufrieden. Daß die braunen Waschweiber die guten Oberhemden — der Vorrath hatte in der Hitze nicht lange gereicht — mit Lauge und anderem fremden Teufelszeug unrettbar verdorben hatten, mochte noch hin-

Hosted by Google

gehen; auch ließ sichs verschmerzen, daß der Schinken durch das in die Kabine dringende Seewasser ungenießbar geworden war. Aber ihr Ferdinand selbst gefiel der Frau nicht; einen von reinstem Glück Verklärten hatte sie zu begrüßen gehofft und mußte nun bald merken, daß die schöne, harmonische Ruhe von des Mannes sonst so friedlicher Seele gewichen war. Er erzählte leuchtenden Auges wohl von den Weiheschauern, die ihn beim Betreten des Heiligen Landes ergriffen hätten, von der Herrlichkeit der neuen Erlöserkirche, vor der er mit den Amtsgenossen in stummer Andacht stand; aber die rechte innere Freudigkeit hielt beim Erzählen nicht lange vor und immer kam eine Stelle, wo er still wurde und trübes Erinnern aus seinen Blicken sprach. Die gescheite Frau Dorothea, die den Eheherrn seit siebenundzwanzig Jahren kannte und sich nicht nur am Kochherd um sein Wohlergehen bekümmert hatte, kam schnell dahinter, daß dieser Stimmungwechsel nicht durch äußere Eindrücke bewirkt worden war. Der Pastor hatte mit dem muselmanischen Gesindel zwar schlechte Erfahrungen gemacht und sich redlich geärgert, wenn halbwüchsige Bengel, deren Bettlerschlauheit dem Milden Bakschisch abzulisten verstand, seine sauer ersparten Heller vernaschten oder verrauchten, und der Blick in die orientalischen Lasterhöhlen und Elendshütten hatte ihm, gerade weil sie von dem theatralischen Prunk der Einzugsfeste so grausam abstachen, schmerzliche Empfindungen geweckt. Solche Dinge vermochten ihm auf die Dauer aber den Sinn nicht zu trüben. Das Leid mußte tiefer wurzeln. Sollte sein Schwager, der Doktor, am Ende doch Recht behalten? Der hatte von dem Reiseplan mit ungewohnter Härte und Zähigkeit abgerathen. Er meinte, der Pastor werde enttäuscht heimkehren, weil die Wirklichkeit der von einer gläubigen Phantasie erträumten Wunderwelt nicht entsprechen könne. Nazareth und Jerusalem, Gethsemane und Golgatha seien nach Jahrhunderte währender Türkenherrschaft nicht mehr, was sie zu Jesu Zeit waren; sie seien in den Tagen Cooks und Stangens zu „Sehenswürdigkeiten" im üblen modernen Sinn geworden und müßten die Inbrunst des Frommen kühlen, statt sie zu steigern. Auch sei der Kultus der Heiligen Stätten mit dem tiefsten Geist der Lutherlehre nicht vereinbar; solche äußerliche Glaubensübung könne man getrost den Päpstlichen überlassen. Und überhaupt sei es stets gefährlich, die Ideale mit dem Finger zu berühren und die Windeln zu beschnüffeln, in die ein werdendes Wunder gebettet war... Damals war die Pastorin ihrem Bruder ernstlich gram gewesen; er sprach, als ein gläubiger Christ und ein eifriger Protestant, der aber auch auf seinen Darwin schwor, immer so seltsam von heiligen Sachen, so von oben her, und beugte sich gar

Hosted by Google

nicht der sonst doch unbestrittenen Autorität Ferdinands Lensig. Die beiden Männer hatten sich rechtschaffen germanisch verzankt und der Doktor war nicht einmal gekommen, um dem Pfarrer vor der Abreise die Hand zu drücken. Da sie die Weihnacht seit langen Jahren aber gemeinsam verlebt hatten und es christlicher Frauen Pflicht ist, zwischen hadernden Männern Frieden zu stiften, setzte Frau Dorothea sich hin, nahm aus der nach Lavendel duftenden Lade einen großen Briefbogen — blau, mit Linien — und lud den schlimmen Bruder zum Heiligen Abend ins Pfarrhaus. Die Versöhnung mit dem klugen Schwager würde Herrn Ferdinand ganz gewiß festtäglich stimmen.

Der Karpfen war gut gerathen, der Stollen hatte keinen Wasserstreifen und das Mohngericht mundete köstlich. Die Männer hatten einander nur mit besonderer Heftigkeit die Hand geschüttelt; kein Wort: der leidige Zwischenfall war aus der Welt geschafft. Nun saßen sie rauchend unter dem Baum, der in seinem zierlichen Watteputz mit frischem Schnee bedeckt schien; die Lichte brannten hell und lustig, der Weihnachtengel wippte leise im Kerzenqualm und Frau Dorothea knackte sich ab und zu behutsam ein Haselnüßchen. Von der Orientreise war noch keine Sterbenssilbe gesprochen worden. Der Pfarrer übersann wohl die Predigt, mit der er morgen früh die Gemeinde erfreuen und stärken sollte; er war still und sah nicht so heiter drein wie sonst in der seligen, fröhlichen Stunde. Die Frau hatte schon zweimal lächelnd gesagt, ein Engel schwebe durchs Zimmer, aber die paffenden Männer hatten keine Miene verzogen; keine rechte Feststimmung, dachte Dorothea und öffnete zum Trost ein Pfefferkuchenpacket, um zu sehen, ob ihr süddeutscher Landsmann Häberlein auch diesmal dem alten Ruhm Ehre gemacht habe. Endlich fragte der Doktor den Schwager: „Eine Tanne hast Du da unten wohl nicht gesehen?"

Der Pastor schaute erstaunt auf: „Nein, — ich erinnere mich wenigstens nicht; nur Palmen; sehr schöne Bananen und . . ."

„Und willst Du den Leuten morgen von Deiner Reise erzählen?"

„Ich . . . wollte; aber ich bin doch wieder unsicher geworden."

„Natürlich; weil Du nicht gefunden hast, was Du suchtest, und weil Du im Innersten nun fühlst, daß unser deutsches Christenthum mit dem asiatischen eigentlich nur den Namen gemeinsam hat. Denkst Du noch daran, wie ich Dir zurief, Du solltest in Deiner Orientschwärmerei nicht Paulus und Luther vergessen? Aus dem Sektenglauben wurde eine Weltreligion; und dem Zwange, dem auf dem ganzen Erdkreis sich die getaufte Menschheit beugte, entband sich in Wittenberg die Freiheit des evangelischen Bekenntnisses. Und Ihr — verzeih mir, Dörte! — Ihr Blinden klammert Eure

Hosted by Google

Sehnsucht an das Heilige Land, an Alles, was in der Erlösunglehre zeitlich und örtlich begrenzt war! Du bist sehend geworden, Ferdinand; und daß Dus geworden bist, verwirrt Dich jetzt. Die Wirrniß wird weichen; und dann will ich die Reise segnen, die uns beinahe auseinandergebracht hätte, denn sie wird Dich aus bangen Zweifeln in neue, untrübbare Klarheit führen."

„Aber Erich: wie sprichst Du denn zu meinem Mann. . ."

„Laß ihn, Kind; er hat vielleicht nicht so Unrecht."

Der Doktor hatte eine Zeitung aus der Tasche gezogen. „Hier. Das wollte ich Dir zeigen. Ein armes achtzehnjähriges Mädchen wird nachts auf der Straße von Wehen überfallen. Der Bräutigam, dessen Ungeduld den Tag der Hochzeit nicht abwarten konnte, ist bei ihr und läuft flink, um der Wimmernden einen Wagen zu holen. Aber er hat kein Geld und die schlaftrunkenen Kutscher scheuchen ihn mit rauher Rede fort. Endlich findet er doch einen mitleidigen Menschen unter den harten Leuten. Inzwischen hat das Mädchen sich weitergeschleppt und auf dem Gleis der elektrischen Bahn einem Kinde das Leben geschenkt. Da liegt sie und krümmt sich vor Schmerz. Mutter und Kind werden in die Droschke gepackt und ins nächste Krankenhaus gefahren. Man weist die Mittellosen zurück und erst nach langer Irrfahrt findet die Wöchnerin ein nothdürftiges Obdach, — findet es erst, als der Bräutigam längst, um nicht aus dem Lohn gejagt zu werden, zu seiner Arbeit gegangen ist. . . Eine kleine, alltägliche Geschichte aus dem deutschen Advent. Doch für eine Weihnachtpredigt scheint sie mir besseren Stoff zu bieten als die reichhaltigste Sammlung orientalischer Märchen. Denn wo Einer von uns hilflos leidet und in tiefster Noth ihm labende Liebe naht, da sind unseres deutschen Christenthums Heilige Stätten. Siehst Du, Schwager, so verstehe ich das Evangelium. Und nun mach das Fenster auf, weit, die Nacht ist ja lind: Deine Schulkinder kommen mit dem gewohnten Weihnachtgruß."

Draußen erklang es von dünnen Knabenstimmen im Chor: „Stille Nacht, Heilige Nacht...!" Und: „Ihr Kinderlein, kommet zur Krippe...!"

...Frau Dorothea war noch nie von einer Predigt ihres lieben Mannes so innig ergriffen worden. Er sprach vom guten Hirten, vom barmherzigen Samariter, von der Heiligen Nacht, die auch ohne Glockengeläut mit jeder Alltagsdämmerung anbrechen könne, und von den in einfältig liebenden Herzen erwachsenen Wundern. Kein Wort von Nazareth und Jerusalem, von Gethsemane und Golgatha. Die Weiber schluchzten und die Männer beugten den Kopf. Erich mochte sagen, was er wollte: so konnte ihr Ferdinand doch nur sprechen, weil sein Auge die Heiligen Stätten gesehen hatte.

Hosted by Google

Nietzsche und die Frauen.

Mir ist noch nie — der Zufall mag dabei mitgespielt haben — gegen die moderne Frauenbewegung eine Schrift in die Hände gefallen, die ihren Standpunkt mit Geist und logischer Schärfe vertreten hätte. Daß mittelmäßige oder untergeordnete Köpfe über Frauen Urtheile ohne Weisheit und Tiefe abgeben, ist nicht wunderbar; solche kleinen Leute reden und schreiben wohl auch auf allen anderen Gebieten — ihr Spezialfach vielleicht ausgenommen — Unbefugtes. Es giebt aber auch unter unseren Gegnern Männer ersten Ranges, die den Kuß des Genius empfangen haben und die Welt mit kühnen, neuen Ideen revolutionirten; ergreifen sie aber die Feder zur Frauenfrage (warum thun sie es nur?), so machen sie eine Pause für den Kopf und jongliren mit Gefühlen, Instinkten, Intuitionen, ewigen Wahrheiten. Aller Logik, Wissenschaftlichkeit und Gewissenhaftigkeit bar, bummeln sie fahrlässig auf einem Gedanken-Trödelmarkt umher und bieten alten Plunder, den sie irgendwo billig aufgelesen, feil, obwohl sich Das nicht im Geringsten für sie ziemt, sogar äußerst unvorsichtig ist. Denn begegnen wir ihnen dann wieder auf ihrer Sonnenhöhe, so mißtrauen wir der Weisheit Derer, die uns einmal Schundwaare verkauft haben, und wir sind unsicher: hatte sich Zeus damals als Trödler verkleidet oder thront nun der Trödler, als Zeus verkleidet, im Olymp? Woher die phänomenale Erscheinung, daß selbst bei vornehmen Denkern, sobald die Frauenfrage auftaucht, all ihre „Fröhliche Wissenschaft" in tristen Dilettantismus umschlägt und sie ihre Vernunft, ihre Logik verleugnen und verrathen?

Man sagt, jeder Mensch berge in seinem tiefsten Innern eine Gespensterkammer. Wie es scheint, machen auch die Genialsten davon keine Ausnahme; und nicht in der Geisterstunde, nein, in ihren nüchternsten Stunden öffnen sie diese Schreckenskammern und hinaus schlüpft allerhand Teufelsspuk: die Bodensätze und Niederschläge der Denkbarbareien aller Jahrhunderte, die durch ungezählte Generationen hindurch, verkrochen in Winkeln und Falten menschlicher Gehirne, gelegentlich zum Vorschein kommen. Kleine Götzenfamilientage, Götzendämmerung noch lange nicht.

Von den beiden modernen Dichtern, die sich in der Weibverachtung besonders leistungfähig erwiesen, halte ich Guy de Maupassant für ein Genie, Strindberg wenigstens für hervorragend begabt. Ihr Gespenst ist ein Rachegeist. Diese ganz der Erotik verfallenen Dichter nehmen ihre Rache an den Teufelinnen, von denen sie zu Grunde gerichtet wurden. Wie solche Gespensteransiedelungen in den geistvollsten Köpfen Platz haben, ist auch an Maupassants Preußenhaß ersichtlich. In einigen seiner Novellen schildert er die preußischen Offiziere als sittlich und geistig dem Kaliban ähnliche Bestien.

Hosted by Google

Die Preußen haben ihm Etwas gethan. Sie haben sein Vaterland zerstückelt. In die Hölle mit ihnen. Die Frauen haben ihm auch Etwas gethan. Sie haben ihm Seele und Leib verdorben. In die Zoologie mit ihnen! (Nietzsche nennt die Frauen wunderlich wilde, oft angenehme Hausthiere.)

In der Geschichte „Toll" verflucht Maupassant das Weib. Sie ist treulos, viehisch, schmutzig. Sie ist die Bestie im Menschen. Aber er, der Held, er keucht wie ein Sklave unter dem Zwang, den ihr Anblick auf ihn übt, und er muß ihr gehören, ihr immerdar, der Viehischen, Schmutzigen. Schließlich erschießt er sie, nicht, weil sie eine Bestie ist, sondern, weil die Bestie ihn nicht mehr liebt... Giebt es nur eine Bestie in der Novelle?

Eben so schilt, verabscheut, verflucht Strindberg das Weib. Er giebt ihm alle erdenklichen Ekelnamen; aber alle seine Schriften triefen von Erotik und seine interessanten Helden sind gänzlich diesen ekelhaften Geschöpfen verfallen, — in voller Erkenntniß ihrer Ekelhaftigkeit. Strindberg unterscheidet sich aber dadurch von Maupassant, daß seine Bestien die Männer töten, während Maupassants Bestien von ihren Liebhabern getötet werden. Sie fluchen der Teufelin „Weib"; macht die Teufelin aber Anstalt, sich in eine Bürgerin zu verwandeln, so rufen sie schleunigst und inbrünstig die Teufelin zurück.

In der „Fröhlichen Wissenschaft" sagt Nietzsche: „Der Mann macht sich das Bild des Weibes und das Weib bildet sich nach diesem Bilde."

Wie wahr! Wie wahr!

Ihre Erfahrungen berechtigen Männer wie Strindberg und Maupassant zu ihren Urtheilen? Aber uns berechtigen ihre Erfahrungen, ihnen Schweigen anzurathen, — um ihretwillen. Sie sehen vor lauter Dirnen das Weib nicht. Ich wittere immer, wenn Männer, die mit normalen, guten Frauen nicht verkehren, sich so feindsälig dem Geschlecht gegenüber verhalten, etwas widrig Unkeusches, krankhaft Sexuelles hinter ihren Flüchen, — besonders, wenn es Dichterflüche sind.

Vielleicht auch ist die Frau für Männer, die in strenger Denkarbeit ihren Beruf finden, Etwas, das sich in ihre Weltanschauung störend eindrängt, das sie nicht unterzubringen wissen, das sie beirrt und das sich nicht ignoriren läßt, weil es einen zu großen Raum im Leben des Mannes einnimmt. Sie haben das Bedürfniß, diese Vielzuvielen aus dem Wege zu räumen, und halten es für das Beste und Kürzeste, sie ins Dunkel, in die Hinterstuben zu scheuchen. Und sie meinen, wenn sie Husch! Husch! machen oder mit der Peitsche knallen, so werden die Lästigen schnell flüchten. Wozu ihr theures Pulver verschießen, wenn eine Entladung von Gemeinplätzen, Bonmots, von billigen Späßen und wirksamen Schlagwörtern ausreicht?

Den Grund aller Gründe aber für die erwähnte Geistesabnormität liefert uns Nietzsche selbst. Er, der so geistlos über die Frauen redet, be-

Hosted by Google

gründet seine Geistlosigkeit mit so viel Geist. In der „Morgenröthe" heißt es: „Auch große Geister haben nur ihre fünffingerbreite Erfahrung; gleich daneben hört ihr Nachdenken auf und es beginnt ihr unendlich leerer Raum und ihre Dummheit." Wie wahr! Wie wahr!

Schopenhauer und Nietzsche sind die Vornehmsten, Tiefsinnigsten unter unseren Gegnern. Aus der Biographie seiner Schwester (an deren absoluter Gewissenhaftigkeit nicht zu zweifeln ist) dürfen wir schließen, daß Nietzsche niemals intime Beziehungen zu Frauen gehabt hat. Nur in den Briefen, die er an Lou Andreas-Salomé richtet, klingt Etwas von einer Seelengemeinschaft mit einer fast zärtlichen Gemüthsbetheiligung durch. Aber auch diese Beziehungen haben, wie Elisabeth Förster berichtet, nur wenige Monate gedauert. Sein Freundschaftverhältniß zu Malvida von Meysenburg (ich habe nicht den Eindruck, daß es tief in seinem Gemüth wurzelte) trug den Charakter der verehrungvollen Sympathie eines jungen Mannes für eine mütterlich um ihn sorgende edle Greisin. Seine Berührungen mit anderen weiblichen Wesen waren so flüchtiger, oberflächlicher Art, daß davon zu sprechen keine Veranlassung vorliegt. Trotzdem fällt er mit apodiktischer Sicherheit seine Urtheile über „das Weib an sich".

Als ich las, was er über die Frauen geschrieben, kam Bestürzung, Schmerz, tiefes Erstaunen über mich. Verhüllten Hauptes hätte ich aufweinen mögen: „Auch Du, mein Sohn Brutus!" Ein Schauder faßte mich, wie wenn plötzlich aus der erhabenen Schönheit des Ozeans ein ungeheures Mißgebilde sich reckte und mit schrillen Tönen die Luft durchgellte.

Nietzsche, der geniale, erschütternde Dichter, ist zugleich ein glühender Denker. Seine Gedanken, die so oft mit haarscharfen, goldenen Pfeilen Vorurtheile und Aberglauben ins Herz treffen, die sonnengleich Welten erleuchten oder sturmartig wie Donner des Zeus dahinrauschen, — die Gedanken dieses Genius bewaffnen sich gelegentlich mit Keulen zur Abwehr gegen die Frauen. War es „Schopenhauer als Erzieher", dessen Suggestion er noch unterlag, als er über „Das Weib an sich" schrieb? Oder widerte ihn die Frauenbewegung an, weil sie allzu zeitgemäß war und er nur das „Unzeitgemäße" schätzte und überschätzte? Fast scheint es so. „Nichts", sagt Lou Salomé, „ist ihm pöbelhafter, unvornehmer als das Werdende und die Bringer des Werdenden und Neuen: der moderne Mensch und der moderne Geist." . . . Möglich auch, daß dieser große Dichter, dieser Seelenproteus, wenn sein psychisches Leiden nicht verhältnißmäßig früh seiner Denkkraft ein Ziel gesetzt hätte, noch zu ganz anderen Resultaten in der Frauenfrage gekommen wäre. Denn er war immer ein großer Widerrufer im Streit.

Damit man mir nicht vorwerfe, daß ich in den Fehler unserer Gegner verfalle, die behaupten, ohne zu beweisen, will ich kurz die Kernsätze citiren,

Hosted by Google

in denen Nietzsche zusammenfaßt, was das Weib will und was es soll. Die Quintessenz findet man in „Jenseits von Gut und Böse“ auf den Seiten 181 bis 189. Da liest man: „Ihr erster und letzter Beruf soll sein, Kinder zu gebären“ (nicht ganz neu); und weiter: „Ein Mann, der Tiefe hat, kann über das Weib nur orientalisch denken ... Er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigenthum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorherbestimmtes auffassen ... Er muß sich hierin auf die ungeheure Vernunft Asiens stellen.“ Und an einer anderen Stelle: „Die asiatischen Denker haben die allein richtige Auffassung des Weibes.“ Nietzsche, der nach den berühmten Mustern eines Schopenhauer und Napoleon für den Harem plaidirt! Wie? Diese knabbernde, schmatzende, klatschende, wie mit dem Mauerpinsel angestrichene, glitzernd aufgeschirrte Haremswaare — Resultate der männlichen Erziehung und der „ungeheuren Vernunft Asiens“ — ist das Ideal des Frauenthumes!? Und die Wittwenverbrennungen gehören auch dazu. Glaubt Nietzsche wirklich, daß das Haremsweib „der Bogen ist, dessen Pfeile auf den Uebermenschen zielen?“ Einfach ausgedrückt: daß sie die geeignetste Gebärerin für den Uebermenschen ist?

Und die Vererbung?

Vielleicht aber ersinnt ein anstelliger Kopf (ein männlicher natürlich) ein physiologisches Gesetz, kraft dessen die der Schaffung des Uebermenschen widerstrebenden Eigenschaften der Frau sich nur auf die Töchter vererben. Eine solche Behauptung wäre nicht überraschender als viele andere Spaßhaftigkeiten, die unsere Gegner auf den Gedankenmarkt schleudern.

„Entweiblichung“ nennt Nietzsche das „Täppische und entrüstete Zusammensuchen des Sklavenhaften und Leibeigenen, das die Stellung des Weibes in der bisherigen Ordnung der Gesellschaft an sich gehabt hat und noch hat. Als ob Sklaven ein Gegenargument und nicht vielmehr eine Bedingung jeder höheren Kultur sei.“ Möglich. Vom Standpunkt des Sklavenhalters gewiß. Aber die Sklaven? Kann man es ihnen verargen, wenn sie anders darüber denken?

Die Frau soll verschließbares Eigenthum sein. Sie will nicht. Ich kann nicht finden, daß sie — wie Nietzsche meint — sich dieser ungeheuren Dummheit so sehr zu schämen hätte. Die Männer möchten auch nicht gern Eunuchen sein und doch gehört zum Harem (wahrscheinlich in Folge der ungeheuren Vernunft Asiens) auch der Eunuche.

Es giebt auch bei uns viele Frauen, die verschließbares Eigenthum, nicht für einen, sondern für alle Männer sind. Den Namen für ihren Harem unterdrücke ich. Es verletzt, wenn Frauen sich grober Worte bedienen. Das aber ist meine Meinung: Der ist nicht Herr, der Sklaven will.

Ihr erster und letzter Beruf soll sein: Kinder zu gebären. Wie viele? Die Durchschnittszahl der Kinder in einer deutschen Familie beträgt, so viel

Hosted by Google

ich weiß, drei bis vier. Nehmen wir an, daß die Frau während der acht Monate der Schwangerschaft (die ersten vier Wochen kommen nicht in Betracht) und sechs Wochen nach der Geburt von jeder Arbeit zu befreien ist (daß es in Wirklichkeit nicht geschieht, bedarf kaum der Erwähnung), dann würde sich ihre Schonzeit auf etwa drei Jahre belaufen. Und die ganze übrige Zeit soll sie auf der Bärenhaut liegen? Oder soll sie alljährlich dem Gatten ein Kind schenken? Wird er gern bereit sein, so an die zwanzig Kinder standesgemäß zu erziehen und zu versorgen? Kaum. Gebären denn die Haremsdamen im Orient so sehr viele Kinder?

Ich weiß nicht mehr, ob ich bei Schopenhauer oder irgend anderswo gelesen habe, daß die Frau über vierzig Jahre als ein Ballast der Gesellschaft gut thäte, freiwillig der schönen Gewohnheit des Daseins zu entsagen. Ich gestehe: mir gefällt die Sitte einiger asiatischen Völkerstämme, die (wahrscheinlich der ungeheuren Vernunft Asiens entsprechend) ihre neugeborenen weiblichen Kinder, wenn sie die Zahl der voraussichtlich nöthigen Gebärerinnen übersteigen, einfach ersäufen, besser. Ob es nicht auch Männer über vierzig Jahre (sogar darunter) giebt, die ein Ballast für die Gesellschaft sind?

Nachdem Nietzsche festgestellt hat, wohin die Natur das Weib weist, ergiebt sich alles Andere von selbst. Ihrem: „ich will, ich will nicht", stellt er sein: „sie soll, sie soll nicht" entgegen. Sie will sich kultiviren, selbständig werden. Sie soll sich nicht kultiviren, soll nicht selbständig werden. Die Gründe? Weil sie dabei „entartet — zurückgeht", ihre reizvollen weiblichen Eigenschaften verliert (auch nicht ganz neu) und die „Verhäßlichung Europas" verschulden würde. Und diese reizvollen Eigenschaften? „Im Weib ist so viel Pedantisches, Oberflächliches, Schulmeisterliches, Kleinlich-Anmaßendes, Kleinlich-Zügelloses und Unbescheidenes versteckt" . . . „Wehe, wenn es seine Klugheit und Kunst, die der Anmuth des Spielens, Sorge-Wegscheuchens . . . (wer verscheucht denn der Frau die Sorge? Oder hat sie keine?), wenn es seine feine Anstelligkeit zu angenehmen Begierden gründlich und grundsätzlich zu verlernen beginnt!" . . . „Das, was am Weibe Respekt und oft genug Furcht einflößt, ist seine Natur . . . seine echte, raubthierhafte, listige Geschmeidigkeit, seine Tigerkralle unter dem Handschuh, seine Naivetät im Egoismus, seine Unerziehbarkeit und innerliche Wildheit, das Unfaßliche, Weite, Schweifende seiner Begierden und Tugenden". (Diese Weiber sind wenigstens vielseitig.) Er nennt die Frau eine gefährliche und schöne Katze. „Wie? Und damit soll es nun zu Ende sein?" (Nämlich in Folge der Emanzipation). „Und die Entzauberung des Weibes ist im Werke? Die Verlangweiligung des Weibes kommt langsam herauf?" Womit ists zu Ende? Mit den Tigerkrallen, den weiten, schweifenden Begierden, der innerlichen Wildheit, dem Egoismus? Würde es Europa wirklich so sehr ver-

Hosted by Google

häßlichen, wenn einige dieser reizenden Eigenschaften zum Teufel gingen, — Das heißt: dem Besitz und dem Genuß des Mannes entzogen würden?

Und all diese entzückenden weiblichen Qualitäten sind ja nicht einmal Original-Verdienste der Frauen. Lob und Preis dafür gebührt dem Manne. „Der Mann macht sich das Bild des Weibes und das Weib bildet sich nach diesem Bilde." Wie wahr! Wie wahr!

Die Männer, die sie dabei (bei ihren Freiheitbestrebungen) unterstützen, sind Flachköpfe, „Esel männlichen Geschlechtes, die das Weib bis zur allgemeinen Bildung, wohl gar zum Zeitunglesen und Politisiren (sogar bis zum Buch, heißt es an einer anderen Stelle) herunterbringen möchten. Hier und da will man selbst Freigeister und Literaten aus den Frauen machen, als ob ein Weib ohne Frömmigkeit für einen tiefen und gottlosen Mann nicht etwas vollkommen Widriges oder Lächerliches wäre." Aber warum soll denn die Frau durchaus fromm sein, wenn der Mann unfromm ist? Nur um des Kontrastes willen? Ich möchte wissen, welches große Vergnügen der Mann sich von ihrer Frömmigkeit verspricht; es müßte denn sein, daß, an ihrer geistigen Rückständigkeit seine eigene Riesenfortschrittlichkeit zu messen, ihm so sehr viel Spaß macht; denn auf ihren Charakter scheint ja die Religiosität einen Einfluß nicht zu üben.

In der „Fröhlichen Wissenschaft" las ich: „Würde uns ein Weib festhalten können, dem wir nicht zutrauen, daß es unter Umständen den Dolch (kann es auch Vitriol sein?) gegen uns gut zu handhaben wüßte?" In der einen Hand Dolch oder Vitriol, in der anderen das Gebetbuch: so will Nietzsche das Weib. Oder soll nur ihre Rechte nicht wissen, was die Linke thut? Was nützt dem Mann denn der Frauen Frommheit, wenn sie ihn vor Dolch und Vitriol nicht schützt? Und ihre wilden, schweifenden Begierden, die Tigerkrallen u. s. w. kann ich mir auch mit echter Religiosität nicht zusammenreimen. Muß es sich denn aber reimen? Es reimt sich sogar sehr oft nicht. Es reimt sich auch nicht, daß die Natur der Frau zuerst die unerziehbare innerliche Wildheit verlieh und die selbe Natur sie dann zu einem verschließbaren Eigenthum des Mannes bestimmte. Sind da nicht Explosionen zu befürchten?

Es reimt sich auch nicht, daß Nietzsche Wehe über das Weib ruft, das (in Folge der Emanzipation) das „Fürchten" vor dem Manne verlernt und damit seine weiblichen Instinkte preisgiebt. Er sagt: „Was dem Weibe Respekt und oft genug Furcht einflößt, ist seine Natur" . . . (kommen die Tigerkrallen u. s. w.). Und gleich darauf: „Mit Furcht und Mitleid stand bisher der Mann vor dem Weib, immer mit dem Fuß schon in der Tragoedie, die zerreißt, indem sie entzückt." Das Weib soll sich vor dem Manne, der Mann sich aber auch vor dem Weibe fürchten. Wäre es da nicht bequemer, wenn Beide abrüsteten, Mann und Weib, und versuchten, ohne Furcht, in Frieden und Freundschaft mit einander auszukommen?

Hosted by Google

„Wehe, wenn erst (wieder als eine Folge ihrer Selbständigkeit) das Ewig-Langweilige am Weibe sich hervorwagt." Wie? Vor ihren Freiheitbestrebungen hat es sich nicht hervorgewagt und das Schopenhauer- und Nietzsche-Weib, dem Politik, Literatur, jede Art des Wissens böhmische Dörfer waren, ist amusant gewesen? Na, wenn es nur wahr ist.

Die flüchtigste Umschau in der gegenwärtigen Gesellschaft oder in der Kultur- und Literaturgeschichte lehrt, daß es zu keiner Zeit die als Eigenthum eingeschlossenen Frauen, die Frommen, die Unwissenden waren, denen die Männer huldigten. Im Alterthum waren es die Hetären, die geistvollen, in Literatur und Politik wohlbewanderten, denen die Männer ihre Gunst zuwandten. Eben so geschah es in der Zeit der Fronde, im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert (ich erinnere an die berühmten Salons des vorigen Jahrhunderts) und in der Zeit der deutschen Romantik. Die Erotik kam nicht zu kurz dabei. Und das Sonderbarste: der selbe Mann, der jede Freidenkerin perhorreszirt, der vor der „bis zum Buch heruntergekommenen Frau" drei Kreuze macht: die einzige Frau, die seinem Gemüths- und Geistesleben nahe gestanden hat, Lou Andreas-Salomé, ist eine der tiefsinnigsten und vornehmsten Schriftstellerinnen, die ich kenne. Und auch seine alte Freundin Malvida von Meysenburg ist eine geist- und kenntnißreiche Schriftstellerin. Ich halte es für durchaus wahrscheinlich, daß seine Beziehungen zu Lou Salomé gerade nur auf Grund ihres vollen Verständnisses seiner Schriften angeknüpft wurden. Solche Widersprüche zwischen Wort und That ziemen sich wenig für einen Apostel der Wahrheit.

Es zwingt uns fast ein Lächeln ab, wenn Friedrich Nietzsche so überzeugt von den Tigerkrallen der gefährlichen, schönen Katze Weib, von ihrer unbezähmbaren Wildheit redet, — dieser keusche, frauenfremde Mann, der sicher nie die kleinste weibliche Tigerkralle an seinem eigenen Leibe gespürt, nie erfahren hat, wie diese raubthierartigen Kreaturen, gleich der Tragoedie, „entzücken, indem sie zerreißen". Vielleicht hat er gerade deshalb von ihnen geträumt, wie der Heilige Antonius von den verführerischen Teufelinnen: Halluzinationen einer zu großen Enthaltsamkeit.

Friedrich Nietzsche ist kein Sokrates; er weiß nicht, was er nicht weiß.

Wo hat er seine Frauenstudien gemacht? Etwa in den Hospitälern auf dem Kriegschauplatz im Jahre 1871, wo er als Krankenwärter neben so vielen Krankenwärterinnen thätig war? Hat er da der Frauen innerliche Wildheit, ihre raubthierhafte List, ihren Egoismus entdeckt? Oder hat er vor Paris die schöne Gelegenheit, das „Weib an sich" kennen zu lernen, versäumt?

Auf S. 180 sagt er: „Das Weib will die Männer über ‚das Weib an sich' aufklären. . . . Das gehört zur Verhäßlichung Europas. Was müssen diese plumpen Versuche der weiblichen Wissenschaftlichkeit Alles ans

Hosted by Google

Licht bringen... Das Weib soll nicht fortfahren, sich durch Aufklärung zu kompromittiren... Mulier taceat de muliere." Gott sei Dank, dürften — gerade nach Nietzsche — diese Selbstentblößungen keinen bedrohlichen Charakter annehmen; denn gleich darauf sagt er: „Es (das Weib) will nicht Wahrheit. Was liegt dem Weib an Wahrheit! Nichts ist von Anbeginn dem Weibe fremder, widriger, feindlicher als Wahrheit." Da wird sie ja ihre Häßlichkeit nicht an die große Glocke hängen, vielmehr, was da unten in ihrer Seele fürchterlich ist, mit Verlogenheiten gnädig bedecken; und dadurch wäre der Verhäßlichung Europas eine Schranke gesetzt. Sie soll überhaupt nicht entblößen, aufklären, — ja, aber wenn sie es nun doch thut: müßten die Männer nicht eigentlich froh sein, wenn Frauen nur über Frauen aufklären, und könnten, falls sie über Männer ihre Erfahrungen zu Papier brächten — sie stehen ihnen reichlich zu Gebot —, nicht auch da Entblößungen zu Tage treten, die kaum zur Verschönerung Europas beitrügen?

Die Frau soll sich nicht emanzipiren, sonst verliert sie die Witterung dafür, auf welchem Boden sie am Sichersten ans Ziel kommt. (Zur Herrschaft über den Mann.) „Sich vor dem Mann gehen lassen, vielleicht sogar bis zum Buch, wo man sich früher in Zucht und feine, listige Demuth nahm, es dem Manne ausreden wollen, daß das Weib gleich einem wunderlich wilden, oft angenehmen Hausthier versorgt, geschützt, geschont werden müßte," hält er für ihre größte Dummheit.

Nietzsche-Macchiavelli giebt der Frau Rathschläge, wie sie es machen muß. Wehe der Frau, die nicht lügt! Darauf läuft es hinaus. Frisch und fröhlich dem Mann ein X für ein U machen, den Mantel nach dem Winde hängen. „Die große Kunst des Weibes ist die Lüge, seine höchste Angelegenheit ist der Schein und die Schönheit. Gestehen wir es: wir Männer ehren und lieben gerade diese Kunst und diesen Instinkt am Weibe." Sehr ethisch kann ich Das von dem Manne gerade nicht finden; auch deckt sich wohl kaum die Frömmigkeit, ohne die das Weib widrig und lächerlich sein soll, mit Lug und Trug. „Der Mann macht sich das Bild des Weibes und das Weib bildet sich nach diesem Bilde." Wie? So, wie Nietzsche es charakterisirt, sollte das Weib von Natur und nach Gottes Rathschluß beschaffen sein? Voll Lug und Trug, Feindin jeder Wahrheit, voll listiger Demuth, raubthierartig u. s. w.? Ist ein stärkeres Argument für die moderne Frauenbewegung denkbar als diese Meinung Nietzsches?

Nein, das Weib soll nicht lügen und trügen, der schöne Schein soll ihm nicht Lebenszweck sein. Im Gegentheil, die Frau soll sich die von Nietzsche gelobten Laster abgewöhnen. Ihr dazu die Hand zu bieten, ist eins der von der Frauenbewegung angestrebten Ziele. Nietzsches Bekämpfung der Emanzipation erscheint — auch von seinem Standpunkt aus — beinahe wie ein Streiten um des Kaisers Bart. Nämlich: er hält es für ein „typisches

Hosted by Google

Zeichen von Flachköpfigkeit, den abgründlichsten Antagonismus (zwischen Mann und Weib) und die Nothwendigkeit einer ewig feindfäligen Spannung zu leugnen.... Die gleichen Affekte sind bei Mann und Weib doch im Tempo verschieden. Deshalb hören sie nicht auf, sich mißzuverstehen." Da sie sich also von Anbeginn nicht verstanden haben und sich niemals verstehen werden, dürfte die Realisirung des modernen Frauenideals kaum im Stande sein, die Kluft zwischen den Geschlechtern zu vergrößern.

„Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht geleuchtet haben", sagt Nietzsche. Ach ja, auch ihm nicht.... In seinen Aphorismen bietet er zahlreiche Glühlichter, die dem Album jedes Anti-Frauenrechtlers zur Zierde gereichen würden. Das bekannteste: „Gehst Du zum Weibe, so vergiß die Peitsche nicht." Sklavin und Peitsche: Das reimt sich nun doch. Uebrigens nicht einmal original, dieser Witzfunke. Nietzsche selbst citirt aus einer alten florentinischen Novelle den Spruch: „Buona femina e mala femina vuol bastone". (Dem guten wie dem bösen Weibe gehört der Stock.)

„Das Weib lernt hassen in dem Maße, in dem es zu bezaubern verlernt." Frau A. und Frau B. vielleicht; aber „das Weib"? Mögen sich die Circen, deren Metier im Bezaubern besteht, durch dieses Glühlicht getroffen fühlen. Die verstehen, sich dadurch zu rächen, daß sie die Bezauberten in... sagen wir: in Vierfüßler verwandeln.

„Allen rechten Frauen geht Wissenschaft gegen die Scham." Ein Glühlicht, das ein beträchtliches Loch in die Bewunderung Nietzsches zu brennen geeignet ist. Wie? Und die Helotendienste der Liebe, die das Weib in dem von ihm gewollten Harem zu leisten hat, gehen ihr nicht gegen die Scham?

Zuweilen steigern sich Nietzsches Widersprüche ins Große. Aber es sind dann eigentlich gar keine Widersprüche mehr, vielmehr Blitze der Erkenntniß, mit denen er uns überrascht. Im Schein dieser Blitze verwandelt sich die Peitsche, mit der jeder Mann zum Weibe gehen soll, in ein Szepter, das er ihr huldigend reicht, die Hinterstube wird zum Heiligen Hain, der Küchenherd zum Dreifuß. In der Fröhlichen Wissenschaft heißt es: „Eine tiefe, mächtige Altstimme zieht uns plötzlich den Vorhang vor Möglichkeiten auf, an die wir für gewöhnlich nicht glauben: wir glauben mit einem Mal daran, daß es irgendwo in der Welt Frauen giebt mit hohen, heldenhaften, königlichen Seelen, geben könne, fähig und bereit zu grandiosen Entgegnungen, Entschließungen und Aufopferungen, fähig und bereit zur Herrschaft über Männer, weil in ihnen das Beste vom Manne über das Geschlecht hinaus zum leibhaften Ideal geworden ist." Und vorher: „Die Thiere denken anders über die Weiber als die Menschen: ihnen gilt das Weibchen als das produktive Wesen. Die geistige Schwangerschaft erzeugt den Charakter des Kontemplativen, welcher dem weiblichen Charakter verwandt ist: es sind die männlichen Mütter!"

Hosted by Google

O Nietzsche, Du hoher, priesterlicher Geist, tiefer Geheimnisse Wisser und doch der einfachsten Wahrheiten Nichtwisser! Mit Gott und Göttern kannst Du reden, mit den Gestirnen, mit dem Meer, mit Geistern und Gespenstern. Nur mit und über Frauen kannst Du nicht reden.

Der Glaube scheint unsterblich. Kommt da Einer daher von hohen Bergen, wo er mit Adler und Schlange gehaust, Einer, der Staaten und Parlamente, der Kaiser und Könige über die Klinge seines Geistes hat springen lassen, ja, der geholfen hat, Gott selbst zu töten. Und dieser Taucher, der Meere der Erkenntniß ausgeschöpft hat, der nichts zu glauben meint, was er nicht in seiner Tiefe erforschte: einen Glauben, einen Fetisch hat er sich bewahrt. Er glaubt an ein Naturgesetz, das die Frau in den Harem verweist, sie zu einem verschließbaren Eigenthum des Mannes bestimmt hat.

Er ruft so oft „Wehe“. Ich möchte auch einmal, — nein: dreimal möchte ich Wehe rufen über Friedrich Nietzsche: ein purpurrothes Wehe, weil es mit Herzblut getränkt ist, denn ich liebe ihn, den erschütternden Dichter, den Künstler, der alle Künste in das bewegliche Material der Sprache hineinzubannen verstand. Als ein Maler des Wortes schrieb er; er malte das Alpenglühen, die Mitternachtsonnen, gelbe unermeßliche Wüsten mit heißem lodernden Himmel darüber, er malte das Meer in rasender Sturmfluth und das schmeichelnd gleitende malte er auch. Er ist Bildhauer. Aus gewaltigen Steinquadern haut er Göttergestalten heraus und den Uebermenschen. Er ist Architekt. Aus seinen Gedanken bauen sich Kirchen auf mit strahlenden Orgeln, bauen sich Burgen mit kühnen Zinnen, mit schlanken, hoch in den Aether ragenden Aussichtsthürmen, in neuen Sonnen funkelnde. Vor Allem aber ist er der Musiker der Sprache. Er umschmeichelt unsere Sinne mit zarten Klängen wie aus Hirtenflöten, er rüttelt aber auch mit Posaunenstößen an den Grundpfeilern unseres Denkens, daß sie stürzen. Und dann wieder sind es Gebet-Dithyramben wie aus den Tuben von Erzengeln, die uns auf transszendentale Gipfel tragen. Die Erzengel aber verwandeln sich in Dämonen, die transszendentalen Himmelsklänge in gelles, wahnwitziges Lachen aus Abgründen herauf, — Gedanken wie feurige Schwerter, die uns das Brandmal Kains in die Stirn brennen. Und zuletzt ist es ein Abschied voll unermeßlichen Wehs und schauernder Wonne, ein Lied wie von sterbenden, wilden Schwänen, „das entzückt, indem es zerreißt“. Friedrich Nietzsche! Du mein größter Dichter des Jahrhunderts, warum schriebst Du über die Frauen so ganz jenseits von Gut? Ein tiefes, tiefes Herzeleid für mich. Es macht mich noch einsamer, noch älter, noch abseitiger. Ach, ich weiß es ja: „Auch große Geister haben nur ihre fünffingerbreite Erfahrung. Gleich daneben hört ihr Nachdenken auf und es beginnt ihr unendlicher leerer Raum und ihre Dummheit.“

Also sprach Zarathustra.

Hedwig Dohm.

Hosted by Google

Die Hakatisten.

Nacht wars, die Stunde, wo der Tambour sein Grab verläßt, wo Berlin fiebert und Posen schlummert: da betrat ein Fremdling den öden Saal des „zweiten“ Hotels der viel berufenen Provinzialhauptstadt. Es war kein Minister drin; nur zwei Schöppleinschlürfer leisteten noch dem wackeren Wirth Gesellschaft, der aus verschmitzten Aeuglein merkwürdig hell in die nächtliche Umwelt blickte. Der Fremde grüßte höflich, dann setzte er sich — o Wunder — an einen „anderen“ Tisch. Die Einheimischen wechselten einen Blick: „Augenscheinlich ein Berliner!“ Dann tropfte die Unterhaltung weiter. Der Fremde las, das Gespräch ging in schweren Pendelschlägen. Stille.

„Verzeihen Sie, meine Herren, darf ich mir eine Frage erlauben? Ich lese hier eben in Ihrem Tageblatt einen Auszug aus polnischen Zeitungen und da kehrt fortwährend ein Wort wieder, das mir ganz unbekannt ist. Ich glaubte bisher eigentlich, ich könnte Deutsch, aber ich muß mich wohl geirrt haben. ‚Es ist höchste Zeit, daß diesem hetzerischen Blatte die hakatistischen Krallen gestutzt werden‘; und drei Reihen weiter: ‚die hakatistischen Machenschaften‘ . . . hakatistisch? — mir völlig unverständlich.“

Die Einheimischen schmunzelten mit der Ueberlegenheit des Wissenden. Das war ja ihr tägliches Brot, morgens und abends würzig bereitet und von den beiden führenden deutschen Zeitungen verabreicht. Und dem thörichten Fremdling schien die leckere Kost nicht einmal zu munden; er kannte das Wort nicht, dem sieben polnische Blätter ihre Existenz verdanken, er fand es „völlig unverständlich“. Der würde noch Manches unverständlich finden.

So kam es auch. Als der Fremde längst das magische Wort enträthselt hatte, als die Namen Hansemann, Kennemann, Tiedemann ihm nicht mehr Schall und Rauch waren, als er selbst zu der Stunde, wo Berlin fiebert und Posen schlummert, am Stammtisch die Pathologie des modernen Bürgerthumes studiren durfte, auch da fand er noch gar Vieles völlig unverständlich. Mit Unrecht, denn Posen ist auf dem besten Wege, eine preußische Normalstadt zu werden, wie sie einer starken Garnison würdig ist. Ein Gang über den Wilhelmsplatz wird uns darüber belehren. Um halb Eins ist die beste Zeit: da zieht die Wache auf.

Auf der beliebtesten Promenade Posens — so drückt der Lokalpatriot sich aus — wogt ein Boulevardtreiben. Flanirende Offiziere, geschäftige Reisende, der „ruhige Bürger“ des Fürsten Hohenlohe, der zur Mittagszeit ein Bischen Luft schnappen will, die Figurantin vom Theater („Ueber meines Liebchens Aeugeln stehn verwundert alle Leute!“), das bläßliche Ladendämchen, das auf kurze Frist dem dumpfen Gewölbe entschlüpft ist, der polnische Pro-

Hosted by Google

letarier, den der gehässige Boykott des Hakatismus zu Grunde gerichtet hat. Da wandeln sie dahin, die Damen mit den feinen orientalischen Profilen und den reichen Gewändern, an ihrer Seite die jüdischen Edelleute mit dem harten Blick, den porösen, saturirten Gesichtern, untadelig vom Cylinder bis zum Schnabelschuh.

Der erste Eindruck ist, daß hier keine „Gesellschaft" vorhanden ist. Ein Nebeneinander, dem die Assimilation fehlt. Augenscheinlich gebricht es an einem Bindemittel, einem Kitt.

Da gehen die Herren von der Infanterie, lauter „Sechser", von dem bevorzugten Regiment. Aber, bitte, sagen Sie es nicht weiter, die Siebenundvierziger könnten es übel nehmen. Dort schlendern Artilleristen; aha! Das sind Die, die die Mittelloge rechts haben; eben grüßt sie ein Husar; ist Das nicht der Graf Soundso, der immer in der Mittelloge links sitzt? Er salutirt sehr, sehr höflich; sein Blick scheint zu sagen: „Durchweg nette, anständige Leute. Schade, daß man sich nicht mal kennen lernt!"

Nanu, eine Equipage mit einem Jäger auf dem Bock! Ein polnischer Magnat? Nein, es ist nur der Oberpräsident. Sieh Einer an! Das ist ein seltenes Glück. Also er ist immer noch da. Ein schlichter Graukopf, hat er sich in sicherer Erkenntniß Dessen, was er besitzt, und Dessen, was ihm fehlt, zum Typus des „wohlwollenden" hohen Beamten herausgebildet. Es ist unmöglich, ihm Etwas nachzusagen, unmöglich, ihn zu charakterisiren: er hebt sich nicht ab. Neulich theilte die „Tägliche Rundschau" mit, daß er bei feierlichen Gelegenheiten einen schwarzen Frack trägt. Neben diesem stillen Mann, dem nur bei Kaisertoasten das Herz überquillt, steht der Regirungpräsident. Wie alle präsumtiven Nachfolger ist er durchdrungen von dem Bedürfniß, „anders" zu sein als der augenblickliche Träger der Macht. Er mag auch gefühlt haben, daß es ihm nie gelingen würde, so wohlwollend zu werden wie sein Vorgesetzter. Dazu gehört nicht nur langjährige Uebung, sondern auch holländisches Temperament und die Gabe, die Ereignisse sub specie aeterni zu sehen, wobei denn freilich die Bedeutung eines Nationalitätenkampfes arg zusammenschrumpft und das Rezept des Volksliedes „Ein Bissel polnisch, ein Bissel deutsch" für heute und morgen Giltigkeit behält. Der Herr Regirungpräsident, ein eleganter, bureaukratisch geglätteter Zuaventyp, hat sich in sicherer Erkenntniß Dessen, was er besitzt, und Dessen, was ihm fehlt, zum Muster des „schneidigen" hohen Beamten herausgebildet und ich glaube, er hat die Zeichen der Zeit zu deuten gewußt. Er ist der starke Pfeiler des Prohibitivsystems, er erläßt Ordonanzen, wann ki, wann ka zu schreiben sei. Auf ihm beruhen die Hoffnungen der nationalistischen Heißsporne. Für die Bevölkerung sind beide Herren nur administrative Begriffe; als mitlebende Menschen existiren sie nicht.

Hosted by Google

Die Beamten leben „unter sich", die Geschäftsleute thun es auch. Der posener Bürger — ich spreche von dem christlichen, deutschen Bürger — ist politisch passiv. Die Polenfrage hat für ihn nur eine Seite, die kommerzielle. Ob Herr von Wilamowitz Chamade schlagen läßt, ob Herr von Jagow Fanfare bläst: ihm ist es gleichgiltig; er sucht Hausfrieden und Händlerfrieden. Daher die schlotternde Haltung, die ein Theil der posener Freisinnigen den Polen gegenüber annahm, daher die blöde Erfindung, der Verein zur Förderung des Deutschthumes habe den Frieden der Provinz zerstört und freventlich die Furien des nationalen Haders heraufbeschworen. Nein, es ist ein unbestreitbares, ein bleibendes Verdienst des Ostmarkenvereins, daß er die Träumenden aufgerüttelt, Fackeln in den Abgrund hinabgeschleudert hat, die den verderblichen Weg warnend erhellten. Alle staatliche Fürsorge ist, so gut und nützlich die Reskripte zu lesen sind, werthlos neben dem einzigen, aber auch unfehlbaren Heilmittel: dem wachen Nationalbewußtsein. Durchdringt dieses Bewußtsein alle Deutschen der Ostmark, so giebt es keine polnische Gefahr mehr, denn mit allen Mängeln unseres Wesens sind wir diesem bedauernswerthen, trotz partiellen Neubildungen degenerirenden Volk materiell und kulturell unendlich überlegen. Die gesunden Triebe, die jetzt aufschießen, verdankt der verwitternde Stamm im Wesentlichen deutscher Gartenkunst.

Die hier so zahlreiche, so mächtige jüdische Bevölkerung sündigt, weil an ihr gesündigt worden ist. Gewiß: die kleinen Juden sind laut und zudringlich, sie wirken wie schreiende Farben; und unter den Aristokraten von gestern sind Karikaturen, die auch im atlasbesetzten Smoking die Walischei nicht verleugnen können. Aber wie viele bescheidene, unterrichtete und durchaus zuverlässige Menschen giebt es unter den posener Israeliten! Auf sie trifft Zolas in seiner Allgemeingiltigkeit nur halbwahres Wort zu: S'ils sont à part, c'est qu'on les y a mis. Sich ihnen zu nähern, sie heranzuziehen, war eine Pflicht der christlichen Deutschen, die die Klugheit zu erfüllen gebot. Jetzt paktiren die Juden mit den Polen, die ausnahmelos geborene Antisemiten und den neuen Freunden obendrein mißtrauisch-gram sind, weil sie ihren wirthschaftlichen Verfall beschleunigt haben; jetzt kokettirt der Freisinn, dessen Kernwerk hier die Juden besetzt halten, mit den Polen, die ihrer geschichtlichen Entwickelung nach für den deutschen Liberalismus unmöglich Verständniß haben können. Ein Blick auf die politische Tendenz ihrer beiden großen Parteien beweist es; die Hofpartei ist reaktionär-klerikal, die Volkspartei zünftlerisch-radikal.

Doch im Geplauder haben wir ganz die Außenwelt vergessen. Was rennt das Volk, was schaart sich dort auf der Rampe des stattlichen Gebäudes zusammen? Ach, Das ist das Theater. Glücklicher Direktor, glücklicher

Hosted by Google

Priester des Musentempels, an dessen weit ausladenden Pforten die lüsterne Menge um ein Billet sich fast die Hälse bricht! Was giebt es denn? Halka, große Oper (mit Ballet!) von Moniuszko. Die durchweg neuen Kostume sind von der kunstfertigen Hand des Obergarderobiers ***ki, die Tänze leitet der Balletmeister ***ki. Ja, nun erklärt sich der Zulauf. Heute ist die zweite Aufführung, vorgestern brachen fast der Bühne Stützen, nach jeder Nummer dröhnte enthusiastischer Beifall durch das Haus. Auch die Deutschen erlabten sich an den träumerisch-herzlichen Weisen und an dem flotten Mazur, aber das jubelnde Echo, das von den Galerien niederklang, Das kam von den Halkatisten. Es war ein kluger und freundlicher Einfall des Direktors, die polnische Nationaloper aufzuführen, und es war erfreulich und löblich, daß die Behörden das Beginnen billigten. Nicht ein einziger Deutscher in Posen mißgönnte den Polen die Freude; aber die Erwartung, daß in der polnischen Presse das Entgegenkommen des deutschen Kunstinstitutes Anerkennung finden werde, konnte kein Kundiger hegen. Der „Dziennik" gab am Tage vorher schon die Parole aus, daß der Boykott gegen das deutsche Theater als eine Ehrensache betrachtet werden müsse, und wahrscheinlich werden die anderen sechs Organe sich nicht minder unentwegt geberdet haben.

Die polnische Presse — zwei Blätter und fünf Blättchen — schadet durch ihre undisziplinirte, jedem Impulse willige, politisch unreife Haltung der polnischen Sache unendlich. Die Polen selbst, unter ihnen ein hoher Würdenträger, haben mir Das zugegeben. Und die deutsche Presse nimmt die Aeußerungen der Blätter häufig zu ernst, die auf den Chauvinismus ihrer Landsleute spekuliren und die Invektiven gegen deutsche Art gleichsam als Köder auswerfen. Ein seines Inhaltes wegen beachtenswerthes Blatt giebt es in Posen nicht und auch als Gradmesser der nationalen Temperatur dürfen die polnischen Zeitungen nicht ohne das Korrektiv persönlicher Beobachtung benutzt werden. Dank werden wir von der polnischen Presse niemals ernten, denn ihr ist die Voreingenommenheit Geschäftsprinzip. So verständig und liebenswürdig die Polen sich in der privaten Unterhaltung äußern, so unklug und gehässig ist das Gebahren der Zeitungen. Jede Maßnahme der Regirung, sie mag nützlich, sie mag nichtig sein, wird hämisch und aggressiv kommentirt. Das ist jetzt, gelegentlich der beabsichtigten „Hebung" unserer Provinz, mit unverkennbarer Deutlichkeit zu Tage getreten. Doch gestatten Sie mir noch einige Worte über diese Hebung selbst.

Als Bahnbrecher erscheint Exzellenz Thielen. Er hat die Verfügung erlassen, daß die in Posen erscheinenden Blätter nicht theurer als mit fünf Pfennig pro Nummer verkauft werden dürfen. Berliner Zeitungen werden von diesem Edikt nicht betroffen. Nichts kann klüger, sogar weiser sein als Thielens Bulle. Der Demonstration bedarf dieser Satz kaum, denn Herr

Hosted by Google

Thielen ist ja Minister und „der Stern auf seinem Kleid deutet auf Unfehlbarkeit". Und giebt es ein wirksameres Mittel, deutsche Zeitungen zu unterstützen, als ihre erzwungene Verbilligung? Von nun an wird dem Osten die Civilisation zum halben Preis abgegeben, das Etablissement des Herrn Thielen zeigt Ramschkultur zu Schleuderpreisen an. Was sich der Großvezier gedacht hat, weiß ich nicht und es würde heute zu weit führen, des undurchdringlichen Geistes düstere Wege zu spähen. Begnügen wir uns mit der Thatsache, daß der treffliche Mann auf seine Weise an der Hebung des Ostens arbeitet. Uebrigens sollen die posener Zeitungen beabsichtigen, dem Perronautokraten eine allegorische Darstellung „Im Zeichen des Verkehrs" zu überreichen. Der Minister ist als Beschützer des Bahnsteiges verherrlicht und in meisterhafter Darstellung veranschaulicht, wie rein und seelisch ruhig wir heutzutage entgleisen.

Herr Thielen also bildet sich ein, den Schritt der Zeit hemmen zu können, wenn er sämmtliche Uhren anhalten läßt; zum Glück ist er nicht allein an der Arbeit. Die Regirung ist ernstlich bestrebt, der Provinz aufzuhelfen; ihre gute Absicht wird freudig und freimüthig auch von politischen Gegnern anerkannt. Dennoch nagt auch an diesem Werk schon die Nörgelsucht, die im Deutschen Reich grassirt und die nur im Kleinen Journal noch keine Stätte gefunden hat.

Die „Hebung" ist merkwürdig unpopulär. Das liegt zum Theil daran, daß gerade die besten Elemente des hiesigen Bürgerthumes von den Gedanken des „freien Spiels der Kräfte", der „Harmonie der Interessen" und der ganzen freihändlerischen Dogmatik in aller Aufrichtigkeit und Unbelehrbarkeit durchdrungen sind, daß die skrupellose ostelbische Latifundienpolitik, die den lieben Gott zum Eideshelfer ihrer politischen und materiellen Prärogativen herabcitirt und heuchlerisch ob der Begehrlichkeit der einst Hörigen zetert, sie abstößt, daß endlich die ganze Hebung unserer heutigen Anschauung, die im Selfmademan ihr Ideal sieht, nicht sehr sympathisch ist. Und Miquel, der Prometheus des Ostens, der den Götterfunken bringen will, ist nicht der Mann nach dem Herzen der hiesigen Bürgerschaft. Die Einen sind der Ansicht, daß mindestens drei Seelen in seiner Brust wohnen, die Anderen, die lediglich als Steuerzahler empfinden, sehen in ihm nur den Geßler des Fiskalismus, der harten Sinnes Frohn und Zehnten fordert. Mehr Vertrauen flößt immerhin der gräfliche „Agrarier" Posadowsky ein als der bekehrte Sansculotte im Purpurmantel des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler.

Die Inszenirung der Hebung — ein Wort, das man in Posen nur in Gänsefüßchen spricht — ist so unmodern wie möglich. Mehrfach schon hat die hiesige Presse die Geheimnißkrämerei der betheiligten Instanzen gerügt. Wie heute das ganze offizielle Deutschland in dem dynastocentrischen Irrthum

Hosted by Google

lebt, den Hohenzollern allein sei der Aufschwung der Industrie, das Heilserum und die Barrisons zu verdanken, so läßt auch die Bureaukratie in Staat und Kommune nicht von der zählebigen patriarchalischen Anschauung, daß den artigen Kindern zu Weihnachten Etwas beschert werden müsse. Wer vor dem Schlüsselloch schnuppert oder gar hineinlugen will in die köstliche Schatzkammer, bekommt was auf die Finger. So wird seit über sechs Monaten mit Verschwörerheimlichkeit gemunkelt, es „schweben" Erwägungen, die Konferenz „wird sich schlüssig", es „verlautet mit Bestimmtheit", — kurz, es geht Etwas vor, man weiß nur nicht, was. Die spärlichen Mittheilungen, die an die Oeffentlichkeit dringen, findet man nicht etwa in posener Zeitungen. Gott bewahre! Damit könnte ja das Deutschthum in der Provinz gehoben werden. Zwar leuchtet es auch Ministern ein, daß die Presse der Ostmark eine schwierige Stellung hat, daß ihre Aufgabe eine verantwortungvolle ist, daß es ihre Pflicht ist, durch eingehende und sachliche Erörterung der provinziellen Interessen das Heimathgefühl der Eingesessenen zu stärken, und daß es nicht minder eine Obliegenheit der Behörde ist, die deutschen Zeitungen in dieser Hinsicht zu unterstützen; in der Praxis aber wird ein Verfahren geübt, das weit wirkungvoller ist, wenn es gilt, vor der Oeffentlichkeit und vielleicht auch an Allerhöchster Stelle Eifer zu prästiren. Der Niederschlag der so lange schwebenden Erwägungen kondensirt sich in einem berliner Blatt zu einer offiziösen Notiz, die dann schließlich auch zu Denen gelangt, die es angeht, — zu unseren lieben Posenern. Die posener Zeitungen, das loyale, verständig geleitete „Tageblatt" und die dann und wann einmal wider den Stachel lökende „Posener Zeitung", nehmen den Affront mit Lammesgeduld hin, weil sie wissen, daß ihr Publikum zuerst die Annoncen, dann das Lokale und schließlich das Vermischte liest. Politisches Interesse haben nur wenige sonderbare Käuze: die Juden allein sind geistig regsam, aufnahmefähig und temperamentvoll Soll aber hier das Deutschthum werbende Kraft gewinnen, so muß die Bevölkerung bewußt, politisch denken lernen und nur die Presse kann sie dazu anleiten. Für die geschilderte thörichte Taktik ist meines Erachtens der Oberpräsident verantwortlich: er ist ja nicht der Ur-Heber, — im Gegentheil, die Neuerungen sind dem Routinier lästig, er spielt die selbe Melodie tagtäglich und immer mit Sordine; er will in der Provinz den „Frieden".

Der zweite Einwand der Unzufriedenen gilt den bisherigen Ergebnissen der Hebung selbst. Wir haben allerhand Geschenke, Bilder und Bücher, erhalten und jetzt kommen gelehrte Männer aus den Centren des geistigen Lebens und spenden Weisheit Allen, die sie hören wollen. Ein Haus soll gebaut werden und das Dach ist schon fertig, auch mächtige Kübel mit Tünche sind zur Stelle. Diejenigen Kreise Posens, die im praktischen Erwerbsleben stehen, sehen dem Treiben und seiner gut gemeinten Geschäftigkeit kopfschüttelnd zu. Daß Professor Adolph

Hosted by Google

Wagner mit seiner Kritik des ökonomischen Liberalismus unberechtigte Empfindlichkeiten verletzt hat, will nicht viel bedeuten: „Gescheit ist schön!" sagen unsere Israeliten und gehen verstockt, aber interessirt auch zum zweiten Vortragsabend. Wenn aber hier Kants „Kritik der reinen Vernunft" zum Gegenstand gewählt wird, wenn „diplomatische Uebungen zum Entziffern alter Urkunden" unter Leitung eines Archivrathes stattfinden, so muß man Denjenigen Recht geben, die den aristokratisch-dekorativen Charakter der ganzen Aktion beklagen. So angenehm im kargen Militärstaat Preußen die ideale Tendenz dieser Bestrebungen und die Gebelaune Miquels berühren, so muß doch die Thatsache einmal hervorgehoben werden, daß hier Wichtigeres zu thun ist, daß man, statt bunte Wimpel zu hissen, ein solides Fundament legen sollte, daß die Volksschule mehr Bedeutung hat als die Hochschule, daß eine Badeanstalt nützlicher ist als ein Museum, daß der Proletarisirung der niederen Volksschichten Einhalt gethan werden, das Wohnungelend gelindert werden müßte, — kurz, daß uns das Hemd näher ist als der Rock. Die Hebung, wie sie jetzt betrieben wird, erfolgt nach dem Motto: Le superflu c'est le nécessaire zu Gunsten einer keineswegs bedürftigen Minorität, erzielt Potemkinresultate und firnißt brüchige Fassaden. Praktische Pläne hat von den Provinzialbeamten bisher nur Herr von Goßler produzirt, — Pläne, die man loben kann, ohne zwischen zwei Interpunktionzeichen das Problem „Agrarstaat oder Industriestaat?" lösen zu wollen.

Ich habe mich auf Seitenpfade verirrt, denn eigentlich wollte ich von den Halkatisten sprechen. Vielleicht liegt in diesem Wort ein politisches Programm: eine Bevölkerung, die ihrem Handel und Wandel nachgeht und sich abends in stolzer Rührung an dem schimmernden Scheinbilde der nationalen Herrlichkeit erbaut, eine solche Bevölkerung ist, wenn sie mit ruhiger Konsequenz behandelt wird, nicht gefährlich. Halka ist keine Fenella, Jontek kein Masaniello. Ich begrüße jede Hebung des polnischen Wohlstandes mit Freuden; wie die polnischen Blätter behaupten, soll es ja ruchlose Menschen geben, die die Polen systematisch verelenden wollen; ich möchte sie, um es roh, aber deutlich zu sagen, viel lieber mästen. Der polnische Adel war gefährlich, das polnische Proletariat kann es werden; es gilt, eine polnische Bourgeoisie zu schaffen — sie ist ja schon im Entstehen —, die Etwas zu verlieren hat. Am Werkeltage fleißig Konkurrenz um das verfluchte liebe Brot, beim Festtagsdiner ein schnell verbrausender Gaziorekpatriotismus und von Zeit zu Zeit Fata Morgana mit obligater retrospektiver Verzückung. Deshalb ist mein Losungruf: Laßt die Polen Halkatisten werden!

Posen. Fritz Flink.

Hosted by Google

Der Weihnachtbaum.

Unten im Thal, das ein lebhafter Fluß durchrauschte, lag eine kleine Stadt und auf der Höhe darüber ein noch kleineres Dorf. In diesem Dorf lebten so wenige Leute, daß es nicht einmal einen eigenen Arzt hatte. Daher mußte der Doktor aus der kleinen Stadt hinauf, wenn oben Jemand krank war, und Das kam ziemlich oft vor, besonders im Winter, wenn die Landleute Zeit zum Kranksein haben. Dem Doktor war Das aber gar nicht unangenehm, denn er liebte die gesunde Bewegung in frischer Luft. Er machte deshalb den Weg immer zu Fuß, im Sommer wie im Winter, und so auch heute.

So beschwerlich war es aber noch nie gewesen wie an diesem Tage: auf jeden Schritt vorwärts rutschte er einen halben zurück. Das kam, weil in der letzten Nacht frischer Schnee auf den alten gefallen war, fast einen Fuß hoch, so daß der Doktor sich eine ganz neue Bahn bergan treten mußte.

Kurz vor der Höhe machte er Halt, um zu verschnaufen und sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Dabei kam er gerade vor einer schlanken jungen Tann zu stehen, die aber doch schon größer als er und auf allen ihren Zweigen schwer mit dickem Schnee bedeckt war.

„Ja, Du hast es gut!" sagte der erschöpfte Mann so vor sich hin zu der Tanne, „Du brauchst Dich nicht zu plagen wie Unsereins. Dich setzt der Herrgott hierher auf einen schönen hohen Berg, stillt Deinen Hunger und Durst mit Erde und Regen und Du hast nichts weiter zu thun, als zu wachsen. Das nenne ich ein Leben!" Dabei sah er mit seinen guten, lustigen Augen die Tanne gar freundlich an... Doch wie war ihm denn da? Klang nicht ein Stimmchen ganz leise und wimmernd just aus dem kleinen Baum heraus?

„Ei der Tausend, Das ist ja sehr wunderlich!" dachte der Doktor und stapfte noch näher heran. Da hörte er ganz deutlich: „Herr Mensch! Ach, Herr Mensch!" Ihm wurde fast unheimlich zu Muth, aber das Stimmchen klang so klagend, daß er voll Theilnahme fragte: „Was ist denn? Wo drückts Dich?"

„Ach, überall, überall. Helfen Sie mir doch, Herr Mensch! Sehen Sie denn nicht, daß der viele Schnee mich zerbrechen wird? Au! Bitte, schnell, sonst knicken mir alle meine Arme."

„Ei, sehr gern!" rief der Doktor und schüttelte schnell die vordersten Aeste, dann griff er den Stamm und stieß ihn mit Kraft hin und her. Nach wenigen Rucken war es geschehen: die Tanne stand frei, der Schneelast entledigt, im Grün ihrer blanken und zierlichen Nadeln.

„Danke schön, danke! — ah —!" sprach sie und athmete tief und hob ihre Zweige, die breiten und stärkeren unten, die feineren oben, freudig empor.

„Siehst Du, wozu so ein Doktor doch gut ist!" Er lächelte und wandte sich ab, um weiter zu gehen. Denn eigentlich war er doch ein Menschenarzt und konnte sich den Leiden eines Bäumchens nur im Vorübergehen widmen.

So schwierig der Aufstieg gewesen war, so leicht und schnell kam der Doktor vorwärts, als er aus dem Dorf zurückkehrte, denn nun ging es ja bergab. Aber er machte doch Halt, als er an der grünen Tanne vorbeikam, und fragte vergnügt: „Nun, wie gehts?"

„Au, au!" klang es wimmernd zurück.

Hosted by Google

„Was? Wieder: Au? Na, was ist denn jetzt los?"

„Ach, Herr Mensch, bitte bitte, decken Sie mich wieder zu, ich erfriere. Sie haben mich ja ganz nackt gemacht, Sie dummer Herr Mensch."

„Nanu, lieber Frennd! Erst soll ich Dich schütteln und nachher bekomme ich Schelte dafür? Weißt Du, Das ist nicht hübsch."

„Nicht hübsch? So! War es denn etwa hübsch, was Sie mit mir gemacht haben? Au, au! Also bitte!"

„Bitte? na was denn?"

„Schneien. Was sonst? Ich will wieder zugedeckt sein."

Der Doktor wußte nicht recht, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Daher schüttelte er verwundert seinen Kopf.

„Ja, schütteln! Das können Sie freilich, Herr Mensch. Sonst aber scheinbar auch nichts. Nicht einmal schneien! Da sieht mans, was es auf sich hat mit der berühmten Klugheit der Menschen."

Trotz seiner Gutherzigkeit mußte der Doktor jetzt über den komischen Zorn des Bäumchens lachen. „Mein lieber Freund," erwiderte er, „da hast Du Recht: schneien können wir Menschen nicht, auch Sonnenschein, Regen und alles Dergleichen liegt nicht in unserer Kraft. Dafür aber können wir Anderes, Vieles, so viel, daß Du mir doch nicht glauben würdest, wollte ich Dir auch Alles zu erklären versuchen"

„Das könnte Jeder sagen," knurrte die Tanne. „Ist mir auch ganz Einerlei, da es mir doch nichts hilft. Au au! au au au!"

Jetzt fing das Bäumchen den Doktor zu dauern an, und er machte sich Vorwürfe, daß er es gar so kahl geschüttelt habe. Wie hübsch sah es aus! So edel gewachsen, so tadellos grade, und Aestchen um Aestchen so regelmäßig gebildet, die Nadeln so glänzend, der Stamm so sauber und glatt, — wahrhaftig, Das wäre ein Christbaum, wie er im besten Bilderbuch nicht schöner zu sehen sein möchte. „Weißt Du", sagte der Doktor, nachdem er den rechten Zeigefinger nachdenklich an die Nase gelegt hatte, „weißt Du, ich möchte Dir wirklich gern helfen, und da ich nun einmal leider nicht schneien kann, will ich Dir einen anderen Vorschlag machen. Was meinst Du, wenn ich Dich aus der Kälte hier fortnähme, in mein Haus, und Dich in ein schönes warmes Zimmer stellte, wo Dich nicht friert, — nein, wo schöne Aepfel an Dir hängen werden, richtige Aepfel und Nüsse, goldene Nüsse, und auf allen Zweigen bunte Lichter, die heller scheinen als in der Nacht die vielen Sterne, — was meinst Du?"

Das Bäumchen war starr, aber jetzt nicht vor Kälte, sondern vor Staunen. „Herr Mensch — was sagen Sie da! Das können Sie machen?"

„Ei freilich, mein Ehrenwort darauf."

„Na, Das möcht' ich wirklich erleben! Gut, ich bin einverstanden, Herr Mensch. Also bitte, nehmen Sie mich mit."

„Ich könnte wohl, aber ich darf nicht. Weißt Du, der ganze Wald hier gehört dem König; und Du hast doch gewiß schon manchmal den alten Mann im grünen Rock gesehen? Das ist der Oberförster, den der König über alle Bäume dieses Waldes gesetzt hat, und den muß ich erst um Erlaubniß fragen, ob ich Dich haben darf. Wenn es Dir aber Ernst damit ist, daß Du zu mir in das warme Zimmer kommen und die bunten Lichte tragen willst, die Aepfel und die goldenen Nüsse, dann werde ich . . ."

Hosted by Google

„Ja doch, ja doch!“ unterbrach ihn das Bäumchen ungeduldig. „Muß man Euch Zweibeinern denn Alles zweimal sagen? Also laufen Sie, Herr Mensch, laufen Sie, sonst erfriere ich doch noch, — au, au!“

„Gut denn“, sagte der Doktor. „Es sind freilich noch acht Tage bis Weihnachten, aber wenn es Dir so sehr dringlich scheint, will ich Dich schon heute holen lassen. Auf Wiedersehen also, adieu.“

Damit ging er von dannen, und ehe er in die Stadt kam, bog er rechts ab zum Oberförster. Der brummte freilich zuerst Allerlei in den langen grauen Bart, endlich aber gab er nach, dem Doktor zu Liebe, und schickte auch gleich einen Holzknecht hinauf in den Wald. Er könne sich gar nicht irren, erklärte der Doktor dem Knecht, denn er brauche nur seinen frischen Spuren durch den Schnee zu folgen, dann werde er kurz vor der Höhe den kleinen Baum schon finden, den einzigen grünen, während alle anderen dicht mit Schnee bedeckt seien.

Und richtig: kaum hatte der Doktor mit seiner Frau und den beiden Kindern zu Mittag gegessen, als er schon den Holzknecht mit seiner grünen Last die Straße herabkommen sah. Eiligst hieß er die Kinder, die den Baum doch noch nicht sehen durften, in ihr Zimmer gehen, das nach dem Garten hinaus lag. Dann öffnete er einen kleinen dunklen Raum unter der Treppe, in dem allerlei alte Kisten und Koffer aufbewahrt wurden. In diesen ließ er das Bäumchen hineinstellen und steckte den Schlüssel der Thür, die er sorgfältig abschloß, in die Tasche. Der Holzknecht aber erhielt sein Trinkgeld und ging fort.

Dann kamen Kranke, einer nach dem anderen. Am späten Abend mußte der Doktor noch eine weite Fahrt über Land machen und auch an den folgenden Tagen hatte er so viel zu thun, daß er sich gar nicht mehr um die kleine Tanne kümmerte. Nur, wenn er auf seinem Gange in das hochgelegene Dorf oder auf dem Rückwege von dort her an der Stelle vorbeikam, wo ihre Wurzeln noch in der Erde staken, dachte er jedesmal daran, aber nur ganz kurze Zeit. Denn er hatte seinen Kopf voll von Gedanken und Sorgen, wie er seine vielen Kranken wieder gesund machen könnte.

Endlich kam der Tag heran, auf dessen Abend sich die Kinder schon Wochen lang so riesig gefreut hatten, daß sie sogar davon träumten.

Als sie nach Tisch mit ihrer Mutter ausgegangen waren, schloß der Doktor zum ersten Male wieder den dunklen Raum unter der Treppe auf und ergriff das Bäumchen, um es herauszuholen.

„So, nun komm!“ rief er ihm dabei zu. „Jetzt will ich wahr machen, was ich Dir versprochen habe.“

Statt aller Antwort bekam er einen Stich ins Auge, von einem spitzigen Zweig, so daß er das Bäumchen vor Schmerz loslassen und in die Küche gehen mußte, um sich das Auge zu kühlen.

„So, nun sei brav!“ sagte er, als er zurückkam, und faßte den schlanken Stamm von Neuem an einer anderen Stelle. Aber es ging nicht so leicht, wie er dachte: das Bäumchen sperrte sich, wollte nicht durch die enge Thür, und als er es endlich im Wohnzimmer hatte, wollte es durchaus nicht feststehen in dem eisernen Gestell, das er schon öfter zu diesem Zweck benutzt hatte und das doch so praktisch war. Endlich stand es. Und nun nahm der Doktor die Aepfel, Nüsse und Lichte, die seine Frau schon in Bereitschaft gelegt hatte, um sie an den Zweigen

Hosted by Google

theils aufzuhängen, theils mit kleinen bunten Klammern zu befestigen. Aber das Bäumchen wehrte sich, wie es nur konnte, kratzte und stach und bog seine Aeste fortwährend, bald rechts und bald links, so daß die Lichte immer wieder schief wurden. „Höre, Du willst wohl nicht, was?" rief zuletzt der Doktor ganz ärgerlich. „Warte nur, ich will Dich schon zwingen!"

Da endlich begann auch das Bäumchen, dessen kleine Stimme in dem dunklen Raum ganz eingerostet war, wieder zu sprechen. Wie erschrak aber der Doktor! Denn während alle Menschen ihn verehrten und liebten, mußte er nun auf einmal hören, daß er ein ganz schlechter Kerl sei, ein wortbrüchiger Schuft, ein ganz gemeiner Betrüger. Statt es selber zu holen, so schalt und klagte das Bäumchen, und statt es mit allen Wurzeln in das versprochene warme Zimmer zu verpflanzen, habe er es durch einen groben Holzknecht grausam abschlagen und acht Tage und Nächte in einem finstern Loche stehen lassen, wo es fast gestorben sei vor Wuth und Verzweiflung; was nütze es ihm jetzt noch, daß er es endlich in das warme Zimmer gebracht habe und mit dem bunten Kram behänge, wo es gewiß eines baldigen Todes sterben werde; denn daß es ohne seine Wurzeln auf die Dauer nicht leben könne, müsse doch wohl selbst ein Mensch einsehen.

Der Doktor war ganz blaß geworden und wollte sich vertheidigen, aber das zornige Bäumchen ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern schalt ohne Ermatten weiter. Er solle es schnell wieder dahin bringen, von wo er es hinterlistig geraubt habe, denn es wolle weiter wachsen und niemals wieder einem Menschen trauen.

Da es so Unmögliches von ihm verlangte, wußte sich der Doktor nicht anders zu retten als durch die Erklärung: daraus könne nichts werden; er habe ihm aus seiner damaligen Noth helfen wollen und geholfen, so gut er es vermochte, und wenn es nicht damit einverstanden gewesen wäre, hätte es Das damals gleich sagen müssen, — nun sei es zu spät, und wenn es sich jetzt nicht geduldig und artig schmücken lasse, werde er es in Stücke hacken und ins Feuer werfen. Diese fürchterliche Drohung brachte das Bäumchen zum Schweigen, obwohl sie doch gewiß nicht ernst gemeint war. Es seufzte nur noch einmal tief auf und ließ dann Alles ruhig mit sich geschehen, ohne sich weiter zu sperren oder zu sträuben.

„Siehst Du, nun bist Du vernünftig", sagte der Doktor, „dafür will ich Dir auch noch viel schönes Zuckerwerk an Deine Zweige hängen: so — und so — und so —. Ei, nun siehst Du wunderhübsch aus! Da werden die Kinder sich freuen."

Daß das Bäumchen nur aus Furcht und zorniger Trauer so still und geduldig war, verstand er nicht, sondern er glaubte, es habe sich aus Einsicht willig gefügt, und Das freute ihn sehr. Denn er hatte doch wirklich das Beste gewollt. Darum war er von Herzen vergnügt und pfiff dazu, als er lauter schöne Sachen auf die Tische vertheilte, was sich nur wünschen und denken ließ.

Und als es Abend geworden war und die Mama im Eßzimmer den Kindern Märchen erzählte, um ihre schreckliche Ungeduld zu bezähmen, da ging der Doktor leise in das Wohnzimmer und zündete alle die vielen bunten Lichter an dem reich geschmückten Bäumchen an, eins nach dem anderen, — und mit einem Male klingelte es laut und lustig, die Flügelthür ging auf und alle Pracht und Helle strahlte plötzlich herein, wie es im schönsten Märchen nicht herrlicher und überraschender sein kann.

Hosted by Google

Da stürmten die Kinder hinein und jubelten und klatschten in die Hände und beiden Eltern traten die Thränen in die Augen, als die Kleinen sich an sie hingen und sie immerfort küßten, da sie vor Dankbarkeit gar nicht sprechen konnten.

Auch der Kutscher kam mit den Mädchen, Alle erhielten schöne Sachen und freuten sich, da sie wußten, daß Alles von Herzen kam. Das größte Vergnügen aber machten auch ihnen die Kinder, die unter ihren Geschenken bald herausgefunden hatten, was ihnen zunächst das Schönste schien. Karl ritt auf einem großen Schaukelpferd und blies dazu beständig auf einer schmetternden Trompete, wobei alle die vielen brennenden Kerzen des Christbaumes sich in seinen leuchtenden Augen spiegelten; und Lisbeth saß auf ihrem kleinen Stuhl neben dem Baum und konnte sich nicht satt sehen an ihrer neuen Puppe mit den verschiedenen Kleidern und dem reizenden Bett, in dessen Kissen richtige weiche Federn waren. So ging es immer fort, auch als die Lichter längst herabgebrannt waren, und nach dem Abendessen durften die Kinder noch eine ganze Stunde aufbleiben. Dann ließen sie sich artig zu Bett bringen, und als die Mutter sagte, sie sollten nun schnell einschlafen und prachtvoll träumen, erklärte der kleine Karl mit Bestimmtheit: er wolle jetzt nie wieder träumen, denn schöner als so eine wirkliche Weihnacht könne ja doch kein Traum sein.

Indessen war der Doktor allein im Zimmer geblieben und lachte vergnügt vor sich hin, während er die vielen Dinge noch einmal übersah, mit denen er allen Beschenkten so große Freude gemacht hatte.

Da hörte er plötzlich die Stimme des Bäumchens, ganz leise und schwach, aber deutlich genug: „Sie, Herr Mensch!"

Er erschrak und dachte: O weh, nun bekomme ich zum Schluß des schönen Abends noch einmal Schelte von Dem da! „Was ist denn?" fragte er zögernd.

„Herr Mensch", sprach das Bäumchen, so freundlich und weich, daß der Doktor es ganz erstaunt ansah, „Herr Mensch, ich bin nicht mehr böse, ich nehme auch Alles zurück, was ich gegen Sie gesagt und gedacht habe. Denn wenn Sie mich nicht hierhergebracht hätten, würde ich ja niemals das Schönste gesehen haben, was es auf der ganzen Welt geben kann."

„Das ist sehr lieb von Dir", sagte der Doktor vergnügt. „Aber was ist es denn, das Dir so sehr gefallen hat, daß es Dir das Schönste auf der Welt zu sein scheint?"

„Wie können Sie danach nur fragen, Herr Mensch!" antwortete das Bäumchen verwundert. „Kann es denn etwas Schöneres geben als so glückliche Kindergesichter, wie ich sie heute gesehen habe? O, daß ich diese Freude sehen und gar dazu mithelfen konnte, Das macht mich so froh, daß ich mir gar nicht mehr wünschen mag, in meinen Wald zurückzukehren. Nein: so lange ich noch ohne meine Wurzeln leben kann, will ich hier stehen und mich über die lustigen Kinder freuen." Der Doktor war ganz gerührt und wollte gerade Etwas antworten, als seine Frau wieder herein kam. Da ging er auf sie zu, umarmte und küßte sie, — und dann haben sie noch lange Stunden zusammen gesessen. Er erzählte ihr die Geschichte des Bäumchens, und was es Alles gesagt habe, und sie kamen überein: der Weihnachtbaum habe ganz Recht, es gebe wirklich nichts Schöneres auf der Welt als glückliche Kindergesichter.

Freiburg i. B. Eduard von der Hellen.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Der Schatz der Armen. (Le Trésor des Humbles.) Von Maurice Maeterlinck. Verlag von Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig 1898.

Maeterlinck ist — trotz den Hausknechtsprotesten des Herrn Max Nordau in seiner sauberen „Entartung" — in Deutschland kein „Eindringling" mehr. Seine Dramen sind fast ausnahmelos ins Deutsche übertragen; vom „Eindringling" (L'Intruse) sind in den letzten vier Jahren nicht weniger als drei mehr oder minder gelungene Verdeutschungen erschienen. Der jetzt vorliegende „Trésor des Humbles" ist eine Abrechnung im Großen, „ein Rückblick auf seine dichterische Thätigkeit, eine Philosophie und zugleich Aesthetik zu seinen Dramen", wie er selbst sagt. Das Buch ist von mir ohne Berücksichtigung früherer Uebersetzungskünste ganz und einheitlich übertragen und stilisirt worden. Doch schreibe ich mir deshalb kein Verdienst besonderer Art zu; der Uebersetzer spielt gleichsam nur die Rolle der Hebamme: die Mutter bringt das Kind, der Künstler das Werk zur Welt; ihnen allein gebührt der Ruhm. Und in diesem Falle gebührt er in zweiter Linie dem Verleger und Herrn Melchior Lechter, die das Buch in einer Weise ausgestattet haben, wie wir sie bisher nur bei den besten englischen Drucken gewohnt waren. Man mag über Lechter denken, wie man will: in archaisirender Buchausstattung aber macht es ihm so leicht Keiner nach. So wird diese Ausstattung nicht allein dem Bibliophilen Freude bereiten — Maeterlinck selbst nennt sie une merveille typographique —, sondern auch dem tiefsinnig mystischen Inhalt den rechten Dunstkreis, den ihm eigenen Stil geben und den vlämischen Mystiker deutschen Lesern hoffentlich doppelt vertraut machen. Verrathen sei noch, daß Maeterlinck, der als echter Kunstmensch, wie Nietzsche, sich in eine Weltanschauung und Weltstimmung einlebt und aus ihr auch wieder hinauslebt, mit diesem „Schatz der Armen" etwas Unwiederbringliches, Einmaliges geschaffen hat; sein neues Buch, „La Sagesse et la Destinée", das neulich in Paris und (in englischer Sprache) in London erschien und das ich im März deutsch herausgeben werde, bringt eine völlig gewandelte Weltanschauung zum Ausdruck und verhält sich zum Trésor des Humbles etwa wie die Renaissance zum Mittelalter. Es ist nicht mehr theosophisch, sondern philosophisch. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Der Alkoholismus nach Wesen, Wirkung und Verbreitung. Bd. 13 der Bibliothek für Sozialwissenschaft. Leipzig 1898, Georg H. Wigands Verlag.

Jüngst hat in diesen Blättern Professor Forel seine Anschauung über die Alkoholfrage dargelegt. Seine Ausführungen beweisen, wie sehr man Autorität auf dem Gebiete der individuellen Trinkerpflege sein kann, ohne sich über den Alkoholismus als gesellschaftliches Phänomen im Klaren zu sein; denn nur so ist es möglich, daß der erfahrene Irrenarzt, in dessen Wirkungskreis allerdings die grassesten Fälle des Mißbrauches alkoholischer Getränke vorkommen, sich den radikalen angelsächsischen Abstinenzlern anschließen konnte, die uns „auch keinen Tropfen im Becher mehr" lassen wollen und von dem einfachen Appell an das

Hosted by Google

moralische Bewußtsein des Individuums, das dem Alkohol in jeder Form entsagen soll, ein vollständiges Verschwinden des Alkoholismus erwarten.

Durchaus im Gegensatz zu dieser Auffassung des Problemes stehen die Ausführungen, die ich in meinem Buch gebe. Gegenüber den Enthaltsamkeitfanatikern, die das Trinken nur als eine schlechte Gewöhnung des Menschen gelten lassen wollen, führe ich im ersten Theile, der die Wirkung des Alkohols behandelt, aus, daß die Einverleibung alkoholischer Getränke, wie der narkotischen Stoffe überhaupt, im Genußleben des Menschen eine eigenthümliche, schwerlich ganz auszumerzende Stellung einnimmt. Denn während der Mensch in der Regel sein Genußkonto aus den Wahrnehmungen, die der Außenwelt entstammen und durch Vermittelung der Sinnesorgane dem Bewußtsein übermittelt werden, bestreitet, vermag er bei Anwendung narkotischer Stoffe allein durch direkte Reizung der Großhirnrinde mittels einer chemischen Substanz sich Lustgefühle zu verschaffen, die unabhängig von den aus der Außenwelt stammenden Wahrnehmungen und von der Beschaffenheit der Sinnesorgane sind. Diese euphorische Wirkung haben in geringem Grade die Aufgußgetränke und der Tabak, in eminentem Maße aber die stark wirkenden Stoffe, wie Alkohol, Opium, Haschisch, Koka, von denen der Alkohol relativ am Wenigsten schädlich ist. Selbstverständlich bezweifle ich nicht, daß sich einzelne Individuen oder Gruppen der stark wirkenden Narkotika und damit auch des Alkohols völlig zu enthalten vermöchten: ich behaupte nur, daß die euphorische Wirkung des Alkohols so lange für die große Masse nichts von seiner Anziehungskraft einbüßen wird, als nicht die der Außenwelt entnommenen Wahrnehmungen in ganz überwiegendem Maße in der Betonung durch Lustgefühle dem Bewußtsein übermittelt werden, und daß die Menschen schwerlich in einer Zeit auf dieses Mittel verzichten werden, in der die Außenwelt für die überwiegende Mehrzahl der Individuen die Quelle so vieler und so starker Unlustgefühle ist, daß nur die Stumpfheit ihrer Sinne sie vor der Verzweiflung bewahrt.

Da die Menschen in absehbarer Zeit ein Bedürfniß nach starken narkotischen Mitteln behalten werden und von diesen Mitteln für die Völker des europäischen Kulturkreises zu ihrem Glück nur der Alkohol in Frage kommt, ist es von Wichtigkeit, die Grenzen festzustellen, innerhalb deren sich der Genuß der alkoholischen Getränke bewegen darf, ohne in Mißbrauch überzugehen. Diese Erörterung füllt neben einer zusammenfassenden Darstellung der physiologischen und pathologischen Wirkung der Spirituosen den ersten Theil aus.

Für das Verständniß des Alkoholismus als Massenerscheinung trägt sehr die Beachtung der Thatsache bei, daß das Alkoholbedürfniß ganz bestimmte, für einzelne Epochen geradezu charakteristische Formen des Trinkens gezeitigt hat. Die älteste Form, alkoholische Getränke zu genießen, ist das Trinken bei den Mahlzeiten. Aus dieser Gewohnheit entwickelt oder parallel mit ihr entstanden finden wir fast überall das Trinken bei geselligen Zusammenkünften, das sich häufig an die Formen des politischen und religiösen Lebens anschließt. In der Neuzeit verbreitet sich das gewohnheitgemäße Trinken bei der Arbeit und in den Arbeitpausen zum Zweck einer Steigerung der Arbeitleistung und zum Ausgleich einer mangelhaften Ernährung: ermöglicht durch die Herstellung des billigen, leicht transportablen und alkoholreichen Branntweins, begünstigt durch die mo-

Hosted by Google

derne Produktionweise und die Merkantilisirung der landwirthschaftlichen Produkte. Diese Formen des Trinkens haben nun für die Ausartung des Genusses alkoholischer Getränke in Mißbrauch und dessen bedenklichste Erscheinung, die Trunksucht, eine durchaus verschiedene Bedeutung; denn der Spirituosenmißbrauch entsteht selten aus dem Trinken bei den Mahlzeiten, häufiger aus dem Trinken bei geselligen Zusammenkünften, erhält aber die Bedeutung eines erschreckenden sozialen Phänomens zunächst durch die Einbürgerung des gewohnheitgemäßen Trinkens bei der Arbeit und in den Arbeitpausen.

Diese auffällige Thatsache findet ihre Erklärung in den Ursachen des Alkoholismus, die im zweiten Theile des Buches besprochen werden. Sie sind sowohl im Inneren des Menschen als auch besonders in der umgebenden Außenwelt zu suchen. Zwar sind die Individuen, die in Folge ihrer psychopathischen Konstitution trunksüchtig werden, auch ohne daß äußere Faktoren wesentlich mitwirken, zahlreicher, als man gewöhnlich annimmt, aber das eigentliche Gros der Trinker verdankt sein Leiden doch den in der Außenwelt liegenden Faktoren: dem Klima, der Rassenzugehörigkeit, der Produktionart der Getränke, den Formen des geselligen und öffentlichen Lebens, den sozialen Verhältnissen, — sei es, daß sie stark genug sind, normal Veranlagte zur Trunksucht zu bringen, sei es, daß sie belastete Individuen, die sonst vielleicht unberührt geblieben wären, mit dem Alkohol vertraut machen. Der Erörterung der in der sozialen Lage ruhenden Ursachen des Alkoholismus des städtischen und ländlichen Proletariates ist ein breiter Raum gewährt und der Einfluß der Unterernährung, der Ueberarbeit und der Unzugänglichkeit anderer Genüsse auf das Alkoholbedürfniß der Massen eingehend geschildert worden.

Der dritte Theil handelt von der Bekämpfung des Alkoholismus. Hier wird die Anschauung vertreten, daß der Appell an das Individuum, wie ihn die Temperenzbewegung als hauptsächliches Kampfmittel anwendet, zur Zeit nur eine untergeordnete Bedeutung haben kann und daß erst die in dem sozialen Elend ruhenden ursächlichen Momente des Spirituosenmißbrauches gehoben werden müssen, ehe die Belehrung des Individuums in größerem Umfange Früchte tragen kann. Zugleich ist eine kritische Darstellung der Enthaltsamkeit- und Mäßigkeitbewegung und der vom Staat unternommenen Maßnahmen gegeben worden.

Die Arbeit ist als die erste einer Reihe von sozialhygienischen Schriften gedacht, in denen die Kindersterblichkeit, die Volkskrankheiten, die Veränderungen der Körpergröße in geschichtlicher Zeit und Aehnliches in der Weise abgehandelt werden sollen, daß die reiche Ausbeute der kasuistischen Medizin mit den Ergebnissen der sozialen Wissenschaften in Zusammenhang gebracht wird. Vielleicht können diese Versuche dazu beitragen, eine bessere Erkenntniß jener Vorgänge im gesellschaftlichen Leben anzubahnen, deren Summe wir unter der zur Zeit noch sehr nebelhaften Vorstellung der Rassenvervollkommnung und Rassenentartung begreifen.

Alfred Grotjahn.

Hosted by Google

Spaniens Zukunft.

Auf die Tragoedie des Krieges ist jetzt das Satyrspiel gefolgt. Spanien hat in einem weitläufigen Vertrage seinen Kolonien auch de jure entsagt, nachdem es sie bereits de facto verloren hatte und die Hoffnung auf ihre Wiedereroberung selbst dem stolzesten Hidalgo entschwunden war. Wird das Land aus dieser größten Demüthigung, die seine Geschichte verzeichnet, heilsame Lehren ziehen? Daran ist es selbst nicht nur, sondern die ganze civilisirte Welt interessirt; denn für die internationalen Verkehrsbeziehungen der großen wirthschaftlichen Völkergemeinschaft ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob ein krankes Glied wieder gesundet oder gänzlich verfault. Wir haben die selbstsüchtige Täuschung früherer Zeiten überwunden, in denen das glücklichere Volk sich fremden Unglücks freute und mehr oder weniger versteckt seine eigene Ueberlegenheit als Mittel zur Ausbeutung des Schwächeren proklamirte. Heute versprechen wir uns den größten Nutzen von dem Lande, das die stärkste Kaufkraft besitzt und dessen Verkehr vielseitig und lebhaft ist. So ist auch nur ein durchaus kurzsichtiger Chauvinismus im Stande, sich die Passivität der französischen Technik als einen uns besonders nützlichen Dauerzustand zu wünschen. Ein im Technischen ebenbürtiger Nachbar wäre viel besser für uns. Erfindungen und Untersuchungen würden zahlreicher, der Handel lebhafter sein und das Kapital, das uns jetzt aus Paris nur in künstlichen Leitungen zufließt, würde von selbst seinen Stromlauf zu uns finden.

Die Niederlagen des böhmischen Feldzuges waren die Geburtwehen eines neuen Oesterreichs, auch wirthschaftlich; daß in Spanien Aehnliches geschehen könnte, läßt sich als Möglichkeit wohl denken Wenigstens wird die zur gedankenlosen Phrase gewordene Vorstellung eines allgemeinen Rückganges der katholischen Länder gerade durch die neuere Geschichte der habsburgischen Monarchie widerlegt. Belgien ist katholisch, wächst und gedeiht aber wirthschaftlich und kolonisirt sein überschüssiges Kapital in Hochöfen und Fabriken bis nach Rußland und China hinein. Dagegen steht das gewiß nicht pfäffisch regirte, trotz seinem Katholizismus völlig verweltlichte Frankreich wesentlich in Folge jenes unseligen Chauvinismus und Fremdenhasses still, gegen den nur wenige Patrioten die Stimme zu erheben wagen. Streng katholisch ist auch ein guter Theil unserer intelligentesten Industriellen im Rheinland und in Westfalen Man sollte deshalb, auch wenn von Spanien die Rede ist, nicht immer mit dem stereotypen „Pfaffenthum" kommen; jedenfalls lastet es nicht stärker auf dem Lande als die politischen Parteien. Aber von diesen reden die gründlichen Kenner allerdings wie von einer schwer zu heilenden Krankheit. Spaniens Retter wäre der Staatsmann, der die Nation von den Vampyren der Parteipolitik befreite, die zu Tausenden und Abertausenden ihr Mark aussaugen. Der einfache Subalternbeamte, der ein Gehalt von zwölfhundert Peseten bezieht, und der Gesandte mit hundertundzwanzigtausend sind, der Eine wie der Andere, Kreaturen ihrer Partei und, außer zu ihren zweifelhaften Amtsleistungen, zu nichts Nützlichem in der Welt brauchbar; auch die Amerikaner sind Aemterjäger, aber sie verstehen doch auch sonst zu arbeiten. Den Beamten waren bisher die Kolonien zu ihrer Nutznießung schrankenlos überlassen; diese Heuschrecken kehren nun in das Mutterland zurück, und da in Spanien die Nahrung schon genug umstritten ist, so werden wir demnächst das Schauspiel eines Kampfes auf Leben und

Hosted by Google

Tod haben. Alle Verordnungen und Gesetze, Steuereinrichtungen, Handelsverträge, Wirthschaftprojekte und Reformen werden nur von den Privatinteressen der jeweilig herrschenden Parteiclique bestimmt. Paktiren die Gegner gelegentlich mit einander, so geschieht es, um örtlich oder zeitlich den Raub zu theilen. Ein Diktator, der hier durchgriffe, würde vom Volke mit Jubel begrüßt werden; aber ist eine Persönlichkeit vorhanden, die stark genug wäre, die Macht zu ergreifen und zu behalten? Als Mexiko zum ersten Male wieder an den europäischen Kredit apellirte, schenkte ihm das Kapital ohne ethische Bedenken sein Vertrauen, weil das Land einen Mann wie Porfirio Diaz an die Spitze gestellt hatte. Genau das Selbe würde Spanien erfahren, wenn es sich entschlösse, einem starken und thatkräftigen Einzelnen zu gehorchen. Der bestehende Scheinkonstitutionalismus ist verbraucht und impotent. Männer aller Stände müßten in friedlicher Thätigkeit zusammentreten und einer Reihe von Gedanken zum Siege verhelfen, die in civilisirten Ländern einer Meinungverschiedenheit nicht unterworfen sein können. Dazu fehlt es aber — und Das macht die Zukunft des Landes so hoffnunglos — weniger an Selbsterkenntniß als an moralischem Muth.

Einen charakteristischen Beweis dieser heillosen Gleichgiltigkeit hat der Verlauf des Krieges selbst geliefert; ich führe Das an, weil das Mißtrauen der Hochfinanz besonders durch die Thatsache verschärft wurde, daß diese Kämpfe nicht ein einziges Beispiel technischen Könnens oder patriotischen Wollens erbracht haben. Ein so unrühmliches Verhalten hatte Niemand erwartet, konnte auch Niemand erwarten, der auf die spanische Geschichte zurückblickte. Dagegen konnten an dem endlichen Ausgang des Duelles zwischen einer jungen und einer alternden Volkskraft nur Romantiker zweifeln. Nicht die größeren Geldaufwendungen haben entschieden — denn Spanien hat Jahrzehnte hindurch für Flotte und Armee unvergleichlich mehr als die Union ausgegeben —, sondern die überlegene Technik der Amerikaner und die hingebende Anspannung, die zu den Gewohnheiten des spanischen Volkes allerdings in unvereinbarem Gegensatz steht.

Eigentlich arbeiten in Spanien nur die Katalonen, der Stamm, der schon seit dreihundert Jahren nach Selbständigkeit strebt. Sie haben eine ausgezeichnete Industrie geschaffen und von ihrer Tüchtigkeit zehren alle anderen Provinzen. Die Trägheit im übrigen Spanien scheint um so mehr auf untilgbarer Gewohnheit zu beruhen, als der Spanier körperlich mäßig und nüchtern lebt. Wie kann aber in dem allgemeinen Wettbewerb heute ein Volk bestehen, in dem die Köpfe nicht den Händen Arbeit geben? Dabei sind die natürlichen Vorzüge des Landes, vor Allem seine Eisen- und Kohlenschätze, so gewaltig, daß es in der ersten Reihe der modernen Industriestaaten stehen könnte. Wenn Spanien mit seinen nur siebenzehn Millionen Einwohnern die ungeheuren Kosten des hoffnunglosen Kampfes leidlich zu tragen im Stande war, so dankt es Das vor Allem seinen Bergwerken, von denen noch dazu bisher nur der geringere Theil ausgebeutet wird. Ein gesteigerter Export wäre auch in Südfrüchten möglich, da die spanischen Citronen und Orangen den italienischen entschieden überlegen sind. Wenn Deutschland diese spanischen Waaren, gleich den italienischen, mit vier statt mit zwölf Mark Zoll besteuerte, so würden Valencia-Orangen sofort die sizilische Frucht verdrängen. Eine günstige Behandlung des spanischen Exportes nach Deutschland scheiterte aber bisher daran, daß die katalonischen Fabrikanten eine Zollbindung

Hosted by Google

auf zehn Jahre verlangten. Bedenkt man, daß Spanien im Jahre 1897 nach den Philippinen nicht weniger als achtunddreißig Millionen Werth an Waaren ausgesandt hat, so beweist diese Thatsache doch, daß seine Industrie leistungfähig ist. Sehr schlimm steht es natürlich jetzt um den Weinabsatz. Das Land hat nach der französischen Phylloxerapest dem Anbau eine Ausdehnung gegeben, daß es ganz Europa versorgen könnte; es hat sich außerdem klug dem Geschmack der Nachbarn angepaßt, — der Spanier selbst trinkt bekanntlich wenig oder gar keinen Wein. Man kann es den Franzosen aber auch nicht verdenken, daß sie ihre eigene Weinproduktion, besonders die in Tunis und Algier, zu schützen suchen.

Wenn nur die spanische Verwaltung besser wäre! Was ein tüchtiger Beamter nützt, wird aber von drei anderen wieder verdorben. Die Steuerbasis und die Veranlagung sind mangelhaft, die Steuermißstände sind größer als in jedem anderen Lande, außer in der Türkei. Auch die Zölle werden unregelmäßig erhoben; sonst könnten sie viel mehr einbringen. Nicht anders ist es mit der steueramtlichen Behandlung des Reisegepäcks, — und so fort bis ins Kleinste. Dabei herrschen Formalismus und eine endlose Weitläufigkeit, die sich freilich mit dem Prinzip der Beamtenpfründen nur zu gut vertragen. Was kostet allein die Couponeinlösungstelle in Berlin, die mit ihrem starken Personal im Grunde ganz überflüssig ist! Als man diese feierliche Einrichtung in der Reichshauptstadt schuf, war der spanische Finanzminister davon unterrichtet, daß in Berlin Extérieurs kaum vorhanden sind. Gegen ein Achtel Prozent hätten Mendelssohn oder die Darmstädter Bank die kleine Mühe der Couponeinlösung gern übernommen. Man zog aber eine offizielle Finanzvertretung vor. Und die Folge? Die berliner Börse fixte Extérieurs. Ein solches Beispiel sträflicher Geldvergeudung läßt tausend andere Verschleuderungen ahnen.

So gesund daher das Land in sich ist: bei der herrschenden Mißwirthschaft läßt sich eine wirkliche Besserung kaum erhoffen. Deshalb kann die spanische auswärtige Schuld noch nicht einmal bei einer Zinsreduktion von vier auf drei Prozent als gut fundirt bezeichnet werden. Eine neue Milliardenanleihe im Auslande wird aber kommen, nicht, weil Spanien seinen Geldbedürfnissen bei sich nicht genügen könnte — dazu hat man ja im schlimmsten Fall die Notenpresse —, sondern zur Regulirung seiner Valuta. So lange nicht Gold in großen Beträgen eingeht, vielmehr die jetzige Papierwirthschaft fortdauert, muß die Regirung im Ausland fast Alles um fünfzig Prozent zu theuer bezahlen. Eine erhebliche Herunterſetzung des Agios müßte der erste Schritt zu einer Verbesserung der Lage sein.

Was die Verhandlungen mit Anleihesyndikaten betrifft, so halte ich alle Depeschen, die seit Wochen darüber von Paris versandt werden, für unzuverlässig. Nirgends besteht in Bankkreisen Neigung zu ernsthaften Verhandlungen. Spanien muß mit den Kuba-Gläubigern akkordiren, ehe es Aussichten auf die Kotirung einer neuen Anleihe hat. So lange aber die Akkordrate, die man von Madrid aus anzubieten gedenkt, noch unbestimmt ist, läßt sich der spanische Gesammtetat überhaupt nicht beurtheilen und von Verhandlungen kann nicht die Rede sein.

Beim Ausbruch des Krieges wurde in „feinen" Cirkeln bei uns mancher Korb Sekt verwettet: wer würde der Sieger und wer der Besiegte sein? Die Verlierenden waren überwiegend aktive und Reserve-Offiziere, die glaubten, monarchische Institutionen und ein ständiges Heer müßten den Spaniern den Sieg über die republikanischen Yankees sichern. Sie haben den Sekt verloren. Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

Der neue Reichstag hat von seines Wesens besonderer Art dem deutschen Volk eine erste, erquickende Probe gegeben. Sechs Tage lang waren die Empfänger der Wahlweihen im Wallotbräu versammelt, sechs Tage lang wurde vom Bundesrathstisch, von der Tribüne und von den Plätzen des Hohen Hauses geredet, geflötet, gewinselt, gewettert, — dann bewahrten die Weihnachtferien uns vor weiteren Lungenleistungen. Die ersten Tage jeder neuen Session gehören nach altem, geheiligtem Brauch allgemeinen Erörterungen, die sich an die Etatsberathung knüpfen; und man könnte sich vorstellen, daß kluge, selbständig denkende Leute aus allen Lagern und Gruppen bei dieser Gelegenheit allerlei ernste und nützliche Wahrheiten aussprächen. Jetzt haben wir nur noch einmal gehört, was seit Monaten bis zum Ueberdruß in den Parteiblättern zu lesen war, haben es in rhetorischen Formen gehört, die durch sich selbst keine Minute Aufmerksamkeit gewinnen konnten. Herr Eugen Richter ist ganz sicher ein guter, wirksamer Redner und ein in seiner Sehweite zwar durch Scheuklappen begrenzter, auf seinem engen Spezialgebiet aber erfahrener und sachkundiger Politiker, dem auch der Tribunenmuth und die Rücksichtlosigkeit des nicht nach Beförderung langenden aufrechten Mannes nicht fehlt. Im Lauf der Jahre ist er aber immer mehr zum Journalisten geworden, der am Eintagsmaßstab den Werth und die Bedeutung der Dinge mißt und gar nicht fühlt, wie falsch sein papiernes Pathos schon nach ein paar Wochen klingt, klingen muß. Er hat sich gewöhnt, im Reichstag das Wesentliche aus den Leitartikeln zu wiederholen, die während der eben verstrichenen Monate in seiner Freisinnigen Zeitung erschienen sind, — und dem von ihm gegebenen Beispiel folgen dann, weil es bequem ist, willig die Führer der anderen Parteien. So wurde uns über den Fall Lippe, die Militärvorlage, die Orientreise des Kaisers, die Provinzialpolitik des Herrn von Köller, über die sogenannte Zuchthausvorlage und andere Gegenstände der kümmerlichen Tagespolitik des Deutschen Reiches nur die alte Zeitungweisheit wieder vorgesetzt, an der wir uns längst den Appetit gründlich verdorben haben. Können gescheite Leute wie die Herren Richter, von Kardorff, Bassermann, Fritzen, Bebel und von Vollmar nicht Besseres, Lohnenderes leisten? Die Herren müssen gestatten, daß ihnen einmal offen gesagt wird: So geht es wirklich nicht weiter. Wir haben eine Presse, deren Nichtigkeit man sich fast schon zu tadeln schämt. Wenn die Matadore des Deutschen Reichstages von dieser Presse geistig abhängig sind, dann brauchen sie sich nicht erst auf Reichskosten nach Berlin zu bemühen. Ob ihr Präsident es für anständig hält, in Kürassieruniform zu paradiren, ob ihr erster Vicepräsident den Frack eines reußischen Kammerherrn anzieht: darauf kommt es nicht an; wichtig ist nur, daß im deutschen Parlament ernsthaft gearbeitet und selbst gefundenen Gedanken zu klarem, überall vernehmbarem Ausdruck verholfen wird. Graf Posadowsky findet, im Deutschen Reich sei Alles aufs Beste bestellt, und erzählt von den Freiheiten, deren wir uns erfreuen, Weihnachtmärchen, die Klippschülern hold in die Ohren klingen mögen. Ihm mußte von der Opposition so derb und so deutlich geantwortet werden, daß er sich bewußt wurde, vor erwachsenen Männern zu stehen, und künftig nicht mehr wagte, mit solchen Boettichereien aufzuwarten. Das ist nicht geschehen. Herr von Bülow plauderte wieder sehr nett und bot sorglich gesammelte Gleichnisse, aber er schuf von der internationalen Lage und von Deutschlands Machtstellung ein Bild, das der Wirklichkeit ungefähr

Hosted by Google

so ähnlich ist wie ein liebenswürdiger Causeur und Legendenersinner einem ernsten, schöpferischen Staatsmann. Das Hohe Haus aber lauschte dieser Feuilletonweise entzückt und schien bereit, mit Candides Hofmeister zu glauben, daß wir in der besten der Welten leben. Unter solchen Umständen ist es nicht gerade schwer, die Politik der Verbündeten Regirungen zu vertreten; aber es ist auch nicht wunderbar, daß sich nach dem Wiedersehen im Volk nur der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl erneut hat. Es sieht fast so aus, als wollten Würdenträger und Volksvertreter einander an Gedankenlosigkeit überbieten: nirgends ein fruchtbarer Gedanke, nirgends ein Gefühl für das Bedürfniß der Zeit, eine leidenschaftliche Aufwallung gegen die Kurzsichtigkeit und Stümperei, die heute am Steuer sitzt. Interessant war eigentlich nur die Haltung des Centrums. Die guten Leute, die immer noch hofften, diese Partei in der Opposition zu sehen, müssen sich von solchem schönen Traumgebilde nun endlich wohl trennen. Nicht die Betriebsamkeit des Herrn Kopp, auch nicht die Schenkung der Dormition hat den Wechsel bewirkt: die katholische Bourgeoisie ist eben des kirchlichen Haders müde und denkt, da auch in ihr die Profitsucht stärker ist als der fromme Glaube, nur noch daran, den politischen Vortheil, den die Geschlossenheit ihr giebt, wirthschaftlich auszunützen. Die Einschwenkung konnte geistvoller geleitet werden, als es der ölige Herr Lieber vermag: gegen die Macht der Thatsache hätte selbst Windthorst sich vergebens gestemmt. Für eine kurze Zeitspanne werden die regirenden Herren nun ein gutes, ruhiges Leben haben; die katholische Industrie- und Händler-Bourgeoisie wird ihnen, um die evangelischen Konkurrenten zu unterbieten, Alles, was sie verlangen, bewilligen, — Alles, für Flotte und Heer, und sie werden, da wir eine ernst zu nehmende konservative Partei nicht haben, nur noch gegen die mürb werdenden Sozialdemokraten zu kämpfen brauchen. Vielleicht erlebt erst die nächste Generation, was bei solcher Wirthschaft herauskommt; vielleicht können wir selbst bald schaudernd die Früchte sehen, die dem irrlichtelirenden Schalten und Walten von heute entkeimen müssen. Jedenfalls werden die Männer, die im Reichstag sitzen, ihr Verantwortlichkeitgefühl eifrig zu schärfen haben: wenn sie fortfahren, wie sie begannen, wird kein Holzpapierlob sie von der Sündenlast befreien können, die sie, leichtsinnig frevelnd, sich selbst aufgebürdet haben, und sie werden die ihnen empfindlichste Strafe erleiden, daß kein verständiger Mensch ihres Geredes Spur künftig noch in der Zeitung sucht.

* * *

Der Verfasser des Aufsatzes „Aus Hebbels Nachlaß" bittet um Aufnahme der folgenden Zeilen: „Leider ging ein Nachtrag, den ich brieflich geschickt hatte, auf der Post verloren, so daß bei der auf Seite 333 mitgetheilten ‚Widmung' die Angabe fehlt, sie sei von Emil Kuh, als für ‚Mutter und Kind' bestimmt, schon abgedruckt worden. Aus den mir von der Wittwe des Dichters jetzt gütigst zugänglich gemachten ungedruckten Briefen an sie ergiebt sich, daß Hebbels Epigramm ‚Storch und Adler' (Seite 330) auf der Rückreise aus Wilhelmsthal im Jahre 1862 entstanden ist, während er die berühmte ‚Meß-Musik in der dresdener katholischen Kirche' anhörte. Am zehnten August 1802 theilt er in seinen gleichfalls noch ungedruckten Briefen an seinen Verleger Lange ein älteres ‚furchtbares Epigramm' gegen die ‚verrückte Produktionart' des Dramatikers Klein mit:

Will Euch die dumme Kugel-Form denn gar nicht aus dem Kopf?
Ich kenne eine höhere: es ist der Weichsel-Zopf!

Lemberg. Professor Dr. Richard Maria Werner.

* * *

Hosted by Google

Die Leiter der Rheinischen Stahlwerke wünschen, daß, als Entgegnung auf einen Artikel Plutos, hier mitgetheilt werde: der Antrag, ihre Aktien in Brüssel einzuführen, sei von einem ihnen fern stehenden berliner Herrn gestellt und in der Aufsichtrathsitzung vom achten Dezember abgelehnt worden.

* * *

Die preußische Regirung hat während der letzten Wochen, besonders in Nordschleswig, fremden Staaten angehörige Bürger, meist also Dänen, in größerer Zahl, als es bisher üblich war, ausgewiesen. Dem den Verhältnissen fern Stehenden ist es sehr schwer, zu entscheiden, ob diese Ausweisungen nöthig waren und nützlich sein werden; zur Beantwortung dieser Frage gehört die genaueste Kenntniß lokaler Zustände und Stimmungen. Daß manchmal auch der freieste Staat gezwungen sein kann, im Interesse seiner Selbsterhaltung von seinem Hausrecht den strengsten Gebrauch zu machen, wird kein ernsthafter Mensch bestreiten. Es ist thöricht, die Ausweisungen zu tadeln, weil sie vielleicht ein paar Händlern, an denen die Dänen jetzt Rache zu nehmen suchen, Nachtheile bringen — lange wird das erregte Nationalgefühl den Profitsinn der dänischen Kaufleute nicht herrisch lenken —, und es ist noch thörichter, die alte liberale Litanei anzustimmen und rührsam von der Würde des freien Mannes zu flennen. Wenn ein Fabrikant den Betrieb einschränkt oder, unter dem Beifall der Vollen und Ganzen, ungeberdige Arbeiter in Haufen aussperrt, so richtet er viel mehr Unglück an, als Herr von Köller in seinem Bereich durch die äußerste Ungeschicklichkeit je anzurichten vermöchte. Für den ruhigen Beobachter ist eine bündige Entscheidung einstweilen noch nicht möglich; sie wird erst gefällt werden können, wenn die Regirung die Gründe bekannt gemacht hat, die zu der Maßregel führten. Ganz im Sinne der liberalen Deklamationen hat sich über die Sache der berliner Professor Hans Delbrück in seinen Preußischen Jahrbüchern ausgesprochen und der Herr, der als stellvertretender Vorsitzender des Vereins Berliner Presse wahrscheinlich auf den Beifall seiner Vereinsgenossen hohen Werth legt, hat die freisinnigen Tyrannen im Uebereifer noch übertyrannt: nach seiner Ansicht muß Deutschland sich durch die Ausweisungen den Haß und Abscheu der gesammten Kulturmenschheit zuziehen. Darüber ist im Ernst nicht zu reden. Auch ist die Persönlichkeit des Herrn Delbrück den Lesern der „Zukunft" zu gut bekannt, als daß es nöthig wäre, sie hier noch einmal zu charakterisiren. Aber der Herr mag sein, wie er will: die im Reichsanzeiger verkündete Nachricht, gegen ihn sei ein Disziplinarverfahren eingeleitet worden, muß immerhin Befremden erregen. Es ist das gute Recht jedes Professors im Allgemeinen und des Herrn Hans Delbrück im Besonderen, zu schreiben und drucken zu lassen, was ihm beliebt; strafbar wird er nur, wenn er gegen bestehende Gesetze sündigt. Es ist unklug und unmodern, den Professor die Thorheiten büßen zu lassen, die der Schriftsteller im politischen Kampf begangen hat.

* * *

In England ist Sir William Harcourt von der parlamentarischen Leitung der liberalen Partei zurückgetreten. Die Zeit des begabten, aber eitlen und unverträglichen Mannes, der ganz in gladstonischen Anschauungen lebt, ist um. Noch ist der Erbschaftstreit der Diadochen nicht entschieden und man weiß nicht, ob Herr Asquith, der zum Staatssozialismus neigende Freund Roseberys, oder John Morley an Harcourts Stelle treten wird. Wahrscheinlich wird ein Vertrauensmann des müden Lords Rose-

Hosted by Google

bery die schwere Aufgabe übernehmen, die zerbröckelnde liberale Partei auf neuer Grundlage zu rekonstruiren. Und dann wird sich die hier schon früher angedeutete Möglichkeit bieten, die liberalen Imperialisten mit der großen Gefolgschaft Chamberlains zu einer neuen starken Nationalpartei zu vereinen. Von Homerule für Irland ist nicht mehr die Rede und so kann unter dem Banner des Imperialismus, dem Rosebery nicht minder gern als Joseph Chamberlain folgt, die Sammlung versucht werden, die nöthig ist, wenn das englische Parteileben nicht in veralteten Formen erstarren und zu kontinentalen Mißbildungen versteinern soll.

* * *

Aus Konstantinopel wird telegraphirt, die türkische Regirung habe mit einer italienischen Schiffswerft in Genua einen Vertrag zum Umbau von Kriegsschiffen abgeschlossen. Wahrscheinlich haben wir darin einen der gewaltigen wirthschaftlichen Erfolge zu erblicken, die den gläubigen Deutschen als Resultate der Orientreise des Kaisers und der dadurch geschaffenen günstigen Stimmung des edlen Sultans in Aussicht gestellt wurden. Daß ein russischer Großfürst in Konstantinopel mit Monarchenehren empfangen wird und daß Prinz Georg von Griechenland gegen Deutschlands Wunsch als Triumphator in Kreta einzieht, vervollständigt das schöne, die Anbeter unserer südeuropäischen Politik gewiß hoch erfreuende Bild.

* * *

Kleine, nur scheinbar unbeträchtliche Symptome zeigen, daß die Intimität zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland immer zärtlichere Formen annimmt. Ob der stets vergnügte, stets zuversichtlich in die nahe und ferne Zukunft blickende Staatssekretär von Bülow diese Dinge auch nur der Beachtung würdigt? Jetzt ist auf den Posten des österreichischen Botschafters am petersburger Hof Herr von Aehrenthal berufen worden, der, schon als er in Petersburg unter Werder Botschaftrath war, bei den Russen als der weitaus fähigste unter allen fremden Diplomaten galt und der seitdem in Bukarest Gelegenheit hatte, die Balkanverhältnisse gründlich kennen zu lernen. Diesem schlauen Herrn, der sich gewiß bemühen wird, für sein Heimathland in der Stille alle erdenklichen Vortheile herauszuschlagen, haben wir leider nur den Fürsten Radolin an die Seite zu stellen... Bismarck pflegte zu sagen, er habe nie geglaubt, welche Summe von Unfähigkeit in der deutschen Diplomatie zu finden sei, wenn man nur ordentlich suche, — nie, nicht einmal in der Zeit seiner frankfurter Bundestagsskepsis. Aber wir haben ja in allen Fährlichkeiten den beseligenden Trost, daß der überaus treffliche Abd ul Hamid, der hehre Protektor der Christenschlächter, dem Deutschen Reich in unwandelbar treuer Freundschaft zugethan ist.

* * *

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der als Kanzler des Deutschen Reiches der einzige dem Parlament verantwortliche Beamte ist, hat es für passend gehalten, wärend der ersten Reichstagsdebatten auf zwei Tage zur Saujagd nach Springe zu reisen. Er wurde deshalb heftig getadelt. Mit Unrecht. Der alte Herr hat wohl längst einsehen gelernt, daß es für das Deutsche Reich vollkommen gleichgiltig ist, ob er in Werki, Aussee, Berlin oder Springe weilt. Im Reichstag aber sollte von allen Parteien einstimmig der zeitgemäße Antrag unterstützt werden: „Artikel 15 der Reichsverfassung ist aufgehoben. Amt und Gehalt des Reichskanzlers fallen künftig fort. Die Geschäfte des Kanzlers werden, so weit es nöthig ist, vom Chef des Civilkabinets Seiner Majestät des Kaisers im Nebenamt besorgt."

* * *

Hosted by Google

Ueber die Saujagd bei Springe, der auch der Kanzler des Deutschen Reiches beizuwohnen für nöthig hielt, wird in höfischen „Informationen" zugänglichen Blättern berichtet: „Die Einbringung der Sauen in die Kammern geschah in den letzten Tagen; die Zahl der zum Abschuß bestimmten Thiere beträgt ca. 400, an Damwild 78 Stück. Pünktlich um zwei Uhr mittags fiel der erste Schuß und bereits nach fünf Minuten hatte der Kaiser drei prächtige Keiler auf der Strecke liegen. Schuß auf Schuß hallte durch das Thal und das Echo tönte sie wieder zurück von den hohen Felsen des Drakenberges. Jagdsignale erschallten, die Meute, unter Führung des Hofjägers Delion vom Thiergarten, zog durch das Revier und laut erschallte das ‚Hü, ho, hü' der zahlreichen Treiber, — ein echtes, fröhliches Jagen, eine wahrhaft königliche Jagd. Die Sauen waren in vier Kammern eingestellt, und zwar 46 Sauen in der Kaiserkammer, 40 in der Fürstenkammer und der Rest, insgesammt 139 Stück, in den beiden Kavalierkammern. Der Kaiser zeigte sich wieder als ausgezeichneten Schützen und das Resultat seiner Strecke giebt einen glänzenden Beweis für die Treffsicherheit des Monarchen. Um drei Uhr, also nach Verlauf einer Stunde, waren die Kammern leer und die Signale ‚Sau tot' und ‚Jagd vorbei' wurden von der Jägerei geblasen und tönten von Hand zu Hand weithin über die Berge. Der Kaiser begab sich hinunter auf den Fahrweg, der das Thal in seiner Länge durchschneidet, wo die Strecke zusammengetragen wurde. Hier lagen vor dem Stande des Kaisers 40 grobe Sauen, die von der Büchse des Monarchen den Todesschuß erhalten hatten. Zwei der schwersten Sauen, die ausgezeichnete Gewehre (Hauer) und einen charakteristischen Kopf hatten, ließ der Kaiser für sich reserviren, da sie ausgestopft werden sollen; diese Thiere wurden mit einem silbernen Schilde W. II. versehen." Wie viele Sauen hat Onkel Chlodwig geschossen?

* * *

Der sechzehnjährige Kronprinz von Preußen, der während der Weihnachtferien bei seinen Eltern im Neuen Palais wohnt, möchte gern ins berliner Hoftheater gehen und sein Vater hat ihm erlaubt, den Spielplan der Festwoche selbst zu bestimmen. Das ist hübsch und kann keinen zahlenden Zuschauer ärgern; denn erbärmlicher, als es seit dem Beginn dieses Theaterjahres war, kann das Repertoire unserer Hofbühnen überhaupt nicht mehr werden, auch wenn es von einem Sextaner festgesetzt wird, und ein sechzehnjähriger, normal entwickelter Knabe hat gewöhnlich noch zu viel Geschmack und Kunstandacht, um sich an den elenden Farcen zu erfreuen, mit denen das Schauspielhauspublikum fast täglich bewirthet wird. Der junge Herr hat nun den Wunsch ausgesprochen, Goethes „Iphigenie" zu sehen. Diese — nicht gerade wichtige — Thatsache wird im Kleinen Journal mit den Worten glossirt: „Dem Wunsch des Kronprinzen wird selbstverständlich entsprochen werden. Für die große Oeffentlichkeit ist es immerhin von Interesse, diesen Blick auf die geistige Entwickelung, auf den Bildungsgang und die literarischen Neigungen des Kronprinzen thun zu können, und man wird mit Freude den feinen und abgeklärten künstlerischen Geschmack begrüßen, der sich in der Wahl gerade dieses unsterblichen Meisterwerkes offenbart. Eine Jünglingsseele, die sich für ‚Iphigenie' begeistert, muß von allem Hohen und Schönen durchschauert sein und diese kleine Episode offenbart abermals zu hoher Freude, daß die Saat, welche Eltern und Lehrer in das Herz des einstigen Trägers der deutschen Kaiserkrone gesät, zu schöner Blüthe aufgegangen ist." Es giebt also noch mannhafte Patrioten in Berlin.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 31. Dezember 1898.

Schäfer Thomas.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!
Goethe.

Draußen, weit hinter Tempelhof, traf ich ihn, spät am Abend. In der großen Stadt begrüßten sie das Nahen der Weihnacht und die Reichen, Christen und Juden, saßen bei üppigen Schmäusen, um feiernd die Stunde heranzuwachen, da in der Krippe einst der milde Befehder aller Wohlhäbigen und Satten den ersten Kinderschrei that. Das elektrische Licht an den Riesentannen der Thiergartenstraßenpaläste lockte mich nicht; wozu der alten, längst schon banalen Wahrheit noch heute nachsinnen, daß der Erfolg die Menschen von Durchschnittswuchs stets verführt, sogar vor dem Todfeinde von gestern anbetend zu knien, wozu die friedliche Nacht mit dem Spott darüber versäuern, daß gerade der größten Menschheitfeste ursprünglich reiner Sinn fast immer im Lauf der Zeiten verfälscht und verpöbelt wird? Mögen die Jobber bei Sterlet mit Austernsauce, bei Belugacaviar und Ayala die Geburtnacht des Zimmermannssohnes feiern, der ihrem Stamm, ihrem Glauben und irdischen Trachten bis übers Kreuz hinaus Fehde schwur, mögen feiste Bänker und schlaue Konjunkturenwitterer ihre lieblos gewählten und freudlos empfangenen Zifferngeschenke austauschen, mag der Krönungtag der einfältig Armen zum Luxusfest protziger Börsenborgias werden, die aus ihrer Kinder jungen Herzen jeden Keim phantastischer Gestaltungskraft jäten: auch im Reich der Prince Henri-Aktien, der anatolischen Bahnen

Hosted by Google

und Schuckert Transaktionen kann die holde Legende noch zu silberner Reife erblühen, auch in Parvenupolis, im Weichbilde der gewaltigsten Industriestadt des Kontinentes bleibt für ein stilles, vom Dämmerlicht schlichten Glaubens spärlich beleuchtetes Bethlehem noch ein schmaler Raum. Man muß es nur zu finden wissen. Der Weg führt in die Vorstädte; und das Auge, dem sich der Himmel erschließen soll, muß aufmerkend am Erdgeschoß hoher Häuser haften. Durch den dunstigen Raum, wo beim Flackerschein einer schlechten Petroleumlampe die früh welke Plätterin am Bügelbrett steht und ab und zu aus dem spitzen Gesicht einen frohen Blick auf ihr — am Ende nicht einmal legitimes — Kind wirft, das unter dem mit billigem Tand geputzten Tannenbäumchen die neue Holzpuppe im mageren Arm wiegt, schwebt die rechte Weihnachtstimmung; und wer da die Augen schließt und die Ohren spitzt, Der kann fern im galiläischen Stalle Ochslein und Eselein freudig brüllen hören. Und wenn man die große Lärmstadt ganz im Rücken hat und in die Vorörtchen kommt, wirds manchmal noch festlicher. In Tempelhof flimmerten die winzigen Tännchen gar lustig, aus der Kirche klang ein Choral auf die lautlose Landstraße, am dunklen Horizont glänzten die Lichter der Stadtbahnzüge gleich röthlichen Blutmalen und ein verspätetes Häschen lief hastig und doch ohne Furcht mit gesenkten Löffeln über den Weg, so keck, als wüßte es, daß ihm in der Weihnacht kein Flintenlauf droht. Dann kamen kahle Felder, kahle Bäume, eine massig aus der Finsterniß ragende Mühle; märkischer Winter, — einer von der sanften Art, der uns die Schauer körnigen Eises einstweilen noch gnädig erspart. Auf dem kleinen Kirchhof hinter dem Dorf schleicht eine ältliche Frau beinahe gespenstisch mit einer Laterne umher, deren Licht die kargen Reste des rothen Laubgewindes seltsam bestrahlt; wohl der Weihnachtbesuch eines Grabes, das Liebes birgt ... Und noch weiter hinter Tempelhof kam er im flachen Gelände an der Spitze seiner Heerde langsam einhergewandelt. Der breite Hut verdeckt mit der grauen Krempe die Augen; man sieht eigentlich nur den langen, struppigen Barbarossabart und die an Rübezahls Neckgestalt mahnende Hakennase. Den riesigen Schäferstab trug er diesmal unterm Arm, die gichtisch verkrümmten Finger strickten, wie stets, an dem langen Strumpf, der bis zum Tage Sankt Silvesters fertig sein muß. Schäfer Thomas weidet immer nur nachts. In seiner Heerde giebts kein helles, vergnügtes Geläut; sein Leitthier sieht so friedlich aus wie das fromme Schaf der Heiligen Agnes und seinen schneeweißen Spitz hat noch kein Menschenkind je bellen gehört.

Hosted by Google

Er war gar nicht erstaunt, um diese Stunde noch einem wildfremden Ausfrager zu begegnen. Auch nicht eigentlich, nach großer Herren Art, zugeknöpft. Vielleicht hatte er schon von den Interviewern des Berliner Tageblattes und des Lokalanzeigers gehört, die so beredt zu erzählen wissen, was Herr Kainz und Fräulein de Mérode auf des flachen Busens Grunde über die wichtigsten Fragen der Zeit und der Ewigkeit an tiefen Gedanken bergen, und sich mählich so in weltstädtische Sitte geschickt. Er lächelte nur ein Bischen, knöpfte den langen kaffeebraunen Rock auf, sah nach der dicken Tombakuhr, pfiff seinem Hunde und setzte sich dann an den Rand eines schmalen, dünn rieselnden Feldraines. Der Spitz, der mit Schweif und Pfoten erst um ein Stück Zucker gebeten hatte, kauerte nun still neben ihm, mit müd blinzelnden Augen, und auch die Heerde machte sichs bequem: schwarze Böcke und weiße Schafe lagen in bunter Reihe neben einander, daß es wie ein zierlich abgetheiltes Schachbrett zu sehen war. Der Alte nahm einen langen Schluck aus einer Lederflasche; nur zur Labung, denn ihn schien nicht zu frösteln. Mir verscheuchte die Neugier das Kältegefühl; ich stand vor dem Ruhenden und wartete, bis der Prophetenmund sich aufthun würde. Endlich hub er zu sprechen an; und was er sagte, habe ich, so gut es im Dunkel eben ging, sorgsam aufgezeichnet und bringe es nun unter die harrenden Leute.

* * *

„Ganz genau weiß ich diesmal selbst nicht, wies werden wird. In der Ferne zieht sich was zusammen, in Osten und Westen, und wenn der Schnee schmilzt... Doch mir fehlt, mit dem wissenschaftlichen Komfort der Neuzeit, auch die Allweisheit Eures Falb und ich kann deshalb heute noch nicht aufs Jtüpfelchen sagen, wann die kritischen Tage erster Ordnung dämmern werden. Von dem Verhalten der lieben Deutschen wird viel abhängen. Versuchts doch wieder einmal mit Bleigießen in der Silvesternacht. Das wird ja noch immer gerühmt.“ Er lachte leis; es klang, wie wenn durch uralte Wipfel nächtens ein Windhauch streicht. Der Hund hob den Kopf, legte ihn aber, da er sah, daß an Aufbruch noch nicht zu denken war, lautlos wieder auf die gekreuzten Pfoten. „Allerlei Zeichen sind ja bereits sichtbar, gute und schlimme; schlimme besonders. Und wer, wie ich, schon ein Weilchen mitläuft und sich den verdummenden Menschendunst vom Leibe hält, wer keine Zeitungen liest und mit der klugen Natur auf gutem Fuße steht, Der kann Einiges ahnen, Manches auch schon deutlich erkennen. Doch allwissend bin ich, wie gesagt, nicht; sonst wäre ich unter die Leute gegangen, die

Digitized by Google

Meinungen machen, und spräche an jedem Morgen und Abend über alle Welthändel mein gewichtiges Wort, dem Hunderttausende gläubig lauschten. Bin nur ein armer Schäfer, den die Hochgebildeten verlachen, und muß mich wohl gar geehrt fühlen, da ein Büchermensch meine Ansicht zu hören wünscht. Frage nur, Schreiber; wenn ichs vermag, will ich die Antwort nicht weigern. Eitel bin ich nicht: sollte ich irren, so gehts in Einem hin. Der sogar, dessen Geburt sie heute beim Lichterglanz feiern, hat seinen wunderschönen Traum ja bis jetzt noch nicht verwirklicht gesehen. Und Der war doch groß, war von oben erleuchtet und, da er seine Lehre bis ans schwere Ende lebte, der Anbetung aller im Staub Geborenen würdig." Er nahm den Hut ab. Eine Minute lang sah man die mächtigen, dick umfurchten Augen, deren feuchter Glanz den Weg in den Himmel zu suchen schien. Dann bedeckte er das vorn fast völlig kahle Haupt wieder und faltete über dem Stockgriff die rissigen Hände.

Was ich fragte, wird aus den Antworten erkennbar werden.

* * *

„Ich konnte mirs denken: Das ist Euch natürlich die Hauptsache. Geld und immer nur Geld. Nein. Mit dem wirthschaftlichen Aufschwung geht es zu Ende; nun nahen die mageren Jahre. Namentlich Ihr Deutschen habt Euch zu viel zugetraut und werdet es büßen müssen. In der Industrie wird es anfangen; und ich rathe Dir ernstlich, wenn Du Industriepapiere hast, sie nicht zu spät zu verkaufen. Den Letzten beißen bekanntlich die Hunde. Die Erinnerung an Loewe-Schuckert wird auch im neuen Jahr nicht so bald verblassen. Das war, wie die Städter sagen, ein Symptom. Im scheinbar festesten Gebälk beginnt es zu knistern. Und wenn das unheimliche Geräusch erst in die Ohren der Leute dringt, giebts mitunter kein Halten mehr. Denk' an Panama, flinkes Söhnchen. Es wäre ganz schön gewesen, die Aktien zu Riesenkursen loszuwerden. Aber die Blödesten werden neuen Transaktionen — ja, Du hörst, ich kenne Eure Modegrammatik trotz meiner Feldeinsamkeit! — nun mißtrauisch zusehen. Bei Schuckert kein Geld, bei Loewe die wildeste Spekulantengier: wer soll da noch Vertrauen haben? Mag Born immerhin, wie Eure Börsenwitzbolde spotteten, in Konstanz den feinen Plan ausgeheckt haben: die Pfiffigen, die ihm insgeheim den Weg zu bereiten suchten, waren nicht bei Binswanger in Behandlung, sondern gesunde Jungen. Und wenn die kaufkräftige ‚Welt' erst erfährt, daß den kölner Coulissenschieber der Wunsch trieb, seiner Madame Sans-Gêne die Herzoginnenappanage zu erhöhen und ihre keusche Hoheit von den alten Pfaffen, deren Schutzkind sie

Hosted by Google

so lange war, unabhängig zu machen! Die Besitzer von Industriepapieren sind meist ungalante Leute, denen nicht viel daran liegt, daß eine Brillantendame monatlich fünftausend Mark mehr verdient und daß ihr Tauber vom Rhein diese hübsche Summe an jedem Ersten als Provision einheimst. . . Es wird nicht bei dem einen Versuch bleiben. Das Feld ist ja weit genug und der Zug der Zeit drängt nach Trusts, Fusionen und Koalitionen. Vielleicht versuchts ein im Oterokultus Ergrauter einmal mit einer Fusion Rothschild-Astor. Das wäre die Weltherrschaft, eine, von der Napoleon noch nichts träumte. Einstweilen bleibts wohl bei der Elektrizität. Georg Siemens ist schlau und hat in Wien und Anatolien bewiesen, daß ihm Skrupel die frische Farbe der Entschließung nicht ankränkeln; die Dividende heiligt die Mittel, und was man von den Juden nicht haben kann, nimmt man gern von den weniger behenden Antisemiten. Ein wahres Glück noch, daß auch Emil Rathenau früh aufzustehen pflegt; wer weiß, was Isidor und Georg Euch sonst zur nächsten Weihnacht bescherten. . . Ich sage Dir: es geht unaufhaltsam bergab. Das Geld wird knapp und knapper; und wenn das Gewimmel sich wieder den Staatspapieren zuwendet, kann die Treibhausindustrie in ihren überheizten Glashäusern verwelken. Es ist immer das selbe Spiel, aber der Schauplatz wechselt von Zeit zu Zeit. Früher war England dran, dann kamt Ihr an die Reihe und nun wirds in Rußland losgehen. Daher auch die Friedenskonferenz, deren Ursprung Euren Zeitungmachern so unverständlich ist. Witte und Bloch als Apostel der Humanität und Rothstein als Pfingsttaube! Der bedrängte Finanzminister hat seinem Herrn so lange geklagt, das Geld, das der Armee zufließt, sei für die Industrialisirung des nach der Beendung der transsibirischen Bahn zum Weltgroßhändler bestimmten Landes nützlicher zu verwenden, bis der junge Monomach, der auf Tolstoi schwört und auf eine in der Schätzung des Geldwerthes erzogene Britin aus Darmstadt hört, die goldene Zeit des Sparens und Abrüstens gekommen glaubte und seine frohe Botschaft schrieb. Und Murawiew machte mit, weil er mitmachen mußte und in dem Aufruf eine ungefährliche Spielerei sieht. Ist Dir nicht aufgefallen, wie gering die Begeisterung der westlichen Kapitalisten für die Sache ist? Die sind gar nicht gegen Kriege; im Gegentheil: sie wissen, daß da noch Etwas zu holen ist, und ihre letzte Profithoffnung heftet sich immer an einen Eroberungzug, der neue, möglichst große Erdstrecken der Baargeldkultur erschließen könnte. Auch haben sie keine Lust, den Konkurrenten von morgen heute dadurch zu stärken, daß sie ihm seine lastende Rüstung erleichtern. . . Was schließ-

Hosted by Google

lich bei der Geschichte herauskommen wird? Was in Europa jetzt stets herauskommt: Gerede. Im Ernst wird über Krieg und Frieden heutzutage nicht mehr auf Konferenzen und an Diplomatenschreibtischen, sondern in den Bankbureaux der wirklichen, nicht nur scheinbaren Industriekönige entschieden: sind Die von Geldes Gnaden satt und verdauen fidel, so bleibts friedlich; haben sie Hunger, dann kommt der Krieg. Jede große Industriekrisis bringt die Gefahr eines Weltkrieges näher heran, — eines wirklichen Weltkrieges; denn diesmal wirds nicht um ein paar Meilchen unserer ärmlichen Halbinsel, sondern um Asien gehen. Und nach Dem, was ich Dir über meine wirthschaftliche Fernsicht gesagt habe, kannst Du Dir denken, wie ich über die Frage von Krieg und Frieden denke. Höhnt nur die Zucker- und Silber-Yankees, die ihr Land in einen ‚nationalen und humanen' Kreuzzug zerrten! Wenn Eure Montanmänner und Elektrobankiers, weil sie gelbes oder wenigstens weißes Metall brauchen, einen feinen patriotischen oder gar christlichen Vorwand ersinnen, werdet auch Ihr ihnen ganz gläubig auf den Leim gehen. Vielleicht dauerts noch bis über die pariser Weltmesse hinaus, an deren gutem Verlauf viel Kapital interessirt ist; vielleicht hält die Brücke aber auch nicht so lange. Ein allzu lautes Wort, eine taktlose Nachtischrede kann Alles über den Haufen werfen. Eure Mächtigen sollten mit Tafeltoasten künftig deshalb recht vorsichtig sein. Dem Haufen dürfen sie ungestraft die härtesten Worte zuheischen; sobald sie aber die Kreise der Kapitalisten stören, werden die güldenen Säulen und Säulchen der Throne morsch. Na, Miquel ist ja im Serail groß geworden und weiß, wies gemacht werden muß."

* * *

„Die Militärvorlage geht durch, so oder anders. Auf ein paar Millionen kommts nicht an; und abgehandelt wird jetzt auch in renommirten Geschäften. Glaubt denn wirklich noch Einer an parlamentarischen Spuk? Mit Lippe wird via Karlsruhe-München von dem immer rüstiger werdenden Kanzler ein modus vivendi gefunden, die Bayern kriegen ihren Militärsenat, den von der Knochenhand des Sensenmannes schon gezeichneten Lucanus rafft der Frühlenz dahin, — und Alles kehrt zur alten Ordnung wieder. Der schwarzen Reichstagsschaar winkt der nahe Triumph und sie wird auf dem kurzen Wege nicht erlahmen: dafür laß' ich den Lieber und den Ballestrem sorgen. Ein Kaiserbesuch beim Papst, die Parität in fetten Staatspfründen, eine verbesserte lex Heinze gegen das furchtbar böse Laster der Bildung, nette Schulreglements, vielleicht auch etliche Jesuiten; warum nicht, wenn sie sorg-

Hosted by Google

fältig ausgewählt werden und der Kastanienwaldmann ihre Konduite vorher prüft? An wechselnden Mehrheiten wird es nicht fehlen. Und dann wird unermüdlich geredet werden. Ueber den schon viel zu weit gehenden Arbeiterschutz und die nationale Pflicht, das Leben der Bergleute nicht allzu ängstlich zu schonen. Ueber Anarchisten, die im Zeichen des Kreuzes zu rädern oder zu pfählen, und über Sozialisten, die aus der Gemeinschaft der Menschen zu scheuchen sind. Ueber das hohe Glück, die Freundschaft des schwelgenden Bankerotteurs am Bosporus gewonnen zu haben; Anschauungunterricht im Kunstgewerbemuseum, allwo die Millionengeschenke des Großtürken den Blick der hinpilgernden Christenheit laben. Ueber Englands selbstlose Liebe zu dem stammverwandten Michelvolk, eine Liebe, die mit einem zweiten Sansibar und mit der Verärgerung der Moskowiter wahrlich doch nicht zu theuer bezahlt wäre. Ueber neue Handelsverträge mit neuen Barbareskentributen. Ueber die oft beschwatzte Hebung des Ostens, die übermorgen nun wirklich beginnen soll, wenn bis dahin die edlen Polen nicht wieder durch Flottenfrömmigkeit oder submissteste Huldigungen Gunst gewonnen haben. Ueber Brotmangel und Fleischnoth und über die Nothwendigkeit, bei zärtlicher Schonung des Großkapitals, das keusche Herzen nun einmal nicht entbehren können, das sinkende Handwerk zu heben und dem ganzen verblutenden Mittelstand wieder auf starke Beine zu helfen. . . Du siehst, Söhnchen: an Amusement wird kein Mangel sein. Und natürlich bleibt Alles beim Alten. So eine Verfassung ist doch eine wunderhübsche Fassade; wer im Hause dem schwerfälligen Bureaukratengewimmel befiehlt und was er ihm aufträgt, Das braucht der Betrachter da draußen ja nicht zu wissen. Wozu hat man denn die Parlamente erfunden? Der Ofenschirm birgt das prasselnde Feuer dem neugierigen Blick und nur ein helles Ohr hört das Knistern des Holzes, das in dichten Stößen täglich verbrannt werden muß, damit die gnädigen Gebieter vor häßlichen Gänsehäuten bewahrt bleiben."

* * *

„Erspart Euch alle Furcht: die Aera der Feste ist noch nicht beendet. Großes bereitet im Stillen sich vor und die Stadtväter werden in Einzugsovationen bald Uebung erlangen und nicht mehr täppisch den Wink vom Alexanderplatz erwarten, um ihre Ehrenketten anzuthun und ihre Töchter in jüngferliches Weiß zu hüllen. Wenn wieder ein bisher unbekannter Borussenbeglücker in marmorner Roheit auf die Puppenallee, diesen festen Wall gegen schädliche Kunstkeime, herniederblickt, dräuend, als wollte er mit ge-

Hosted by Google

panzerter Faust den braven Handwerker zerschmettern, der ihm so steinernen Schimpf schuf, wenn eine Kirche geweiht, ein fremder Monarch empfangen, eine Parade abgehalten, ein Jubiläum begangen, eine Fahne genagelt oder eine Rekrutenschaar vereidigt wird: immer wird in der angeblich bald schönsten Stadt der Welt dann hehrer Patriotensinn eine würdige Feier rüsten und Eure Anton von Werner, William Pape, Knackfus und Doepler werden alle Hände voll zu thun haben. Ob der herrliche Plan, Repräsentanten aller Völker der Christenheit nebst den Vertretern der Moslim und der Zionisten am Grabe des weisen Kong-fu-tse zu einer nie erschauten Huldigung zu vereinen, im nahenden Jahr noch zur Reife gedeiht, vermag ich Dir heute nicht sicher zu sagen; vielleicht ist der Sultan nach der Herbstanstrengung bis zum nächsten Hochsommer noch nicht wieder bei Kasse, vielleicht haben die Häupter des Zionismus noch mit Herrn Dreyfus und mit George Picquart, Sems letztem Ritter, zu thun. Wer weiß heute zu künden, ob nicht, ehe noch das Jahrhundert zu Ende geht, Herr Max Nordau im Namen Herzls des Ersten schon den jüdischen Reichstag eröffnet? Doch wenn aus dem Konfuciusfest auch einstweilen nichts werden sollte: in China wird deshalb an deutschen Nationalfesten kein Mangel sein; in Kiautschou wollen gut gesinnte Ansiedler nächstens das Erscheinen der tausendsten Gouvernementsverordnung feiern und für die Ankunft der fünfundzwanzigsten Kommission wird ein Bankett vorbereitet, das ein Südseesang von Phili festlich beleben soll. In Deutschland selbst wird an dem Tage, wo seit Silvester die fünftausendste Verurtheilung wegen Majestätbeleidigung erfolgt, in allen Kirchen ein Dankgottesdienst abgehalten und unter die alarmirte berliner Garnison wird kleine Münze geworfen werden, weil die Balgerei um das blanke Zeug gar so lustig anzusehen ist und im Kleinen ein hübsches Bild von den neuesten Formen des Kampfes ums Dasein giebt."

* * *

„Das Ausland? Ja, da wäre viel zu sagen. Da ich aber hier nicht sitzen möchte, bis Berlin nach Punschessenz riecht, will ich rasch nur im Telegrammstil reden. Zunächst der Süden. Spanien verblutet sacht; drei Attentate, ein Putschversuch und sieben Ministerkrisen; dabei hebt der Pesetenkurs, kein Mensch weiß, warum, sich auf leidliche Höhe. In Italien wird mit Hunger, Flintenkugeln und Zuchthausstrafen flott weiterregirt und, auf Kosten der Volksgesundheit, Großmacht gespielt. Abd ul Hamid arrangirt kleine Armenierjagden; nach dem Streckenrapport giebts für die Gäste ein feines

Hosted by Google

Menu und Herr Marschall von Bieberstein wird huldvoll zur Tafel gezogen. Milan heirathet Cléo, Leopolds selige Wittwe, und Mutter Mérode sucht für Sascha von Serbien ein reiches Bräutchen aus. An das Ruhebett Ferdinands von Bulgarien beschwört Tante Voß noch immer Stambulows Geist; auch huscht durch seine Träume mitunter der stolze Schatten Alexanders des Makedonen. Die Griechen erfreuen sich an dem Bilde, auf dem Europens Völker die heiligsten Güter wahren, und Prinz Georg setzt sich unter russischen Schutz fein fromm auf Kreta fest. In Ungarn kauft ein anderer Banffy Wählerstimmen und in Cisleithanien ruft der Abgeordnete Wolf in offener Reichsrathssitzung dem Ministerpräsidenten zu: ‚Sie schäbiger Schuft haben die Schnauze zu halten!' Ob dieser heldischen Mannesthat herrscht Jubel im deutschen Lager; unterdessen machen die Czechen still ihre Geschäfte und der Polenklub lenkt an feinen Fädchen die schwarzgelbe Marionettenwelt. Auch vom Dreibund wird manchmal noch geredet... Aber wir wollen doch ernst bleiben, nicht wahr? Und die Art, wie heute von zwerghaften Dilettanten auf dem europäischen Festlande — Rußland gehört ja nicht dazu — internationale Politik gemacht wird, kann mich Alten nur heiter stimmen. Deshalb lieber Schluß. Vom Pharus am Meere des Unsinns herab läßt einer blinden Menschheit sichs schlecht prophezeien."

* * *

„Freiheit? O ja: die werdet Ihr reichlich haben. Sogar des Freisten Freiheit, in Albas wohlmeinendem Sinn. Seid nur fein brav, ehrt die hohe Obrigkeit, steckt Fahnen heraus und illuminirt, wenns befohlen wird, — und kein Mensch wird Euch auf dem Haupte ein Härchen krümmen, kein Staatsanwalt Eure Personalakten von der Polizei einfordern. Was wollt Ihr Schächer denn auch mit anderer Freiheit? Einer Verbindung von Acetylengas mit Röntgenstrahlen gelingt es bald vielleicht, die Gesinnung jedes Staatsamtsanwärters genau zu prüfen und jedem Wähler und Wählbaren in Herz und Nieren zu gucken. Dann ist immerhin schon Etwas erreicht. Freiheit! Sind meine flockigen Heerdenthiere etwa frei? Scheucht mein alter Wanderkamerad" — er kraute zärtlich den Kopf des mild knurrenden Hundes — „sie nicht streng in Reihe und Glied zurück, wenn sie mal einen Seitensprung wagten? Freilich: solche Aufgaben, wie sie in Europa heute manchen Staatskötern angesonnen werden, dürfte ich meinem Samiel nicht zumuthen, sonst..."

Mit raschem Satz war der Hund aufgesprungen und stürmte nun unter wüthendem Gebell querfeldein. Den schneeweißen Spitz hatte noch kein Menschenkind je bellen gehört. Er muß in der Weihnacht hinter Tempelhof Ungeheures vernommen haben, daß er die gute Sitte so völlig vergaß.

Hosted by Google

Die Freiheit politischer Aeußerung und die Universitäten.

Die Regirung hat in ungewöhnlich feierlicher Form, in ihrem offiziellen Organ, ankündigen lassen, daß sie gegen einen Professor der berliner Universität eine Disziplinarunterſuchung angeordnet hat, weil er in einer Zeitschrift eine ihrer Maßregeln in sehr harten Ausdrücken kritisirt hat. Der Vorgang ist ein durchaus ungewöhnlicher; vielleicht auf Jahrzehnte zurück ist kein ähnlicher nachweisbar. Man hat zwar vor Kurzem gegen einen Privatdozenten der Physik ebenfalls aus politischen Gründen ein Verfahren eingeleitet; aber der Fall lag anders. Der Dr. Arons hatte sich als praktischer Politiker in einer der Regirung mißliebigen Partei bethätigt; nicht also irgend eine bestimmte Meinungäußerung war, so weit die sehr spärlichen öffentlichen Nachrichten über die Sache vermuthen lassen, zum Gegenstande des Vorwurfes gemacht worden, sondern die allgemeine politische Haltung des zur Untersuchung Gezogenen. Die muthige Haltung der berliner Fakultät und die damals noch nicht zu Ungunsten der Privatdozenten verschlechterte Lage der Gesetzgebung haben es zu einem prinzipiellen Austrag der Angelegenheit nicht kommen lassen; der Verklagte wurde mit einer der mildesten Strafformen des Disziplinarverfahrens bedacht und hat sich nach wie vor als Sozialdemokraten bethätigt, ist aber weiterhin unbehelligt geblieben. Die Frage, ob die politische Meinung- und Aeußerungfreiheit der Universitätlehrer in Preußen da aufhört, wo das Bekenntniß zu einer besonders radikalen Oppositionpartei beginnt, ist nicht eigentlich entschieden worden. Die augenblicklich vorliegende Angelegenheit ist ganz anderer Natur; sie ist auch sehr viel besser zu übersehen als die Sache des Dr. Arons. Die inkriminirte Handlung ist ferner viel spezialisirterer Natur als damals und wieder politisch sehr viel weniger radikal, sehr viel weniger oppositionell. Wer sich als Sozialdemokraten bekennt, übt an der Politik der Regirung eine unvergleichlich schärfere und unvergleichlich weiter tragende Kritik, als wer ihre Dänen-Ausweisungen noch so scharf und heftig angreift. Aber man sieht gleich, daß die Bedeutung des augenblicklichen Falles durch diesen Umstand nicht verringert, sondern erhöht wird. Ein Universitätlehrer macht sich nach der Meinung der Regirung dann strafbar, wenn er auch nur eine ihrer Maßnahmen angreift. Und er thut Das selbst in dem besonderen Falle, der auf Professor Delbrück sicherlich zutrifft, wenn er in vielen anderen wichtigeren Dingen ihr erklärter Anhänger ist und öffentlich für viele, ja die meisten ihrer Absichten eintritt.

Die Frage, ob diese Meinung die richtige ist, werden zunächst die Juristen als vor ihr Forum gehörig entscheiden wollen. In ihre Meinung in politisch kritischen Fällen allzu viel Vertrauen zu setzen, ist man heute nicht sehr geneigt. Wir Laien werden von ihnen fortwährend dahin belehrt, daß

Hosted by Google

alle Streitigkeiten, die überhaupt zwischen Himmel und Erde entstehen können, von ihnen deshalb unparteiisch geschlichtet und entschieden würden, weil sie ihr Urtheil lediglich nach formalen Gesichtspunkten abzugeben gewohnt seien. Nun sind aber diese formalen Regeln durchaus nicht allzu kasuistisch abgefaßt; sie reichen sehr häufig gerade bis an den Kern der Sache heran, nicht in ihn hinein; und wie viele verschiedene Konsequenzen man aus ihnen für die letzte materielle Entscheidung ziehen kann, Das haben wir in letzter Zeit unerfreulich oft erfahren müssen, wenn die Gerichte mit politischen oder sozialpolitischen Angelegenheiten befaßt wurden. Die Atmosphäre politisch erregter Zeiten macht eben nicht Halt vor der Toga des Richters, sondern dringt ihm eben so in Kopf und Herz wie anderen Staatsbürgern. Und wenn ein so hochstehendes Richterthum wie das unserige auch Tag für Tag ehrlich darum kämpft, sich gegen diesen gefährlichsten Feind der Gerechtigkeit, gegen das innere, meist gar unbewußte Vorurtheil zu wehren, so hat man leider, leider doch den Eindruck, als sei der Wille zu diesem Kampf nicht mehr so stark wie wohl früher.

In dem Verfahren, das bei Disziplinaruntersuchungen eingeschlagen wird, sind aber die Chancen für den Angeklagten noch geringer als vor einem rein richterlichen Hofe. Auch hier ist zwar sicherlich die beste Absicht vorhanden, ohne Rücksicht auf die Materie nur nach formalen Gesichtspunkten zu entscheiden; aber der Staat hat, als er dieses besondere, nicht-gerichtliche Verfahren einrichtete, unzweifelhaft seinen politischen Zwecken neben den rein rechtlichen Rechnung tragen wollen. Ist nun die höchste politische Behörde des Staates, die obere Instanz dieses Prozeßweges, wie in diesem Falle zugleich Kläger, Partei und Richter und ist das Delikt, um das es sich handelt, ein rein politisches, so wird man sich des Gedankens nicht erwehren können, daß hier überhaupt keine richterliche, sondern eine wenigstens zum überwiegenden Theil politische Behandlung des Verfahrens beabsichtigt ist. Wäre Das nicht der Fall, so hätte man gegen den Professor Delbrück schwerlich überhaupt eine Untersuchung eröffnen können; denn daß auf seine Kritik die Voraussetzung des Gesetzes, nach der der Angeklagte sich der Achtung, des Ansehens oder des Vertrauens unwürdig gezeigt haben muß, in bürgerlichem Sinne zutrifft, nimmt die Regirung selbst wohl kaum an.

So läuft denn Alles, wie es zunächst scheint, auf eine politische Aktion hinaus; und die Vertheidiger der Maßregel werden Das auch ohne Weiteres zugeben. Um so nothwendiger ist es, auf die politischen Gefahren hinzuweisen, die ein solches Vorgehen in sich birgt.

Zunächst legt es die Befürchtung nahe, daß man es jetzt in Preußen mit der Freiheit der Wissenschaft nicht mehr so ernst nimmt, wie es bisher guter Tradition nach geschah. Gelehrte Arbeit ist heute fast immer durch ihren geringen ökonomischen Ertrag auf die Personalunion mit einem

Hosted by Google

Unterrichtsamt, d. h. in der Regel mit Staatsdienst, angewiesen. Daraus kann aber nimmermehr für den Forscher die Pflicht erwachsen, seine wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit als nun gewissermaßen ebenfalls in den Dienst des Staates gestellt anzusehen. Daß dadurch die Forschung grundsätzlich geschädigt würde, ist offenbar; denn sobald sie die Wahrheit nicht mehr allein um der Wahrheit selbst willen sucht, bringt sie sich um den besten Lohn ihres Mühens. Hegt sie Hintergedanken — und mag man sie tausendmal als patriotisch oder national preisen —, so fälscht sie selbst ihre Arbeit. Ganz im Gegentheil: aus diesem Verhältniß zwischen Wissenschaft und staatlichem Lehramt erwächst dem Staat die edle Pflicht, daß er sein materielles Uebergewicht nicht zum Nachtheil der gelehrten Thätigkeit, die er fördern will, mißbraucht. Der Wissenschaft, der er durch den ihr dargebotenen Unterschlupf äußeren Vortheil gewährt, soll er nicht dadurch, daß er ihr irgend welche Vorschriften macht, einen inneren Schaden zufügen, der ungleich größer wäre als jener Nutzen. In sehr vielen Fällen wird die Erfüllung dieser Pflicht den Staat nur sehr geringe Selbstüberwindung kosten. Die Freiheit der Forschungen im Bereich der Physik oder der Assyriologie zu respektiren, wird ihm nicht schwer fallen. Um so größer wird für ihn die Versuchung sein, Historiker, Nationalökonomen, Soziologen und theoretische Politiker und, falls er sich in den Dienst eines kirchlichen Bekenntnisses stellt, auch Theologen und Philosophen zu beeinflussen. Bisher ist es preußische Tradition gewesen, solche Schutzmaßregeln überflüssig erscheinen zu lassen. Ob im neunzehnten Jahrhundert überhaupt jemals einem Universitätlehrer amtlich Vorwürfe wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit gemacht worden sind? Unser Staat war sich bisher der Pflichten bewußt, die ihm das nobile officium seiner Leistungen für die geistige Kultur und die eigenthümliche Doppelstellung der von ihm im Universitätdienst beschäftigten und auch materiell unterstützten Gelehrten auferlegte. Er hat, so viel ich weiß, seit sehr langer Zeit — vielleicht seit Kants Censurangelegenheit — dieses materielle Uebergewicht nicht benutzt, um störend in die Thätigkeit der Gelehrten einzugreifen. Jetzt scheint diese gute Ueberlieferung ins Wanken kommen zu sollen.

Man wendet zwar ein, der vorliegende Fall involvire nicht die Aeußerung eines Forschers, sondern eines Gelehrten, der in diesem Falle als Politiker aufgetreten sei. Darauf aber ist zu erwidern, daß so feine Distinktionen für die Rechtsprechung an sich unerfreuliche Folgen zu haben pflegen; sehr viel gröbere Unterscheidungen werden in der Hand ganz unparteiischer Richter der Anlaß zu üblen Interpretationkünsten; und es ist gar nicht abzusehen, wie ähnliche Urtheile nicht auch das Ergebniß von Studien zur politischen Theorie oder zur neuesten Geschichte sein könnten. Für nichts auf der Welt gilt der Satz principiis obsta so uneingeschränkt wie für politische Verhält-

Hosted by Google

nisse. Und fängt man einmal an, die Schriftstellerei der Universitätlehrer zu kontroliren und sich über sie eine Aufsichtgewalt anzumaßen, so liegt die Gefahr sehr nahe, daß man nicht bei publizistischen Erzeugnissen stehen bleiben wird. Man lege sich nur einmal die Frage vor, ob die Regirung nicht eben so verfahren wäre, wenn der Professor Delbrück seine Bemerkungen über die Dänen-Ausweisungen etwa in einen historischen Aufsatz über den Krieg von 1864 eingeflochten hätte.

Deshalb also werden die Universitäten gut thun, wenn sie schon heute überlegen, wie sie ihre Unabhängigkeit wahren. Und es kann gar nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß es sich hier um eins der wichtigsten geistigen Güter unseres Volkes handelt. Der Staat ist ja nur der Beauftragte und Mandatar des Volkes; das deutsche Volk aber hat ein unvergleichlich viel höheres Interesse daran, daß seine Gelehrten ihre Forschungen so unbefangen und unparteiisch, wie es ihnen nur möglich ist, betreiben, als daß etwa, wie in diesem Fall, einige hohe Beamte an der Form eines Tadels Aergerniß nehmen, den ein zufällig nebenbei noch im Staatsdienst stehender Gelehrter über ihre Maßnahmen ausspricht.

Doch hat die vorliegende Angelegenheit noch eine andere Seite. Gesetzt, die Regirung wäre fest entschlossen, nur die publizistische und nicht die wissenschaftliche Schriftstellerei der Universitätlehrer unter Aufsicht zu stellen, so wird man auch dagegen sehr entschieden Front machen müssen. Warum sollen denn die Angestellten des Staates ihrer staatsbürgerlichen Rechte, zu denen die freie politische Meinungäußerung gerechnet zu werden pflegt, verlustig gehen? Der Staat beschränkt mit Fug seinen politischen Beamten dies Recht; aber wo will er auch nur den Schein eines Grundes dafür finden, daß auch den übrigen von ihm Angestellten diese Fessel auferlegt wird? Man rechne doch einmal nach, ein wie hoher Prozentsatz der politisch Gebildeten in Preußen im direkten oder indirekten Staatsdienste steht. Ist man nun vielleicht der Meinung, daß unser politisches Leben so reich an Gedanken und Originalität ist, daß man alle Richter, alle Gemeindebeamten, alle Lehrer, alle Professoren, d. h. etwa die Hälfte aller zu politischem Urtheil besonders Befähigten, mundtot machen kann? Und wenn ja, mit welchem Rechtsgrund?

Freilich, wer die politische Entwickelung unseres Landes in den letzten Jahren aufmerksam verfolgt hat, wundert sich über diesen neuen Vorstoß zur Schmälerung staatsbürgerlicher Rechte nicht. Er ist nur ein neues Symptom einer politischen Tendenz, die sich schon geraume Zeit fühlbar macht, des Strebens, die Uebermacht des Staates dem Einzelnen und seinen Rechten gegenüber immer weiter auszudehnen. Namentlich der Historiker, der die Zeiten des blühenden Absolutismus kennt, fragt sich oft erstaunt, worin denn die

Hosted by Google

Vorzüge unseres Konstitutionalismus vor jenen Zeiten bestehen. Er wird, auch wenn er alles Andere eher als ein Reaktionär ist und wenn er das unumschränkte Königthum für eine Staatsform hält, die unwiderruflich zu den historischen Toten versammelt ist, unwillkürlich zum laudator temporis acti. So merkwürdig es klingt: die Monarchie hat, so lange sie sehr stark war, und da, wo sie gesund war, wie in Preußen, in vielen Stücken auf die Geister der Menschen nicht einen so starken Druck ausgeübt wie heute, da sie von konstitutionellen Schranken umgeben ist. Es ist doch wahrlich kein Zufall, daß der Jammer unserer Majestätbeleidigungprozesse, der immer stärker anschwillt und nachgerade den Zorn jedes selbstbewußten Deutschen herausfordern sollte, in der ganzen langen Zeit, in der Brandenburg und Preußen wirklich absolutistisch regirt worden ist, d. h. vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich Wilhelm dem Dritten, nicht seinesgleichen hat. Und man bilde sich nicht etwa ein, diese Periode sei von Anfang bis zu Ende so beherrscht von monarchischen Gedanken und so autoritätgläubig gewesen, daß es eines Schutzes der Majestät nicht bedurft hätte, daß sie überhaupt nicht beleidigt worden sei. Man braucht, um sich des Gegentheiles bewußt zu werden, durchaus nicht nur an die Regirung Friedrichs des Großen oder an den Pasquillenhagel gegen Friedrich Wilhelm den Zweiten zu denken. Oder glaubt man, daß die ostpreußischen Edelleute, die dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm fast eine Revolution im Lande erregt haben und die damals zu unnützer Höflichkeit noch sehr viel weniger geneigt waren als heute, sich dreimal verneigt haben, wenn sie den Namen ihres von Herzen gehaßten Landesherrn nannten, oder daß die märkischen Junker vom Schlage des Freiherrn von der Marwitz von Friedrich Wilhelm dem Dritten in den Formen des heutigen allerunterthänigsten Kurialstiles gesprochen haben? Wie soll die Historie, die die heutigen mit damaligen Zuständen vergleicht, anders urtheilen, als daß die formelle Macht der Krone in unseren Tagen zwar einigermaßen — wenn auch sehr viel weniger, als der Buchstabe unserer Verfassung es vermuthen läßt — beschränkt ist, daß der Geist der Unterthänigkeit, einer servilen, sich selbst entmündigenden Unterthänigkeit aber zugenommen hat? Niemals aber hat die Geschichte eines Volkes solchen Verlust an Mannhaftigkeit und Selbstbewußtsein des Einzelnen verzeichnet, ohne daß ihm daraus nicht nur für den Augenblick, sondern auch für eine spätere Zukunft ernstlicher Schaden erwachsen wäre.

Freilich wäre es auch die Sache des Richterthumes, hier Wandel zu schaffen. Aber solcher politische Ehrgeiz ist ihm, so scheint es, gänzlich abhanden gekommen und ein ganz anderer hat sich seiner bemächtigt. Wir sehen eben staunend zu, wie der hohe französische Richterstand sich anschickt, gegenüber dem Geheul der Gasse und dem stärksten Druck einer klerikalen und prä-

Hosted by Google

torianischen Nebenregirung unbeirrt das Recht in einem schrecklich verworrenen Fall zu suchen, und man hat den Eindruck, als wären in ihm die glorreichen Traditionen des alten französischen Richterthumes wieder zum Leben erwacht, — des selben Richterthumes, das in den furchtbaren Bürgerkriegen im sechzehnten Jahrhundert unter dem großen Kanzler l'Hôpital so tapfer, wenn auch leider vergeblich, den rettenden Gedanken eines konstitutionellen Königthumes verfocht, in der Mitte zwischen einem zuchtlosen Adel und einer Krone, deren Politik kläglich von absolutistischen Wünschen zu haltloser Schwäche schwankte, des selben Richterthumes, das noch der übermächtig gewordenen absoluten Monarchie gegenüber im pariser Parlament sich Haltung bewahrte: ein Häuflein Richter allein von einem ganzen bis in den Staub gedemüthigten Volke. Und dabei fehlt es auch unserem Richterthum nicht an so glänzenden Beispielen, wenn sie auch nicht an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht wurden, sondern im Dunkel der Akten verborgen blieben. Da ist der Großkanzler Fürst, der Friedrich dem Großen so tapfer entgegentrat, als er in übereiltem Edelmuth — an diesem Könige waren auch die Fehler groß — einen Akt eigenmächtiger Jurisdiktion beging, da ist vor Allem aber jener mit Unrecht so gänzlich unbekannte Fiskaladvokat — d. h. Staatsanwalt — Duhram, der in einem der wenigen Fälle, in denen sich ein Hohenzoller gröblich an den Pflichten seines königlichen Amtes vergangen hat, seinem Könige — es war Friedrich der Erste — so gründlich die Wahrheit gesagt hat. Der wagte es, dem Monarchen unverblümt die einzelnen Mißgriffe eines Aktes willkürlicher Kabinetsjustiz darzulegen, und schloß mit den Worten: „Ich habe geglaubt, diesen schlechten Zustand des Prozesses Ew. Königlichen Majestät getreulich eröffnen zu sollen, weil mein Herr der König ist wie ein Engel Gottes, daß er Gutes und Böses hören kann.“ Wann werden die Zeiten wieder kommen, in denen ein preußischer Richter oder Staatsanwalt es wagt, dem Herrscher in einem politischen Prozeß, der noch dazu auf ein ganz persönliches Eingreifen des Monarchen zurückgeht, so gegenüberzutreten? Unsere höchsten Gerichte sind lieber bemüht, die Judikatur des Groben Unfugs mit immer neuen Spezialitäten auszustatten und diesen auf Studentenstreiche und ähnlich harmlose Thorheiten gemünzten Paragraphen als ein Strafgesetz gegen politische und sozialpolitische Vergehen zu interpretiren.

Und dazu nun die Machtlosigkeit unseres Parlamentes!.. Das allgemeine Wahlrecht mag in den heutigen Stadien der sozialen und geistigen Entwickelung unseres Volkes tausend Mängel haben, — es ist trotzdem eine politische Nothwendigkeit. Aber wie jammervolle Resultate bringt es hervor: ein Parlament, das nicht wagt, Parlament zu sein, das jedem Wink der Krone sich beugt und neben unserem starken Beamtenthum eine geradezu beschämend einflußlose Rolle spielt! In Nordamerika pflegt man

Hosted by Google

heute, wenn man die absolutistisch regirten Staaten Europas aufzählt, in aller Harmlosigkeit Rußland, Deutschland und die Türkei zu nennen. Das mag eine Uebertreibung sein, aber es trifft die Wahrheit besser, als wenn man Deutschland unter die überwiegend konstitutionell regirten Staaten rechnen wollte. Ein unvergleichlich viel schwerer wiegendes Gewicht hat das Urtheil des Mannes, der das Deutsche Reich gegründet hat, in die Wagschale zu werfen. Und er hat in der letzten großen Rede, mit der er öffentlich in die politische Aktion eingriff, 1892 in Jena, ganz unumwunden erklärt, daß ihm jetzt eher das Parlament als die Krone der Stärkung zu bedürfen scheine. Hat man wohl einmal überlegt, was Das heißen will in dem Munde des Staatsmannes, der in der inneren Politik während seiner ganzen Thätigkeit für nichts so konsequent und so leidenschaftlich gekämpft hat wie für die Stärkung der monarchischen auf Kosten der parlamentarischen Gewalt?

Wann aber hätte je unser Reichstag oder gar der preußische Landtag in den letzten Jahren genug Machtbewußtsein gehabt, um irgend einen Uebergriff der Regirung zurückzuweisen? Gewiß: an Reden und Minoritätbeschlüssen hat es nicht gefehlt, aber wirksamen Schutz gegen die Gewalt des Staates wird sich heute Keiner von unseren Parlamenten erhoffen dürfen. Darum ist zu wünschen, daß in dem besonderen Falle, von dem diese Darlegung ausgeht, die Universitäten selbst die Rechte ihrer Mitglieder wahren und unter Hintansetzung politischer oder wissenschaftlicher Parteiungen sich Dessen annehmen, an den nun zufällig die Reihe zuerst gekommen ist.

Ihre Stellung ist trotz allen Minderungen noch heute eine privilegirte; ein Wenig von ihrer alten Selbständigkeit ist ihnen doch geblieben und ganz und gar in das bureaukratische Schema der vor- und nachgeordneten Behörden hat man sie noch nicht zwingen können. Aber größere Freiheiten legen auch größere Pflichten der Selbstachtung auf.

Wer jedoch, wie der Schreiber dieser Zeilen, nicht hoch genug in der akademischen Hierarchie steht, um auf die Beschlüsse der Fakultäten einzuwirken, muß auf diesem Wege versuchen, gehört zu werden. Er thut es Niemandem zu Liebe oder zu Leide, er steht zu dem durch das Vorgehen der Regirung Betroffenen in keinerlei näherer Beziehung und ist auch kein übergangener Grollender. Er ist nur der Meinung, daß in diesem Falle nöthig war, das Solidaritätgefühl zu bethätigen, ohne das kein Stand sich zu behaupten vermag. Es könnte sonst noch dahin kommen, daß man auch uns akademischen Lehrern, wie den Postbeamten, vorschreibt, welche Zeitungen wir lesen dürfen und welche nicht. So viel ich weiß, hat ein besonders „patriotischer" Mann diesen Vorschlag schon für alle Beamten, also auch für uns, gemacht.

Wilmersdorf. Dr. phil. Kurt Breysig,
außerordentlicher Professor.

Hosted by Google

Gedichte.

Das Rosengrab.

Du liegst geborgen unter blühenden Rosen,
Läßt mich allein
Im Kampfe mit Verrath und allen Schmerzen
Der Lebenspein.

Warum schnitt nicht auch mir der Tod den Faden
Des Daseins ab?
Ein Dornenpfad ists; seine Rosen blühen
Zu spät am Grab.

Erst wenn ein edler Mund für immer schweiget,
Verstummt der Neid;
Der Tod bringt Freunde, Kränze, Lob und Frieden,
Das Leben Streit.

Sollt' mir für jeden Dorn einst eine Rose
Beschieden sein,
So wird mein Grabeshügel, wie der Deine:
Ein Rosenhain.

Allein.

Ich pflanzte einen Baum vor meiner Thür
Und pflegte ihn mit Liebe für und für.
Ein Reh zog ich mir auf, so sanft und klug,
Fraß aus der Hand und trank aus meinem Krug.

Ich hatt' auch einen muntern Spielgenoss',
Er ward mein Freund, den ich ins Herze schloß.
Der Baum zerbrach im Sturm. Das Reh starb hin.
Der Freund war falsch. Schmerz ist des Lebens Sinn.

Hosted by Google

Tiefe Stille.

Auf dem schmalen Brückensteige
Lehn' ich einsam am Geländer,
Stille rings; der Abendhimmel
Hüllt sich schon in Nachtgewänder.

Heimlich unter dunklen Weiden
Gleitet leis der Bach vorüber,
Bunte Blumen blühn am Rande,
Neigen liebend sich darüber.

Stille rings, — selbst Wind und Weiden
Ruhen träumend, schlafumfangen, —
Da erglänzt der Wasserspiegel,
Mond ist milde aufgegangen.

Wie ich schaue, schläft mein Sehnen,
Alle Sinne Frieden trinken,
In ein Meer von sanften Träumen
Fühl' ich mein Gemüth versinken.

Mein Glück.

Der sanften Schwermuth dunkle Flügel schweben
Geheimnißvoll mir wieder um das Haupt.
O stille Trauer, Du hast meinem Leben
Viel mehr gegeben, als Du ihm geraubt.

Entweichst Du, bin ich einsam unter Allen,
Das Auge schmerzt im nüchtern grellen Licht,
Laß Deine Schleier schützend mich umwallen,
O Du mein Glück, mein Träumen, mein Gedicht!

Verzicht.

Spät reicht das Leben mir den vollen Becher,
Berauschend, sinnbethörend blinkt der Wein,
Es pocht das Herz im heißen Freudverlangen,
Ein einzig Mal nur möcht' es glücklich sein.

Einst griff auch ich nach Aphroditens Rosen,
Doch streift' ich nur der Götttin Mantelsaum;
Sie warf mir zu als hehre Göttergaben
Die Sehnsucht und den Schmerz nach kurzem Traum.

Nun reichst Du mir den Kranz von blühnden Rosen —
Ein Schrei, — und schnell verstummt wend' ich mich ab.
Der Jugend ziemt der Kranz. Ich trage Blumen
Zum ersten und zum letzten Mal im Grab.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Hosted by Google

Heilige Erde.

I.

Soll ich Dich nicht lieben,
Meiner Erde Reich?
Wer ist denn im Trüben
Dir an Tröstung gleich!
Ist Dein Muth am Ende,
Sag' ihr nicht Ade.
Ihre starken Hände
Lösen Haß und Weh.

Tief im Grund gequollen,
Drängt sich um Gestein
Brot aus braunen Schollen
Und geweihter Wein.
Trinkst Du von dem Weine,
Brichst Du von der Frucht,
Bettelst Du um keine
Fremde Himmelsflucht.

Herz, das nie gesundet,
Brust, die heimlich büßt,
Seele, tief verwundet ...
Erde kommt und grüßt.
Oeffnet jedem Frager
Schweigend ein Gemach;
Erde wird sein Lager,
Erde wird sein Dach.

II.

Da ich über blaue Weiten
Meine Sehnsucht ausgesandt,
Ueberm Thal der Erdenbreiten
Meine Flügel ausgespannt, —
Wo die reinen Sphären singen,
Glänzte mein geschmücktes Kleid,
Losgelöst die goldnen Schwingen
Von bedrückter Sterblichkeit.

Eine Stimme kam zu singen:
„Ach, thu' ab Dein Feierkleid;
Ewig liegt auf Deinen Schwingen
Grauer Staub der Niedrigkeit.

Ströme nicht noch dunkle Meere
Wogen Deine Seele rein;
Armer Sohn der Erdenschwere,
Diese Wolkenwelt ist mein!

Sieh, die wundervolle Erde,
Wo der Schmerz das Szepter hält,
Werde Herr von Fehl und Fährde,
Herrscher von beglückter Welt!
Dann auf lichtgewobner Brücke
Wirst Du in den Himmel gehn
Und im Bogen Deiner Blicke
Alle Sterne leuchten sehn!"

Ludwig Jacobowski.

Herbst.

November wars. Die grauen Nebel spannen
Sich um der Bäume halb entlaubte Aeste,
Die Erde war bedeckt mit welken Blättern.
Wir schritten einsam durch das große Sterben

Digitized by Google

Rings um uns her und sannen vor uns hin,
Als plötzlich Etwas unsre Blicke bannte.
Ein dürres Blatt, so glaubt' ich, fiele nieder,
Gelöst vom Baume, auf die feuchte Erde.
Doch wars kein Blatt. Ein armer kleiner Falter
Flog, ängstlich flatternd, scheu an uns vorüber.
Ihm folgte bald ein zweiter, todesmatt.
Den Lenz zu finden, wähnten wohl die Beiden
Und hellen Sonnenschein und frohes Lieben.
Gleich zwei Verirrten, flatterten sie angstvoll
Und ließen schon die zarten Flügel hängen,
Sich still bereitend auf den nahen Tod.

Die Ihr zu spät geboren
Und einsam nun, verloren,
Nach Eurem Lenze ruft:
Möcht' retten Euer Leben
Und Euch die Sonne geben
Und holder Blumen Duft.

Ihr sinkt dahin, Ihr Armen,
Der Herbst hat kein Erbarmen,
Weiß nichts von Lust und Glück.
Im Herbste heißts, entsagen:
Es ruft kein eitles Klagen
Den Frühling je zurück.

Wir gingen langsam weiter. Schritt vor Schritt
Zog dürres Laub und blasser Nebel mit.

Der Abend brach in fahlem Grau herein,
Da sagtest Du: Sie trauern nicht allein.

Gar Viele giebt es, die das Glück belog,
Die listig man um ihren Lenz betrog.

Dann hast Du still Dich von mir abgewandt.
Ich aber faßte leise Deine Hand:

Du armes Menschenkind, ja wohl, Du weißt,
Was seinem Frühling nachzuweinen heißt!

Hosted by Google

Was Du ersehnt und was erträumt,
Es ward geknickt und ward zerpflückt.
Du hast den schönen Lenz versäumt
Und Alles fast ist Dir mißglückt.
Für Andre kommt der Lenz mit Schall
Und frohem Jauchzen, hellem Gruß:
Nur Dir sang keine Nachtigal,
Nie fühltest Du der Liebe Kuß.
Du blickst zurück: wie bald, wie bald
Wars mit der Jugendzeit vorbei.
Novemberartig trüb und kalt:
So wars für Dich in Deinem Mai.

Er war Dir viel, er war entsetzlich,
Verderblich viel Dir Jahre lang.
Wie eine Krankheit kams: so plötzlich,
Und lange, lange warst Du krank.

Du wolltest ihm Dein ganzes Leben,
Du wolltest ihm Dein ganzes Sein
Mit beiden Händen freudig geben, —
Und bliebst mit Deiner Lieb' allein.

Wie heiß Du auch vor ihm gerungen:
Er hat im Herzen nichts verspürt,
In seiner Brust ist nichts erklungen,
Dein Lieben hat ihn nie gerührt.

Er wars nicht werth! Da hieß es, morden
Dies Lieben, das Dich nie beglückt.
Doch war es schon zu groß geworden
Es währte lang', bis Dus erdrückt.

Und alles Das, — es ist gewesen,
Wie endlich Alles doch zerstiebt.
Nur fühl' ich erst, seit Du genesen,
Wie namenlos Du ihn geliebt.

Denn es ist aus. Mit Deinem Lieben
Begrubst Du Alles, Glück und Noth.
Das Leben nur ist Dir geblieben,
Das nackte Leben. Wärst Du tot!

Emil Marriot.

Hosted by Google

Gustav Croy.

Von einem sehr merkwürdigen Talente, das sich kräftig zu regen beginnt, sei mir hier zu sprechen gestattet: von einem jungen Zeichner, der mehr und Größeres zu verheißen scheinen müßte, wäre es nicht ein österreichisches Grundübel, mehr zu versprechen, als man späterhin halten kann.

Es war zu Beginn des Herbstes, als mir ein jüngerer Freund, ein begabter Lyriker, Paul Wilhelm, der seine Ferien in Reichenberg in Böhmen verbrachte, zuerst Mittheilung von Gustav Croy machte. Was er erzählte, erweckte Theilnahme. Ein Bahnbeamter ohne jede eigentlich künstlerische Vorbildung hatte seine Braut in der Nähe Reichenbergs. Auf Karten, die er ihr als Liebesgrüße gesendet, habe er höchst geistreiche Zeichnungen entworfen. Die alte Geschichte von der Liebe, die schlummernde Gaben weckt, von der Sehnsucht, zu gefallen, die uns Alle das Pfauenrad schlagen lehrt. Der Kustos des nordböhmischen Gewerbemuseums, der sehr tüchtige Fachmann Gustav Pazaurek, ein Mensch von vielseitigen Interessen, sei dadurch auf den jungen Mann aufmerksam geworden und bemüht, den Antheil weiterer Kreise wach zu rütteln.

Deutschböhmischen Entdeckungen muß man in der Regel mit einer wissen Vorsicht nahen. Denn bei dem ungeheuren Kampfe, den zwei höchst begabte und unversöhnlich verfeindete Volksstämme hier auf sämmtlichen Gebieten des öffentlichen Lebens führen, leidet natürlich das Urtheil einigermaßen. Man will sich vom Widersacher in nichts übertrumpfen lassen; und so gesteht man dem Kampfgenossen, mit dem Schulter an Schulter man einer immer mächtiger andrängenden Sturmfluth Stand zu halten hat, gern auch reichere Gaben zu, als die Menschen an ihm zu finden vermögen, die nicht die gleiche Fehde schlagen. Hier aber sind wirklich reiche Gaben, die vielleicht nur der günstigen Stunde harren, um schöne und eigene Früchte zu zeitigen.

Es ist vor Allem in diesen etlichen sechzig Blättern, entstanden während der Sommermonate zweier Jahre, eine sehr starke Erfindung. Als ein gebildeter Mensch, in Sprachen und Dichtung bewandert, wird Croy niemals platt; und er hat jenes ganz moderne Kunstgefühl, das dem Geschaffenen gleich den würdigen Rahmen mitgiebt. Eigentlich wird ja ein Bild erst durch den Rahmen abgeschlossen und also fertig. Er umgiebt nun seine Zeichnungen gern mit Ornamenten, in denen ein großer Reichthum an Einfällen, ein sicheres Stilgefühl sich offenbart, daß man die Zuthat als durchaus nothwendig erkennt. Arabesken umschließen sie oder der Grundgedanke setzt sich in launiger Weise am Rande fort.

Er hat ein lebendiges Naturgefühl. Es sind unter den Blättern einige, die in dieser Hinsicht erstaunlich sind. So eine Ansicht des Hradschin, vom Moldaukai aus. Zwei Männer an der Brustwehr; Bäume in nebelige

Hosted by Google

Luft steigend; der breite Strom; drüben, im Dunst verschwimmend, die Stadt der Paläste und der großen Erinnerungen. Ueberhaupt habe ich Baumschlag, außer von einem anderen Böhmen, dem viel zu wenig gekannten Marak, noch kaum besser gezeichnet gesehen. Und auch in düstere Stimmungen versenkt er sich gern. Gespenstisch huscht der Tod durch den Wald und bedroht von rückwärts ein ahnungloses Menschenkind. Dies ist hingehaucht; bläulich im Ton. Nicht umsonst schluchzt das slavische Volkslied in einer unstillbaren Trauer; nicht umsonst umgiebt Einen Prag mit seiner düsteren Größe. Ragt doch der Burgberg über die Stadt wie ein Katafalk, auf dem die Leiche eines Unbekannten, Gewaltigen zur Schau liegt.

Gesellschaftszenen macht er gern und mit einer französischen Weichlichkeit. Da ist ein Frühlingssonntag mit allerhand geputztem und lustwandelndem Volk in Baumgarten, einem vielbeliebten Ausflugsort der Prager. Noch stehen die Bäume gleich Besen. Aber schon drängts zum Grünen und ins Freie. Jede Person aus Vielen ist charakterisirt. Oder Kaffeehausstimmungen: kleine Bildchen, fertig, leicht und geschmackvoll in der Farbe. Mán sieht, wo ers gesehen hat; aber wunderwürdig ist es, was sich der Mann Alles nach Zeitschriften und ohne andere Unterweisung als die Kunst in sich angeeignet hat. Dreimal sendet er sich selber der Braut. Einmal mit einem Freunde im Wirthshaus, versunken in Betrachtung ihres Bildes; wieder einmal ganz ausgeführt, ein Bildniß, das man sich gern gerahmt an die Wand hinge, mit einem ganz übermüthigen Grinsen, halb gutlaunig, halb verstockt. Oder endlich einmal mit kräftigen, breiten Strichen ohne Schatten hingezeichnet. Es ist etwas so Gesundes in ihm, wie er da mit starken und nach allem Großen dieser Erde hungrigen Zähnen in die Welt hineinlacht.

Wiederum kommen so ganz deutsche Einfälle. Es will lenzen. Und ein Heinzelmännchen im rothen Röckchen hat sich auf die Erde hingeworfen und will das Gras wachsen hören. Oder „Lache Bajazzo!“ Da ist in diesem Hanswurst eine tötliche Trauer, in der ganzen Haltung ein so unbändiges Verzagen! Nicht ein Blatt ist einseitig oder lüderlich. Was fehlt, sind Kleinigkeiten, die in der Kunst freilich das meiste Studium begehren. So gerathen ihm Hände und Füße in der Regel sehr übel; da widerfahren ihm ganz böse Verzeichnungen. Idealische Figuren fallen ihm ganz in die Konvention. Dabei aber strebt sein Ganzes zum Stil. Auch größere Blätter liegen vor. Sie geben Zeugniß von einem sicheren Geschmack. Seine Meister schlagen durch. Uebel gewählt, wenn man dort, wo Einen eine innere Stimme hinzieht, von Wahl sprechen darf, sind sie nicht. Die Motive sind eigen. Ein Faun als Wasserspeier —: Der hat Recht: Das ist kein Getränk für einen Faun! Hier merkt man Stuck. Eine Landschaft mit weiten Horizonten: Bäume am schweigenden Wasser, das den Milchopal des Himmels spiegelt; eine Villa.

Hosted by Google

Das ist Boecklin, aber Einer, dessen sich der Meister der geheimnißvollen Stimmunglandschaft nicht eben schämen müßte. Faune, die sich im See beglotzen. Endlich ein höchst merkwürdiger und schon durch sein Sinnreiches packender Einfall. Eine furchtbare Schlucht im Gebirge. Gethürmte Quadern. Eingedrängt zwischen die Steilwände ein Greis, asketisch abgehärmt, fast bis zum Skelett abgezehrt. Er fürchtet den Sturz ins Unermessene und die schrecklich langen und dürren Finger sind in verzweifeltem Griff ins Gestein gekrallt. Ueber seine Brust aber rieselt der Bach: ins Ungemessene, ins Bodenlose rinnt er: der Wasserfall.

So, und wie er mir heute schon erscheint, ist er mindestens ein Illustrator sehr hohen Ranges, mit einer eindringenden und durchaus gestaltenden Einbildungskraft begabt. Bewährt hat er sich in diesem Sinne schon bei dem Monumentalwerk, das anläßlich des Kaiser-Jubiläums von einem Privatmann, Herrn J. Schnitzer, in einer für uns unerhörten Pracht herausgegeben wird, wo mit die schönsten Entwürfe von ihm sind. Eine eigene künstlerische Physiognomie kündet sich an. Eine Auswahl seiner schönsten Künstlerkarten will demnächst ein wiener Kunsthändler auf den Markt bringen. Aber es wäre schade, käme bei Gustav Croy nicht mehr heraus als ein — wenn auch noch so tüchtiger — Illustrator. Schon sein ausgesprochener Farbensinn müßte Das bedauern lassen; und sein Reichthum an Einfällen, ja an künstlerischen Gedanken soll doch nicht verloren gehen, wo sich so manche Begabung verzettelt.

Ihm den Weg zu öffnen, auf ihn aufmerksam zu machen, war der Zweck dieser Zeilen. Denn er scheint mir im besten Sinn, im innersten Empfinden modern und trotz seiner erstaunlichen Reife immer noch der Entwickelung fähig. Wohin er schreiten wird, ob zu jenen Zielen, zu denen ihn seine Freunde so gern gelangen sähen, ob nicht sein Talent eine Maiblume war, die in ihrem ersten Schuß schon ihr Schönstes giebt —: Das hängt von den Verhältnissen und wohl auch von seinem Wollen ab.

Wien. J. J. David.

Das Geheimniß der Materie.

N'espère pas que, lèvres closes,
Dans la mort jamais tu reposes.
Au milieu des métamorphoses
Immortellement tu vivras.
(Jean Richepin, Les Blasphèmes).

Die Sitzung hatte längst begonnen. Der Angeklagte rührte sich nicht. In sich versunken, schien er für Alles, was um ihn herum geschah, unempfindlich. Er saß zusammengekrümmt, bekleidet mit einem weiten schwarzen Rock, der Falten um die Glieder warf, und nichts war an der unbeweglichen

Hosted by Google

Gestalt lebendig als die grauen Augen, in denen ab und zu ein kalter Glanz aufzuckte. Das blasse und harte Tageslicht fiel über die ganze Breite des Gerichtssaales durch die hohen Fensterscheiben ohne Vorhänge auf den eckigen Kopf und zeichnete seltsame Schattenlinien auf das Gesicht. Die Jahre hatten den alten Gelehrten, dessen Leben einzig der exakten Erforschung der Natur gewidmet gewesen war, wie in einer versteckten Absicht charakteristisch gekennzeichnet. Es war, als ob alle Züge regelmäßig geometrische Figuren bildeten: ein Dreieck die breite und eigensinnige Stirn unter dem kahlen Vorhaupt, das wie von altem Elfenbein gebildet war, dreieckige Flächen die eingefallenen Wangen zwischen den vorspringenden Backenknochen und dem raubthierartigen Kinn, dreieckige Winkel um die schmalen Lippen, zwischen denen allein noch die Eckzähne hervorblinkten. . . . .

Ab und zu griff er mit der zitternden Hand, die knorrig und fleischlos war, nach den Schläfen und ließ mechanisch eins der wenigen weißen Haarbüschel durch die Finger gleiten. Zwei Anwesende geriethen in lauten Streit: er achtete nicht darauf. Er schien seiner Umgebung entrückt. Auf der Vertheidigerbank, unten, ihm gegenüber verlor sich in dunkler Kleidung die Gestalt einer noch jungen Frau zwischen den Talaren der Advokaten. Ihre großen Augen, aus denen anbetende Verzücktheit strahlte, hefteten sich zärtlich auf den Greis.

Der Vorsitzende, ein in den Gleisen der Berufsroutine alt gewordener Richter, hatte im Gefühl der drohenden Komik der Situation von den vorschriftgemäßen Fragen zur Feststellung der Person abgesehen; war der Angeklagte doch aller Welt bekannt, der Lebenslauf des berühmten Gelehrten in Hunderttausenden von Exemplaren öffentlich verbreitet. Anstatt zu fragen, schnurrte er deshalb nur halblaut herunter: „Ihr Name ist Mortier (Hyacinthe, Louis, Jules) . . . geboren zu Saint-Girons (Ariège), am dreiundzwanzigsten September 1827, unverehelicht. . . . Was haben Sie auf die Anklage zu erwidern?“

Mortier antwortete nichts. Das Publikum, mochte, athemlos vor Spannung, glauben, eine schreckliche Erscheinung habe ihn der Sprache beraubt. . . . Stierte er auf das Gespenst seines Opfers, seiner alten Dienerin, der er Arsenik gegeben hatte? . . . Der alte Gelehrte brütete über Gedanken ohne Anfang und ohne Ende; sein Gehirn sah neue Welten erstehen. Seine Entdeckung schuf eine neue Menschheit: eine Menschheit, die dem Weltenlauf gebot, nicht, wie heute, die Elemente unterjochend und doch zugleich ihrer blinden Macht unterworfen, nein, unbedingt und schrankenlos in absoluter und unvergänglicher Herrschaft . . . . Zu Ende die Jahrtausende der großen Katastrophen, der Leiden und des Jammers, die Wolken gehorchen dem menschlichen Willen, das wilde Meer ruht glatt zu seinen Füßen, der herabstürzende Wildbach folgt seinem Fingerzeig aufwärts zur Quelle . . . Die Natur ist endgiltig besiegt, der Geist triumphirt über die Materie.

Eine scharfe Stimme schnitt in seine Träume: „Wollen Sie endlich antworten, Angeklagter?“ fragte ungeduldig der Vorsitzende. „Sie hören, was der Herr Sachverständige gesagt hat: er bestätigt, daß die chemische Analyse unzweifelhafte Spuren von Arsenik im Körper der Verstorbenen ergeben hat . . .“

Die zusammengesunkene Gestalt des Angeklagten reckte sich in die Höhe, wie zum Angriff, um den Gegner zu zermalmen. Der Greis stand aufrecht in seiner ganzen Größe, hart und entschlossen; sein Blick schweifte über die athemlose Menge, traf die großen Augen der jungen Frau, die erzitterte, und den Sachverständigen,

Hosted by Google

der erschrak. Die Geschworenen richteten, gestützt auf ihre Pulte, ihre Blicke unruhig auf ihn. Er holte tief Athem und sagte dann mit klarer Stimme, zum Kampf bereit:

„Der Herr Sachverständige täuscht sich nicht: jawohl, Marie Chuquet ist an Arsenik gestorben. Aber was ich ihr gab, war nicht Arsenik, sondern Mehl, einfaches weißes Mehl ....“

Ein langes Murmeln ging durch die Zuhörerschaft. Entrüstung oder Staunen? Die Geschworenen, schon jetzt abgespannt, stützen sich von einem Arm auf den anderen und setzten sich wieder in Positur, um besser folgen zu können, und die Richter, denen die unvorhergesehene Wendung interessant schien, streckten ihre Oberkörper in den rothen Talaren über den Gerichtstisch. Zwei Advokaten warfen einander Blicke des Einverständnisses zu, als ob sie den Angeklagten bewunderten, und reckten gleichfalls ihre dünnen Hälse nach der Angeklagebank. Von gegenüber strahlten die beiden großen Augen unverändert, sonderbar kontrastirend mit dem kindlichen Profil der jungen Frau. Der Sachverständige hatte sich durch die wissenschaftliche Autorität Mortiers beengt gefühlt, aber das Gefühl seiner gerichtlichen Unfehlbarkeit gewann alsbald die Oberhand. „Ich kann bestätigen,“ begann er von Neuem feierlich ... Der Alte hörte gar nicht auf ihn und fuhr fort:

„Um mich Ihnen verständlich zu machen, müssen Sie wissen, wie das Alles zugegangen ist... Ich bin genöthigt, Ihnen ein Geheimniß zu enthüllen... Wäre mir beschieden gewesen, es ausreifen zu lassen, zu entwickeln, zu prüfen und durch das Experiment zu verifiziren, dann würde ich vielleicht der Menschheit eine befreiende Entdeckung geschenkt haben. Die Umstände zwingen mich, mit dem unfertigen Problem hervorzutreten, ohne daß ich im Stande bin, es endgiltig zu beantworten ... Aber Sie wollen es, meine Herren von der Justiz. Was ich in diesen schmerzlichen Augenblicken vertheidige, ist weder mein graues Haupt noch meine wissenschaftliche Ehre. Beides gebe ich preis. Es ist meine Idee, die nicht sterben darf“....

Er sprach mit bitterem Accent, die Stimme klang trocken und zischend und ab und zu schnitt er mit einer kurzen Bewegung die Rede ab, wie wenn er glaubte, bereits zu viel gesagt zu haben. Auf der Stirn trat das Dreieck über den Augenbrauen wie ein vertiefter weißer Fleck zurück. Im Saal herrschte dumpfes Schweigen.

„Zu der Zeit, als Marie Chuquet an dem Gifte starb, hatte ich mich bereits fünfzehn Jahre hindurch mit dem Zusammenhang von Suggestion und Verbrechen wissenschaftlich beschäftigt. Ich gelangte zu Ergebnissen, ohne jedoch Zweifel und Unglauben völlig widerlegen zu können. Auch fehlte es mir nicht an Rivalen und Verkleinerern meiner Resultate. Nur zu wohl weiß ich, was von der Bewunderung zu halten ist, die vor einem Gelehrten von Ruf in seinen Kreisen zur Schau getragen wird und doch nicht viel mehr bedeutet als oberflächlichste Umgangsform. Hinter meinem Rücken, scheint es, erklärte man mich für exzentrisch und zuckte die Achseln. Diese stupide Heuchelei der Gesellschaft empörte mich im Innersten. Ich war meiner Sache sicher; ich hielt die Wahrheit in Händen und ich wollte eine Beweisführung wählen, die auch dem stumpfesten Verstand zugänglich wäre. Nur Eins hielt mich zurück: ich scheute davor, ein Menschenleben zu opfern. Zwar achte ich das Leben des Einzelnen an sich für nichts. Der Einzelne repräsentirt nur die Gattung: das Individuum stirbt, die Gattung steht über Zeit und Raum. Was mich beunruhigte, war die Wahl. Warum dieses Leben und nicht jenes? Wer gab mir das Recht, an Stelle des

Hosted by Google

Schicksals über einen anderen Menschen zu verfügen? Selbst die Vorstellung des allgemeinen Nutzens, dem das Opfer dienen sollte, war nicht stark genug, meine Unruhe zu besiegen . . . Ich kann Niemandem, keinem Herrscher und keiner Gesellschaft, das Recht zuerkennen, über Leben und Tod zu entscheiden. So mußte ich vom wirklichen Verbrechen abstehen, um nicht die Existenz eines Mitmenschen zu vernichten . . . . .“ Der alte Gelehrte hatte sich wiedergefunden, seine Sprache war natürlich und frei, kalt und uninteressirt. Er sprach, wie ein Vortragender vom Lehrstuhl zu seinen Schülern, nur von dem einen Wunsch beseelt, sich mitzutheilen und Andere aufzuklären. Ein Schauer des Geheimnißvollen ging durch die gesammte Hörerschaft, ein nervöser Druck beängstigte Alle, legte sich über ihren Athem und trocknete ihre Gaumen; ein kurzes, krampfiges Husten, besonders der Frauen, nahm zu und bezeichnete die steigende Erregung.

Mortier fuhr fort, auseinanderzusetzen, wie er von dem wirklichen Verbrechen zu einer anderen Beweisführung übergegangen sei: „Das einzige Mittel, die Wirklichkeit des suggerirten Verbrechens einwandfrei für Jedermann zu beweisen, ist das, jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit und an dem unbewußten Handeln des Mediums auszuschließen. Um ganz sicher zu sein, wollte ich mich nur auf mich selbst verlassen. Ich nahm gewöhnliches Mehl und that einige Fingerspitzen davon in ein verstöpseltes gläsernes Fläschchen. Dies Fläschchen stellte ich auf den Tisch, an dem das Medium, mit dem ich gewöhnlich arbeitete, Jeanne F., eine junge Arbeiterin von neunzehn Jahren, während ich beschäftigt war, zu lesen pflegte. Das junge Mädchen bemerkte natürlich die Flasche; und ich stellte mich, als ob ich zerstreut gewesen wäre und sagte laut im Tone eines Selbstvorwurfs: „Wie kann man denn Arsenik so offen stehen lassen?“, worauf ich das Fläschchen mit dem angeblichen Gift vor ihren Augen in eine Schublade meines Schreibtisches steckte. Ich wiederholte darauf im hypnotischen Zustande den Versuch und stellte mich an, als ob ich das Medium veranlassen wollte, von dem Mehl einzunehmen. Der Versuch gelang, denn sie erschrak so heftig, daß ich einen Augenblick gleichfalls durch ihren Zustand völlig erschreckt war . . . .

Danach war Alles für den entscheidenden Versuch reif.“

Von Neuem ging ein Schauer durch die Versammlung. Man rückte und schöpfte laut Athem, Jeder fühlte, daß die Erzählung sich dem dramatischen Wendepunkt nähere und daß man alle Kraft zusammennehmen müsse.

„So weit die Erfahrungen des Versuches bisher reichten, lag eine Gefahr nur dann vor, wenn das Medium selbst das vermeintliche Arsenik eingenommen hätte. Anders lag die Sache für eine dritte Person, die ich ihr als Opfer des suggerirten Verbrechens bezeichnen wollte, und ich hätte mich selbst ohne Zögern ganz eben so gern für diese Rolle bestimmt wie meine Aufwärterin. Sie war eben zur Hand und ich hatte keinen Grund, an eine andere Person zu denken.

Eines Morgens regnete es sehr stark, gerade als Jeanne gehen wollte. Ich hieß sie bleiben; sie sollte bei mir frühstücken und warten, bis der Regen nachgelassen hätte. Sie blieb. Der Augenblick schien mir günstig. Während des Frühstücks ging ich nach der Küche, die neben dem Eßzimmer liegt. Ich sah, daß die Aufwärterin sich gerade etwas Wein in ein Glas gegossen hatte, und schickte sie fort, um mir eine Zeitung aus dem benachbarten Laden zu holen. Ich ging ins Speisezimmer zurück und schläferte mein Medium ein. Als

Hosted by Google

Das gelungen war, sagte ich sehr schroff, ich müsse Marie Chuquet aus der Welt schaffen und sie müsse mir dabei helfen.

„Du weißt, wo das Arsenik ist, hole es, hier ist der Schlüssel."

Sie gehorchte ohne eigentlichen Widerstand und kam mit dem Fläschchen zurück. Ich nahm Etwas von dem Mehl heraus, that es auf ein Stück weißen Papieres und befahl: „Nimm dies Arsenik und schütte es in das Glas, das Marie in der Küche stehen gelassen hat, dann komme zurück."

Ich betonte das Wort „Arsenik" stark, um Jeanne in der Illusion des Arseniks möglichst zu befestigen, und bemühte mich, inzwischen die Vorstellung des Arseniks in meinem eigenen Gehirn festzuhalten, um jede unvorsichtige Störung während des hypnotischen Kontaktes durch abweichende Vorstellungen zu verhindern. Zu meiner vollständigen Genugthuung gehorchte sie nicht sofort; zum ersten Mal lehnte sie sich gegen meinen Willen entschieden auf; aber der Versuch des Widerstandes währte nicht lange. Unterdessen hörte ich Marie Chuquet bereits wieder in das Haus eintreten. Ich wiederholte mit starker Stimme und möglichst drohendem Ausdruck: „Gehorche"... und sie gehorchte. Als Marie hereinkam und mir die Zeitung brachte, war das junge Mädchen gerade zurück und saß auf seinem Platz, ein Wenig verstört, aber noch immer ohne Bewußtsein.

Ich war zufrieden: das Experiment war gelungen, die Theorie einwandfrei festgestellt. Der Umstand, daß die Täuschung des Mediums über die wirkliche Natur des Pulvers in bewußtem Zustand stattgefunden hatte, und der moralische Widerstand gegen das Verbrechen, der sich bis in den hypnotischen Zustand erstreckt hatte, waren genügende Momente, um meine a priori gefaßte Ueberzeugung von dem unbegrenzten Einfluß des stärkeren Willens auf den schwächeren vollständig zu erhärten.

Wir setzten uns zum Frühstück und in meiner Zufriedenheit über den gelungenen Ausgang hörte ich vergnügt dem leichten Geplauder der kleinen Jeanne zu. Sie blieb bis gegen halb Drei bei mir; inzwischen hatte es aufgehört, zu regnen, und ich begleitete sie selbst bis an die Hausthür.

Als ich zurückkam, deckte Marie im Eßzimmer den Tisch. Mir fiel auf, daß sie äußerst blaß aussah und daß ihre Gesichtszüge verändert waren.

„Was haben Sie, Marie", fragte ich, „fehlt Ihnen Etwas?"

„Ich weiß nicht, was ich habe, aber mir ist ganz übel und sonderbar zu Muth."

„Thut Ihnen Etwas weh?"

„Ja, Alles, am meisten der Magen. Ich glaube, ich werde ohnmächtig."

Dabei fiel sie auch bereits ohnmächtig auf einen Stuhl. Ich begriff nicht, was ihr fehlen konnte. Sie war sechzig Jahre alt, aber kerngesund und kannte, auf dem Lande groß geworden und normal, keinerlei Nervosität. Selbstverständlich suchte ich ihr zu helfen, so gut ich konnte Sie verfiel in Krämpfe und erbrach eine bräunliche mit Blut untermischte Flüssigkeit. Da schoß es mir wie ein Blitz durch den Kopf: Arsenik! Sie ist mit Arsenik vergiftet.... Ich trug sie auf mein Bett. Sie schrie laut vor Schmerzen und verlangte unaufhörlich zu trinken. Ich hatte kein Gegenmittel zur Hand, keinen Menschen zur Verfügung und konnte nicht zum Apotheker laufen, denn ich durfte sie nicht allein lassen. Ich versuchte, weiteres Erbrechen mit Oel und warmem Wasser herbeizuführen, aber ohne

Hosted by Google

jeden Erfolg. Die Dosis war zu stark gewesen. Alle Mühe war umsonst und nach zwei Stunden einer schrecklichen Agonie starb Marie Chuquet unter meinen Händen. Das Mehl, das Jeanne wenige Stunden vorher in das Glas geschüttet hatte, hatte sich in Arsenik verwandelt und die Unglückliche vergiftet."

Die Spannung im Saal war so stark, daß kein Ausdruck des Gefühls laut wurde, weder bei den Richtern noch im Publikum; nur von einer Seite her unterbrach ein Stöhnen das allgemeine Schweigen. Die junge Frau mit den großen Augen, die zwischen den Advokaten saß, weinte laut und von der anderen Seite des Saales her antwortete ihrem Schluchzen ein stoßhafter Weinkrampf, in den eine nervenschwache Zuhörerin verfallen war, wie das unregelmäßige Ticktack einer zerbrochenen Uhr. Die grauenhafte Steigerung des Erzählten bis zu anscheinend zusammenhangloſem Unsinn spiegelte sich in dem Entsetzen auf den Gesichtern aller Zuhörer. Selbst bei Advokaten und Richtern war die berufsmäßige Gleichgiltigkeit dem Ausdruck ungewohnter Erregung gewichen und alle Blicke waren starr auf den Angeklagten gerichtet, dessen scharfgezeichnetes Gesicht und vor Allem der ausgemeißelte Schädel, gehoben durch die Lichtreflexe des Tages, sich unauslöschlich der Phantasie einprägten. Unerschütterlich fuhr er fort:

„Ich drückte meiner alten Dienerin die Augen zu. Dann ging ich in mein Arbeitzimmer. Hier schloß ich mich ein und versuchte, mich zu sammeln. Eine Fluth von Gedankenfolgen bestürmte mich. Ich fühlte, daß sich mir eine Welt erschlossen hatte, die bisher dem menschlichen Geiste unzugänglich gewesen war. Alle Wunder waren entschleiert. Die Transsubstantiation des Glaubens war gerechtfertigt. Die Materie gehorcht und verwandelt sich nach dem Machtgebot des Willens. Und weiter drangen meine Gedanken in das Unbekannte, das Unwißbare vor. Ich berührte das Mysterium magnum, das Geheimniß alles Lebens, die Einheit und Allgegenwart des Intellekts." „Jawohl", unterbrach er sich auf die ungeduldige Bewegung eines Geschworenen hin, „ich wußte, daß man mich als verrückt behandeln würde, sobald ich Das erklärte, und deshalb habe ich geschwiegen, bis heute geschwiegen ... Noch jedesmal, wenn der Mensch vor das große Räthsel gestellt worden ist und der Versuch der Lösung an ihn herantrat, hat sein Dünkel sich empört und des Räthsels Lösung als verrückt verworfen .. So rächt sich die besiegte Materie am siegenden Intellekt ..."

Er sprach im Tone der Kontemplation und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Aber plötzlich, mit zorniger Bewegung den Kopf zurückschleudernd, fuhr er fort:

„Ist denn aber nicht Alles, was uns umgiebt, belebt? Ist diese zufriedene Dummheit, diese enge Eitelkeit des Menschen nicht ungeheuerlich, Verstand und Willen nur sich zuzusprechen, nur der höchsten und letzten Schöpfung im Thierreich? Ist es möglich, die Pflanzen für bewußtlos, für willenlos zu halten? Sie keimen, wachsen und welken doch wie Ihr. Sie entstehen aus dem Staube und werden wieder Staub wie Ihr ... Warum öffnet die Blume ihren Kelch der Sonne und schließt ihn zur Nacht? Warum greift der Epheu, der zu schwach ist, um allein vom Boden aufzustehen, mit hundert Armen nach der Stütze, die ihn halten soll? Warum badet die Weide, die nach Feuchtigkeit dürstet, ihre abwärts gewandten Zweige im Bach? Die Pflanzen leben ein bewußtes Dasein, wie wir, nicht ganz so klar, aber doch klar genug, um zu wollen, zu leiden und zu genießen; es ist keine bloße Metapher, daß die verdorrende

Hosted by Google

Blume sich des Wassertropfens freut, der sie benetzt, und die Rieseneiche erzittert schmerzlich stöhnend unter der Axt, die ihren Stamm verwundet.

Wer will beweisen, daß eben dieses Holz, das ich jetzt berühre" — er schlug mit der flachen Hand auf die Brüstung der Anklagebank — „daß dieses Holz nicht ein denkendes Wesen einsargt, ein Wesen, das aus Tausenden einzelner Intellekte gebildet sein mag, die nur der Erlösung harren, um wieder lebendig zu werden und ihren Kreislauf von Neuem zu beginnen?" ....

Die Zuhörerschaft folgte kaum noch, gebannt von dem Grauen des Unbekannten, unfähig, Gedanken zu fassen, die für sie Abgründe waren.

„Und die Materie," rief Mortier aus, in enthusiastischer Ueberzeugung sich zu imposanter Größe aufrichtend, „wer will leugnen, daß sie lebt, daß ihr lebendiges Leben in uns und überall vibrirt, sie, die uns geschaffen hat, wenn wir nicht an das Kindermärchen der göttlichen Schöpfung glauben wollen? Wer ermißt die Aeonen, während deren sie in sich selbst gebrütet hat, um die Struktur der ersten Zelle aus dem Protoplasma aufzubauen und die unendliche Kette der Lebewesen aus dieser Urzelle hervorgehen zu lassen? Schweigen und chaotische Dunkelheit herrschten durch ungezählte Jahresmillionen bis zum ersten unerklärlichen Augenblick des bewegten Atoms, dessen Kreisen das Kreisen ganzer Welten gebären mußte. Wie konnte dies Alles geschehen? Wie konnte irgend Etwas lebendig werden, wenn das Leben nicht von je her in der Materie vorhanden war?... Und es sollte denkbar sein, daß die lebendige Kraft, die niemals entstandene und ewig gewesene, je stürbe? Nein. Sie lebt überall, in Allem, fortdauernd mit Allem. Die Luft, die Ihr athmet, der Strahl, der Euch leuchtet, der Boden, der Euch trägt, die unaussprechliche Harmonie alles Seienden, die Euch umgiebt, — alles Das lebt, fühlt, denkt und will. Anfang und Ende wölben sich zu dem Ringe der Unendlichkeit und nichts geschieht, als daß Materie sich wandelt!"... Er hielt einen Augenblick inne und fuhr ruhiger fort: „Legt man das Prinzip der universellen Belebtheit und des intelligenten Wollens der Materie zu Grunde, so gewinnt man die Prämisse dafür, daß das Mehl sich in Arsenik verwandeln und als Arsenik vergiften konnte. Es war mein Intellekt, mein Wille, der unbewußt gewirkt und die mit den Atomen dieses Mehles verbundenen fremden Intelligenzen sich unterworfen hatte. Diese haben die gegebene Bewegung fortgepflanzt und waren stark genug, die mit ihnen verbundene Materie zu verwandeln, das Mehl in Arsenik umzuschaffen." ... Die handgreifliche Ungeheuerlichkeit der letzten Schlußfolgerung schlug durch, man konnte von den Gesichtern der Zuhörer deutlich ablesen, daß sie den Angeklagten für gestört hielten. Er selbst fühlte das allgemeine Urtheil.... Aber er hielt ungebrochen seine These aufrecht. „Man muß doch zugeben", damit wandte er sich eindringlich an die Geschworenen, „daß das Leben des einen Wesens von dem scheinbaren Tode des anderen abhängt. Alles, was scheinbar stirbt, kehrt nur zur Erde zurück, löst sich auf und erwacht in neuer Form zu neuem Leben. Wenn nun der Geist den selben Gesetzen gehorcht wie die Materie, wenn unser geistiges Ich eben so wie unser Körper aus Atomen zusammengesetzt ist, wenn also den körperlichen Atomen Atome der Intellektualität entsprechen — und man kann und man muß das Eine zugeben, wenn man das Andere behauptet —, so folgt eben daraus, daß Intelligenz und Wille überall sind. Sie mögen sich zerstückeln, sie mögen sich auflösen, sich zerstreuen

Hosted by Google

und sich von Neuem verbinden: alles Das ist möglich, aber unmöglich ist, daß sie untergehen. Jedes Wesen, das körperlich entsteht aus einem Theil Dessen, was unsere verwesenden Stoffe gewesen sind, ist zugleich der Träger eines Theiles unseres geistigen Ichs und verewigt einen Theil unserer geistigen Individualität; und das Gedankenatom, der kleinste geistige Bestandtheil, der auf diese Art von einem Wesen auf das andere übergeht, weist ihm einen Theil des selben Schicksals, das wir durchlebt haben, zu, giebt seinem neuen Leben einen Theil unseres früheren Lebensinhaltes, bestimmt seine Ziele und sein Ende. . . Wohl mögen die Dichter die Wahrheit geahnt haben, wenn sie den Duft, den die Blume ausströmt, der zärtlichen Anmuth einer jungfräulichen Menschenseele verglichen."

Von den Wirbeln dichterischer Begeisterung fortgetragen, vergaß der alte Gelehrte Alles rund um sich; er vergaß, wo er stand und weshalb er sprach. Wie im Traum führte ihn die Beredsamkeit seiner wissenschaftlichen Phantastik weiter und weiter auf unbetretenen Pfaden. Nicht die Beseelung der Materie, nicht die Möglichkeit der Verwandlung durch die Macht des Willens beschäftigte ihn mehr: Das war ja erwiesen, völlig abgethan und sicher. Seine große That vertheidigte er, die ihm, dem Begünstigten, allein gelungen war: den ersten Schritt zu Dem, was da kommen würde. Er sah in die veränderte Zukunft: die Elemente unterworfen, die Natur ein bloßes Instrument des Menschen; er begriff die Herrlichkeit dieses Neubaues der ganzen Schöpfung; seine Arme öffneten sich, wie um das Neue liebevoll zu umfangen, und sein Auge strahlte begeistert im Lichte des Tages: alle Leiden vorüber, der Krieg vergessen, alles Leben in glücklichem Einklang, selbst die Thiere erlöst wie die Menschheit, das Leben, das heilige, unantastbare Leben auch für jedes einzelne Wesen gerettet und auf ewig begründet, alle Erinnerung an die traurige Vergangenheit verschwunden wie ein verscheuchter Alb. . . Endlich hielt er an, der Athem war ihm kurz geworden, ein Blick führte ihn aus seiner Illusion in die Wirklichkeit zurück. . . Er sah, wie ein Zeichner hinter den Stühlen der Ersatzgeschworenen ihn zu skizziren versuchte, so wie er während seines Vortrages dagestanden hatte; er sah, wie von überall her Lorgnetten auf ihn gerichtet waren, um ihn besser zu beobachten; er gewahrte, wie die Geschworenen mit einander zischelten, ohne ihm überhaupt noch zuzuhören, . . . von allen Seiten sah er nichts als verständnißlose Gesichter, dumme Neugier und blödes Staunen . . . nicht einen Blick, aus dem Verständniß entgegenleuchtete.

Da überkam ihn eine große Hoffnungslosigkeit.

Alle diese Menschen hörten für ihn auf, verschieden von einander zu sein: Richter und Advokaten, Aerzte und Journalisten, Geschworene und Publikum, — Alles war ihm nur noch eine stinkende Masse gemeiner Dummheit. Er hätte in jedes Gehirn hineingreifen mögen, um den Gedanken, seinen Gedanken, unter die Schädeldecke zu bringen, so wie der Chirurg, wenn er den Schädel trepanirt, mit seinen Instrumenten bis zum Sitz des Denkens vordringt. Hatte er vergeblich durch Worte zu überzeugen versucht, so wollte er doch die Waffen nicht ohne einen letzten Versuch strecken. Er wandte sich an die Richter:

„Ich bitte den Hohen Gerichtshof, mir zu gestatten, ein entscheidendes Experiment jetzt und sofort öffentlich hier zu machen . . . mein Medium ist anwesend."

Alles blickte auf die Person, auf die Mortier mit ausgestreckter Hand hingewiesen hatte: es war die junge Frau mit den großen Augen zwischen den

Hosted by Google

Advokaten. Sofort rückten diese Herren von ihr ab, als ob sie von einer Pestkranken angesteckt zu werden fürchteten.

Die Dreifaltigkeit in den rothen Talaren zog sich zur Berathung zurück. Die Sache war ungewöhnlich und offenbar lief das Dekorum der Justiz Gefahr; immerhin kam die Persönlichkeit des Angeklagten in Betracht und nach reiflicher Erwägung des Pro und Contra entschlossen sich die Richter, dem Antrag stattzugeben.

Ueber das Gesicht des Angeklagten glitt ein leiser Ausdruck nervöser Genugthuung. Er winkte der jungen Frau. Sie trat auf ihn zu; mit einer kurzen Handbewegung versetzte er sie in hypnotischen Zustand. ... Das geschah in fieberhafter Eile, aber mit untrüglicher Sicherheit. Er bat einen der Advokaten um einen Bogen Papier. Hierauf faltete er diesen länglich, dann in Fächerform, so daß das eine Ende eine Spitze bildete in der Art, wie Schüler Papier als Fächer zusammenzulegen pflegen. Der ganze Saal schaute ihm in höchster Spannung zu, ohne noch zu begreifen, was da werden sollte. Die Luft schien Allen beinahe erstickend. Endlich faßte Mortier das Medium beim Handgelenk, gab ihm das als Fächer gefaltete Papier in die starre Hand und sagte laut:

„Nimm dies Messer ... verstehst Du wohl, dies Messer" (er stieß die Worte zwischen den Zähnen hervor, während er jede Silbe auf das Schärfste artikulirte) „und stoße das Messer in die Tischplatte da vorn vor den Richtern, so kräftig Du kannst ... Geh! Gehorche ..."

Die junge Frau ging Schritt für Schritt, wie ein Automat, an den Tisch heran, der in der Mitte des Saales vor der Richterbank stand, während Mortier den Arm in der selben Richtung ausgestreckt hielt. Ihr Blick war plötzlich verschleiert und ganz unbeweglich geworden. Mortier, der sich krampfhaft auf die Brüstung der Anklagebank lehnte, folgte ihr mit festem Blick.

Ein ungeschickter Gerichtsdiener kam ihr, ehe sie den Tisch erreicht hatte, in den Weg und Mortier schrie erregt: „Nehmen Sie sich vor dem Messer in Acht! Sehen Sie denn nicht das Messer?" Und die Ungewißheit war so stark, daß Niemand lachte. Jetzt trat die junge Frau starr an den Tisch heran. Nichts rührte sich im Saal. Sie hob den Arm und ließ ihn ohne Besinnen fallen, so, wie eine Ramme herunterfällt, und Mortier schrie im selben Augenblick, außer sich vor Erregung: „Stoß zu!"

Alle Ordnung löste sich auf, Niemand hörte auf den Vorsitzenden, der vergeblich drohte und zurückzuhalten versuchte; Jeder wollte sich überzeugen, ob das Experiment geglückt und ob das Papier wirklich wie eine Messerklinge in den Tisch eingedrungen sei. Aber ein Blick auf den alten Gelehrten zeigte deutlicher als alles Andere das grausame Scheitern seiner Erwartung. Das gefaltete Papier lag am Boden, zerknittert und zerrissen, ein jämmerliches Symbol seines ausgeträumten Traumes. Er schäumte gegen Jeanne:

„So hast Du mich betrogen, Elende! Du hast Marie Chuquet ermordet! Ja, ja", rief er den Richtern zu, „sie hat die Aermste vergiftet!" ...

Man mußte ihn gewaltsam aus dem Saal entfernen... Wenige Monate später befand er sich nach Einholung eines psychiatrischen Gutachtens in der Irrenanstalt. ... Der Tod Marie Chuquets aber ward niemals aufgeklärt.

Paris. Hippolyte Lencou.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten. Bilder aus Zeit und Zukunft. Mit 134 Vignetten nach Zeichnungen von Fidus und F. Hauser. Berlin, Verlag von Hermann Walther.

Vor einiger Zeit schrieb ich einem angesehenen deutschen Kritiker, der mein erstes Buch (ein nicht zur Aufführung gebrachtes Trauerspiel) vor zehn Jahren mit vielen Hoffnungen begrüßt hatte, dann wohl an mir — unter der Ungunst der Zeit — irr geworden ist und nun gar mein ketzerisches neuestes Buch mit vollem Stillschweigen übergehen zu wollen scheint, etwa Folgendes: „Noch bevor ich eine einzige Zeile zu meinen ‚Nächten' niedergeschrieben hatte, wußte ich schon recht wohl, daß die Aufgabe, die ich mir vor diesem Buch stellte, keine von denen war, die sofort eines unbestrittenen Tageserfolges auf dem deutschen Büchermarkte sicher sein können. Denn was ich in diesem Buch gebe, ist eine Weltanschauung, eine solche zumal, die sich in den scharfen Umrißlinien einer Ueberzeugung darstellt. Eine Weltanschauung, von der ich zwar fest glaube, ‚daß ihr die Zukunft gehört', die aber, weil sie sich zu den obligaten Anschauungen der heutigen Gesellschaft, morsch und brüchig, wie sie sind, in Widerspruch stellt — religiös wie sozial —, auch auf Widerstand treffen muß. Mit dem Einen verderbe ich es transszendental, mit dem Anderen im Sozialen, mit sehr Vielen aber auf jede Art.... Und dann liegt auch hier ein tragisches Problem versteckt. Auf der einen Seite das Räthsel der Individualität, das eine Kongruenz der Geister für ewig auszuschließen scheint; auf der anderen Seite das Geheimniß der Wahrheit, die doch überall und ewig nur die Eine ist, die Einzige nur sein kann! Und doch müßte die Wahrheit für Alle, Das heißt für Jeden, sein. Oder ist sie vielleicht — für Keinen?" So ungefähr schrieb ich in jenem Brief. Wir Menschen sind uns vollbewußt der Unmöglichkeit, die tiefsten Tiefen der Wahrheit jemals zu ergründen. Und dennoch muß ich sagen, daß es einen Schlüssel giebt, von dem zwar auch kein Mensch mit voller Gewißheit wird jemals sagen können: „Das ist der rechte Schlüssel!" Und doch... Es ist ein Schlüssel nämlich, der viele, viele Räthselschlösser öffnet, Vexirschlösser, die sonst noch jedem Versuche, einzudringen, widerstanden. Und Das ist doch gewiß auffällig. Mindestens legt es uns nah, vorurtheilsfrei weiter zu prüfen und zu forschen, ob sich dieser wundersame Schlüssel für so viele Welt- und Lebensräthsel nicht vielleicht doch als der Hauptschlüssel erweisen wird in das Labyrinth der drei großen Kardinalfragen: Wer bist Du —? Von wannen kommst Du —? Und wohin Deine Fahrt?... Neu in meiner Beweisführung ist vor Allem der Ausgangspunkt und der Weg zum Ziel. Aus der selbständigen Beantwortung meiner ersten Frage: Wer bist Du —? habe ich Glied für Glied die Lösung jener beiden weiteren Fragen abzuleiten und eine ausbauende Neubegründung des Problems der Wiedergeburt zu geben versucht. Und zwar indem ich, zum ersten Mal, den Versuch mache, die Weltanschauung der Metempsychose durch eine schlichte Darstellung, die mit Fleiß alle Terminologie vermieden hat, zu erschließen. Ferner, indem ich sie nicht in Widerspruch zum Christenthum gestellt, sondern vielmehr in der Ueberzeugung, daß man das Neue an das bewährte Alte anknüpfen müsse, auch aus

Digitized by Google

der christlichen Voraussetzung einer sittlichen Weltordnung und Weltgerechtigkeit abgeleitet habe. Denn die Brücken zu jenseitigen Ufern lassen sich niemals — wie es Nietzsche versucht hat — pfeilerlos in die Luft spannen: sie müssen auf die erprobten und vertrauten Fundamente der alten Weltgestade begründet werden. Was die soziale Richtung meines Buches anlangt — die als die Reversseite mit dem anderen Kardinalproblem von der sittlichen Weltordnung und Weltgerechtigkeit nothwendig geboten war und in deren Rahmen ich das Lösungergebniß jenes uralten transszendentalen Problems auf die große soziale Frage unserer Zeit anwenden konnte —, so muß ich bekennen, daß es sich hier zumeist nur um Anregungen handeln kann. Die Form meines Buches ist belletristisch. Es gliedert sich in vier Theile: Buch der Thränen; Buch des Kampfes; Lyrisches Zwischenspiel; Buch der Sterne. Dazu ein Anhang: Stimmen der Menschheit, worin ich — nach Vollendung meines Werkes — im Dienste der Sache, für die Freunde der „Osternacht", eine große Anzahl von Aussprüchen der ersten Denker und Dichter aller Zeit über Präexistenz und Wiedergeburt zusammengestellt habe. Die einzelnen Nächte werden außer durch den organisch leitenden vorangestellten Grundgedanken auch äußerlich zusammengehalten durch „die Einheit der Person", nämlich eines armen Dichters, der droben im engen Giebelstübchen haust und sämmtliche Nächte durchgeht. Zu ihm kommen in tapferer Stunde ab und zu geheimnißvolle Gestalten, wie die Noth, der Gram, die Sehnsucht, die Liebe, der Ruhm, das Schicksal und der Tod, die ihn hinausführen in die Nacht, in das tiefst ömende Leben, und hier vor seinem Auge wechselnde Welt- und Lebensbilder zu jener Weltanschauung irdischer und künftiger Dinge aufrollen. Philosophie und Sozialprobleme in Gassen- und Giebelgeschichten abzuwandeln, mag Manchen vielleicht als ein Wagniß erscheinen. Jedenfalls war mir dieses Buch, so wie es ist, ein Bedürfniß, mit mir selbst über mancherlei Dinge zwischen Himmel und Erde ins Reine zu kommen und Manches, was mich seit vielen Jahren schon bewegte, endlich einmal vom Herzen mir herunterschreiben. Es wurde sozusagen ein Buch für den eigenen Herzensgebrauch. Und dennoch (oder soll ich sagen gerade deshalb?) möchte ich glauben, daß die „Nächte", wenn auch nicht „für Alle", nicht einmal „für Viele", so doch vielleicht ein Buch für Manchen sein werden.

Kurt Geucke.

Das Räthsel der Eisernen Maske und seine Lösung. Gemeinverständliche Darstellung. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking. Preis Mark 1

Da die Frage nach der Persönlichkeit des „Mannes mit der eisernen Maske" seit ihrem Auftauchen auch beim deutschen Publikum das lebhafteste Interesse gefunden hat und sie durch die französische Forschung unserer Tage zum endgiltigen Abschluß gebracht worden ist, habe ich es für angebracht gehalten, in einer für die weiten Kreise der Gebildeten berechneten Darstellung, die alles Wesentliche berücksichtigt und die jüngsten Forschungergebnisse verwerthet, einen Ueberblick über die gesammte Streitfrage zu geben, um damit dem noch vielfach verbreiteten Irrthum, als ob das Räthsel für immer zu den ungelösten gehörte, entgegenzutreten. Durch die Beigabe von Anmerkungen, die erläuternde Zusätze,

Hosted by Google

literarische Nachweise und den Wortlaut der wichtigsten Quellen enthalten, hoffe ich, die Brauchbarkeit des Büchleins erhöht zu haben.

Wiesbaden. Dr. W. Bröcking.

Dogenglück. Eine Tragoedie in fünf Aufzügen. Sassenbach, Berlin.

Die Aufgabe dieser Anzeige ist nicht, eine mehr oder minder selbstgefällige, zum Kampf um den Beifall aufgeputzte Selbstanpreisung zu geben. Ich möchte mich hier, ohne mich in Allgemeinheiten zu verlieren, nur gegen zwei Vorwürfe verwahren, die mir zum Theil schon gemacht worden sind oder denen ich noch zu begegnen erwarte. Der erste Vorwurf, rein technischer Natur, ist von M. G. Conrad, dem von mir hochgeschätzten münchener Kritiker, erhoben worden und richtet sich gegen die Form des Dialoges in meiner Tragoedie, die zu voll und für eine szenische Wiedergabe zu breit und undramatisch gestaltet sein soll. Ich gebe zu, daß bei einer Aufführung Mancherlei eben aus technischen Gründen wegfallen müßte und ich möchte von vorn herein diese Veröffentlichung keineswegs als Bühnenausgabe betrachtet wissen. Doch bin ich von der Berechtigung dieses Vorwurfes und von seiner Bedeutung für den Werth meiner Tragoedie und vor Allem für ihre Wiedergabe auf der Bühne nicht innig genug überzeugt, um nicht zu versuchen, für meine Auffassung der dramatischen Form einzutreten. Man befürchte hier keine breiten dramaturgischen Auslassungen und Untersuchungen; es handelt sich für mich nur darum, das Formale in der Kunst des tragischen Dichters zu betrachten. Moderne Dramatiker glauben vielfach, dem Leben, wie es in Haus und Gasse sich abspielt, am Nächsten zu kommen, wenn sie es ängstlich bis auf die kleinsten Striche und Züge belauschen und so mit Photographenvirtuosität szenisch nachbilden und wenn sie die Sprache, die sie ihren Personen auf der Bühne geben, möglichst oder gänzlich kongruent der Werkeltagssprache gestalten, wie sie eben die Menschen sprechen, vom Koch bis zum König hinauf. Die Folge ist neben der sprachlichen Nüchternheit und Banalitat eine zerhackte und abgerissene Form des Dialogs, ein flüchtiges Haften von Worten und eine schnelle Folge von Rede und Gegenrede, die ängstlich vermeidet, einen Gedanken weiterzuspinnen, eine Episode ausführlicher zu schildern, als es das Leben und die Konversation des Lebens, die ein farbloses und zusammengeflicktes Kleid trägt, gestatten würde. Daß es abgeschmackt ist, zu glauben, schon darum und nur darum Realist zu sein, weil man der Sprache ihre gebundene Form genommen und scheu jeden Monolog in seinem Stück vermieden hat, scheint mir für jeden kunstphilosophisch fühlenden Menschen so augenscheinlich, daß ich davon absehen will, — zumal Beides in vorliegendem Werk nicht in Betracht kommt. Wer nur ein Bischen literarhistorische Kenntnisse hat, wird sich sagen müssen, daß nichts so sehr Sache des Temperamentes und des Naturells eines Dichters ist und bleiben muß wie die Art der Gestaltung des Dialoges. Hier Regeln und Grundsätze aufzustellen, ist eben so verkehrt oder mindestens eben so gewagt wie überhaupt der Versuch einer dogmenhaften Auffassung der Aesthetik. So wie im Leben Rede und Gegenrede — oder, besser gesagt: Interjektion und Gegeninterjektion — folgen würden, können wir sie niemals

Hosted by Google

auf der Bühne folgen lassen; und ein konsequenter Versuch würde auch den eifrigsten Realisten von der Unzulänglichkeit seines Vorhabens überzeugen. Wenn man jedoch gänzlich mit der Bequemlichkeit des Publikums, dessen überreizte Nerven man vor Uebermüdung hüten muß, rechnet, so ist es das Beste, unter Aufgabe jeder künstlerischen Thätigkeit und Empfindung ein glossenhaftes Opus, mit Witzen und möglichst vielen geistreichen Floskeln gespickt, auf den dramatischen Markt zu bringen und sein Talent zu Gunsten eines vielleicht mit fetten Tantiemen belohnten, aber kurzlebigen Machwerkes auszubeuten ... Ferner ist die Forderung, die ich durch meine Gestaltung des Dialoges an die Kunst und das Können der Schauspieler stelle, nicht größer als die, welche Shakespeare, Racine und Schiller, drei immerhin nicht unbefähigte Dramatiker, an die Mimen richteten. Ich erinnere nur an die breit angelegten Falstaffszenen des englischen Dramatikers und an die den Modernen schier unfaßliche Technik der französischen Meister. Die unter Kritikern heute so vielfach erhobene Klage, daß unsere Schauspieler bei ihrer oft unerträglichen Sucht, realistisch wahr zu wirken, und bei ihrer saloppen Lüderlichkeit, die sich genug darin thut, rein äußerlich das Leben zu kopiren, gänzlich zu sprechen, zu deklamiren verlernt hätten, hat ihren Grund meist in der gerügten Abfassung eines gehetzten und abgerissenen Dialoges. Es gehört freilich eben so viel, ja vielleicht noch mehr Können für den Schauspieler dazu, einer längeren Erzählung seines Partners zuzuhören, als dazu, mit nervösen Gesten Alltagsworte um sich zu streuen; aber nach einer Unzulänglichkeit unseres heutigen Schauspielerpersonales sollen wir doch nicht unsere Kunstwerke zurechtstutzen. Der zweite Vorwurf, dem ich mit mehr Genuß und weniger Galle entgegensehe, ist der, den ich von den „Plagiatschnüfflern" erwarte. Gegen diese Herren hier nur die eine Bemerkung: daß nichts in meiner Arbeit, keine Person, kein Gedanke und keine psychologische Falte, bewußt irgend Etwas von einem Bastardkinde an sich hat. Und freudig in solchem Stolz sende ich dies Erstlingswerk hinaus in die Welt. Möge es viele Freunde und ... Feinde finden.

Herbert Eulenberg.

Griechenland vor und nach dem Kriege; nebst Betrachtungen über den griechisch-türkischen Krieg des Jahres 1897. Mit drei Skizzen. Verlag von Tausch und Große. Halle a. S.

Mein Buch beginnt mit einem Ueberblick über die Geschichte Griechenlands seit dem Alterthum. Es bringt kurze Mittheilungen über den Zustand des heutigen Griechenlands und der Insel Kreta und schließt mit einer eingehenden Betrachtung über den griechisch-türkischen Krieg, über die politische Lage Griechenlands und über die Ziele und den Werth des Hellenismus. Möge der Zweck, der mich zu dieser Arbeit bestimmt hat, nicht ganz verfehlt werden und möge das Interesse für das neugriechische Volk und für sein geistiges Streben, das zwar in der deutschen Gelehrtenwelt, aber noch nicht im großen deutschen Publikum die genügende Anerkennung gefunden hat, immer lebhafter werden.

Halle a. S. Oberst a. D. A. Boysen.

Hosted by Google

Chemische Industrien.

Das verflossene Jahr hat die deutsche Elektrotechnik von Erfolg zu Erfolg geführt und jeder Fortschritt, den sie gemacht hat, ist in der Oeffentlichkeit aufmerksam verzeichnet und geräuschvoll akklamirt worden. Wir haben aber stillere Industrien, die nicht minder rüstig fortschreiten. Unsere chemischen Laboratorien sind die Ausgangspunkte und der wissenschaftliche Erfindergeist setzt sich kommerziell in Geschäfte um, die den Weltmarkt beherrschen. Eine Umschau am Jahresende lohnt gerade auf diesem Felde reichlich der Mühe. Die größten Treffer sind hier schon lange so häufig, daß die Zeitungberichterstattung darüber die Neugier nicht mehr reizt. Im Gegentheil: am Liebsten arbeiten unsere chemischen Fabriken unter Ausschluß der Oeffentlichkeit; die Inseln des Schweigens wäre man geneigt, sie zu nennen, wenn man des als Vertragsklausel weit verbreiteten Schweigegebotes gedenkt, das den höheren Betriebsbeamten und technischen Mitarbeitern auferlegt wird. So weit geht freilich auch in diesem Bereich die Verehrung für Silence and secrecy nicht, daß man jeder lärmenden Reklame entsagte.

Die starke Position der chemischen Industrie Deutschlands beruht zunächst auf ihrer Unabhängigkeit vom Geldmarkt. Seit dem Zeitpunkt der ersten Gesellschaftgründungen, als die Einzelunternehmer, die allesammt Rothschilds werden konnten, ihre Riesengewinne mit den Aktionären zu theilen begannen, sind eigentlich große — oder richtiger: fühlbare — Ansprüche an die deutsche Kapitalistenwelt kaum noch hervorgetreten. Die relativ geringere Rentabilität, die den sehr hohen Kursen entspricht, weist auf die überaus gute Klassirung der Aktien hin. Höchster Farbwerke rentiren sich bei diesmal 26 Prozent Dividende mit circa $6^1/_4$ Prozent, Badische Anilin bei 24 Prozent Dividende mit $5^3/_8$, Griesheim bei 16 Prozent Dividende mit $5^{15}/_{16}$, Bayer in Elberfeld bei 18 Prozent Dividende mit noch nicht $5^1/_2$. Die Höchster, deren Hauptaktienposten noch in den Händen der früheren Privatbesitzer sind, stehen verhältnißmäßig am Niedrigsten: Das ist ein interessanter Beleg dafür, daß die größere Repartirung im Publikum den Kursstand hebt. Auch einige Einzelfirmen, die ihr Jahreseinkommen nach Millionen, ihre Arbeiter nach Tausenden zählen, verfügen über hinreichenden Kredit, um ihre eigenen Bankiers zu sein, und begeben ihr London an der Börse schlankweg ohne Vermittlung; sie sind also wirklich ihre eigenen Bankiers. Selbst da, wo die Chemie mit der so theuer arbeitenden Elektrotechnik zusammen gehen muß, in der Elektrochemie, sind sehr große Baarsummen bisher nicht verlangt worden.

Freilich sagt man, daß die Elektrochemie ihre größten Arbeiten erst zu leisten haben wird und daß sie die Hoffnungen noch keineswegs erfüllt hat, die ihr im Organischen, besonders auch für die Farben, anfänglich entgegengebracht wurden. Wesentliche Erfolge werden mir fast nur in der Metallurgie bestätigt, wo noch dazu große Ueberraschungen bevorständen, — ähnlich wie vor einiger Zeit die elektrische Bleiche überraschte. Jedenfalls giebt es heute nur noch wenige Metalle, die nicht durch den elektrischen Strom ausgeschieden werden könnten. Diese Anwendung spielt vor Allem auch in der südafrikanischen Mineninduſtrie eine wichtige und für die Zukunft aussichtreiche Rolle. Sobald sich die Thätigkeit dort wieder mehr belebt, wird auch die Elektrochemie eine kräftige Förderung erfahren. Ein Verfahren, Kalcium-Karbid ohne elektrischen Strom hervorzu-

Hosted by Google

bringen, ist vorläufig mißglückt. Interessirt ist hierbei die vielbesprochene Trebertrocknung-Gesellschaft durch Professor Borchers in Aachen.

Da eben Kalcium-Karbid erwähnt wurde, so sei hier gleich auch des fast wichtigsten geschäftlichen Vorganges aus dem Jahre 1898, der Verbreitung des Acetylenlichtes, gedacht. Die Einführung dieses Lichtes in Deutschland, und zwar zu einer Zeit, wo sich das karburirte Wasserstoffgas schon seinen Einzug zu sichern beginnt, ist in der That überraschend. Denn selbst die rührigsten Agenten wissen gegen die große Explosivgefahr als Trost nur anzuführen, daß auch Leuchtgas explodiren könne und daß beim Acetylen ein intensiver Knoblauchsgeruch noch rechtzeitig warne. Ich sprach kürzlich mit einem unserer ersten Geschäfts-Elektriker. Ich: „Weshalb begünstigen die deutschen Elektrizitätunternehmungen eine konkurrirende Leuchtkraft wie das Acetylen?" Antwort: „Wir haben zehntausend Städte unter dreitausend Einwohnern, die wegen seiner Kostspieligkeit niemals zu elektrischem Licht kommen werden. Für diese Städte paßt Acetylen ausgezeichnet!" „Was geht Das aber die Elekrizitätunternehmer an?" Antwort: „Acetylen macht man aus Kalcium-Karbid!" „Und was geht Sie Kalcium-Karbid an?" Antwort: „An den Maschinen, die für die Herstellung gebraucht werden, ist nicht viel zu verdienen, aber die großen Wasserkräfte sind nun einmal sehr billig erworben worden und mit ihnen läßt sich Kalcium-Karbid sehr wohlfeil herstellen." Also: ein Elektrizitätunternehmen benutzte zuerst den zufälligen Vortheil billig erworbener Wasserkraft, um mit dem Nebenprodukt Geschäfte zu machen; Das erschnüffelt die Konkurrenz und späht sofort zum selben Zweck nach geeigneten Wasserkräften aus. Dann dauert es nicht mehr lange und die Kalcium-Karbid-Fabriken schießen, wie in der Schweiz, Italien, in den Vogesen, Norwegen, gleich Pilzen aus der Erde. Jüngst betheiligte sich in Meran sogar französisches Kapital. Auch ein französisches Patent ist vorhanden, und als die Trustgesellschaft der Berliner Union sich zu betheiligen geneigt war, rieth deren Rechtskonsulent aus dem Grunde davon ab, weil für die nächsten Jahre Patentprozesse zweifelhaften Erfolges nicht zu umgehen sein würden.

Mit Wasserkräften hat recht häufig auch unsere Aluminiumfabrikation zu thun. Die Preise dieses so vielseitig verwendbaren Metalles sind im abgelaufenen Jahre weiter gefallen. Das Kilogramm kostet jetzt nur noch etwas über zwei Mark und wird für 1899 noch um 0,50-Mark billiger erwartet. Höchst lehrreich ist dieser Rückgang, schon deshalb, weil er im engsten Zusammenhange mit der geradezu ungeheuer vermehrten Nachfrage steht. Bis 1874 war das Kilogramm nicht unter vierhundert Mark käuflich, dann folgte ein Jahrzehnt, in dem die Herstellung nicht unter hundert Mark möglich war, und seit 1887 begann ein ununterbrochenes Fallen, das nur kurze Zeit bei 38 und 27 Mark anhielt und seitdem regelmäßig weitergeht. Im Jahre 1897 war der Preis noch 3,50 Mark. Die vermehrte Nachfrage hat eben eine ungeheure Konkurrenz erstehen lassen und diese Konkurrenz hat den Unternehmerprofit beinahe auf ein Minimum herabgesetzt. Heute ist Aluminium — nach Volumen, nicht nach Gewicht berechnet — bedeutend billiger als Messing. Sehr beachtet wurde in Fachkreisen eine Stelle aus dem Bericht der Aluminium- und Magnesiumfabrik in Hemelingen bei Bremen. Danach findet das Magnesium eine immer geringere Verwendung in der Technik, trotzdem auch sein Preis von dreihundert Mark für das Kilogramm allmählich auf

Hosted by Google

achtzehn bis zwanzig Mark gefallen ist. Es wird eben von dem besser verwendbaren Aluminum verdrängt.

Einen riesigen Aufschwung haben die Fabriken zur Herstellung des metallischen Natriums in Bitterfeld und Rheinfelden genommen. Die Höchster Farbwerke machen dieses Natrium schon seit Jahren nach einem englischen Verfahren und bringen es in den Handel. Endlich hat ganz neuerdings die deutsche Gold- und Silberscheide-Anstalt ein solches Unternehmen mit einer Kapitalinvestirung von 400000 Mark gegründet. Auf das sehr gesuchte Aetz-Kali hat die chemische Fabrik Griesheim — oder das „Elektron" — an die Badische Anilin- und Sodafabrik die Lizenz abgegeben. Angesichts des überaus werthvollen Patentes denkt man schon heute an die Entstehung neuer konkurrirender Fabriken, die nicht ausbleiben kann, sobald das Patentprivileg abgelaufen sein wird.

Das beweglichste und zugleich fragwürdigste Gebiet unserer gesammten chemischen Industrie betrifft unstreitig die zahllosen Heilmittel, die unerschöpflich den Markt überfluthen und trotz ihren laut gepriesenen Vorzügen in kurzer Zeit, wie eine Mode, eben so wirksamen oder unwirksamen neuen Präparaten den Platz räumen. Während jeder ernsthafte Kaufmann sich schämen würde, durch Masseninserate einen untergeordneten Artikel aufzuloben, bringen es Fabriken, die der Stolz des Landes sind, fertig, in achtspaltigen Riesenannoncen die wirksamste Erfindung gegen den Durchfall anzupreisen. Die wichtigste Preisveränderung hat in diesem Jahr Antipyrin erfahren, das nach dem Verfall des Patentes fabelhaft verbilligt worden ist. Zu den billigen Abgaben hat sich die bisherige Produzentin selbst entschlossen, um einem neuen Wettbewerb zuvorzukommen. Eine eigenthümliche Operationbasis ergiebt sich für die Heilmittelfabrikanten aus dem bekannten Umstande, daß die Reichsgesundheitkommission in normalen Zeiten höchstens alle zwei Jahre zusammentritt. Wird ein solches mixtum compositum zum Arzneimittel gestempelt und als solches dem freien Verkehr entzogen, so hört natürlich das große Geschäft mit dem nur noch gegen ärztliches Rezept erhältlichen Mittel auf. Die betheiligte Fabrik schreitet dann sofort zur Herstellung eines neuen Pulvers. Dieses ist im Grunde natürlich nichts Anderes als das frühere, aber durch verschiedene Zusätze mit: „in" doch auf einen veränderten Namen getauft. Auch dieses Surrogat mag dann immerhin verboten oder der Verkauf eingeschränkt werden: unterdessen hat die Fabrik wieder zwei Jahre lang geliefert. Die praktischen Mediziner nehmen übrigens gegen den Heilmittelunfug immer entschiedener Stellung, und zwar sowohl aus sittlichen wie aus wissenschaftlichen Gründen. Von neuesten so auf den Markt gebrachten Fabrikaten sei ein Mittel gegen die Maul- und Klauenseuche erwähnt; ferner ein, wie es heißt, bedeutend verbessertes Kokaïn, das Nirwanin genannt wird. Von beiden verspricht man sich großen Absatz. Was die Serumpräparate betrifft, die seit einigen Jahren berechtigtes Aufsehen machen, so sind die meisten wohl patentirt. Wie aber die Verhältnisse einmal liegen, werden die hierbei in Frage kommenden Gelehrten von ihren Beziehungen zu der einen oder anderen chemischen Fabrik doch vollständig absorbirt. Da haben wir also wiederum die Kapitalfrage.

Große Erfolge hatten im Jahre 1898 die Fabriken für künstliche Riechstoffe aufzuweisen, wie z. B. für Heliotropin, Jonon und das schon ältere Vanillin. Bekanntlich handelt es sich dabei um die Konzentration natürlicher Gerüche.

Hosted by Google

Ein Hauptunternehmen hierfür ist in Holzminden. Ein naher Verwandter des einen Chefs und, wie man sagt, selbst mit betheiligt, dozirt als Professor in Berlin. Auf dem gewaltigen Gebiete der Anilinfarben ist dagegen im Ganzen wenig Neues vorgegangen. Wichtig war eigentlich nur das künstliche Indigo, dessen sich die Badische Anilinfabrik auch für den Handel bemächtigt hat. Deutschlands Anilinfabrikation steht noch immer im Brennpunkte des internationalen Interesses und daran wird sich in absehbarer Zeit auch vermuthlich nichts ändern. Pluto.

Die Zuchthausbrüder.

Ein Silvesterlied.

Ich ging spaziren in Moabit
Und summte im Geiste ein Weihnachtlied...
Und wie ich am Zuchthaus vorübergehn will,
Da schau' ich durchs Fenster ein lieblich Idyll.

Da saßen die Sträflinge rings im Kreis
Und krempelten Wolle, wie Schnee so weiß,
Und spulten und spannen in mal'rischen Gruppen
Und pappten gar niedliche Weihnachtpuppen.

Da stampft' aus dem Kreise in schmieriger Hos'
Ein vierschröt'ger Bursche und legte los:

„Ich war ein Maurergeselle,
Ein zielbewußter Genoss',
Beim Ausstand flink zur Stelle,
Als Strike-Posten war ich groß;
Hab' kräftige Wörtlein gesprochen,
Kam Einer zur Arbeit herbei, —
Drum hat man mich eingestochen
Bei Grütze und Erbsenbrei."

Da lachten die Sträflinge lustig im Chor;
Mit rollendem Aug' trat ein Zweiter hervor:

„Mit Donnerworten that ich hetzen
Den Spießer, der im Halbschlaf döst;
So oft ich sprach: nach wen'gen Sätzen
Ward die Versammlung aufgelöst.
Mein Wort war wild und scharf wie Messer.
Was ich geredet, wußt' ich nie;
Doch Andre wußtens leider besser, —
Und eines Tags fand ich mich hie.
Nie will ich mehr um Volksgunst buhlen,
Bei diesem Leben geh' ich ein:
Ich bin zu alt, um nur zu spulen,
Zu jung, um ohne Punsch zu sein!"

Hosted by Google

Da lachten die Sträflinge lustig im Chor;
Ein Dritter trat würdig und ernst hervor:

„Ich war ein Redner der Kanzel
Und rügte der Menschen Fehl,
Ich sprach von den Lastern der Reichen,
Vom Nadelöhr und Kameel.
Die Brotwertheurung beklagt' ich
Beim Bitten ums tägliche Brot
Und schalt bei den Lüsten des Fleisches
Fleischmangel und Schlachtviehnoth.
Und wie das soziale Elend
Ich malte in düsterem Stil,
Da bracht' ich mich selbst in Erregung
Und sagte ein Wörtchen zu viel."

Hell lachten die Sträflinge auf im Chor;
Mit watschelndem Schritt schob ein Vierter sich vor:

„Ich hab' gefixt in Brotgetreide
Und arrangirte kleine Schwänzen,
Hab' viel gemacht in Differenzen, —
Und war doch eines Morgens pleite.
Und als den Terminhandel man verbot,
Nu, da half mir das Zuchthaus aus aller Noth!"

Da lachten die Sträflinge kichernd im Chor;
Den Stift hinterm Ohr trat ein Fünfter hervor:

„Ich habe in manch nettem Bild
Gezeichnet, was draußen sich abgespielt,
Manch wohlbekannte Staatsfigur
Hob ich ins Reich der Karikatur.
Einst wählt' ich mein Ziel ein Bischen zu hoch, —
Der Staatsanwalt rief: ‚Ins Loch — ins Loch!'"

Da lachten die Sträflinge spöttisch im Chor;
Nun trat ich schließlich selber hervor:

„Ich schrieb mal so manchen Artikel . . .
Jetzt spritz' ich die Feder rein aus;
Denn hat uns das Zuchthaus beim Wickel,
Dann gehn die Gedanken nach Haus!"

Da platzten die Sträflinge wiehernd heraus
Und warfen mit Wolle und schäbigem Flaus.
Und lauter und lauter erscholl der Rumor, —
Da kam der Inspektor und nahm sie beim Ohr.

Otto Reinhold.

Hosted by Google

Adam Mickiewicz.

Der Tag, dem die Weihnacht folgt, schenkte vor hundert Jahren dem wankenden Polenreich den größten nationalen Dichter, den Knaben, der berufen war, in glänzenden epischen und balladesken Bildern eine sinkende Gesellschaftschicht zu malen, den im tiefsten Herzensgrunde satirisch gestimmten Sänger der lustig dem Untergange entgegenjubilirenden Szlachta. Hundert Jahre nach seiner Geburt ward ihm mit allergnädigster Erlaubniß des Weißen Zaren in Warschau ein Denkmal enthüllt und schöne, freilich nach der Moskowiterweise gesänftigte Reden priesen in sorglich verriegelten Räumen den großen polnischen Barden. Doch dieser nationale Poet gehört der Welt, nicht nur dem Zufallslande seiner Geburt; und dem vom Beherrscher aller Reußen und von dem industrialisirten und in allerlei schmutzigen Geldgeschäften ergrauten Magnatenklüngel Protegirten huldigte in heller Begeisterung auch das internationale — und besonders eifrig das polnische — Proletariat. Ein seltenes Schauspiel, das dem Betrachter die Frage entstehen läßt, wie die Wesensart des merkwürdigen Mannes wohl war, der in einander eindlichen Lagern so einmüthigen Beifall zu gewinnen vermochte.

... Auf dem Friedhofe von Montmorency, dem kleinen Vergnügungvorort von Paris, vollzog sich am achtundzwanzigsten Juni 1890 eine ernste Feier; die polnische Totenkolonie, die dort seit langen Jahren gastliche Ruhstatt gefunden hat, verlor ihren größten Sohn: die Gebeine Adams Mickiewicz wurden der fremden Erde entrissen, um von einer Abordnung des galizischen Landtages in die Heimath, die alte polnische Krönungstadt Krakau, gebracht zu werden. Der Vorgang war politisch nicht bedeutunglos: hatte im Jahre 1867, als man das von Préault gemeißelte Brustbild Mickiewiczs an der selben Stätte enthüllte, das offizielle Frankreich seinen Sympathien für Polen einen fast überschwänglichen Ausdruck gegeben, so hielten sich 1890, in den Tagen der französisch-russischen Verbrüderung, die leitenden Kreise vorsichtig fern. Der Festredner von 1867 war Carnot, der Vater des späteren Präsidenten der Republik, und ihm gesellten sich Foucher de Carreil und andere politische Persönlichkeiten; am achtundzwanzigsten Juni 1890 wurde der galizischen Delegation kein amtlicher Gruß zu Theil; nur Ernest Renan und Jules Lermina sprachen am Grabe, Jener als Administrator des Collège de France, an dem Mickiewicz in den vierziger Jahren über die slavischen Literaturen gelesen hat, Dieser als Vertreter der Association littéraire internationale. Man wird nicht sagen dürfen, daß die einfache Totenfeier darum minder würdig verlief. Ernest Renan fand in seiner unpolitischen Rede ergreifende Töne zum Preise des toten Poeten und das Wort, das er im Hinblick auf die königlichen Ehren aussprach, die Polen seinem größten — und seinem einzigen großen — Dichter durch die Beisetzung in der historischen Königsgruft des Wawel

Hosted by Google

erwies, verdient noch heute die weiteste Verbreitung: „Vous donnez là une grande leçon d'idéalisme; vous proclamez qu'une nation est une chose spirituelle, qu'elle a une âme qu'on ne dompte pas avec les moyens qui domptent les corps.“

Fünfunddreißig Jahre hat Adam Mickiewicz in französischer Erde geruht; und als ihn sein Volk heimholte, mit Ehren, wie sie unsere geniefeindliche Zeit nur noch den Sprossen des Gottesgnadenthumes oder den glücklichen Schlachtengewinnern zuerkennen mag, da war es ihm doch nicht vergönnt, in jenem Theil seines Vaterlandes sich zu betten, das er von fern her mit der Seele suchte. Zu Nowogrodek in Littauen ward er 1798 geboren; an Littauen nur hat er in der Verbannung gedacht; um den Switez-See seiner Geburtstadt hat er den schönsten Kranz seiner Balladen geschlungen und an die Spitze seines größten und reifsten Epos stellte er den sehnsüchtigen Ruf:

„Du bist wie die Gesundheit, Littaun, mein Vaterland:
Nur wer Dich hat verloren, Dem ist Dein Werth bekannt!“

Aber Littauen ist längst russischer Besitz, Großpolen fiel an Preußen, — und so führte man, was sterblich an Adam Mickiewicz war, nach dem österreichischen Galizien; dort, in dem Saint-Denis von Krakau, ruht nun der Dichter bei den Königen. Nur zwei ungekrönte Häupter umschloß bis zum Jahre 1890 die Totengruft: neben Taddäus Kosziuszko und Poniatowski schläft seitdem Adam Mickiewicz im Wawel, — neben den tapfersten Kämpfern für Polen der mächtigste Sänger des Polenlandes.

Ojczyzna: das Vaterland giebt den Grundton an im poetischen Schaffen Mickiewiczs; national sind seine Stoffe, national ist seine Weise und selbst in seiner reinsten Lyrik, in den herrlichen Sonetten, werden historische Gestalten lebendig und altpolnische Pracht und Größe erwacht in begeisterten Klängen. Für den Polen ist die Sehnsucht nach des Vaterlandes Einigung zugleich ein unhemmbarer Zug nach dem alten romantischen Lande des Unerreichbaren; und es ist kein Zufall, daß der erste nationale Dichter Polens auch der erste Romantiker des Volkes der problematischen Naturen war. Die Vaterlandsliebe, sagt Heine einmal, ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer, zusammen fließen; und dennoch trägt dieses Vaterland nicht gerade reizende Züge. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübsälige polnische Sumpfgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden und sprach pfiffig, während er den klugen Kopf schüttelte: „Und Das nennen die Kerls ein Vaterland!“ Und doch hat Keiner von den „Kerls“ dieses Vaterland vergessen: wie Frédéric Chopin, so zog auch Adam Mickiewicz als ein Ahasver des Polenthumes durch die Welt und aus den pikanten Trauerphantasien des Einen wie aus der byronisirenden Poesie des Anderen klingt schrill und schneidend noch heute unserem Ohr der Weheruf entgegen: Ojczyzna — das Vaterland!

Hosted by Google

Nicht einmal die Hälfte seines kurzen Lebens durfte Mickiewicz in diesem Vaterlande verbringen. Der Sohn eines armen Edelhofes hatte kaum als Regirungstipendiat seine Studien beendet und sein Lehramt in Kowno angetreten, als er sich durch seine Zugehörigkeit zu den der Regirung mißliebigen Verbindungen der Strahlenden und der Philareten den Unwillen der russischen Machthaber zuzog. Er ward verbannt; und erst seine Sonette aus der Krim, die er 1825 in Odessa schrieb, führten eine etwas günstigere Wendung seines Schicksals herbei. Fürst Galizin nahm den jungen Poeten mit sich nach Moskau; von dort ging er nach Petersburg, wo er sein Epos „Konrad Wallenrod" den früheren epischen Schöpfungen „Grazyna" und „Die Totenfeier" folgen ließ. War er in Petersburg mit Puschkin bekannt geworden, so durfte er 1829 vor dem weimarer Dichterfürsten stehen und als ein köstliches Angedenken an Goethe eine Goldfeder und ein freundliches Geleitwort mit sich nehmen. Die Botschaft vom Polenaufstande von 1830 traf ihn in Rom, und während er seine flammende „Ode an die Jugend" in einem Taumel der Begeisterung niederschrieb, mochte er wohl von einer Rückkehr in das Vaterland träumen. Aber der Traum zerrann: der Aufstand wurde niedergeworfen, Paskiewitsch zog in Warschau ein und wieder erscholl durch das Weichselland der Ruf des sterbenden Kosziuszko: Finis Poloniae! Mickiewicz wurde in Paris heimisch, man bot ihm die Professur der slavischen Sprachen am Collège de France an, er bildete den Mittelpunkt des Emigrantenkreises, George Sand, die alternde Freundin Chopins, erkannte sein Genie und machte sich zum Herold seines jungen Ruhmes, — und hier fand er auch die Gattin in Celina Szymanowska, der Tochter einer anmuthigen Künstlerin, die einst Goethe in Karlsbad durch Gesang und Spiel entzückt hatte. Doch auch in der Ehe ward dem Ruhelosen kein Glück; und als er, unter dem Doppeleinfluß der Mystik Montalemberts und des von seinem schwärmenden Landsmann Towianski gepredigten Messianismus, im Verlauf seiner Vorlesungen immer tiefer in mystisch-theologische Verschwommenheiten hineingerieth, verlor er auch sein Amt und wieder pochte, wie in den Jünglingstagen, die Noth mit hartem Finger an des Verbannten Thür. Damals mochte er wohl schon die herbe Schwermuth des frühen Alterns in sich fühlen, die ihm den Vers auf die Lippe legte:

„Einsam muß ich im fremden Land ergreisen!
Wem soll ich Sänger singen meine Weisen?"

Noch einmal eilte Mickiewicz nach Rom, um eine polnische Legion zu organisiren: wiederum vergebens. 1852 ernannte ihn Louis Napoleon zum Bibliothekar des Arsenals, und als der Krimkrieg ausbrach, sandte der Kaiser den Dichter nach Konstantinopel, um dort die polnischen Landsleute zum Kampf zu sammeln. Aber Noth und Herzeleid hatten die Lebens-

Hosted by Google

kraft Mickiewiczs aufgezehrt; am achtundzwanzigsten November 1855 ist er, ein siebenundfünfzigjähriger Mann, in Konstantinopel gestorben. Und auch nach dem Tode fand der irrende Ritter der Polenpoesie keine Ruhe: um von Konstantinopel aus die Heimath zu erreichen, mußten seine müden Gebeine den Umweg über Montmorency nehmen. Als man ihn im Wawel zu Krakau einsargte, konnte man den altpolnischen Grabgesang anstimmen, der bei der Leichenfeier gefallener Krieger zu ertönen pflegte:

„O Krieger, o Verbannter, Du irrst durch Wald und Flur
Und mußt gar manchmal kämpfen mit Noth und Hunger nur!
Bist endlich Du gesunken vom treuen Roß herab,
So scharrt Dir mit den Hufen das treue Roß Dein Grab!"

Durch die nur zum kleinsten Theil wirklich gelungenen Uebersetzungen wird uns das Verständniß für das Schaffen des polnischen Dichters beträchtlich erschwert und dem mystisch gläubigen Polen und Katholiken vermag unsere Skepsis nicht immer zu folgen. Eins aber ist gewiß und giebt dem Dichter das volle Recht auf die Ehren, mit denen man nun sein Denkmal enthüllt hat: Adam Mickiewicz hat die Literatur seines Volkes um einen gewaltigen Schritt vorwärts geführt. Als er ins Leben trat, gab es eine polnische Dichtung nicht für Europa; weder die latinisirende Mönchspoesie noch die unbeholfene Nachahmung der französischen Klassik hatten Anspruch auf ernste Beachtung; erst Mickiewicz führte sein Volk in die Weltliteratur ein und noch ist ihm Keiner der Landsgenossen gefolgt. Er schuf eine nationale Poesie und wurde ein internationaler Poet: Das wäre vielleicht die passendste Grabschrift für den Sänger Littauens gewesen.

Unwillkürlich drängt sich hier die Parallele mit dem russischen Dichter auf, der in ähnlicher Weise zwischen 1815 und 1840, in jener Zeit, die ein geistreicher Mann den poetischen Waffenstillstand zwischen den großen politischen und den großen sozialen Kriegen des Jahrhunderts genannt hat, seinem Volke eine nationale Dichtung schuf. Der Säkularfrühling, der Mickiewiczs Ruhm erblühen sah, brachte im großen Nachbarhause der slavischen Familie das stürmende Genie Puschkins zur Reife. Eine kurze Zeitspanne hindurch waren die beiden Romantiker befreundet; bald aber riß der politische und der religiöse Zwiespalt sie von einander und Puschkin hat es oft und lebhaft beklagt, daß auch der um zwei Jahre ältere Dichter von dem Irrlicht polnischen Heroenthumes nicht loskommen konnte. Beide Dichter stammten von Byron und von den deutschen Romantikern vom Schlage des feinen Novalis ab. Mickiewicz hat offen ausgesprochen, der Sänger des Childe Harold sei das geheime Band, das die Literatur der Slaven der des Westens verbinde; und als sie an einem trüben Regentage, der Russe und der Pole, fröstelnd vor dem Denkmal Peters des Großen ihre Gedanken austauschten, da mochten

Hosted by Google

sie sich wohl als Brüder fühlen und als Zwillingsprossen eines poetischen Geschlechtes. Aber äußere Verhältnisse und mehr noch die Verschiedenheit der Temperamente führten die beiden in ihrer geistigen Komplexion so ähnlichen Männer verschiedene Wege. Puschkin bewahrte sich inmitten eines von Ausschweifungen und Exzentrizitäten erfüllten Lebens eine glückliche Herzensheiterkeit, die ihn dem Blick aus der altruistischen Weltanschauung des Slaventhumes heraushebt; mystische Schauer wehten diese klare und feine Natur niemals an und über seinen griechischen Gottglauben legte sich ein zarter Duft hellenischer Lebensbetrachtung, die dem schwer athmenden Geschlecht der späteren russischen Dichter, von Nikolaus Gogol bis auf Lew Tolstoi, völlig abhanden gekommen ist. Puschkin war zunächst Mensch und dann erst Russe; er fand höheren Stolz darin, ein Sohn Adams, als ein Sohn Ruriks zu heißen, und wenn seinem Lebenswerk darüber der „kräftige Erdgeruch" verloren ging, so ward es doch Gemeingut einer weniger eng begrenzten Welt. Mickiewicz wollte zuerst Pole sein und nichts als Pole: sein balladeskes Talent unterschied sich wesentlich von der leisen Zweifelsucht des Alfred Musset verwandten Puschkin; persönliches und nationales Mißgeschick umdüsterte seine Seele und der dicke Weihrauchnebel des Katholizismus breitete sich schwer lastend über sein in lohender Begeisterung aufblühendes Gemüth; er würde heute eher mit Tolstoi als mit Puschkin sich berühren, — in schwermüthigem Mystizismus und in bangem Sehnen nach der goldenen Zeit des panslavischen Liebeglaubens. Und noch einmal bewies die Glücksgöttin an beiden einst befreundeten Dichtern ihre Launenhaftigkeit, ehe sie beiden den Rücken kehrte: Puschkin starb jung einen raschen Tod, noch ehe die gerade bei ihm unvermeidliche Abnahme des poetischen Vermögens zum Ausdruck gekommen war; er fiel, siebenunddreißig Jahre alt, im Zweikampf; um zwei Jahrzehnte fast überlebte dagegen Mickiewicz den Höhepunkt seines Schaffens: er hat nach seinem Epos „Herr Taddäus oder der letzte Einritt in Littauen" kein poetisch bedeutendes Werk mehr geschaffen.

Dieses in zwölf Bücher eingetheilte Epos, das die verworrenen Geschicke der streitlustigen Szlachta in den napoleonischen Jahren 1811 und 1812 behandelt, gilt als das Meisterwerk des Dichters. Man hat es nicht ungeschickt oft Goethes „Hermann und Dorothea" verglichen und es besteht mit allen Ehren in so gefährlicher Nachbarschaft, — ja, man darf sagen, daß es durch die Größe der Anlage und die Weite der Perspektive das deutsche Gedicht überragt. Vom pariser Pflaster hat sich der Verbannte in die „traute Heimath", in „der Jugend Hain" zurückgeträumt und er hat, nach eigenem Bekenntniß, nur, was er sah und hörte, in dieses Buch eingetragen. Das Land, „wo jeder Edelmann ein Kandidat der Krone, des Thrones werden kann", lebt auf in bunter, doch schon den Keim der Zersetzung in sich tragender

Hosted by Google

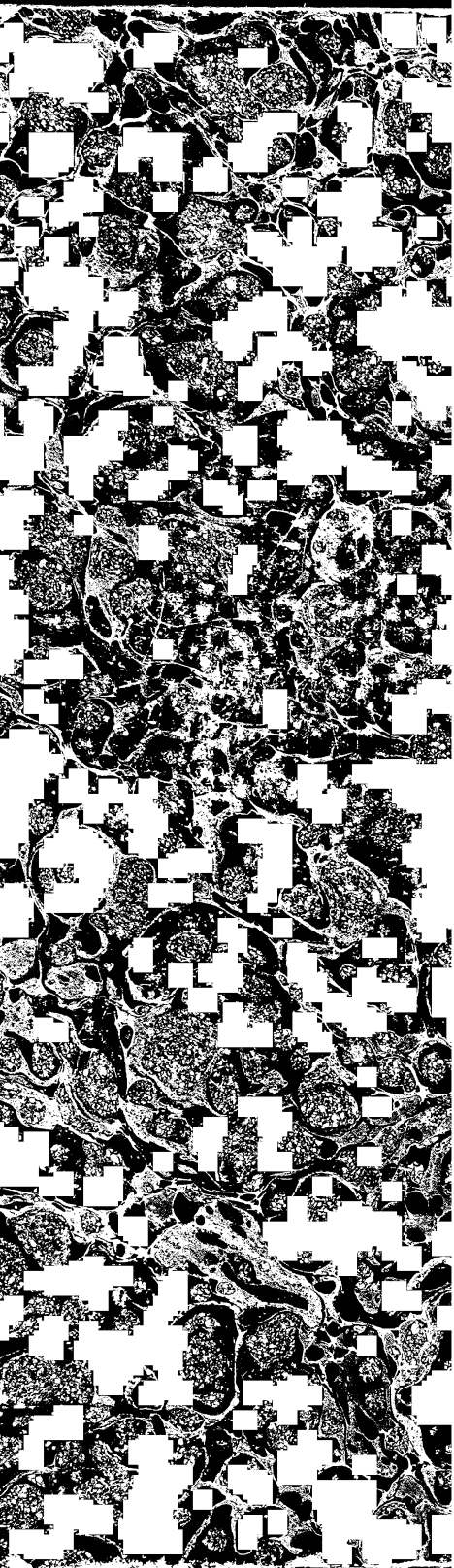
Pracht; Naturschilderungen von köstlich eigenartigem Reiz stehen neben den ironischen Reflexen einer mild satirisirenden Lebensanschauung und mit knappen und doch unmittelbar packenden Zügen ist eine typische Ahnengalerie des Polenthumes abkonterfeit: die pro bono publico zu jeder Rauferei bereiten Szlachzizen, die strebernden Beamten und Modeherrchen, der patriotisch trotz den Edelleuten begeisterte Jude Jankiel, der rechthaberische halbdeutsche Doktrinär Buchmann und der heroische Kämpe Dombrowski, der Führer der polnischen Legionen im Dienst des Korsen, aus deren Reihen der berühmte Dombrowskimarsch hervorging mit seinem Jubelruf: „Noch ist Polen nicht verloren, — wir, wir leben noch!" Auch die beiden Frauengestalten, die in das wüste Gewirr von Helden und Abenteurern treten, sind fein und scharf profilirt: der arrangirten Schönheit der in pariserischen Moden schwelgenden Luxusdame Telimena giebt der natürliche Reiz des schlichten Volkskindes Sophia kontrastirend das schärfste Relief. Mit Recht hat man den epischen Faden dieser altpolnischen Ilias dünn genannt; das Gedicht hat keinen persönlichen Helden und der Titel „Herr Taddäus" weist deutlicher auf den größten Patrioten Taddäus Kosziuszko als auf den jungen Soplikasprossen; der eigentliche Held des Gedichtes ist Polen; und man glaubt, das Geschick des unglücklichen Landes in dem Klageruf symbolisch verkörpert zu sehen, den der sterbende Held Jacek Soplika in der letzten Stunde ausstöhnt:

„Mich, der — ich darf es sagen — erschüttert einst den Kreis,
Den Fürst Radziwill oftmals: ‚Mein Freund, mein Lieber!' hieß,
Mich, der, als ich vor Jahren die Kolonie verließ,
Hatt' einen größ'ren Hofstaat als mancher Fürst im Reich,
Mich, den, griff ich zum Schwerte, der Schwerter tausend gleich
Umringten, deren Blinken der Herrenburgen Schreck —
Verlachten jetzt die Kinder im Dorf gleich einem Geck!
So in der Menschen Augen ins Elend jäh gebracht
Sich hat Jacek Soplika! — Wer kennt des Stolzes Macht?! . ."

...Adam Mickiewicz war nicht von jenen geckigen Polen, die ihren nationalen Trauerflor durch alle Lande spazieren führten und sich in ihrem thränenfeuchten Märtyrerthum wohlbehaglich fühlten. Ihm war es ernst um sein Leid; ihm galt, was über allem Schein, nicht nur der Trauer Kleid und Zier. Er war ein rechtschaffener, ehrlich und warm empfindender Mensch und, Das geht aus seinem kleinsten Sonett, aus dem schwächsten Ruf seiner echt lyrisch gestimmten Seele hervor, er war ein ganzer Dichter, der einzige große Dichter seines wenig schöpferischen Volkes. Er lechzte nach patriotischen Thaten und ahnte wohl kaum, daß dem Verbannten die herrlichste gelang: das Polenthum in der Weltliteratur heimisch zu machen.

Im Jahre 1890 verbot der polnische Erzbischof Morawski in Lemberg alle Kanzelpredigten zur Mickiewiczfeier, weil in Paris Renan, „der

Hosted by Google



Hosted by Google